



SYSTEM DER HYGIEINE.

I.

»La santé est le plus beau et plus riche présent que nature nous sache faire, preférable à toute autre chose, non seulement science, noblesse, richesses, mais à la sagesse même.«

PIERRE CHARRON, De la sagesse trois livres. Dernière édition. A Paris, 1618. in 8⁰. pag. 44.

Arbeiten des Verfassers:

Systeme:

Medicinische Chemie. Erlangen. 1857—58. (Verlag von Ferdinand Enke.) Zwei Bände in Lex. 8⁰.

Lehrbuch der Allgemeinen Aetiologie und Hygieine. Erlangen. 1858. (Verlag von Ferdinand Enke.) Ein Band in Lex. 8⁰.

Die Ursachen der Krankheiten, der physischen und der moralischen. Leipzig 1867. (Verlag von Ernst Fleischer.) Ein Band in Lex. 8⁰.

System der Hygieine. Leipzig. 1870. (Verlag von Friedrich Fleischer.) Zwei Bände in Lex. 8⁰.

Die Allgemeine Naturlehre des Menschen. Giessen. 1865. (Verlag v. Emil Roth.) Ein Band in Lex. 8⁰.

Monographieen:

Die Nahrungs- und Genussmittelkunde, historisch, naturwissenschaftlich und hygieinisch begründet. Göttingen. 1860—61. (Verlag von Vandenhoeck & Ruprecht.) Zwei Bände, in drei Abtheilungen, in Lex. 8⁰.

Geschichte, Natur- und Gesundheitslehre des ehelichen Lebens. Cassel. 1864. (Verlag von J. C. Krieger.) Ein Band in gr. 8⁰.

Ueber Unsittlichkeit. Neuwied und Leipzig. 1866. (Verlag von J. H. Heuser.) Ein Bändchen in 8⁰.

Ueber die Entartung des Menschen, ihre Ursachen und Verhütung. Erlangen. 1868. (Verlag von Ferdinand Enke.) Ein Band in Lex. 8⁰.

Abhandlungen:

Zur Staats-Gesundheitspflege. Leipzig. 1861. (Verlag von Otto Wigand.) Ein Bändchen in kl. 8⁰.

Die Hygieine und ihr Studium. Erlangen. 1868. (Verlag von Ferdinand Enke.) Ein Bändchen in Lex. 8⁰.

in Zeitschriften:

Considerazioni sulle malattie sociali. [L'Igea. Bd. I. Milano. 1862—63.]

Sulla pubblica Igiene. [L'Igea. Bd. I.]

Betäubende Gifte. [Zeitschrift des Allgemeinen Oesterreichischen Apotheker-Vereines. 1863.]

Die Wohnsitze der Menschen. [Canstatt's Jahresbericht der Medicin für 1864. Bd. VII. — Gothaisches Tageblatt. 1864.]

Ueber die Nothwendigkeit der Einführung der Gesundheits-Pflege als Lehrgegenstand in allen Schulen. [Annales d'hygiène publique et de médecine légale. 2. Reihe. Bd. XXVIII. Paris. 1867. — Neue Gewerbe-Blätter für Kurhessen. 1866.]

Ueber einige Maassregeln der Gesundheits-Pflege und Bevölkerungs-Politik bei den Griechen, Römern, Indern, Egyptern und Juden. [Virchow's Archiv für pathologische Anatomie und Physiologie und für klinische Medicin. Bd. XLV.]

Populäre Arbeiten:

Volks-Gesundheits-Pflege. Coburg. 1862. Ein Band in gr. 8⁰. (Verlag von Feodor Streit.)

Flugschriften:

Die Universität in Mähren. Gotha. 1864. in 8⁰. (Verlag von K. G. Stollberg.)

Analyse des von Dr. Carl Schwarz verfassten Leitfaden für den Religions-Unterricht. Neuwied und Leipzig. 1867. (Verlag von J. H. Heuser.)

in Zeitschriften und Zeitungen:

Ein Wort über die Universitäten. — Ueber den Werth der Menschen - Kenntniss für die Wissenschaft und für die Praxis. — Selbsthülfe, Staatshülfe. — Die Werke Kaiser Napoleon's III. — [Gothaisches Tageblatt. 1863—65.]

Zur Gesundheits-Pflege. — Ueber die Nothwendigkeit der Verallgemeinung der Wissenschaft vom Menschen und seiner Gesundheit. — [Allgemeine deutsche Arbeiter-Zeitung. 1864.]

Die Fleisch liefernden Thiere. — Das Einzelnwesen und die Aussenwelt. — [Der Hausarzt. Bd. I. und II. 1863—64.]

Ueber einige Individualitäts-Verhältnisse. [Oesterreichischer Reform-Kalender für 1865.]

Das Elend, dessen Ursachen, Wirkungen und Austilgung. [Illustrirte Familien-Bibliothek. 1869.]

etc. etc.

SYSTEM

DER

HYGIEINE.

VON

EDUARD REICH.



ERSTER BAND.

LEIPZIG,
VERLAG VON FRIEDRICH FLEISCHER.
1870.

VORWORT.

Ich bin ein armer Mann, sehr arm; aber ich schäme meiner Armuth mich nicht, sondern bin stolz darauf und bekenne sie offen vor aller Welt. Zwar ist es heutzutage viel mehr als früher, heutzutage, wo ein abscheulicher Eigennutz, ein allgemeines Geld- und Kaufmannsthum das Beste zertritt und das Elendste, wenn es schimmert, anbetet, wohl vortheilhafter, eine glänzende Aussenseite zu zeigen, mit grossen »Ressourcen« sich breit zu machen, nebenbei gelehrte Spielereien zu treiben, und in Gesellschaft mit Erfolgen sich zu brüsten; doch, es wird auch diese Zeit der Erbärmlichkeit vorüber gehen, die Asche wird zerstäuben nach allen Richtungen der Wind-Rose, und das Gute, und sei es ein noch so kleines Theilchen, wird zurück bleiben, um verwendet zu werden als Baustein zum Tempel der Menschheit.

Darum darf ich offen meine Armuth bekennen, um vor Denen, die dieses Buch lesen, mich zu rechtfertigen, dass ich nur Weniges bieten konnte, weil meine Mittel zu gering waren, um Grösseres zu leisten. Und meine Leser werden wegen meiner Armuth mich nicht verachten. Ich habe Alles, worüber ich verfügte, auf den Altar der Wissenschaft gelegt; ich habe Alles geopfert, um meinen Mitmenschen ein wenig zu nützen. Leute solchen Schlages werden als unheilbare Schwärmer bezeichnet — von den Götzen-Dienern des Mammon —; nun, so will ich gerne ein unheilbarer Schwärmer sein. —

Das System der Hygieine, welches ich hierdurch der Oeffentlichkeit übergebe, hat eine Geschichte. In den Jahren 1857 und 1858 schrieb ich ein Werk, welches den Titel »Lehrbuch der allgemeinen Aetiologie und Hygieine« führte und in Erlangen erschien. Ich stand damals in meinem zweiundzwanzigsten Lebens-Jahre, und dieses Lehrbuch war meine zweite umfangreiche Arbeit. Manche Stellen darin waren in eine Form gebracht worden, wie das Ungestüm des Jugend-Eifers sie bestimmte; doch sie wollten, wie das Ganze, nur das allgemeine Beste. Der Standpunkt, den ich damals einnahm, war der des aufgeklärten, demokratischen Absolutismus.

Der Aufenthalt in Republiken und Monarchieen, umfassendes Studium der Social-Wissenschaft, der Anthropologie und Geschichte, und genaue Beobachtung des Lebens aller Schichten der Gesellschaft, haben allmälig Ueberzeugungen in mir ausgebildet, welche das Heil der Menschen nicht in dieser oder jener Staats-Form, sondern nur in der Harmonie von Tugend und Glückseligkeit mich erkennen lassen. Diese Harmonie ist in jedem Staate möglich, an dessen Spitze ehrliche Männer stehen, dessen Bürger rechtliche Leute sind. Keine Staats-Form ist an sich widernatürlich; eine jede entspricht dem augenblicklichen Zustande des Volkes, von dem sie angenommen wurde. Und unter den Staats-Formen ist keine, die nicht mit der Hygieine sich vereinbaren liesse, wenn die Regierenden und die Regierten nicht lediglich aus Lumpen-Gesindel bestehen. Mir gült das Menschen-Wohl höher, als das Interesse irgend einer Partei; darum verwerfe ich für die Förderung dieses Wohles alle Partei-Umtriebe, ja ich betrachte dieselben geradezu als ein Hemmniss der Tugend und Glückseligkeit.

So wie die Hygieine mit einer jeden ehrlich gehandhabten Staats-Form verträglich ist, so ist sie auch mit einer jeden nur einiger Maassen vernünftigen Religion vereinbar, und es ist nur die Schuld der Sachwalter dieser Religion, wenn die Hygieine in einen feindlichen Gegensatz tritt.

Dies Alles habe ich im Laufe der Zeit erkannt. Durch die Ausarbeitung meiner Werke über die Nahrungs- und Genussmittelkunde, über das eheliche Leben, über die Unsittlichkeit, über die allgemeine

Naturlehre des Menschen, über die Entartung des Menschen, welche den Aufenthalt an vielen Orten, das Studium nicht von hunderten, sondern von tausenden Quellen, viele Reisen und nicht wenige Beobachtungen nöthig machte, einen grossen Briefwechsel mit fast allen Theilen Europa's mit sich brachte, und zur praktischen Menschen-Kenntniss Anleitung wie Veranlassung gab, — habe ich neue und weit jenseits des beschränkten Kreises der Medicin, physiologischen Chemie und pathologischen Anatomie gelegene Gesichts-Punkte gewonnen, die eine umfassende Hygieine erst ermöglichten und so Manches zur Klarheit brachten, was im allgemeinen Bewusstsein wohl nur als Ahnung sich befand.

Die ursprüngliche »Allgemeine Aetiologie und Hygieine«, welche der Jüngling in die Welt schickte, hat unter den Händen des Mannes und unter dem Einfluss von Studium der Quellen, Beobachtung, Erfahrung und Nachdenken sich verändert und in zwei Werke gespalten; das eine derselben ist das 1867 zu Leipzig erschienene über die Ursachen der Krankheiten, das andere ist das gegenwärtige System der Hygieine. Beide ergänzen sich gegenseitig; aber beide sind, trotz Bluts-Verwandtschaft, doch grundverschieden von der Allgemeinen Aetiologie und Hygieine.

Für wen schreibe ich? Für Aerzte? Für Erzieher? Für Anthropologen? Oder ausschliesslich für Hygieiniker? — Für Alle, die Lust haben, meine Schriften zu lesen; die ehrlich sind und das allgemeine Beste wollen; die Verständniss genug für die Wissenschaft und die höchsten Interessen des Lebens haben; deren Herz des Aufschwung's und deren Kopf eines korrekten Gedankens fähig ist. Ob sie Hygieiniker, Aerzte, Erzieher, Anthropologen, Moralisten, oder was immer sind, gült mir gleich, da ich durch die von dem beschränkten Fachmenschenthum gezogenen Grenzen und Rubriken nicht mich beirren lasse.

Ich danke den Gesinnungs-Genossen in Europa und Amerika für die zahlreichen Beweise ihrer Sympathie und bitte um denen fernere wohlwollende Nachsicht; ich danke Denen, welche der Mühe sich unterzogen, mehrere meiner Arbeiten in andere Sprachen zu übersetzen;

und danke endlich dem erlauchten Herzog von Sachsen-Coburg-Gotha, sowie meinem Vorgesetzten, dem edlen Minister Baron von Pawel, für den gütigst mir gewährten längeren Urlaub, der mir es ermöglichte, dieses Werk auszuarbeiten und mein altes Bein-Leiden zu heilen.

Kiel an der Ostsee, den 5. Mai 1870.

Eduard Reich, Med. Dr.,
herzoglich sachsen-coburgischer Bibliothekar.



ALLGEMEINE EINLEITUNG.

§ 1.

Das Menschengeschlecht hat immer danach gestrebt, gesund und glücklich zu sein. Immer wäre es gesund und glücklich gewesen, hätte es richtig begriffen, dass Gesundheit und Glückseligkeit errungen werden müssen im Kampfe mit den physischen und moralischen Mächten der Welt, dass sie verdient werden müssen im Schweisse der Arbeit und in edlem Aufschwung des Herzens. Aber leider wollten Die, welche das Schicksal besser gestellt hatte, nicht immer kämpfen, nicht immer arbeiten, nicht immer ihr Herz erheben, sondern durch Unterdrückung und Ausnutzung der minder Bevorzugten für Gesundheit und Lebens-Glück profitiren. Hieraus ergab sich eine grosse Disharmonie; die Unterdrückten wurden ungesund und unglücklich, die Unterdrücker entarteten sittlich, und ihre Staaten gingen zu Grunde, weil der richtige Weg und die wahren Mittel zu Gesundheit und Glückseligkeit nicht erkannt, nicht benutzt wurden.

Seiner Unvernunft, seiner Lieblosigkeit mag der Mensch den Tross der Leiden zuschreiben, welche den Körper und die Sitten zerstören. Er muss das wilde Thier ausziehen, Bildung annehmen und sich veredeln, bevor er in die Lage kommt, physische und moralische Krankheiten von sich abzuhalten, den Zustand seiner Gesundheit und seines wahren Lebens-Glückes zu sichern; er muss das Elend der leidenden Mitbrüder so gut wie den aus Uebermaass entspringenden Uebermuth bannen, um selbst gesund und glücklich zu sein, und Allen für die Dauer das grösste Maass der Wohlfahrt zu sichern.

§ 2.

Die Heilung bereits vorhandener Krankheiten ist vortrefflich, aber sie ist armselig; denn verhindern sollen wir durch unsere Vernunft und Liebe die Entstehung der Leiden, erhalten sollen wir das Wohlsein des Einzelnen und Aller. Verhütung eines Uebels gründet sich auf Vorsicht und Milde; Vorsicht entspringt aus Bildung, Milde aus Veredelung. Daher können nur wahrhaft civilisirte Menschen Schlimmes verhüten, während die Beschränkten, die Kurzsichtigen nur zur Heilung eines in die Augen sprin-

genden Leidens es bringen. Die Medicin wird schon bei den Wilden geübt, die Hygieine nur bei den höchst Civilisirten. Die gesittetsten Völker des Alterthums, so die Indier, die Egypter, die Griechen, verstanden die Hygieine und bildeten sie aus; als sie in das Grab sanken, schlummerte auch die Hygieine, bis die höhere Gesittung der neuen Welt die Lehren des Heiles wieder erweckte.

Philosophie, Wissenschaft und Kunst des gesunden Lebens des Einzelnen, der Familie, der Gesellschaft und des Staates: dies ist die Hygieine, oder die Gesundheits- und Wohlfahrts-Lehre. Ihren Strom bilden drei Flüsse; der erste entspringt dem Boden der praktischen Philosophie, der zweite dem der Medicin, der dritte dem der Social-Wissenschaft. Die moralische Hygieine ist ein Ausfluss der praktischen Philosophie, die sociale Hygieine ein Ausfluss der Social-Wissenschaft, die diätetische (und klimatische) und die polizeiliche Hygieine ein Ausfluss der Medicin.

Ein solcher dreifache Ursprung gibt der Hygieine auch eine Sonderstellung der ausübenden Heilkunst gegenüber, und begründet den Unterschied ihrer Förderer von den Aerzten. Weil die Hygieine nicht auf das Individuum sich beschränkt, sondern über Familie, Gesellschaft und Staat ihre Flügel breitet, darum fordert sie überall Anerkennung und Pflege. Aber sie, die weltumfassend und weltbeglückend ist, soll an den Thüren betteln und demüthig Einlass erflehen; so wollen es die Beschränkten und Kurzsichtigen, die in der Zeit und über die Unzurechnungsfähigen herrschen. Doch die Hygieine spottet ihrer, und mit neuem Glanze, mit Kraft und Herrlichkeit entsteigt sie ihrem Grabe, um dem Menschengeschlechte Heil zu bringen.

Dem Hygieiniker sind Medicin, Staats- und Gesellschafts-Wissenschaft, Pädagogik und Moral Hülfs-Wissenschaften; für den Arzt, den Staatsmann, den Erzieher und den Sitten-Lehrer steht die Hygieine in dem Range einer Hülfs-Wissenschaft. Dies ist mit wenigen Worten das so selten erkannte Verhältniss der Hygieine zu den genannten Zweigen des Wissens und des Könnens.

§ 3.

So klar und deutlich der unermessliche Nutzen der Hygieine allen Vorurtheilsfreien und edel Denkenden sich offenbart, so hat unsere Wissenschaft doch mit grossen und oft genug sehr schwer zu beseitigenden Hindernissen zu kämpfen. Diese Hindernisse beziehen sich sowohl auf die Lehre, als auf die Ausübung. In den nicht romanischen Staaten Europa's, wo an den hohen Schulen nur ein Theil der Hygieine, die Polizei der Gesundheit, bekannt und anerkannt ist, indessen mit der gerichtlichen Medicin zusammengeworfen und unter dem Namen der Staats-Arzneikunde gering

geschätzt wird, weiss man von der gesammten Hygieine nichts, und verweigert ihr, wenn man zufällig über deren Inhalt und Tendenz etwas läuten hört, nicht nur die der Wissenschaft schuldige Anerkennung, sondern versteigt sich auch so weit, in das Gebiet der Wunder-Heilkunst, Quacksalberei u. s. w. sie zu weisen. Ein solches durch Unwissenheit und Anmassung bestimmtes Benehmen kann der Verbreitung der Hygieine bei den Aerzten nur hinderlich sein; denn wenn der Professor einen Gegenstand unterschätzt oder verachtet, thut es auch sein Schüler und der aus diesem sich entpuppende Praktiker.

Die Hygieine hat es mit dem Leben zu thun; sie ist die Anwendung aller Ergebnisse der Forschung und der Kritik auf das Leben. Es scheint, als ob gerade dieser Umstand an den Universitäten gewisser Länder ihr vorzüglichstes Hinderniss sein sollte. »Wirft man einen Blick auf die wissenschaftlichen Corporationen der Gegenwart«, sagt C. Hermann Schauenburg [1]), »so haben dieselben sich dem Leben so sehr entfremdet, dass sie dem Fortschritte eher feindlich, als förderlich erscheinen. Sicher wenigstens sind die Errungenschaften der Gegenwart und der unmittelbaren Vergangenheit eher allen andern Einflüssen zuzuschreiben, als denen der Männer der Wissenschaft*). Es scheint sogar bei letzteren durchaus zum Grundsatze geworden zu sein, nicht nur völlig sich abzuschliessen und zu isoliren, sondern auch eine fast oppositionelle Stellung gegen die Anforderungen der Zeit einzunehmen«.

Es exsistirt aber noch eine Zahl anderer Ursachen des schweren Standes der Hygieine an den Universitäten gewisser Länder; wir nennen, ausser der vermeintlichen Staats-Gefährlichkeit, das absolute Fachmenschenthum, welches an den hohen Schulen mit so besonderer Vorliebe gepflegt wird, die Einseitigkeit, die Vorurtheile wider Alles, was nicht in der Mode ist, etc. Es gibt zwei Mittel, um zur Erkenntniss zu gelangen; das eine ist die Forschung, das andere die Kritik. Nun theilen die Akademiker sich in zwei Lager, die feindlich einander gegenüber stehen; auf der einen Seite kennt man nur die Forschung und sieht mit wahrer Verachtung auf die Kritik; auf der andern Seite kennt man nur die Kritik und sieht mit wahrer Verachtung auf die Forschung.

Diese Extreme sind nur zu leicht geeignet, die Wissenschaft auf das Empfindlichste zu schädigen, sie in Misscredit zu bringen, und das Aufkommen einer jeden heilsamen, Forschung und Kritik harmonisch vereinigenden Richtung zu verhindern. Da nun die Hygieine in ihrer Tota-

---

1) Schauenburg, C. H., Akademische Zustände. Lahr. 1860. in 8⁰. pag. 3.

*) man darf diesen Ausspruch nicht unbedingt für Alle, sondern nur für den Durchschnitt geltend annehmen.

lität eine harmonische Vereinigung von Forschung und Kritik zur Grundlage hat, so wird sie von den Feinden der Forschung wegen ihres positiven Charakters, der tausend alte Vorurtheile auslöscht, von den Feinden der Kritik wegen ihres theoretischen Wesens verkannt, ja auch verdächtigt, oder auch verächtlich bei Seite geschoben. Einseitige Experimentatoren sehen in hygieinischen Arbeiten, die nicht von der chemischen Zusammensetzung der Excremente, von der Analyse der Kloaken-Gase u. s. w. handeln, keine »eigenen Arbeiten«, sondern nur »Declamationen«, und scheuen sich nicht, ihre geradezu blödsinnigen Urtheile vor vernünftigen, vielseitig gebildeten Menschen auszusprechen.

Gegenwärtig ist die Forschung vielfach zur Spielerei ausgeartet, und manche der sogenannten Forscher sind in dieser Spielerei gänzlich versimpelt; die physiologischen und chemischen Laboratorien, die Institute für pathologische Anatomie bergen sehr viele Exemplare dieser kindlichen Spielenden, und Tausende armer Kaninchen, Hunde u. s. w. sterben unnütz unter den Händen dieser unpraktischen, aftergelehrten Schinder. Es wäre unsinnig, wider die Forschung die Stimme zu erheben; aber es ist dringend geboten, ihrem Missbrauche, ihrer Entartung mit aller Bestimmtheit entgegen zu treten. Wenn die Forschung nach Abstossung der an ihrem Leibe brandig gewordenen Stellen gesund geworden, wird sie auch eine gesunde Kritik anerkennen und mit dieser sich vereinigen; dann ist auch die Zeit der Anerkennung der Gesammt-Hygieine an den nicht-romanischen Hochschulen gekommen.

An eben so schlimmen Gebrechen, wie die Forschung leidet auch die Kritik. Zunächst wirft sie oft in leidenschaftlicher und täppischer Weise die Sache mit der Person zusammen. »Aber so wenig man sonst gewillt sein mag«, sagt Gustav Weil[2]), »persönliche Angelegenheiten mit den allgemeinen Interessen der Wissenschaft zu vermengen, so hat doch in unseren Tagen*) die Kritik ihr Richter-Amt so häufig in das Gebiet der Individualität hinüber gerückt, dass es zur nothwendigen Sitte geworden ist, dass Autoren in Vorreden ihren objectiven Standpunkt verlassen, um derartige Angriffe abzuwehren und mit der Persönlichkeit zusammen hängende wissenschaftliche Verhältnisse zu erörtern«. — Dieses Verfahren schadet der Wissenschaft und ihrer Anwendung mehr, als man glauben sollte; denn wo die Objectivität durch persönliche Verhältnisse und Kämpfe geschwächt wird, wo die Arbeits-Kraft der Vertheidigung an Statt dem Aufbaue gilt, dort wird Grosses verhindert und der Gedanke durch die Leidenschaft vergiftet.

---

2) Weil, G., Historisch-kritische Einleitung in den Koran. Bielefeld. 1844. in 8⁰. pag. IV.

*) wohl schon seit undenklichen Zeiten!

Es ist sicher, dass unpassende, unvernünftige und gewissenlose Kritik die grösste Verkehrtheit in der Auffassung wissenschaftlicher Gegenstände verschuldet. Von elenden Kritikern sprechend, bemerkt C. HUMBERT [3]) unter Anderem: »Der Handwerker, der mir einen schlechten Schuh macht, prellt mich blos um mein Geld. Ich gehe zu einem andern, der mich besser bedient. Jene Kritiker prellen mich zugleich um meine Zeit, und wenn dieselben eines grossen Rufes sich erfreuen, so verbreiten sie unter dem Scheine der Aufklärung eine Verwirrung und Unklarheit in den Köpfen ihrer Zeit-Genossen, welche sie auf das Strengste hätten bemüht sein sollen, auf ihren eigenen Kopf zu beschränken.« — Das Schlimme in der Welt ist, dass oft Leute, die nicht den kleinsten Begriff von einer Sache haben, denndoch so frech sind, darüber absprechend zu urtheilen; leider thun sie dies häufig mit dem Scheine der Wahrheit und appelliren, an Statt an die Vernunft, an die Leidenschaft. Der Durchschnitt der Leser, mehr der Leidenschaft, als der Vernunft zugänglich, lässt durch das Blendwerk sich fangen, und eine falsche, eine verderbliche Richtung verbreitet sich, gelangt zur Herrschaft.

§ 4.

Nicht nur in der Lehre, sondern auch in der Ausübung stösst die Hygieine auf die gewaltigsten Hindernisse. J. B. FONSSAGRIVES [4]) nennt von diesen Hindernissen das Elend, den Ueberfluss, den Mangel an Geld und den Mangel an Zeit, die Unvorsichtigkeit, die Leidenschaften, die Beharrlichkeit, die Mode, die Unwissenheit, das Vorurtheil. — Von der Beseitigung dieser und anderer Hindernisse der Hygieine wird in dem Folgenden umständlich gehandelt. Zur Ausübung der Hygieine gehört vor Allem Zeit und Geld. Wer Tag und Nacht arbeiten muss, um das nackte Leben durchzubringen; wer nicht so viel Mittel besitzt, die einfachste Bequemlichkeit und Erleichterung sich verschaffen zu können: dem liegt die Hygieine weit ab! Musse gehört zur Hygieine; aber die hierzu nöthige Musse fehlt dem Proletarier, sei es der Arbeit, sei es des Geistes. Dem Uebermüthigen fehlt nicht das Geld, aber die Zeit zur Hygieine; dem Thoren fehlt die Kenntniss, die Vorsicht, die Beweglichkeit, die Fähigkeit der Anwendung; dem Mode-Narren fehlt es an Ernst und Gesinnung — denn hätte er beide, so wäre er kein Mode-Narr —; dem Leidenschaftlichen gebricht es an der Ruhe des Gemüth's.

---

3) HUMBERT, C., Molière, Shakspeare und die deutsche Kritik. Leipzig. 1869. in 8⁰. pag. XI.

4) FONSSAGRIVES, J. B., Entretiens familiers sur l'hygiène. Berlin. 1870. in 18⁰. pag 208. u. fg.; 214. u. fg.; 220. u. fg.

Wir sehen, dass Alles, was gegenwärtig die Welt beherrscht, der Hygieine als Hemmniss im Wege steht; und wir begreifen, dass zur Ausbreitung der Hygieine zunächst die Entthronung der bezeichneten unsichtbaren Welt-Herrscher gehört. Aber wie mit der Mode fertig werden? Haben doch die scheinbar vernünftigsten *) Leute davor einen heiligen Respect, und wollen lieber durch das Feuer gehen, als einen andern Rock, wie der grosse Haufe der Thoren augenblicklich ihn trägt, anzuziehen. Wie wollen wir das Vorurtheil ganz beseitigen? Sind doch die meisten Menschen der Ueberzeugung, sie wären perfect, könnten nichts mehr lernen, und die Welt sei gerade so, wie sie in ihrer Unwissenheit und Verkehrtheit dieselbe sich denken.

Urwälder lassen viel leichter in Ackerland sich verkehren, als die Hemmnisse der Hygieine gründlich sich ausrotten; der Mensch muss das wilde Thier, den Esel und den Affen ausziehen, bevor er des Genusses, den die Hygieine bietet, theilhaftig werden kann.

§ 5.

Was ist die Hygieine? Auf diese Frage wussten schon vor zehntausend Jahren die Priester Egyptens und Indiens zutreffend zu antworten; aber heutzutage bleiben in gar vielen Ländern die Gefragten die Antwort schuldig. Es fand, gegen die alte Welt, nur in gewisser Beziehung Fortschritt statt; in anderer Hinsicht waren Stillstand und Rückschritt die charakteristischen Zeichen.

Ich verstehe unter Hygieine die Gesammtheit jener Lehren, deren Anwendung die Erhaltung der individuellen und socialen Gesundheit, der Sittlichkeit, die Zerstörung der Krankheits-Ursachen, und die Veredelung des Menschen in physischer wie moralischer Beziehung abzweckt. Es umfasst also der Begriff der Hygieine weit mehr, als man ehedem unter Diätetik und medicinischer Polizei verstand. Die Hygieine hat es mit dem ganzen Menschen, wie er als Individuum, als Familie und Gesellschaft sich zeigt, zu thun, mit seinen Zuständen und Verhältnissen; sie umfasst demnach die ganze physische und moralische Welt, und communicirt mit allen Wissenschaften, deren Gegenstand die Betrachtung des Menschen und der diesen umgebenden Welt ist.

Die Hygieine ist, für sich betrachtet, theils praktische Philosophie, theils Wissenschaft; in ihrer Ausübung aber ist sie Kunst.

Ob die Hygieine Sicherheit bietet; ob sie ebenso ungewiss in ihren Erfolgen ist, wie die Medicin? darüber kann nur die Erfahrung endgültig

*) natürlich nicht philosophischen.

entscheiden. P. J. G. CABANIS[5]) machte mehrere sehr gewichtige Einwendungen wider die Gewissheit der Medicin, und die neuere Zeit konnte mit all' ihren Forschungen und mit all' ihrem Geschrei von Exactheit, am wenigsten aber durch die pathologische Anatomie, die Einwendungen entkräften. Und vollends die eigentliche ausübende Heilkunst, mit den tausend Arzneien und den oft sehr ungenialen Methoden ihrer Anwendung, ist weit davon entfernt, so viel Gewissheit zu bieten, als eigentlich gut und nützlich wäre. Darum muss die Menschheit dahin bestrebt sein, etwas aufzusuchen, was der Unsicherheit des kranken Zustandes und der Ungewissheit der heilenden Kunst so viel als nur immerhin möglich sie entrückt; sie muss bei einer Macht Hülfe suchen, welche im Stande ist, Krankheit überhaupt zu verhüten, das allgemeine Wohl zu erhalten. Und diese Macht ist die Hygieine. Sie ist sicher und gewiss, wenn auch nicht positiv wie ein mathematischer Beweis, doch mittelbar wie ein fester Hinterhalt.

Die Erfahrung hat zu allen Zeiten die Sicherheit nachgewiesen, welche ein Leben nach hygieinischen Grundsätzen in Bezug auf Dauer, Normalität und Sittlichkeit gewährt. Wo bleibt diese Sicherheit, wenn nach einem Leben voll von Sünden wider die Hygieine der Mensch in Krankheit verfällt und nun der heilenden Kunst sein Schicksal zur Entscheidung überliefert?

Wo man die Medicin eine sociale, eine philanthropische Wissenschaft nannte, wo man in ihr ein Hülfs-Mittel zur Förderung der Civilisation erblickte, da war es die Hygieine innerhalb der Medicin, welcher der grösste Theil dieser schönen Beinamen zugeschrieben werden muss. LOUIS PEISSE[6]) sagt von der Medicin: »Zuvörderst hat sie die Unterdrückung der Folter und der Körper-Strafen herbeigeführt, und wichtigen Neuerungen im Gefängniss-Wesen, in den Hospitälern, in den Armeen und den Begräbniss-Stätten das Leben gegeben«. — Aber das gilt doch zum grössten Theile von der Hygieine in der Medicin; sie, nicht die eigentliche Krankheits-Heilkunst, hat zu so vielen der bezeichneten Reformen mit die Veranlassung gegeben; die eigentliche Krankheits-Heilkunst hat viel des Guten hervorgebracht und mancherlei Verbesserungen unterstützt: aber die Beweggründe gingen hauptsächlich von der Hygieine aus, ob diese gleich häufig genug ihrem Namen nach nicht bekannt war.

Die heilende Medicin steht auf einer sehr unsicheren Basis, und ihr

5) CABANIS, P. J. G., Du degré de certitude de la médecine. Troisième édition, précedée de l'éloge de M. CABANIS, par M. RICHERAND. Paris. 1819. in 8⁰. pag. 16. u. fg.

6) PEISSE, L., La médecine et les médecins. Philosophie, doctrines, institutions, critiques, moeurs et biographies médicales. Paris. 1857. in 18⁰. Bd. I. pag. 319. u. fg.

Fortschritt ist illusorisch. »Täuschen wir uns nicht«, sagt FR. OESTERLEN[7]), über die wirklichen Fortschritte in der Medicin selbst, indem wir über so manchen Errungenschaften in Nebendingen, das noch häufigere Stehenbleiben in der Hauptsache übersehen. Vieles wissen ist noch keine Weisheit; und allerhand Kenntnisse ohne Einsicht verhelfen uns noch nicht zu vernünftigen Grundsätzen. Steht doch unsere Medicin mit ihrem Wissen und noch mehr mit ihren Tendenzen, ihrer Kunst, trotz Alles wesentlich noch gerade eben da, wo sie schon vor Jahrhunderten gestanden. Was Krankheits- und Heil-Lehre wissenschaftlicher geworden, war es doch weniger das eigentlich Medicinische daran; und dieses Medicinische selbst wurde im Ganzen selten viel wissenschaftlicher. Mit andern Worten: die Resultate all' jenen Forschens im Gebiete der Medicin sind gerade für diejenigen Seiten und Fragen am wenigsten fruchtbar ausgefallen, welche für die Medicin, den Arzt die bedeutungsvollsten sind. Bis auf den heutigen Tag haben diese nicht erfahren, was denn eigentlich bei ihren wichtigsten Krankheiten vorgegangen; was denselben zu Grunde liegen oder gar was dieselben wieder heilen mag, und wie? Höchstens können wir uns jetzt eher denken, wie diese und jene Krankheits-Symptome oder Krankheits-Producte entstehen mögen, gewisse Wirkungen unserer Arznei-Stoffe u. s. f. Dagegen ist keine einzige Haupt-Frage der Krankheits- und Heil-Lehre zu irgend welchem Abschluss gekommen«. — Die Fortschritte der Medicin können weder was Ausdehnung noch was Innigkeit betrifft, mit denen so vieler anderen Wissenschaften verglichen werden; die Medicin, da sie nicht vom Durchschnitt der Menschen ausgehen darf, sondern vom Individuum den Ausgang nehmen muss, kann schon aus diesem Grunde weder volle Sicherheit des Erfolges, noch die Möglichkeit eines entschiedenen Fortschrittes bieten. Das Individuum ist in jedem Augenblicke seines Lebens ein anderes; seine Zustände sind durch den Einfluss unzähliger innerer und äusserer Momente den grössten und plötzlichsten Veränderungen unterworfen; und diesem Verhältniss gegenüber stellt sich nun die Wirkung der Arzneien, eine Wirkung, die Niemand mit Sicherheit berechnen kann, weil der grosse Haupt-Factor der Rechnung, das Individuum und dessen jeweiliger Zustand, unbekannt ist.

§ 6.

HALLÉ und NYSTEN[8]) bezeichnen die Hygieine als einen Theil der Medicin, dessen Endzweck die Erhaltung der Gesundheit ist. EDMUND A.

---

7) OESTERLEN, F., Die Hygieine und die Medicin. — Zeitschrift für Hygieine, medicinische Statistik und Sanitätspolizei. Herausgegeben von FR. OESTERLEN. Tübingen. 1860. in 8⁰. Bd. I. pag. 5. u. fg.

8) HALLÉ & NYSTEN, Hygiène. — Dictionaire des sciences médicales Paris 1812—22. in 8⁰. Bd. XXII. pag. 509. u. fg.

Parkes[9]) nennt die Hygieine die Kunst, die Gesundheit zu erhalten, das Leben zu vervollkommnen, zu verlängern, und blühend zu machen, den Tod hinauszuschieben; im weitesten Sinne bedeute das Wort Hygieine die Vervollkommenung der geistigen und leiblichen Cultur. Als Ziel der allgemeinen Hygieine fasst Adolph Motard[10]) die Befriedigung der physischen und moralischen Bedürfnisse des Menschen in einem dessen individueller und socialer Entwickelung am besten entsprechenden Maasse, auf. Francis Devay[11]) definirt also: »Die Hygieine, in ihrer allgemeinsten und am meisten wahren Bedeutung genommen, ist eine Wissenschaft, welche die Erhaltung und Verbesserung des organischen menschlichen Systems zum Ziele hat«.

Wir haben schon nachgewiesen, dass die Hygieine nicht nur die eine, und zwar gewichtigere Hälfte der Gesammt-Medicin, sondern auch ein Theil der praktischen Philosophie und der Social-Wissenschaft ist. Wenn sie nur mit der Erforschung und Austilgung der Krankheits-Ursachen sich beschäftigte, erfüllte sie nur theilweise ihren Zweck: sie erhielte blos die Gesundheit; wenn sie nur Anleitung gäbe zur Befriedigung der physischen und moralischen Bedürfnisse: sie förderte nur das Wohlsein. Sie muss weiter gehen, sie muss den Menschen physisch und moralisch so vervollkommnen und veredeln, dass die Harmonie von Tugend und Glückseligkeit bei'm Einzelnen wie bei der ganzen Gesellschaft das Endergebniss ist.

§ 7.

Die Hülfs-Wissenschaften der Hygieine kann man in nähere und entferntere unterscheiden. Zu jenen gehört die Lehre von den Ursachen der Krankheiten, die Social-Wissenschaft, die Moral, die Pädagogik und die Naturlehre des Menschen; zu diesen die Natur- und Heilkunde überhaupt, die Staats-Wissenschaft und Statistik, die Geschichte, die Polizei-Wissenschaft.

Wie Aetiologie der Krankheiten und Hygieine in einander greifen, ist auch ohne weitere Auseinandersetzung klar, und es fliesst aus dem innigen Verhältniss, in welchem beide Wissenschaften zu einander stehen, dass sie höchstens im Geiste getrennt von einander abgehandelt werden können.

Die Naturlehre des Menschen, insbesondere deren allgemeiner Theil:

---

9) Parkes, E. A., A manual of practical hygiene prepared especially for use in the medical service of the army. 3. Auflage. London. 1869. in 8⁰. pag. XIX. u. fg.

10) Motard, A., Traité d'hygiène générale. Paris. 1868—69. in 8⁰. Bd. I. pag. 4.

11) Devay, F., Traité spécial d'hygiène des familles particulièrement dans ses rapports avec le mariage au physique et au moral et les maladiés hérétidaires. 2. Auflage. Paris. 1858. in 8⁰. pag. 1.

die Anthropologie, ist gleichfalls sehr nahe mit der Hygieine in Beziehung. So wie die Hygieine die Erhaltung der Gesundheit zur Aufgabe hat, so ist es der Zweck der ganzen Physiologie die Functionen des gesunden Menschen und dessen Lebens-Bedingungen zu ermitteln. Die Hygieine als Wissenschaft ist demnach unmöglich ohne die Physiologie; die Hygieine als Kunst, wie seit den ältesten Zeiten sie bestand, musste von den Beobachtungen des gesunden Menschen stets ihren Ausgang nehmen.

Weil die Hygieine über das Individuum hinaus geht und mit der Gesellschaft sich beschäftigt, so muss sie auf die Kenntniss der Normen, nach welchen das sociale Leben abläuft, und der Triebfedern, welche die socialen Erscheinungen veranlassen, sich stützen. Somit steht die Social-Wissenschaft zur Hygieine in dem Range einer unmittelbaren Hülfs-Wissenschaft.

Die Handlungen der Menschen, über welche die Moral das Richter-Amt übt und deren Norm sie sein soll *) sind massgebend für den Zustand des individuellen und socialen Wohlsein's. Andererseits ist wieder die individuelle und sociale Gesundheit massgebend für die Handlungen und für den Stand, die Bedeutung, den Inhalt der Moral. Hieraus fliesst die innige Verbindung der Hygieine mit der Moral und das Verhältniss der Moral als unmittelbarer Hülfs-Wissenschaft der Hygieine.

Erziehung will bilden und veredeln; Hygieine will gesund erhalten und veredeln. Was gebildet werden soll, muss gesund sein; was gesund bleiben will, muss gebildet sein. So nahe stehen Hygieine und Pädagogik zu einander. Von jeher haben echte Erzieher an die Hygieine, echte Hygieiniker an die Erziehung appellirt.

Ohne die Staats-Wissenschaften und die Geschichte, ohne die Statistik, die gesammte Natur- und Heilkunde, ohne die Polizei-Wissenschaft, die Technik, u. s. w., besässe die Hygieine nicht die wahren Stützen; einseitig wäre sie und ohne befruchtenden Einfluss auf das Leben; vertrocknen müsste sie wie ein See, dem weitere Zuflüsse nicht werden. Darum stehen alle die genannten Wissenschaften als unentbehrliche Hülfs-Wissenschaften zur Hygieine.

Ueber die Hülfs-Lehren der Hygieine habe ich an einem anderen Orte [12]) umständlich mich ausgesprochen.

§ 8.

Nach reiflicher Ueberlegung und genauer Prüfung aller zu diesem Behufe zu verwerthenden Thatsachen, scheint es uns passend, die Hygieine

12) Reich, E., Die Hygieine und ihr Studium. Erlangen. 1868. in 8°. pag. 4. u. fg.

*) leeider! nur selten ist.

in vier Theile zu unterscheiden, in die moralische nämlich, in die sociale, in die diätetische und in die polizeiliche.

Die moralische Hygieine hat zum Zwecke, das geistige und sittliche Leben, die Handlungen und Leidenschaften des Menschen so zu reguliren, dass für den Einzelnen und die Gemeinschaft Aller der normale Zustand sich ergibt und für die Dauer erhalten wird: die moralische Gesundheit.

So wie die Social-Wissenschaft dort, wo von der Besiegung des Elend's es sich handelt, an die Selbsthülfe appellirt, so verlangt die moralische Hygieine von allen Denen, welche sittlich gesund bleiben wollen, dass der Geist über das Fleisch herrsche, oder wissenschaftlich gesprochen, dass der Wille ausgebildet sei und die Begierden überwiege. Diese Herrschaft des Willens ist keine Hypothese, sondern eine Thatsache; sie ist begrenzt, sie ist relativ; — aber sie ist. Aber, wie gelangt der Mensch zu dieser Herrschaft? Ernst von Ffuchtersleben[13]) hat, was die ersten Schritte dazu betrifft, auf diese Frage geantwortet: »Das erste Unerlässliche«, sagt er, »was dem Menschen nöthig ist, damit sein Geist eine Herrschaft über den Körper erringe, kraft welcher dieser durch jenen in seiner Integrität und Lebens-Energie erhalten werde, ist: dass man an die Möglichkeit einer solchen Herrschaft glaube«. Und ferner: »Hat sich der Mensch im tiefsten Innern zum Glauben an die Gewalt des Geistes gebildet und gewöhnt, so kommt es darauf an, sich objectiv zu werden. Und dies ist eine weit schwerere Aufgabe, als man wohl denken möchte. Wer sich in seinen Gesundheits-Zuständen fortwährend selbst auf der Lauer ist, wird zum Selbstquäler, wenn nicht zum Narren; wer sich ausser Acht lässt, wird nie zum Selbst-Beherrscher werden. Hier wird jener heitere Blick auf sich selbst gefordert, welcher, als gesunde, humoristische Selbst-Ironie, die Seele der künstlerischen Hervorbringung, der eigentliche Inhalt aller wahren Philosophie und das schöne Ergebniss eines echt sittlichen Daseins ist«. »Selbst-Beherrschung«, das ist die ewige, grosse Lehre, die dem Menschen das Leben, die Pflicht — und die Diätetik der Seele predigt. Ihr Haupt-Hebel ist das Wort, das man im geheimsten Innern sich selber gibt, im Rechten und klar Erkannten zu beharren. Wer geistig und dadurch leiblich gesund bleiben will, muss in einer ernsten Stunde sich fest vorgesetzt haben, sich zu bewältigen, und diesem Vorsatze für's Leben treu zu bleiben«. — Ja, die Selbst-Beherrschung ist der vorzüglichste Hebel, der erste und grösste Schritt zur moralischen Gesundheit; aber, vermag ein Jeder bis zur Selbst-Beherrschung, bis zur Zwängung der Leidenschaften in das Joch des Willens sich zu bringen?

---

13) Feuchtersleben, E. v., Zur Diätetik der Seele. 29. Auflage. Wien. 1866. in 12⁰. pag. 127. u. fg.

Die Kraft des Willens wird erweckt durch die Macht der Erziehung; diese Macht ist wirksam unter der Voraussetzung der Gesundheit; Gesundheit wird möglich erst bei Abwesenheit des Elend's, sei es des physischen, sei es des moralischen, und bei einer geeigneten Organisation und Lebens-Weise. Also der Mensch gelangt zu der Herrschaft über sich selbst, wenn er erzogen wird, einerlei ob durch Erzieher oder durch sich selbst.

Es fällt demnach die Erziehung in das Bereich der moralischen Gesundheits-Pflege.

Ausser der Selbst-Beherrschung gibt es noch andere Hebel der moralischen Hygieine. Der hervorragendste davon ist der Aufschwung des Herzens, die Fähigkeit, nicht nur mit zu fühlen, sondern Thaten der Liebe zu vollbringen. Ohne diese thätige Liebe ist kein Heil in der Welt, kein Glück, keine Gesundheit, keine wahrhaft sittliche Selbst-Beherrschung.

Von der Arbeit und dem Studium sagt P. Foissac[14]), man könne sie als eine Vorbereitung zur Tugend und einen Weg zum Glücke betrachten. — In der That ist die Arbeit, die körperliche wie die geistige, eine unerlässliche Voraussetzung der moralischen Gesundheit, und zwar aus dem ganz einfachen Grunde, weil sie Ordnung bringt in die Entäusserungen der Nerven-, der Gehirn-Thätigkeit, weil sie den Sinn von den Leidenschaften ablenkt, und so die Entwickelung des Geistes und des Gemüthes fördert.

§ 9.

Die sociale Hygieine nimmt das Wohl der Gesellschaft wahr. An der Hand der Statistik verfolgt sie die Erscheinungen des gesellschaftlichen Lebens, überblickt die Bevölkerung in deren verschiedenen Zuständen und die Ehe, studirt die Arbeit und steigt hinab in das Jammerthal des Elend's, nicht um hier nur leeren Trost zu bringen, sondern um zu helfen, zu retten, um die Erlahmenden zu stärken und zu neuem Leben zu erwecken, und um die Erlahmten auf den Händen der Barmherzigkeit durch das Dasein zu tragen.

Noth, Jammer, Laster, Verbrechen sucht sie zu tilgen und zu verhüten; die Ehe sucht sie normal zu gestalten, damit ein physisch und moralisch gleich starkes Geschlecht die Erde bevölkere, und durch die Kraft seines Herzens jene Noth, jene Drangsale ferne halte, welche bisher ein so arger Hohn auf die Gesittung, ein so fürchterlicher Fluch für die Gesellschaft waren.

---

14) Foissac, P., Hygiène philosophique de l'ame. 2. Auflage. Paris. 1863. in 8⁰. pag. 193.

§ 10.

Unter dem Namen der diätetischen Hygieine begreifen wir 1) die Gesundheits-Pflege des Leibes durch den Gebrauch der Nahrungs- und Genuss-Mittel, durch Kleidung, Haut-Pflege, Beischlaf und Wohnung, durch Gymnastik, Wachen, Schlafen etc., und 2) die Klimatologie, das heisst: die Lehre von dem Einfluss und der Benutzung der klimatischen Bedingungen und der Reisen zum Zwecke der Erhaltung der Gesundheit.

Man hat diesen Theil der Hygieine bisher die private genannt, zum Unterschiede von der öffentlichen, welche wir als polizeiliche Hygieine auffassen werden.

§ 11.

Die polizeiliche Hygieine, oder die Polizei der Gesundheit und die Epidemiologie, begnügt sich nicht mit dem Predigen, Ermahnen und Rathen, sondern dictirt und lässt Den, welcher nicht hören mag, fühlen; sie erscheint nicht mit der Palme des Friedens und mit dem Buche der Gesundheit, sondern mit dem Bambus und mit dem Gesetz-Buche; sie appellirt nicht an Liebe und Vernunft, sondern an den Gehorsam: denn es ist ihres Amtes, Schädlichkeiten zu entfernen, welche der Gesundheit entgegen sind, Schädlichkeiten, deren Erhaltung Lieblosigkeit und Unvernunft, Gemeinheit und Selbstsucht in gleichem Maasse fordern. Sie hat es mit dem Pöbel, dem vornehmen wie dem gemeinen zu thun, und muss diesen Pöbel zu Paaren treiben, um der Göttin der Gesundheit den Weg zu bahnen.

Verwaltet muss die Polizei der Gesundheit werden in ihrer Lehre durch Professoren, in ihrer Ausübung durch das Amt der Gesundheit. Und dieses Amt oder dieser Rath der Gesundheit muss Alles überwachen und reguliren, was auf das unmittelbare Wohl der Menschen sich bezieht: Verfälschungen der Nahrungs- und Genuss-Mittel hintanhalten, Epidemieen verhindern, Ansteckungs-Stoffe zerstören, die Wohnsitze der Menschen nach den Regeln der Hygieine zu bauen befehlen, den Handel mit Kleidern, die Reinigungs-Anstalten, die Schulen, die Kasernen, die Gefängnisse, die Fabriken, die Lager, überwachen, etc. etc.

So muss denn die Hygieine, nachdem sie in den drei edlen Gestalten der moralischen, der socialen und der diätetischen mit beredtem Munde das Heil verkündet und das Zeichen des Friedens empor gehalten, wegen der Schatten-Seiten der menschlichen Natur, wegen des Eigennutzes, der Vorurtheile und der Verkehrtheiten, wie sie die Welt beherrschen, die Uniform der Polizei anziehen und mit dem Bambus regieren!

§ 12.

Doch wenn sie dieses ihr Büttel-Amt vollbracht, streift sie ab die

Schuppen-Haut der Polizei, wirft den Bambus weit von sich, und schwingt sich auf, eine wahre Göttin, zu ihrem Reiche der Vernunft und Liebe. Und von dort gewährt sie uns, ihren Verkündigern, einen Blick über den Weg, den sie zurückgelegt und über die Formen, die sie angenommen. Wir sehen sie im Purpur-Mantel des Herrschers, und bettelnd vor den Thüren; wir sehen sie beglücken, und über das Unglück und die Bosheit der Menschen weinen; wir hören ihr Lob von allen Guten und Weisen, und ihre Schande von den Beschränkten und Einseitigen, von den Blasirten und Gecken; — und so wie die Zeiten sich ändern und mit ihnen die Menschen, so steht das Barometer der Hygieine hoch oder niedrig. Und sie bleibt immer dieselbe majestätische Göttin, vor deren Donner und Blitz ganze Geschlechter anmassender Zwerge schon versunken sind in ihr ödes Nichts.

Eine Geschichte hat die Hygieine, eine grosse glänzende Geschichte; Jacob Mackenzie [15]), Hallé und Nysten [16]) und Michel Lévy [17]) haben davon schöne, geistvolle, aber nur dürftige Skizzen entworfen. Und glänzender als ihre Vergangenheit war, wird ihre Zukunft sein; sie wird das Zeichen der Auferstehung geben aus der Nacht der Selbstsucht und des praktischen Materialismus, der Heuchelei und Gaunerei, welche die grosse Masse der Gegenwärtigen umstricken und in den Pfuhl des Abscheues reissen. Zuletzt, wenn die Vernunft den Aberwitz und Irrsinn des Geld-Menschenthums, und die Liebe den Geiz und die Herzens-Härtigkeit der Sklaven ihres eigenen Unsinn's besiegt haben wird, werden die Erden-Söhne die Hygieia verehren, an Stattden Baalzebub des Eigennutzes anzubeten; sie werden die übermässige Selbst-Liebe, welche nach des Herzogs De la Rochefoucault [18]) Bemerkung mehr Gräuelthaten bewirkte, als die natürliche Wildheit, so weit dämpfen, dass der Mensch nicht mehr mit dem Munde und in der Schrift, sondern in der Wahrheit und mit dem Herzen seines Bruders Rechte achten, dessen Gesundheit schirmen und dessen Leben schützen wird.

So will die Hygieine, dass Alle gut und vernünftig, gesund seien.

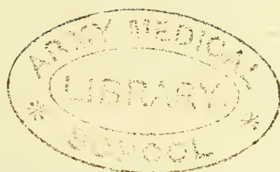
---

15) Mackenzie, J., Die Geschichte der Gesundheit und die Kunst dieselbe zu erhalten. Nach der zweiten Ausgabe aus den Englischen übersetzt. Altenburg. 1762. in 8⁰. pag. 20. u. fg.

16) Hallé & Nysten, Hygiène. — Dictionaire des sciences mèdicales. Paris. 1812—22. in 8⁰. Bd. XXII. päg. 510. u. fg.

17) Lévy, M., Traité d'hygiène publique et privée. 4. Auflage. Paris. 1862. in 8⁰. Bd. I. pag. 1. u. fg.

18) De la Rochefoucault, Reflexions et maximes morales. Nouvelle édition . . par M. Manzon. Amsterdam. 1772. in 8⁰. pag. 197.



MORALISCHE HYGIEINE.

Einleitung.

§ 1.

Es ist das moralische Leben die Gesammtheit einer grossen Menge von Erscheinungen im Bereiche des Nervensystems. Das Nervensystem hängt vom ganzen Organismus, dieser von den täglich ihn treffenden Einflüssen der Nahrung, Kleidung, Wohnung etc., und die Art der bezeichneten Einflüsse von der wirthschaftlichen Lage, von der Grösse des Besitzes und der Weise seiner Verwerthung ab. Somit findet die Moral ihren letzten und zugleich mächtigsten Wurzelpunkt in den materiellen Verhältnissen, und Ordnung dieser ist unerlässlich, wenn von gesundem moralischem Leben überhaupt die Rede sein soll.

Diejenigen Schichten der Bevölkerung, welche Hunger leiden, in Kellern wohnen, in Lumpen sich kleiden, und im Winter frieren, sind nicht disponirt zu Vernunft, Sittlichkeit und Liebe; sie leben entweder in Apathie dahin, oder werden andern Klassen der Gesellschaft durch Attentate auf Personen und Eigenthum gefährlich. In dem Maasse als die Verhältnisse des materiellen Lebens solider werden, gelangt das moralische Leben zu Bedeutung; in dem Maasse als jene sich verschlechtern, tritt dieses in den Hintergrund. Um Intelligenz, Liebe, Sittlichkeit zu ermöglichen, müssen demnach Nahrung, Kleidung, Wohnung und andere Erfordernisse durch den Besitz verbürgt sein; mit andern Worten: der Mensch muss der Glückseligkeit geniessen, soll Tugend er üben.

Zu den Grundlagen des moralischen Lebens, wie es sein soll, gehört, ausser einer gewissen Menge von Besitz, Gesundheit. Gerechtigkeit, und weiter ein Grad von Bildung. Die normale Erhaltung des sittlichen Lebens setzt Austilgung der Massenarmuth, allgemeine Aufklärung des Volkes, liberale Regierung und Verwaltung des Staates, gute Pflege der Gerechtigkeit und die Gegenwart trefflicher Humanitäts-Anstalten voraus. Alles, was Uebercivilisirung man nennen mag, bedroht das moralische Leben und zerstört zuletzt es gänzlich.

§ 2.

Untersuchung des Verhältnisses zwischen dem Elend und dem moralischen Leben, dies wird zunächst sich nöthig machen. Das Elend richtet seinen Angriff unmittelbar auf die Gesundheit; es wirkt auch mittelbar, indem es die Ansammlung nützlicher Kenntnisse verhindert, somit Selbsthülfe, welche die

wahre Ueberwinderin so viel des menschlichen Jammers ist, unmöglich macht. Da nun physische und moralische Kräfte durch das Elend zerstört werden, so wird begreiflicher Weise auch Alles, was zum sittlichen Leben gehört, schon in seiner Entwickelung auf das Ungünstigste beeinflusst, und die Begriffe von Tugend, Liebe des Nächsten, Gemeinsinn etc. kommen nicht nur nicht zur Perfection, sondern gar nicht einmal zum Vorschein.

Um die unmittelbare Wirkung des Elends gut zu begreifen, genügt es, die Effecte des schleichenden Hungers, der ungenügenden Bekleidung und schlechten Wohnung an dem geistigen Auge vorüber ziehen zu lassen. Wenn wir den Schilderungen, welche LÉON FAUCHER [1]) von den Keller-Wohnungen der arbeitenden Klassen in Liverpool entwarf, unsere Aufmerksamkeit widmen, finden wir ohne alle Schwierigkeit, dass unter solchen Verhältnissen des Aufenthalts von moralischem Leben nicht die Rede sein kann, ja der Mensch verkommen muss. So ist es auch mit ungenügender Nahrung; Bevölkerungen, die zum Beispiele ausschliesslich von Kartoffeln leben, haben nicht im geringsten Grade Disposition zum Verständniss sittlicher Wahrheiten, zur Uebung von Tugenden. »Das einförmige Leben«, sagt F. C. DONDERS [2]) mit Recht, »wobei der Mensch einen Tag wie den andern in einem gleichmässigen, kaum halb sich bewussten Zustande von Geist und Körper vorüber eilen sieht, ohne durch diese oder jene materiellen Reize bald mehr bald minder stark erregt zu werden, dämpft die Gluth des Herzens und verlöscht die Flammen des Geistes. Es löst die Individuen auf in l'homme moyen, jenes abstracte Wesen, welches, zur Wirklichkeit gelangt, jede Reibung entbehren und also den Höhepunkt der Entwickelung erreicht haben müsste. Verschiedenheit der Nahrung, Verschiedenheit der Reize ist eine Bedingung, durch welche die verschiedenen im Menschen verborgenen Keime kräftiger aufschiessen«. — Ist also schon die einförmige Nahrung an sich eines der mächtigsten Hindernisse normaler Entwickelung, wie muss sie erst in Verbindung mit dem Mangel der erforderlichen Menge

---

1) FAUCHER, L., Études sur l'Angleterre. (2. Auflage.) Paris 1856. in 12⁰. Bd. I. pag. 200 u. fg.

»Ihre (der Arbeiter in Liverpool) Familien leben zum grösseren Theile in Kellern oder in geschlossenen Höfen, und es fehlt ihnen die Luft schon bevor das Brod ihnen fehlt. Man zählt siebentausend Keller, welche von zusammen mehr als zwanzigtausend Menschen bewohnt sind; von funfzigtausend bis sechszigtausend Personen werden die hintern Höfe bevölkert«.

»Die Keller, in denen die Weber der Pikardie und Flandern's vegetiren, sind Prachtwohnungen gegen die Orte, welche der irländischen Bevölkerung zu Liverpool zum Aufenthalte dienen. Man denke sich eine Art von Löchern mit zehn bis zwölf Quadratfuss Fläche und von oft genug weniger als sechs engländischen Fuss Höhe, in denen es einem Manne schwer wird, aufrecht zu stehen. Diese Höhlen haben keine Fenster; die Luft und das Licht dringen nur ein durch die Thüre, deren oberer Theil im Allgemeinen in der Fläche der Strasse liegt. Man steigt hinunter wie in einen Brunnen, auf einer Leiter oder auf einer fast geraden Treppe. Das Wasser, der Staub und der Schmutz sammeln sich auf dem Fussboden; da dieser selten belegt ist und Ventilation in keiner Art möglich sich macht, herrscht dichte Feuchtigkeit. An einigen Orten besteht der Keller aus zwei Gemächern, von denen das zum Schlafzimmer bestimmte zweite nur vom ersten Licht empfängt. Jeder Keller ist von drei, vier, auch fünf Personen bewohnt. Das Miethegeld beträgt zwei Shillings für die Woche oder mehr als einhundert und dreissig Francs für das Jahr«.

2) DONDERS, F. C., Die Nahrungsstoffe. Grundlinien einer allgemeinen Nahrungslehre. Aus dem Holländischen übersetzt von P. B. BERGRATH. Crefeld 1853. in 8⁰. pag. 87 u. fg.

schädlich wirken! Wir dürfen daher keinen Augenblick uns wundern, wenn wir Apathie, Trägheit, Verbrechen, Entartung stets mit dem schleichenden Hunger zugleich wahrnehmen, und wenn wir bei den Noth leidenden Schichten die Moral auf einer so tiefen Stufe sehen. Wo der Mensch mit Lumpen bedeckt ist, friert, wo er hungert, wo er in Kellern oder elenden Dachkammern wohnt, dort ist nicht der Boden der Moral, dort hat auch Niemand die Berechtigung, die Erfüllung menschlicher Pflichten zu fordern; denn nur Der ist ein ganzer und vollkommen sich selbst bewusster Mensch, welcher normal sich nährt und kleidet, entsprechend wohnt.

Seine vortreffliche Geschichte der moralischen Theorieen und Ideen im Alterthum leitet J. Denis [3]) mit den Worten ein: »Die Moral ist geboren zugleich mit dem Menschen«. — In der That, wo wir auch unsere Blicke hin richten mögen, wir finden bei allen Völkern und auf allen Stufen der Gesittung moralische Gefühle, moralisches Leben überhaupt; aber es kommt nur dort zu normaler Entwickelung, wo die Aussenverhältnisse begünstigend einwirken. Der Mensch bringt auch Muskeln mit zur Welt; verhindern die Umstände die Ausbildung der Muskeln, dann verkümmern diese Organe, wogegen sie das höchste Maass ihrer Vollendung erreichen, wenn sie naturgemäss angestrengt werden.

§ 3.

Die Gesundheit ist die oberste Voraussetzung alles normalen sittlichen Lebens. Zwar hat J. Moreau de Tours [4]) den Satz »in einem gesunden Körper ein gesunder Geist« bekämpft, und behauptet, es sei hervorragende Entwickelung der geistigen Fähigkeiten durch einen besonderen Krankheits-Zustand des Centrums der Nerven bedingt; aber, auch wenn wirklich dies der Fall wäre, so bezöge es sich doch nur auf die Ausnahme und könnte unter keiner Bedingung die Regel beeinflussen. Wir werden demnach immer daran fest halten müssen, dass sittliches Leben ohne die Basis individueller und socialer Gesundheit in das Reich der Unmöglichkeit gehört.

Eine Bevölkerung, welche viel von Skrophulose und andern Leiden dieser Art aufweiset, steht im Allgemeinen nicht auf hoher Stufe sittlicher Entwickelung; der Zustand ihrer geistigen Thätigkeiten pflegt ein trauriger zu sein, und ihr Gemüth ist mehr oder weniger verdüstert; ihrem Herzen fehlt der Aufschwung, ihren Gedanken die Schnellkraft; sie vegetirt. Der Ausartung und dem Laster sind hier Thüren und Thore geöffnet, das Verbrechen findet den geeigneten Boden, und die Verwilderung den besten Punkt zum Einsatze ihres Hebels.

Um das Elend aus der Welt zu bannen und das moralische Leben sicher zu stellen, ist nebst der Sorge für die Oekonomie jene für die Gesundheit die oberste Bedingung. Alles Predigen ist ohne Voraussetzung wahrer Hygieine und National-Wirthschaft Zeittödtung, Qualm, und viel mehr schädlich als nützlich. Die Bedürfnisse des Menschen müssen befriedigt werden, wenn dessen edlere Triebe zur Entwickelung kommen sollen. »Die vollständige und

---

3) Denis, J., Histoire des théories et des idées morales dans l'antiquité. Paris & Strasbourg 1856. in 8⁰. Bd. I pag. 1.

4) Moreau de Tours, J., La Psychologie morbide dans ses rapports avec la Philosophie de l'histoire ou de l'influence des névropathies sur le dynamisme intellectuel. Paris 1859. in 8⁰. pag. 467 u. fg.; 481 u. fg.

regelmässige Befriedigung der natürlichen Bedürfnisse«, sagt H. A. Frégier[5]), »macht Dasjenige aus, welches man das materielle Wohlsein nennt«. — Und das moralische Wohlsein ist erst die Frucht des materiellen, somit erst die Folge vollständiger und regelmässiger Befriedigung der natürlichen Bedürfnisse.

Untersuchen wir die Frage der natürlichen Bedürfnisse genauer. Alles im Leben dreht sich um die Axe der Erhaltung des eigenen Selbst und der Gattung: Ernährung und Zeugung sind demnach die Wurzel-Punkte, von denen Alles ausgeht und in die Alles wieder zurückkehrt. Der Mensch hat das Bedürfniss, durch Nahrung etc. den Leib zu erhalten, durch Verwerthung der Ueberschüsse Nachkommen zu erzeugen und diese zu erhalten. Er muss arbeiten, um Nahrung, Kleidung u. s. w. zu gewinnen, jene Ueberschüsse zu erzielen. Das normale Maass der Arbeit sichert mittelbar wie unmittelbar die normale Befriedigung der Bedürfnisse. Uebermaass so gut wie Unterlassung der Arbeit gestaltet die Bedürfnisse krankhaft, stört ihre Befriedigung, und entzieht dem sittlichen Leben die Basis. Da nun die Wurzeln menschlichen Bestehens in dem Boden der Arbeit residiren, so wird es ganz besonders nöthig sich machen, durch alle zu Gebote uns stehenden Mittel die Arbeit in das naturgemässe Verhältniss zum Menschen, zu seinen Fähigkeiten und physischen Kräften zu bringen, und ihren Ertrag so hoch zu stellen, dass normale Befriedigung der Bedürfnisse leicht möglich wird.

Indem die Bedürfnisse sich potenziren, werden sie zu Leidenschaften. Das moralische Leben findet in gewissen ausgebildeten Leidenschaften eines seiner beträchtlichsten Hindernisse, die Gesundheit überhaupt einen ihrer gefährlichsten Feinde. J. B. F. Descuret[6]) sagt, dass die Leidenschaften, oder regellosen Bedürfnisse, es seien, welche zur Verletzung der hygieinischen Vorschriften, der civilen und religiösen Gesetze uns veranlassen. — Und in der That entspringt aus den Leidenschaften unmittelbar der grösste Theil aller jener Momente, welche das Leben des Einzelnen und Aller bedrohen, den Verstand von der Wahrheit ablenken. die Sinne verwirren, den Aufschwung des Herzens lähmen, und den Menschen um die Früchte seiner Arbeit betrügen. Die Hygieine des moralischen Lebens wird demnach den Leidenschaften ihre Aufmerksamkeit widmen und die Potenzirung der Bedürfnisse zu Leidenschaften verhindern müssen.

§ 4.

In engster Beziehung zum moralischen Leben stehen Religion und gesellschaftliche Verhältnisse: man kann diese beiden in demselben Maasse als Regulatoren wie als Zerstörer des Moralischen im Menschen ansehen, je nachdem nämlich sie in Wirksamkeit treten.

Die Religion als Ganzes, das ist: als Moral, Glaube und Kunst, beeinflusst das sittliche Leben, indem sie eine mehr oder minder bestimmte Richtung

---

5) Frégier, H. A., Des classes dangereuses de la population dans les grandes villes, et des moyens de les rendre meilleures. Paris 1840. in 8⁰. Bd. I. pag. 279 u. fg.

6) Descuret, J. B. F., La médecine des passions, ou les passions considérées dans leurs rapports avec les maladies, les lois et la religion. 3. Auflage. Paris 1860. in 8⁰. Bd. I pag. 29.

ihm verleiht und die Begriffe formulirt, welche seinem Inhalt als Mittel- und Ausgangspunkt dienen. Je mehr der Natur entsprechend die Moral, je weniger hirnverbrannt der Glaube, je edler die Kunst, um so mehr ist die Religion im Stande, das sittliche Leben zu fördern. Philosophen bedürfen gar keines Glaubens; ihnen genügt die Moral, welche aus der Erkenntniss der Welt sich ableitet.

Wenn Herrschaft der Priester sich geltend macht und zunimmt, verwandelt die Religion sich in ein Zerrbild, und ihr Einfluss wird voll des Unheils. Alsdann wuchert der Glaube auf Kosten der Moral und das Priesterthum bedient sich seiner zur Unterwerfung des Volkes; es wandelt den Glauben in den dicksten Aberglauben um, unterbindet die Wurzeln der Aufklärung, und erdrückt mit dem Bleigewicht der Dogmen eben so den Verstand wie das Gemüth; es zerstört die richtigen Begriffe und das organische Verhältniss der Rechte und Pflichten, schleppt den giftigen Schmarotzer der Heuchelei ein, und verkehrt gesunde Völker in Ruinen, in Typen des Lasters. Nicht die Religion als solche, sondern das Priesterthum zerstört die Wurzeln des sittlichen Lebens. Helvetius[7]) hat eine treffliche Charakteristik des Priesterthums gegeben und den Process der Unterjochung des Volkes durch den Klerus dargelegt.

Auf Einschüchterung des Menschen gründet das Priesterthum seine Macht, auf Furcht. Individuelle Selbständigkeit, Charakter und die Anlage zur Tugend, sie werden durch Einschüchterung, durch Furcht zerstört. Also muss Herrschaft der Priester immer nur einen dicken Strich durch das moralische Leben machen. Alles, was die Macht der Priester begünstigt, fördert den sittlichen Ruin der Menschen.

Wenn irgend eine Kaste oder Rotte Macht über das ganze Volk erlangen soll, müssen Verhältnisse obwalten, welche die physischen und moralischen Kräfte der Einzelnen schwächen. Es sind dies theils klimatische Einflüsse, theils Momente, die aus der öffentlichen Oekonomie entspringen; häufig genug vereinigen sich beide, und rauben durch ihr Kreuzfeuer dem Menschen jegliche Kraft des Widerstandes. So finden wir denn überall, wo schlechtes Klima und Elend herrscht, Sklaverei und ganz besonders Herrschaft der Priester. Hier ist der Mensch am meisten geeignet, unter das Joch starrer Glaubenssätze sich zwingen zu lassen; denn die Ungunst des Bodens, der Luft, des Wetters, und die Qual des Elends, sie reduciren das Leben zum Vegetiren, verkehren den Widerstand in Erschlaffung, und löschen damit die physischen Bedingungen der Tugend aus. Die Macht der Priester, so gut wie die der weltlichen Despoten, wird demnach am sichersten an ihren physischen und ökonomischen Quellen angegriffen werden.

§ 5.

Schenken wir einige Aufmerksamkeit dem Verhältniss, welches zwischen der öffentlichen Moral und dem Ganzen des sittlichen Lebens besteht. Der Inhalt der öffentlichen Moral gestaltet sich sehr verschieden je nach der Stufe

---

7) Helvetius, J. C. H., Hinterlassenes Werk vom Menschen, von dessen Geisteskräften und von der Erziehung desselben. Aus dem Französischen. Breslau 1774, in 8°. Bd. I. pag. 219 u. fg.

geistiger Bildung, auf welcher ein Volk sich befindet, je nach dem Grade seiner materiellen Wohlfahrt, je nach Klima, Geschichte und politischen Constellationen, je nach dem Einfluss, welchen Priester und Despoten üben, und endlich je nach dem Maasse von Energie, welches dem Einzelnen inne wohnt. Es ist demnach der Begriff der öffentlichen Moral kein fester, sondern ein relativer, ein schwankender; aus diesem Grunde wird das Ganze des sittlichen Lebens überall in andern Modificationen zu Tage treten, an allen Orten werden die Paragraphen des Codex der Sitten verschieden sein an Zahl und Farbe.

Die öffentliche Moral ist der Ausdruck des Verhältnisses der Rechte und Pflichten; sie ist correct, wenn sie auf Erkenntniss der Natur des Menschen sich gründet; sie ist falsch und verderbenbringend, wenn Vorurtheile und starre Satzungen ihre Quellen bilden. Die Nothwendigkeit, die Natur zum Ausgangspunkte der Moral zu nehmen, hat der Verfasser des »Systême social«[8]) treffend hervorgehoben. Die Unerlässlichkeit der Nächstenliebe als rother Faden der Moral muss ohne Weiteres Allen einleuchten, welche nur etwas Verständniss des Menschenlebens sich angeeignet haben.

Wenn nun die öffentliche Moral aus der Quelle der Natur und dem Borne der Nächstenliebe ihren Ursprung leitet, übt Wirkungen sie aus, welche in allgemeinem Wohlsein der bürgerlichen Gemeinschaft zum Ausdruck kommen. Die Hygieine, deren Aufgabe es ist, den Normalzustand des Einzelnen und Aller zu erhalten, arbeitet mit den zu Gebote ihr stehenden Mitteln auf die Verwirklichung einer solchen Moral hin, und sucht mit deren Geist nicht nur die Gesetzgebung zu durchdringen, sondern auch die in der Gesellschaft herrschenden Theorieen zu befruchten.

Der Endzweck der öffentlichen Moral ist die Erzeugung der Harmonie von Tugend und Glückseligkeit. Was ist Tugend? Was ist Glückseligkeit? Joseph von Eötvös[9]) bemerkt unter Anderem: »Die Tugend, nicht zu verwechseln mit jener passiven Harmlosigkeit, welche von Vielen irriger Weise Güte genannt wird, besteht in der Bekämpfung der uns angeborenen bösen Triebe und Eigenschaften«. — Der Begriff der Tugend ist indessen mehr ausgedehnt; er schliesst nicht nur Bekämpfung der uns angeborenen bösen Triebe und Eigenschaften in sich, sondern auch jenen Aufschwung unseres Wesens, durch welchen wir das Wohl des Nächsten unserem eigenen Wohle gleich fördern. Es ist nicht unsere Sache, zu prüfen, ob wir den Nächsten aus Egoismus oder aus Selbstverläugnung lieben; wir erblicken in jener Potenz der Tugend, welche wir als Nächstenliebe auffassen, das gewichtigste Vorbauungsmittel moralischer Leiden des Einzelnen sowie der Gesellschaft, und wirken daher auf die Kräftigung der Tugend hin, da wir Störungen verhindern wollen.

Ohne Glückseligkeit ist Tugend ein Phantom. Wir nennen Glückseligkeit das der Natur entsprechende Wohlbefinden des Einzelnen und Aller. Erst wenn der Mensch wohl sich befindet, ist er des Aufschwungs seines Herzens fähig und erfasst den Begriff der Tugend, der Billigkeit und der Gerechtigkeit. Kann ein bestimmtes Maass von Glückseligkeit als bestehend vorausgesetzt werden, dann gedeiht Tugend, fördert die Glückseligkeit, und die Harmonie der beiden ist möglich.

---

8) Systême social. Ou principes naturels de la Morale et de la Politique. Avec un examen de l'influence du gouvernement sur les moeurs. Londres 1773. in 8⁰. Bd. I pag. 58.

9) Eötvös, J. v., Gedanken. Pest 1864. in 8⁰. pag. 49.

Als nothwendiges Mittel zur Förderung der Glückseligkeit betrachtet Georg Harris [10]) die Civilisation. Wenn wir die Ergebnisse der Untersuchungen von Karl Friedrich Heinrich Marx [11]) im Auge behalten, können wir mit Harris ganz übereinstimmen. Aber, wir sehen nur in wahrer Gesittung die Bürgschaft der Glückseligkeit; denn nur eine solche Civilisation vermag die moralischen Kräfte den physischen parallel bis zum höchsten Grade auszubilden und dem Wohlsein eine feste Grundlage zu geben. Zustände halber Gesittung aber fördern stets das Elend, und begünstigen hierdurch Laster, Verbrechen, Jammer und Seuchen.

Wenn wir nach dem Inhalt der Glückseligkeit fragen, müssen wir am rothen Faden der Natur fortschreiten, um das Ziel zu finden. Adam Ferguson [12]) sagt von der Glückseligkeit unter Anderem: »Sie ist nicht die Aufeinanderfolge ausschliesslich thierischer Vergnügungen, . . . nicht der Zustand der Ruhe oder die eingebildete Freiheit von Sorge, welche bis zu einem gewissen Grade so häufig Gegenstand der Wünsche ist«. — Dies ist die Glückseligkeit allerdings nicht; denn Schlaraffenthum erzeugt Entartung, Laster, während doch Glückseligkeit als Ausdruck der Gesundheit und des Wohlbefindens betrachtet werden muss. Glückselig nennen wir den Einzelnen oder die ganze Nation, wenn die Bedürfnisse normal befriedigt werden, und diese Befriedigung sowie die von ihr vorausgesetzte Arbeit einen Zustand allgemeinen Wohlbefindens erzeugt. Die Bedingungen der Glückseligkeit liegen in dem Verhältniss von Arbeit und Genuss; der aus der Harmonie von Arbeit und Genuss entspringende Zustand allgemeiner Befriedigung ist die Glückseligkeit.

§ 6.

Das Ganze des moralischen Lebens hängt vielfach von dem Maasse der im Staate geübten Gerechtigkeit ab. Ungerechtigkeit nährt die schlechten Anlagen, befördert die Verbrechen, und verdirbt die Sitten. Männer, die durch Verstand oder Gemüth hervorragen und gleichsam von Natur dazu bestimmt wären, an der Spitze der Gesellschaft zu stehen, werden dort, wo an Gerechtigkeit es fehlt, in den Staub getreten; wogegen die Dummsten, Herzlosesten und Rohesten sich breit machen, durch ihre Brutalität und Unwissenheit die natürliche Harmonie im Gemeinwesen stören, und zu Entstehung zahlloser Leiden und alles Bösen überhaupt reichlichst Anlass geben. Die moralische Hygieine setzt Gerechtigkeit im öffentlichen und privaten Leben voraus; sie setzt weiter voraus, dass durch naturgemässe Erziehung der Sinn für Gerechtigkeit geweckt und gestärkt werde. Alles, was naturgemässer Erziehung hindernd in den Weg tritt, was Einseitigkeit, Heuchelei und Knechtsinn vermehrt, befördert die Ungerechtigkeit und damit den Ruin des moralischen Lebens.

In derselben Weise, wie Ungerechtigkeit, wirkt Centralisation schädlich. Wir werden sofort dies begreifen, wenn wir über das Wesen der Centralisa-

---

10) Harris, G., Civilization considered as a science, in relation to its essence, its elements, and its end. London 1861. in 8⁰. pag. 402.

11) Marx, K. F. H., Ueber die Abnahme der Krankheiten durch die Zunahme der Civilisation. — Abhandlungen der königlichen Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen. Bd. II. 1845. in 4⁰. pag. 43 u. fg.

12) Ferguson, A., An essay on the history of civil society. Basil 1789. in 8⁰. pag. 75.

tion klare Begriffe uns machen. Das moralische Leben ist erst eigentlich möglich bei individueller Selbständigkeit; diese aber wird durch die Centralisation vernichtet. Die Centralisation schliesst den Einzelwillen aus, und setzt den Staat an die Stelle des Individuums; sie betrachtet die bürgerliche Gemeinschaft als eine Maschine, die Bürger als deren Räder; sie arbeitet nach Normen, die ausnahmslos für Alle gelten, und zermalmt Jeden, der seinen Lauf anders nimmt, als es den Paragraphen für den Mechanismus entspricht. Dass somit die Centralisation das moralische Leben in Frage stellen, in weiterer Folge zu Grunde richten muss, liegt auf der Hand.

Von der menschlichen Gesellschaft sagt H. C. Carey[13]) unter Anderem: »Die Lebensaussichten werden besser, wenn sie durch die Entwickelung der verschiedenen Fähigkeiten ihrer Glieder einen höhern Grad der Organisation erreicht. Indem die Politik der verschiedenen Gemeinwesen auf die Aufrechterhaltung der Macht des Soldaten und des Handelsmannes ausging und die Entwickelung der Individualität verhinderte, nahm ihr Widerstand gegen die Gravitation nothwendig ab, bis endlich, wie bei Athen, Karthago und Rom, der Tod ihrem unbehaglichen Dasein ein Ende machte«. »Jede Zunahme der verhältnissmässigen Zahl der Kriegs- und Handelsleute«, bemerkt Carey weiter, »führt zu Centralisation und Sklaverei; denn sie ist die Folge des Sinkens der Individualität und der abnehmenden Kraft der freien Association. Jede Verminderung dieser relativen Zahl dagegen führt zur Decentralisation, zum Leben und zur Freiheit; denn sie ist die Folge einer höhern Entwickelung der Individualität, einer verstärkten Associationskraft und einer vollkommenern Association der Gesellschaft«. — Wenn unbefangene Denker von dem Europa der Gegenwart behaupten, es sei moralisch verfault (und ihre Behauptung ist durchaus die richtige), so führen stets als die letzten Gründe zur Erklärung dieser Erscheinung die Thatsache der Centralisation sie an. Die Centralisation verdankt ihr Leben den Soldaten, Kanzleischreibern etc. auf der einen, dem Mangel an individuellem Charakter auf der andern Seite. Im continentalen Europa herrschen Zopf und Stock, darum entwickelt die Individualität sich nicht; und weil die Individualität verkümmert, macht die Bevormundung, die Centralisation sich breit, und der Mensch wird zum Rad in der Maschine, zum Knecht seines Herrn, und entartet moralisch.

Ausser der Ungerechtigkeit und der Centralisation gehört zu den beträchtlichsten Hindernissen des moralischen Lebens die Herrschaft des Ueberlieferten. John Stuart Mill[14]) sagt: »Die schrankenlose Herrschaft des Herkommens steht dem menschlichen Fortschritt überall entgegen; denn sie liegt überall im Widerspruch mit jener Neigung, etwas Besseres als das Herkömmliche zu erstreben« . . . »Der grössere Theil der Welt hat, genau genommen, gar keine Geschichte, weil darin das Herkommen eine unumschränkte Herrschaft behauptet. Dies ist der Fall mit der ganzen östlichen Erdhälfte. Das Herkommen ist dort in allen Dingen die letzte Instanz; Gerechtigkeit und Recht heisst

13) Carey, H. C., Die Grundlagen der Socialwissenschaft. Deutsch mit Autorisation des Verfassers unter Mitwirkung von H. Huberwald herausgegeben von Carl Adler. München. 1863—64. in 8⁰. Bd. I pag. 329 u. fg.

14) Mill, J. St., Ueber die Freiheit. Aus dem Englischen übersetzt von E. Pickford. Frankfurt am Main 1860. in 8⁰. pag. 99 u. fg.

Uebereinstimmung mit dem Herkommen«. Und Henry Thomas Buckle [15]) spricht in seiner Beurtheilung von Mill's Buch über die Freiheit unter Anderem also sich aus: »Die Macht der Gesellschaft richtet so die Gesellschaft selbst zu Grunde. Denn die menschlichen Fähigkeiten können zumeist nur durch den Akt des Wählens geübt und geschult werden; Der aber, der etwas blos deshalb thut, weil es Andere thun, trifft gar keine Wahl. Indem wir uns fortwährend von den Sitten und Meinungen unserer Zeitgenossen leiten lassen, entwerfen wir nichts Neues und beharren in geistloser, eintöniger Gleichförmigkeit. Wir gehen dahin, wohin Andere uns führen. Das Feld der freien Wahl verengt, die Zahl der Alternativen vermindert sich. Die Folge davon ist eine merkliche Abnahme jener Kraft und Eigenthümlichkeit des Charakters, jener Mannigfaltigkeit und Fülle des Lebens, und jener Kühnheit sowohl des Entwurfs wie der Ausführung, welche die starken Männer früherer Zeiten kennzeichneten und sie befähigten, das Menschengeschlecht zugleich zu veredeln und zu leiten. Nun ist dies Alles hin, vielleicht um nie wieder zu kehren; es sei denn, dass vorher eine grosse Erschütterung Statt fände. Die Eigenartigkeit ist im Aussterben begriffen, und an ihre Stelle ist der Geist der servilen und äffischen Nachahmung getreten. Wir arten in Maschinen aus, die den Willen der Gesellschaft ausführen; unsere natürlichen Antriebe und Wünsche werden von einem ärgerlichen und künstlichen Sittencodex unterdrückt; unser Geist muss unter den Hemmnissen und Schranken, denen wir fortwährend unterworfen sind, verkümmern und verkrüppeln«. — Diese Worte der beiden grossen Philosophen genügen, um den verderblichen Einfluss der Macht des Herkommens auf das ganze moralische Leben zu zeigen.

Durch nichts muss wahre Erkenntniss mehr unmöglich gemacht, wahre Sittlichkeit mehr zerstört werden, als durch den Unterricht, welcher die Ansammlung trockener Kenntnisse erzielt, und durch die Heuchelei, welche aus der Macht der Gesellschaft über den Einzelnen so wie die Frucht aus der Blüthe hervor geht. Gegenwärtig ist das Schablonenthum maassgebend; das moralische Leben hat demnach eine sehr schlechte Basis und macht in Folge dessen Rückschritte. Darum wuchert auch der Pilz des praktischen Materialismus, und der sociale Körper bekundet Zeichen des Verfalles.

Eine gesunde sociale Bewegung muss die Macht der Gesammtheit über den Einzelnen brechen und so das moralische Leben von den Hindernissen befreien, welche es ersticken.

§ 7.

Wir bezeichnen als Inhalt des moralischen Lebens die Handlungen, die Gefühle, die Leidenschaften, den Verstand; wir erkennen daher einer moralischen Hygieine, das ist: einer Gesundheitspflege des gesammten sittlichen Lebens, die Aufgabe zu, Handlungen, Gefühle, Leidenschaften und Erkenntniss zu reguliren, um normal sie zu erhalten. Die moralische Hygieine wird zu diesem Behufe der Unterrichtung, der Erziehung und aller andern Mittel, welche auf die moralische Seite des Menschen direct oder in-

15) Buckle, H. Th., Essays. Nebst einer kurzen Lebensbeschreibung des Verfassers. Aus dem Englischen übersetzt von David Asher. Leipzig und Heidelberg 1867. in 8⁰. pag. 78 u. fg.

direct Einfluss üben, sich bedienen: sie wird mit ihren Polypenarmen das Gebiet der Gesetzgebung, der Verwaltung, der nationalen Wirthschaft umfassen, und die Gesetze dictiren, welche die religiöse Entwickelung des Einzelnen und der Gemeinschaft leiten. Dadurch nur kann moralische Leiden sie verhindern und schon vorhandene heilen, dem Einzelnen Glückseligkeit versichern, die Gesellschaft vor Entartung der Sitten bewahren. —

Casimir Broussais [16]) hat die moralische Hygieine also definirt: »Ich verstehe unter moralischer Gesundheitslehre denjenigen Theil der Gesundheitslehre, welcher den Menschen die Rechte und Pflichten lehrt, die ihm seine Organisation auferlegt, und welche aus den Bedürfnissen, Neigungen und natürlichen und ursprünglichen Gefühlen entspringen. Der Zweck der Gesundheitslehre ist, die organischen Verrichtungen zu leiten; der der moralischen Gesundheitslehre ist, die Gehirnverrichtungen insbesondere zu leiten«. — Mit Recht sieht also Broussais in der moralischen Hygieine die Hygieine der Verrichtungen des Gehirns. Das Gehirn ist der Sitz des moralischen Lebens; es müssen demnach alle Einflüsse, welche das moralische Leben reguliren sollen, mittelbar oder unmittelbar auf das Gehirn gerichtet werden. Die moralische Gesundheitspflege ist nach dieser allein sachgemässen Auffassung eine Gymnastik des Gehirns.

---

16) Broussais, C., Moralische Gesundheitslehre oder Anwendung der Physiologie auf Moral und Erziehung. Deutsch bearbeitet von Siegmund Frankenberg. Braunschweig 1838. in 12°. pag. 26.



Die moralischen Handlungen.

§ 8.

Der Mensch so wie alle andern Thiere, sie werden bei ihren Handlungen von zwei Urveranlassungen geleitet: von dem Bestreben, sich selbst zu erhalten, und von dem Triebe, die Gattung fort zu pflanzen. Wenn wir die Handlungen des täglichen Lebens, die Verbrechen, den Selbstmord u. s. w. prüfen, so finden wir jederzeit, dass der Egoismus als letzter Grund zu Tage tritt. Ludwig Feuerbach [17]) hat in dieser Beziehung sehr klar gesehen; denn er bemerkt unter Anderem: »Die innigste und vollkommenste Form der Liebe ist die geschlechtliche; aber man kann hier nicht sich selbst beglücken, ohne zugleich, selbst unwillkürlich, den andern Menschen zu beglücken; ja, je mehr wir den Andern, desto mehr beglücken wir uns selbst. Worin besteht denn nun aber die Sittlichkeit der Liebe? darin, dass ich vom Glückseligkeitstrieb abstrahire, dass ich mir weis mache, nur aus Pflicht, aus Achtung gegen das göttliche oder moralische Gebot: mehret euch, mich zu begatten; nein! nur darin, dass ich, indem ich mich selbst beglücke, zugleich das andere Ich beglücke, dass ich nur in Uebereinstimmung mit seinem Glückseligkeitstrieb den meinigen befriedigen will. Wie aber im Geschlechtsverkehr, nur hier auf allerempfindlichste Weise, so ist im menschlichen Verkehr überhaupt, nur da auf mittelbarere und entferntere Weise, durch die Natur der Sache, die Befriedigung der eigenen an die Befriedigung der fremden Selbstliebe geknüpft, selbst ohne Wissen und Willen wenigstens des kurzsichtigen und selbstsüchtigen Menschen«.

Es ist überall, wohin wir auch blicken mögen, der Egoismus die Triebfeder des Geschehens. »Nicht von dem Wohlwollen des Fleischers, Brauers und Bäckers erwarten wir unser Mittagsmahl«, sagt Adam Smith [18]), »sondern von der Sorgfalt, die sie für ihr eigenes Interesse tragen. Wir wenden uns nicht an ihre Menschenliebe, sondern an ihren Eigennutz, und reden ihnen nie von unsern Bedürfnissen, sondern nur von ihren Vortheilen vor«. — Da nun

---

17) Feuerbach, L., Gottheit, Freiheit und Unsterblichkeit vom Standpunkte der Anthropologie. Leipzig 1866. in 8⁰. pag. 69 u. fg.

18) Smith, A., Untersuchung über die Natur und Ursachen des Nationalreichthums. Aus dem Enlischen der vierten Ausgabe neu übersetzt. 2. Ausgabe. Breslau und Leipzig 1799. in 8⁰. Bd. I. pag. 24.

die Selbstsucht die Mutter der Handlungen ist, so muss die moralische Hygieine, wenn sie die Handlungen reguliren will, auf den Egoismus ihren Blick lenken; sie muss normal ihn erhalten, und eben so seine krankhafte Steigerung verhüten, wie seinem gänzlichen Verlöschen vorbeugen; denn ein Mensch ohne Interesse für das eigene Selbst ist erkrankt oder entartet und für die Gesammtheit verloren, ein Mensch mit übermässiger Selbstsucht der Gemeinschaft gefährlich. Durch eine naturgemässe Erziehung wird in vorderster Reihe jede pathologische Gestaltung der Selbstsucht verhindert, und Dasjenige, welches das tägliche Leben Egoismus nennt, welches also eine Steigerung des natürlichen Egoismus ist, findet in einer dem Wesen des Menschen entsprechenden Moral sein Gegengewicht.

Paolo Mantegazza[19]) nennt den Egoismus eine der am meisten verbreiteten moralischen Erkrankungen. Er hat hier natürlich nur die potenzirte Selbstsucht im Auge; denn das zu normalem Leben unbedingt nöthige Maass von Egoismus ist davon entfernt, krankhaft zu sein. Vermöge der auf Heuchelei hinaus laufenden und auf Charakterlosigkeit sich gründenden Erziehung, wie sie leider allgemein ist, muss der Egoismus gleich von vorne herein krankhaft werden und als sociales Leiden den grössten Schaden stiften.

Tugend und Beispiel betrachten wir als die wirksamsten Mittel zur Verhinderung krankhafter Steigerung des Egoismus. Andererseits ist auch die entsprechende Aufklärung über den Werth und die Bedeutung des Geldes und anderer materiellen Güter unerlässlich. So lange Tugend als Ueberspanntheit angesehen wird, so lange der Obere dem Untern mit dem schlechten Beispiel der Verletzung bürgerlicher und moralischer Gesetze voran geht, so lange Eltern ihren Kindern das Geld als Zweck anstatt als Mittel erscheinen lassen und die Befriedigung ihrer pöbelhaften Wünsche ihnen erleichtern: so lange wird die Pest krankhafter Selbstsucht das Menschenleben vergiften.

Durch die gegenwärtig sehr weit verbreiteten national-ökonomischen Grundsätze, deren Träger nur Herzlosigkeit athmen, in der Welt ein Arbeitshaus sehen, und den Hülfelosen zertreten, wird der Egoismus bis zum höchsten Maasse gesteigert. Fälschlich hat man den Adam Smith als Urheber dieser verderblichen Richtung betrachtet; seine Nachfolger haben ihn missverstanden und darin gewetteifert, kaiserlicher als der Kaiser und päpstlicher als der Papst zu sein. Einerlei, wer nun der Vater des Unheils ist, die verkehrten ökonomischen Begriffe befördern das üppigste Wachsthum der Selbstsucht und zerstören die Wohlfahrt der Bürger. Die Gegner der angedeuteten herzlosen Richtung in der öffentlichen Oekonomie nennen diese den Smithianismus; behalten wir, um Missverständnisse zu vermeiden, diese falsche Benennung für einige Augenblicke bei.

»Auch das schlechteste und roheste Werkzeug muss«, sagt Hermann Roesler[20]), »von menschlicher Hand geführt, Producte von menschlichem Charakter hervor bringen helfen. Anders, wenn der Mensch seines menschlichen Charakters entkleidet wird und nur noch als technisches Werkzeug, gleich

---

19) Mantegazza, P., Fisiologia del piacere. 2. Auflage. Milano 1859. in 8⁰. pag. 186.

20) Roesler, H., Ueber die Grundlehren der von Adam Smith begründeten Volkswirthschaftstheorie. Ein Beitrag zur Rechtsphilosophie. Erlangen 1868. in 8⁰. pag. 93

andern Naturgestaltungen, in Betracht kommt. Im Smithianismus ist die Arbeit nicht mehr eine menschliche Berufsleistung, sondern eine technische Action, die zufällig durch Vermittelung menschlicher Gliedmassen zu Stande kommt, und bei der es lediglich auf die daraus entspringende technische Wirkung abgesehen ist. Der Arbeiterstand ist nicht mehr eine besondere Klasse der Bevölkerung und dem zufolge unter bestimmten socialen Gesetzen stehend, deren Verwirklichung die Culturentwickelung der Gesammtheit verbürgt, — sondern eine unreine besondere Klasse von technischen Mitteln, die, weil sie nicht von der Natur frei und fertig geliefert werden, unter den Gesetzen stehen, denen alle Producte bezüglich ihres Zustandekommens und ihres Vertausches unterliegen. Die Arbeit steht hiernach lediglich unter den Gesetzen der Kostenvergütung und der Concurrenz von Angebot und Nachfrage, wie alle übrigen Waaren. Daraus folgt, dass der Arbeiter keine persönlich freie Exsistenz mehr führt, sondern nur eine technische Zweckexsistenz, wie die Maschine« . . . — Diese Worte kennzeichnen hinlänglich den Jammer, welcher über ganze Schichten der Bevölkerung durch die verkehrten Begriffe der Oekonomisten gebracht wurde; sie weisen, einem Spiegel gleich, die ganze Barbarei und Herzlosigkeit des gegenwärtig noch herrschenden wirthschaftlichen Systemes deutlich nach.

Zur Brechung des krankhaften Egoismus gehört eine auf wahre Moral und Hygieine gegründete Pflege der öffentlichen Wirthschaft; durch diese verschwindet die Disharmonie, welche heutzutage noch so viel Elend, Verbrechen und Ausartung erzeugt.

§ 9.

Die moralischen Handlungen erfolgen nach unwandelbaren Naturgesetzen. Da sie die Manifestationen des Vollzugs des Triebes der Selbsterhaltung und der Fortpflanzung des Stammes sind, hat ihnen gegenüber der so genannte freie Wille keine Bedeutung; er vermag nur die Form der Vollziehung, nicht den Act selbst zu beeinflussen. Wir müssen, wollen wir auf die moralischen Handlungen wirken, an weit mehr appelliren, als an den Willen; wir müssen alle physischen und moralischen Verhältnisse, deren Einwirkung der Mensch unterworfen ist, in das Auge fassen und, so weit wir es vermögen, sie zu Gunsten des Einzelnen und der Gesammtheit gestalten.

Um die Regelmässigkeit, mit welcher die Handlungen der Menschen erfolgen, deutlich zu sehen, mag man z. B. die Verbrechen betrachten. A. Quetelet [21]) schliesst aus zahlreichen eigenen und fremden Untersuchungen über die Verbrechen also: »Es gibt ein Budget, das mit einer schauerlichen Regelmässigkeit bezahlt wird, nämlich das der Gefängnisse, der Galeeren und der Schaffote«. »Es gibt eine Abgabe, die der Mensch regelmässiger bezahlt, als diejenige, welche er der Natur oder dem Staatsschatze entrichtet; es ist diejenige, die er dem Verbrechen zollt«. »Die Gesellschaft birgt in sich die Keime aller Verbrechen, die begangen werden sollen, zugleich mit den zu ihrer Vollführung nothwendigen Gelegenheiten. Sie ist es gewissermassen, die diese

21) Quetelet, A., Ueber den Menschen und die Entwicklung seiner Fähigkeiten, oder Versuch einer Physik der Gesellschaft. Deutsche Ausgabe von V. A. Riecke, Stuttgart 1838. in 8⁰. pag. 6 u. fg.

Verbrechen vorbereitet, und der Schuldige nichts als das Werkzeug, das sie vollführt. Jeder gesellschaftliche Verband bedingt also eine gewisse Zahl und eine gewisse Ordnung von Verbrechen, welche fast wie eine nothwendige Folge aus seiner Organisation entspringen. Diese Beobachtung, welche auf den ersten Anblick entmuthigend erscheinen kann, hat bei näherer Betrachtung etwas Tröstliches, indem sie auf die Möglichkeit hinweist, die Menschen durch Verbesserung der gesellschaftlichen Einrichtungen, der Sitten und Gebräuche, durch bessere Aufklärung und überhaupt durch Alles, was auf ihre Art zu leben Einfluss hat, zu bessern«. — Darum sucht die Hygieine alle Verhältnisse, unter denen die Phasen des menschlichen Lebens ablaufen, in ihr Bereich zu ziehen, die Ursachen der Verbrechen, der Laster, der Geisteskrankheiten etc. zu entfernen, und die Organisation selbst so weit zu stählen, dass die Fähigkeit ihres Widerstandes den Einfluss der Veranlassungen an Intensität übertrifft.

Wenn wir wissen, dass hier Massenarmuth, dort die Einwirkung eines durch Sümpfe vergifteten Bodens Handlungen veranlasst, welche Störungen in der socialen Harmonie hervorbringen, so werden wir, um solche Handlungen zu vermeiden, natürlich dort die Massenarmuth beseitigen, hier die Sümpfe ausrotten. Moral zu predigen wird in beiden Fällen gänzlich nutzlos, ja viel mehr schädlich sein, wenn die physischen Voraussetzungen des Wohlergehens nicht erfüllt sind. Exsistiren die Veranlassungen, so erfolgen, auch bei allem Eifern dagegen, die Handlungen; es genügt nicht, auf den Stein des Anstosses aufmerksam zu machen: es muss der Stein selbst entfernt werden.

»Die individuellen körperlichen, geistigen und sittlichen Verschiedenheiten der Menschen, so ausserordentlich zahlreich sie sind«, sagt Adolph Wagner[22], »paralysiren sich gerade so wie der freie Wille der Einzelnen in ihrem Einflusse thatsächlich in der grossen Masse der Fälle. Es sind grosse allgemeine Ursachen, welche unsere Handlungen in der Hauptsache bestimmen: Verhältnisse der physischen Weltordnung, wie Klima, Witterung, Jahreszeit, vielleicht sogar die Bodenbeschaffenheit des Wohnorts, Verhältnisse der körperlichen Seite des Menschen, die Unterschiede des Geschlechts, des Alters, der Anlagen, der Temperamente (welche beiden letzteren auch klassenweise trotz mancher Schattirungen im Einzelnen gruppirt werden können), die Unterschiede des Gesundheitszustandes, endlich die wirthschaftlichen und socialen Verhältnisse in ihrer Gesammtheit mit allen den tausendfachen Beziehungen, Gewohnheiten, Sitten, welche sich daran knüpfen. Das Product dieser zusammen wirkenden Factoren sind die Handlungen der Menschen«. — Unter den von Wagner angeführten Ursachen der Handlungen sind meiner Meinung nach die wirthschaftlichen und socialen die in vorderster Reihe und am meisten in Anbetracht kommenden; alle andern Ursachen disponiren nur: die ökonomischen aber und die gesellschaftlichen excitiren. Darum müssen diese beiden Arten vor Allem geordnet, in ihrem schädlichen Einfluss paralysirt werden; denn auch die Neutralisirung der disponirenden Ursachen setzt die Tilgung der excitirenden zu grossem Theil voraus.

Es bleibt stets das Endergebniss aller Forschung in Betreff der menschlichen Handlungen, dass ohne Lösung der socialen Frage die moralische Hygieine mehr oder weniger ein frommer Wunsch ist, und dass die socialen Ver-

---

22) Wagner, A., Die Gesetzmässigkeit in den scheinbar willkürlichen menschlichen Handlungen vom Standpunkte der Statistik. Hamburg 1864. in 8⁰. pag. 43 u. fg.

hältnisse einem unerschöpflichen Borne gleichen, aus dem die Handlungen immer wieder empor steigen und ganz der Natur dieser Verhältnisse entsprechen. MORITZ WILHELM DROBISCH[23]) hat diese letztere Thatsache in ihrer vollen Wahrheit erkannt; er schliesst aus seinen Untersuchungen unter Anderem also: »Die Veranlassungen und Gelegenheiten zu solchen Handlungen haben grösstentheils ihren Sitz in socialen Verhältnissen und Zuständen, die sich zwar längere Zeit behaupten, aber nicht schlechthin unveränderlich sind. Sie hängen aber zum Theil auch ab von der Gunst oder Ungunst, mit welcher die Natur unter verschiedenen Himmelsstrichen und zu verschiedenen Zeiten den menschlichen Bedürfnissen entgegen kommt. Die Frequenz der betrachteten Handlungen ist daher nicht schlechthin und allgemein eine constante, sondern erleidet örtliche und zeitliche Modificationen«. »Ganz besonders die intellectuelle und moralische Bildung, die der Verlockung zu unbesonnenen und unerlaubten Handlungen Widerstand leisten kann, hängt von socialen Zuständen, von der ganzen Gliederung und Organisation der Gesellschaft ab. Diese ist ebenso mannigfaltig wie die Völkerschaften, Volkssitten und Staatseinrichtungen. Aber auch der Organismus der Gesellschaft ist nicht stationär, sondern Veränderungen unterworfen, zufolge deren die socialen Zustände sich bald verbessern, bald verschlechtern, und mit ihnen die unsittlichen Handlungen sich mindern oder mehren«. — Alles, was ausserhalb der wirthschaftlichen und socialen Verhältnisse liegt, berührt den Menschen nur mittelbar. Der Besitz ist massgebend für die Beziehungen des Menschen zu seinem Mitbürger; aus dem Besitz und diesen Beziehungen ergeben sich die Handlungen; die Lösung der socialen Frage in einem der Natur und Vernunft entsprechenden Sinne vermag den Besitz, wahre Moral das Verhältniss der Menschen zu einander zu normiren. Es muss die sociale Bewegung den Armen von der Sklaverei befreien, indem sie ihm die Hand bietet, durch eigene Kraft auf eigene Basis sich zu stellen, und sie muss zu allgemeiner Annahme der Grundsätze einer Moral führen, welche als Verwirklichung der christlichen Lehre von der Nächstenliebe sich documentirt.

§ 10.

Von den Ausseneinflüssen, welche auf die moralischen Handlungen bestimmend wirken, nennen wir zunächst das Verhalten in Bezug des Gebrauches der Nahrung, das diätetische Regiment. P. J. G. CABANIS[24]) hat genau nachgewiesen, dass von der Art der Diät die Denkungsart, die Neigungen, die Gefühle, die Handlungen in bedeutendem Grade modificirt werden. — Es kommt bei der Nahrung darauf an, dass sie durch ihre Zusammensetzung geeignet sei, Ersatz für das durch den Stoffwechsel Verbrauchte zu liefern, und dass sie in Bezug auf Menge den individuellen Anforderungen genüge. Ist dies beides der Fall, so resultirt, unter sonst günstigen Bedingungen, der normale Zustand des Menschen, und die moralischen Handlungen entsprechen der gesunden Constitution. Allzu viele und allzu üppige, allzu wenig und allzu spärliche

23) DROBISCH, M. W., Die moralische Statistik und die menschliche Willensfreiheit. Eine Untersuchung. Leipzig 1867. in 8⁰. pag. 54 u. fg.

24) CABANIS, P. J. G., Rapports du physique et du moral de l'homme. Paris 1802. in 8⁰. Bd. II. pag. 89 u. fg.

Nahrung, bedingt Ueberfluss oder Mangel an Säften, in weiterer Folge Ueberfluss oder Mangel von Muskel- und Nervenkraft, somit auch eine andere Denkungsart, andere Neigungen, andere Gefühle, andere Handlungen, als bei den normal Constituirten. Nehmen wir drei Menschen, einen normal sich nährenden nämlich, einen üppig und einen kärglich sich nährenden: ein jeder von ihnen wird, selbst wenn sie auf der nämlichen Stufe der Intelligenz, der Moral und der körperlichen Anlagen sich befinden, anders fühlen, anders denken, anders handeln.

Wenn schon die Nahrung an sich so bedeutenden Einfluss auf das moralische Leben und seine Manifestation, die Handlungen, ausübt, so steigert sich ihr Einfluss bei Hinzutritt der gesellschaftlichen Verhältnisse und der Gewohnheiten. Von den Beziehungen der Nahrung zum ganzen Menschen sprechend, bemerkt THEODOR WAITZ [25] unter Anderem: »In noch stärkerem Maasse tritt die Macht des Einflusses, welchen Nahrung und Lebensweise auf den Menschen ausüben, da hervor, wo mit der Verschiedenheit der Lebensgewohnheiten noch eine Verschiedenheit der socialen Verhältnisse, eine Abstufung der Stände, und eine Absonderung der einzelnen Klassen der Bevölkerung von einander in Verbindung steht. Durch ihr Zusammenwirken mit den Unterschieden der Nahrung und Lebensweise erzeugt sie bei stammverwandten und einander ursprünglich in jeder Hinsicht ähnlichen Menschen, in Folge ungleicher Cultur des leiblichen und geistigen Lebens allmälig eine immer grössere Ungleichheit in der Entwickelung ihrer inneren und äusseren Charaktere. Hierher gehören die auffallenden Unterschiede, die unter den finnischen Völkern sich finden, sowie diejenigen, welche unter den verschiedenen Kasten und Ständen in Indien und Polynesien bestehen«. — Die Art der Nahrung wird von den socialen Verhältnissen bedingt, und diese werden zu einem nicht geringen Theile von der Art der Nahrung beeinflusst. Die verschiedenen Schichten der Gesellschaft leiten ihre Differenzen vielfach von den Differenzen ihrer Nahrungsweise ab, und ihr diätetisches Regiment gibt manchen Anhaltepunkt bei Erklärung der Besonderheit ihrer sittlichen Handlungen.

Schwelgerei und moralische Entartung stehen in dem Verhältniss der Gegenseitigkeit, das heisst: sie bedingen sich einander. Sie quellen aus Ueberfluss des Besitzes und der Macht. Wir wollen an zwei Aussprüche von CLÉMENT OLLIVIER [26]) einige Bemerkungen knüpfen. »Ein der Feinschmeckerei ergebenes Volk ist nicht im Stande, Eroberungen zu machen, weil es nur daran denkt, seine erworbenen Güter zu geniessen«. »In Ländern, wo Luxus und Eitelkeit herrschen, und wegen der Weichlichkeit das Laster den Platz der Tugend einnimmt, ist die Feinschmeckerei ein Verdienst«. — Schwelgerei oder auch Feinschmeckerei lähmt die Thatkraft; die immerwährende Beschäftigung der Werkzeuge des Geschmacks und der Verdauung vermindert antagonistisch die Schnellkraft des Gehirns und der Muskeln, verändert dem zufolge die moralischen Handlungen und verkehrt die natürlichen Begriffe. Das an Proteïnkörpern überreiche Blut unterstützt die so eben bezeichneten Effecte wesentlich und bedingt eine Zahl von Leiden, welche ihrerseits jeden Aufschwung

---

25) WAITZ, Th., Anthropologie der Naturvölker. Bd. I. (Leipzig 1859. in 8⁰.) pag. 70 u. fg.

26) OLLIVIER, C., Influence des affections organiques sur la raison ou Pathologie morale. Paris & Tours 1867. in 8⁰. pag. 101.; 100.

unmöglich machen. Während dort, wo Einfachheit und Mässigkeit ihren Sitz genommen haben, Vernunft und Tugend als das höchste Ziel aller Wünsche gelten und der grössten Achtung geniessen, werden sie an den Stätten der Ueppigkeit zertreten, verachtet und gebrandmarkt.

Anders steht es um den Menschen, wenn an Nahrung es ihm fehlt. In diesem Falle herrscht beständig eine Art fieberhafter Aufregung, welche mehr oder weniger die Zurechnungsfähigkeit herabsetzt, die Gedanken verwirrt und sittliche Gefühle nicht zur Perfection kommen lässt. Der Mangel an Einnahme und das verhältnissmässige Zuviel der Ausgabe der Stoffe bedingt Störungen in der Ernährung, in Folge dessen auch im Nervensystem, und veranlasst Handlungen, die mit denen des normalen Menschen sehr bedeutend contrastiren.

§ 11.

Auf die moralischen Handlungen übt das Klima sehr viel Einfluss; denn alle Functionen unserer Organe modificiren sich nach dem Grade der äusseren Wärme, nach dem Maasse des Lichtes, nach Trockenheit, Feuchtigkeit, Druck der Luft und tausend anderen Momenten, deren Gesammtheit das Klima ausmacht. Ernährung, Blutbewegung, somit auch die ganze Statik des Muskel- und Nervenlebens, sie werden durch die Wärme etc. in ihren jeweiligen Manifestationen bestimmt. »Die Abwesenheit des Sommers«, bemerkt John William Draper[27]) mit Recht, »ist Abwesenheit von Genie und Geschmack; wo es keinen Winter gibt, kennt man treue Anhänglichkeit nicht«. Die Macht nördlicher und südlicher Klimate auf die moralische Seite des Menschen demonstrirt Draper vorzüglich durch die folgenden seiner Worte: »Der Bewohner des Nordens muss heute thun, was der Bewohner des Südens bis morgen aufschieben kann. Aus diesem Grunde muss der Bewohner des Nordens gewerbsam sein, während der des Südens lässig sein darf, und weniger Voraussicht und eine geringere Neigung zu geregelter Lebensweise besitzt. Auch bietet die Kälte, indem sie ein theilweises Ruhenlassen der Arbeit mit sich bringt, Gelegenheit zum Voraus- und Nachdenken, daher der nordische Bewohner sich die Gewohnheit zu eigen macht, nicht ohne Ueberlegung zu handeln, und langsamer im Angreifen seiner Bewegungen ist. Der südliche Bewohner ist geneigt, ohne Ueberlegung zu handeln; er wägt nicht gehörig die letzten Folgen dessen, was er zu thun im Begriffe steht, ab. Der Eine ist vorsichtig, der Andere ungestüm«. Und die Beeinflussung des moralischen Lebens der Asiaten und der Europäer durch das verschiedene Klima ihres Erdtheiles zeichnet Draper also: »Durch den lange fortgesetzten Einfluss der Klimathätigkeit ist den Bewohnern Europa's und Asiens eine verschiedene geistige Beschaffenheit mitgetheilt worden. Der Geist der letztern hat wesentlich verbindend, der der erstern zergliedernd sich gestaltet. Der Asiat ist der Schöpfer von Systemen der Theologie, Philosophie, Gesetzgebung geworden, deren einige Tausende von Jahren gedauert haben und von einem grossen Theile des Menschengeschlechts angenommen worden sind. Der Europäer verfolgt seine Bahn in weniger grossartiger Weise, die aber, da sie eine gewisse Grundlage hat, auch zu sichereren Ergebnissen führt und im Laufe der Jahrhunderte

27) Draper, J. W., Gedanken über die zukünftige Politik Amerikas. Aus dem Englischen von A. Bartels. Leipzig 1866. in 8°. pag. 27 u. fg.; 40 u. fg.

mächtigere, verbreitetere und gleich dauernde aufweisen wird. In Asien bleiben Sitten und Gebräuche unverändert, Alles befindet sich in einem Zustande, wie wir es nennen, der Versumpfung, oder, wie sie es ansehen, der Ruhe«. — So bestimmt das Klima den moralischen Menschen; Veränderungen im Klima haben Veränderungen des moralischen Menschen zur Folge. Wenn in manchen Ländern Sitten und Gebräuche eine andere Gestalt annahmen, so darf ein nicht geringer Anlass hierzu in mehr oder minder bedeutendem Wechsel der klimatischen Verhältnisse gesucht werden.

Die Aeusserungen des Vergnügens haben nicht die nämliche Intensität in den verschiedenen Himmelsstrichen. MONTESQUIEU[28]) sagt: »Die Bewohner der kalten Länder haben wenig Empfänglichkeit für die Vergnügungen; diese Empfänglichkeit ist grösser in den gemässigten Himmelsstrichen; in den heissen Gegenden aber wird sie extrem. Eben so wie man die Klimate nach dem Grade der Breite unterscheidet, kann man auch nach dem Maasse der Sensibilität ihrer Bewohner sie unterscheiden«. — Halten wir dies fest, so zeigt uns die einfachste Betrachtung, dass das moralische Leben in jeder Zone anders sich manifestiren müsse. Dort, wo die Lust der Vergnügungen gross ist, bekunden Vernunft, Sitten, Gemeinsinn u. s. w. ganz andere Verhältnisse, als an Orten, wo an Stelle des Taumels äusserer Freuden der stille häusliche Kreis den Mittelpunkt des Lebens bildet; hier sind die Paragraphen des Codex der Sitten strenge, dort leicht; hier hat Aeusserlichkeit wenig zu bedeuten, dort steht sie in Ansehen; hier ist mehr Ruhe des Gemüths, dort treten die Leidenschaften überall zu Tage.

In den nördlichen Himmelsstrichen steht das Denken in anderer Proportion zu der Einbildung, als in den heisseren Ländern dies der Fall ist. CH. VICTOR DE BONSTETTEN[29]) gibt den Resultaten seiner Untersuchung über diesen Gegenstand unter Anderem also Ausdruck: »Im Norden ist das Denken ein Genuss; es ist in diesen Klimaten ein Bedürfniss für jedes empfängliche Wesen. . . . Das Glück des Bewohners des Südens bildet sich aus äusseren Dingen, das des Nordländers aus dessen eigenem Innern«. — Wir haben kein Interesse daran, zu untersuchen, ob der Bewohner des Nordens oder jener des Südens glücklicher sei, ob die Concentrirung in sich selbst oder die Ausbreitung auf die Gegenstände der Aussenwelt den Menschen glücklicher mache: so viel ist gewiss, dass die Contemplation des Nordens so gut wie das mehr äussere Leben des Südens dem moralischen Wohlsein unter gewissen Umständen gleichmässig Abbruch thun kann. Die moralische Hygieine wird berufen sein, den Verhältnissen angemessen, im Norden die Contemplation durch das Vergnügen, und im Süden das Vergnügen wieder durch die Contemplation zu mässigen; dort muss sie, um zu ihrem Ziele zu gelangen, die Strenge in Handhabung des Conventionellen vermindern und bis zu einem bestimmten Maasse das Vergnügen dictiren, hier auf dem Wege der Erziehung durch geschickte Benutzung der äusseren Objecte den Menschen fixiren und dem Nachdenken eine Gasse brechen. So vermag die Hygieine die Glückseligkeit des Nordländers in demselben Grade zu verbürgen wie die des Südländers; denn für beide

---

28) MONTESQUIEU, de, De l'esprit des lois. Nouvelle édition. Amsterdam 1784 in 12⁰. Bd. II (Oeuvres. Bd. II) pag. 35 u. fg.

29) BONSTETTEN, Ch. V. de, L'homme du midi et l'homme du nord, ou l'influence du climat. 2. Auflage. Genève 1826. in 8⁰. pag. 189 u fg.

erwächst erst ein wahrhaft gesundes moralisches Leben aus der Harmonie des Denkens und des Fühlens.

Die Einflüsse von Seite der Witterung machen in allen Aeusserungen des moralischen Lebens sich geltend. Die Witterung wirkt bestimmend auf das Maass unserer augenblicklichen Bedürfnisse, auf die jeweilige Verfassung unseres Gemüthes, auf die Kraft unserer Gedanken und auf die Energie des Handelns. »Ein Jeder«, sagt P. Foissac[30], »der zu gewissen Zeiten des Jahres und selbst zu verschiedenen Stunden des Tages sich studirt und erforscht, wird eine genaue Uebereinstimmung zwischen der Richtung seiner Gefühle und den Schwankungen des Luftkreises wahrnehmen. Besonders im Zustande der Krankheit drücken beim Menschen die Wechsel der Witterung und die Stürme mit einer verzweiflungsvollen Treue sich aus; er gleicht einem verlassenen Schiffe, welches das unruhige Meer auf seinen Wellen umher schleudert. Die Periodicität der Jahreszeiten, gewisser Winde und der meteorischen Erscheinungen theilt den Operationen des Geistes sich mit, und bewahrt ihren Einfluss bis in den Busen der gesellschaftlichen Verhältnisse, wo indessen so viele Dinge sich vereinigen, um denselben zu bekämpfen«.

»Es gibt Tage im Leben, wo die Seele in Mattigkeit verfällt und an der Zukunft verzweifelt. Gefesselt von einer unüberwindlichen Traurigkeit, sieht sie die ganze Natur durch einen Schleier der Trauer und des Todes; das Leben erscheint als eine Last, die Philosophie bleibt ohne Kraft, und selbst die Freundschaft übt nicht mehr ihren süssen Einfluss aus. Dieser Zustand der Bangigkeit, für den ein Heilmittel es nicht zu geben scheint, ändert sich ohne Ursache und zuweilen mit einer an das Wunderbare grenzenden Schnelligkeit. Welche geheime Veranlassung nun hat die Erstaunen erregende Metamorphose hervorgebracht? Eine Wolke, welche den Himmel bedeckte, ist verschwunden, der Wind, welcher die Luft bewegte, hat zu wehen aufgehört«. — Diese Worte von Foissac sind ein getreues Spiegelbild der Wirkungen, welche die Witterungsverhältnisse auf den Menschen üben. Man kann sagen, dass der Mensch eine Marionette des Wetters sei, dass in letzter Instanz seine Handlungen sehr vielfach von der Verfassung der Atmosphäre abhängen.

Es ist die Laune ein Abklatsch des Wetters; die Laune ist (leider!) massgebend in allen menschlichen Dingen; mithin gestaltet das Menschenleben sich nach dem Wetter. Ein höherer Grad moralischer Kraft vermag den ungünstigen Einfluss des Wetters mehr oder weniger zu lähmen, der Laune merklich Abbruch zu thun, das Maass der Vernunft und Gerechtigkeit zu erhöhen; darum ist es Sache der Hygieine, auf Vermehrung der moralischen Kraft hin zu arbeiten. Andererseits sind es rein physische Mittel, welche die Gewalt ungünstiger Witterung merklich vermindern; wir nennen z. B. Bauwerke, Kleidung, Nahrung.

Um den Einfluss, welchen die Gesammtheit der klimatischen Verhältnisse auf die moralischen Handlungen und in weiterer Folge auf das Leben und Treiben, auf die Geschichte der Menschen ausübt, genau zu begreifen, wird es nöthig sein, eine Parallele zwischen Nationen, die unter sehr verschiedenen Verhältnissen in dem Klima ihrer Länder leben, zu ziehen. Den besten An-

---

30) Foissac, P., De l'influence des climats sur l'homme et des agents physiques sur le moral. Paris 1867. in 8⁰. Bd. II. pag. 104 u. fg.

haltepunkt hierzu bietet uns Henry Thomas Buckle's [31]) Vergleichung Indiens mit Griechenland, der Indier mit den Griechen. Es sei uns erlaubt, einige Worte des grossen Briten hierher zu setzen: » . . . Diese auffallenden Verschiedenheiten in der Natur der beiden Länder erzeugten entsprechende Verschiedenheiten in ihrer geistigen Beschaffenheit. Denn da alle Gedanken theils aus freiwilliger Thätigkeit des Geistes, theils aus Anregungen von Aussen entstehen, so war es natürlich, dass eine so grosse Veränderung in einer der Ursachen auch eine grosse Veränderung in der Wirkung hervor bringen musste. Die umgebenden Naturerscheinungen in Indien waren geeignet, Furcht einzuflössen, in Griechenland Vertrauen zu erregen. In Indien wurde der Mensch eingeschüchtert, in Griechenland ermuthigt. In Indien waren Hindernisse aller Art so zahlreich, so beunruhigend und anscheinend so unerklärlich, dass die Schwierigkeiten des Lebens nur durch beständige Anrufung einer unmittelbaren Einwirkung übernatürlicher Kräfte gelöst werden konnten. Da diese nun jenseits des Gebietes des Verstandes lagen, so wurde die Phantasie unaufhörlich zu Hülfe gerufen, um sie zu studiren; die Phantasie selbst wurde übermässig angestrengt, ihre Thätigkeit wurde gefährlich, sie gewann Raum auf dem Gebiete des Verstandes, und das Gleichgewicht des Geistes war gestört. In Griechenland hatten entgegengesetzte Umstände einen entgegengesetzten Erfolg. Hier war die Natur weniger gefährlich, weniger zudringlich und weniger geheimnissvoll, als in Indien. In Griechenland war folglich der menschliche Geist weniger erschreckt und weniger abergläubisch; natürliche Ursachen wurden allmälig studirt; so wurde zuerst eine Naturwissenschaft möglich, und der Mensch suchte, wie er allmälig zum Gefühl seiner Kraft erwachte, die Begebenheiten mit einer Kühnheit zu erforschen, die man in den Ländern nicht erwarten konnte, wo der Druck der Natur seine Unabhängigkeit gefährdete, und ihm Gedanken eingab, mit denen die Wissenschaft unverträglich ist«. — Wie anders gestalten sich Gefühle, Gedanken und Handlungen, wenn der Einfluss der Natur ein sanfter, als wenn es ein überwältigender, ein grossartiger, ein rauher ist. Wenn man in irgend einem Lande die Bewohner der Gebirge mit denen der Ebenen vergleicht, findet man, dass beide sehr wesentlich von einander sich unterscheiden; das moralische Leben des einen weicht von dem des andern in jeder Weise ab, Gefühle, Gedanken, Handlungen sind verschieden an Innigkeit, Ausbreitung und Zielen.

Lehrreich ist das Studium jener Menschen, welche das Unglück haben, Sumpfgegenden bewohnen zu müssen; denn Alles, was hier zum moralischen Leben gehört, bietet Eigenthümlichkeiten dar, welche bei den Rassen ausserhalb der Sümpfe nicht angetroffen werden. J. B. Monfalcon [32]), der eine vortreffliche Beschreibung der Bewohner sumpfiger Gegenden lieferte, sagt darin von dem moralischen Zustande des Eingeborenen der Bresse und der Sologne in Frankreich unter Anderem: ». . . seine ganze Philosophie ist ein thörigter Fatalismus; sein Denken ein unkräftiger Keim; sein Charakter kalt, traurig, verdriesslich, geneigt zu Berechnung, zu Rache, aber wenig zum Auf-

31) Buckle, H. Th., Geschichte der Civilisation in England. Deutsch von Arnold Ruge. 2. Auflage. Leipzig & Heidelberg 1864—65. in 8⁰. Bd. I. Abtheilung I. pag. 119.

32) Monfalcon, J. B., Histoire médicale des marais, et traité des fievres intermittentes, causées par les émanations des eaux stagnantes. 2. Auflage. Paris 1826. in 8⁰. pag. 113 u. fg.; 127; 131 u. fg.

brausen. Niemals um seine eigene Gesundheit besorgt, nimmt er auch kein Interesse an dem Wohle seiner Nächsten, er concentrirt seine Aufmerksamkeit ausschliesslich auf die Gesundheit seiner Hausthiere«. Und weiter schildert MONFALCON den Sumpfanwohner: »Die Unwissenheit, welche seine Intelligenz lähmt und sein Elend verewigt, zerstört auch seine Moral; wohnt er in der Nachbarschaft eines Dorfes, so vergeudet er Sonntags den Lohn der Woche, das einzige Mittel der Exsistenz für sein Weib und seine Kinder; er ist falsch, betrügerisch, und in weiterer Folge häufig der Betrogene. Seine ganze Religion besteht in einigen Aeusserlichkeiten, in Aberglauben, und übt gar keinen Einfluss auf seine Handlungen; seine ganze Philosophie ist eine extreme Neigung für Quacksalber, ein blinder Glaube an Hexerei, eine unüberwindliche Anhänglichkeit zu seinen Gewohnheiten, eine unerschütterliche Ergebenheit in sein Schicksal. In der Bresse und in der Sologne kommen Aborten und Kindsmorde häufig vor; . . . frühzeitig wird der Mensch durch eine tiefe Ausschweifung verderbt; die Syphilis zeigt sich oft und bekundet eine grosse Zähigkeit. Die Fehler der Bressaner und Sologneseen sind die Fehler schwacher Seelen«. . . . MONFALCON zeigt weiter, dass die Verbrechen, welche von diesen armseligen Bevölkerungen begangen werden, nicht aus Muth, sondern aus Feigheit sich herleiten, etc. — So entartet der Mensch physisch und moralisch unter dem Einfluss der Sümpfe, und sinkt immer tiefer, je weniger ihm die Möglichkeit der Befreiung von dem ungesunden Aufenthalt geboten ist. Weil er physisch leidet; weil die Luft, welche er athmet, verpestet ist, die Nahrungsstoffe, welche er zu sich nimmt, schlecht sind; weil er, abgeschlossen von der Welt, wirthschaftlich herab kommt, dadurch die Cultur seiner Kräfte vernachlässigt; — darum verfällt er auch moralisch. Die Moral in solchen Gegenden bessern, heisst: den Leib kräftigen; und um den Leib gesund zu machen, ist es nöthig, die Sümpfe auszutrocknen, die öffentliche Wirthschaft und die Bildung zu heben.

Es hat VILLERMÉ [33]) durch ein Beispiel gezeigt, dass entartete Rassen durch Austilgung der Sümpfe wieder in den Zustand ursprünglicher Gesundheit zurück gebracht werden können. Er erzählt, dass zu Viareggio im ehemaligen Fürstenthum Lucca die in nur kleiner Zahl vorhandenen, in Elend und Rohheit versunkenen Einwohner jährlich um dieselbe Zeit von Wechselfiebern heimgesucht wurden. Im Jahre 1741 aber errichtete man Schleusen, welche den Abfluss des Sumpfwassers in das Meer ermöglichten, und zugleich Ueberschwemmung des Sumpflandes bei der Fluth etc. verhinderten. Hierdurch hörten die Sümpfe auf zu exsistiren, und die Fieber verschwanden, der Bezirk von Viareggio wurde einer der gesundesten des Landes, seine Industrie blühte, seine Bewohner gewannen Reichthümer. Ein Theil der Familien, deren schwerfällige Voreltern dem Einfluss des Sumpfmiasma erlagen, erweist einen früher nicht geahnten Grad von Lebensfrische, Gesundheit, Sittlichkeit und Lebensdauer. —

In dem innigsten Rapport stehen die Handlungen der Menschen, die Denkungsart, die Gefühle, die Manifestationen der Sittlichkeit mit dem Lichte. Wo an Licht es fehlt, pflegt an Tugend es zu fehlen; Mangel an Licht, repräsentirt durch schlechte und dunkle Wohnung, steht mit Mangel an Lebensmitteln, mit Noth und Elend in geradem Verhältniss; Noth und Elend sind die

33) QUETELET, A., Ueber den Menschen. pag. 139 u. fg.

gewaltigsten Feinde der Tugend. Dunkelheit an sich verschlechtert das Blut; schlechtes Blut regenerirt die Nerven in einer Weise, dass normale Thätigkeit derselben unmöglich ist, somit Handlungen, Gefühle, Gedanken vom gesunden Zustande abweichen müssen. Wenn mit der Dunkelheit die Unmöglichkeit der annäherungsweisen Befriedigung der wichtigsten Lebensbedürfnisse sich verbindet, steht das moralische Leben auf der tiefsten Stufe. FORBES WINSLOW [34]) bringt mit Recht körperliche Missbildungen, geistige Entartung, Verbrechen etc. mit dem Mangel des Lichts in den innigsten Zusammenhang.

Um die sittlichen Gefühle, die Gedanken und die Handlungen der Menschen normal zu machen, genügt es nicht, das ewige Licht der Wahrheit und der Liebe zu entzünden: auch das Licht der Sonne müssen wir in Fülle strömen lassen in die Wohnungen der Armen und Elenden; mit guter Nahrung und reiner Luft, mit guter Kleidung und reinem Wasser zugleich, wollen wir denselben Antheil an dem Lichte der Sonne ihnen versichern, dessen die wohlhabenden Klassen reichlich geniessen. Dann werden sie aufleben und fähig sein, den Einfluss des Lichtes, der Wahrheit und Liebe für ihre und Aller Wohlfahrt zu verwerthen.

§ 12.

Mehr als alle andern Einflüsse der Aussenwelt ist die Erziehung für die Art der moralischen Handlungen massgebend. Das, was wir von Kindesbeinen an sehen, hören, fühlen, lernen, gibt dem Inhalt unseres moralischen Lebens seine Richtung, unserem ganzen Wesen seine Eigenthümlichkeit. Es hiesse Wasser in den Rhein giessen, wollte man die Macht der Erziehung erläutern; wir werden hier nur auf einige Punkte aufmerksam machen, welche das Verhältniss der Erziehung zu den Handlungen deutlich erkennen lassen.

»Wenn die Menschen«, sagt HELVETIUS [35]), »die unter einer freien Regierung gemeiniglich offenherzig, getreu, fleissig und human sind, unter einer despotischen Regierung niederträchtig, lügenhaft, kriechend, ohne Genie und ohne Herzhaftigkeit sind; so ist dieser Unterschied in ihrem Charakter die Folge von der verschiedenen Erziehung, die sie unter der einen oder unter der andern von diesen beiderlei Regierungen bekommen«. — So gestaltet die Art der Erziehung die Moral. Wo man auch seine Beobachtungen machen möge: überall findet man, dass das moralische Wohlsein aus dem Grunde mit Zunahme der politischen und socialen Freiheit sich vermehrt, weil unter dem Banner der Freiheit die Erziehung mehr naturgemäss sich gestaltet. MONTESQUIEU [36]) sagt, die Gesetze der Erziehung seien verschieden, je nach der Art der Regierung; in den Monarchieen habe die Erziehung Ehre, in den Republiken Tugend, in den Despotieen aber Furcht zum Ziele. — In freien Ländern tritt der Bildung des Volkes ein grösseres Hinderniss nicht entgegen; ja, Aufklärung der Massen und Erziehung zu Vaterlandsliebe und Rechtsgefühl sind dem Gedeihen des Gemeinwesens förderlich; der Staat hat an Tugenden und

---

34) WINSLOW, F., Light · its influence on life and health. London 1867. in 8⁰. pag. 5.

35) HELVETIUS, J. C. A., Hinterlassenes Werk vom Menschen, von dessen Geisteskräften und von der Erziehung desselben. Aus dem Französischen. Breslau 1774. in 8⁰. Bd II. pag. 377.

36) MONTESQUIEU, de, De l'esprit des lois. Amsterdam 1784. in 12⁰, Bd. I. (Oeuvres. Bd. I.) pag. 59.

Fähigkeiten seiner Bürger das wichtigste Interesse. Wie ganz anders verhält es sich in despotisch regierten Ländern, wo das letzte Ziel aller pädagogischen Bestrebungen Einschüchterung und allgemeine Verbreitung blinden Gehorsams ist! Dass hier die Handlungen der Menschen einen andern Typus bekunden müssen, als dort, wird keinen Augenblick in Frage kommen.

Werfen wir einen Blick auf das Verhältniss der Erziehung zur Sittlichkeit. Wir verdanken A. P. Deseilligny[37]) und Joseph Kay[38]) den genauen Nachweis, dass die Gediegenheit einer Bevölkerung, die Normalität ihres sittlichen Lebens, ihr Wohlsein überhaupt in dem Maasse zunehmen, in welchem die Erziehung sich verbessert und sich ausbreitet. Von den Gefahren redend, welche Mangel an Erziehung für die arbeitenden Klassen des Landes in sich schliesst, bemerkt Deseilligny endlich: »Das Heilmittel hier ist die Pflege des Geistes; man muss wünschen, dass die Unterrichtung auf dem Lande sich vervollkommene, dass sie nicht darauf sich beschränke, den Kindern einige elementare Anleitungen zu geben, sondern aus ihnen Menschen mache, zu diesem Behufe den Kreis ihrer Kenntnisse erweitere und mit Geschmack an dem Fortschritt sie erfülle. Die Sittlichkeit wird gleichzeitig mit der Intelligenz sich kräftigen; denn der mit nützlichen Gedanken erfüllte Mensch wird von dem Bösen selten hingerissen«. Kay findet auf Grund der genauesten Forschungen, dass die unteren Klassen Englands ihr maassloses Elend zum grössten Theil dem Mangel an Erziehung verdanken, und dass in Norddeutschland, in Holland und in der Schweiz die nämlichen Klassen moralisch bei weitem höher stehen, weil sie durch den Einfluss der Bildung in der Schule der Unwissenheit entrissen wurden; er weiset ferner nach, wie die Erziehung des Armen dessen Tugend und Mässigkeit befördert, etc.

Massenarmuth ist die Mutter der Sittenlosigkeit; der fruchtbare Boden aber, auf dem das Elend recht gedeiht, durch dessen Mittel es verewigt wird, ist die Unbildung des Geistes wie des Gemüths. Degerando[39]) sagt: »Je mehr die Ursachen der Armuth man studirt, desto mehr erkennt man, dass der Mangel an Erziehung es ist, wodurch am meisten Elend und am meisten Verbrechen in die Welt gebracht wird. Einer der grössten Dienste, die wir den Armen leisten können, ist: wenigstens ihre Kinder von einem so schädlichen Einflusse zu bewahren; eine gute Erziehung wird die Kinder in den Stand setzen, dereinst ihren alten Eltern zur Stütze und zum Troste zu dienen«. »Eine gute physische Erziehung der untern Klassen«, bemerkt er weiter, »wäre schon von unermesslichem Vortheil bei Verhütung vieler Krankheiten, und im Stande, mehr Kräfte und Geschicklichkeit zur Arbeit zu verleihen«. — Ohne gute physische Erziehung kann von einer guten moralischen nicht die Rede sein. Darum wird es vor Allem nöthig, durch alle Mittel auf jene hinzuwirken. Unserer Ansicht nach ermöglicht man gute physische Erziehung der Kinder in den arbeitenden Klassen nur dadurch, dass man ihren Eltern zu Eigenthum und zu moralischer Selbständigkeit verhilft, sie unterrichtet und mit den

---

37) Deseilligny, A. P., De l'influence de l'éducation sur la moralité et le bien-être des classes laborieuses. Paris 1868. in 8⁰. pag. 149 u. fg.; 172 u. fg.; 177.

38) Kay, J., The social condition and education of the people in England and Europe; shewing the results of the primary schools, and of the division of landed property, in foreign countries. London 1850. In 8⁰. Bd. I. pag. 6 u. fg.; 98 u. fg.

39) Degerando, Le visiteur du pauvre. 3. Auflage. Paris 1826. In 8⁰. pag. 151 u. fg.

Grundsätzen der Gesundheitspflege vertraut macht. Wir kommen immer darauf zurück, dass alles Moralische eine Illusion ist, wenn die wirthschaftliche Unterlage fehlt. Zuerst Brod, dann Licht, dann Moral!

Welche sind die grössten Hindernisse gesunden moralischen Lebens bei den sogenannten unteren Schichten der Bevölkerung? Vorgefasste Meinungen, Beschränktheit und unnoble Interessen der andern Schichten! Was treibt die armen Klassen in das Reich der Laster, der Verbrechen, der Entartung? Die Noth, das Elend! Wer erzeugt das Elend, wer unterhält, wer verewigt es? Die Unwissenheit, die Unfähigkeit der Selbsthülfe! Wer macht Unwissenheit und Unfähigkeit der Selbsthülfe bei den Armen permanent? Die auf Vorurtheilen, Hartherzigkeit, Gemüthsrohheit und pöbelhaften Interessen ruhende Gesetzgebung, Gerechtigkeitspflege und Seelsorge! — Und was allein vernichtet alle Hindernisse eines gesunden moralischen Lebens mit einem Schlage? Nächstenliebe!

Staat und Gesellschaft waren von jeher — einige alte Republiken ausgenommen — die grössten Verächter und Verfolger der Tugend; immer nur haben sie der Lüge, der Heuchelei, der Ungerechtigkeit Raum gegeben, und unablässig die guten Keime in den Bürgern vernichtet. Was Wunder daher, dass die alltäglichen Handlungen dem natürlichen Sittengesetze Hohn sprechen und das moralische Leben überhaupt auf so miserabler Basis ruht! Um unsern Gedanken eine gute Illustration zu geben, setzen wir einige Worte von Helvetius[40]) hierher: »Habe ich meinem Sohne von Kindesbeinen an die Liebe zum Vaterlande beigebracht; habe ich ihn gezwungen, sein Glück in der Ausübung tugendhafter, das ist solcher Handlungen zu suchen, die der grössten Menge zum Nutzen gereichen; und sieht nun dieser Sohn, kaum da er anfängt in der Welt umher zu blicken, dass die Patrioten in der Verachtung, im Elend und in der Unterdrückung schmachten; hört er, dass die tugendhaften Männer von den Grossen und Reichen gehasst, in der Stadt getadelt werden, und noch dazu vom Hofe verbannt sind: so kann man Hundert gegen Eins wetten, dass mich mein Sohn für nichts Besseres als für einen ungereimten Mann, der vor Alter kindisch geworden ist, oder für einen mürrischen Schwärmer halten, dass er meine Person verachten, dass seine Verachtung gegen mich auch auf meine Grundsätze sich ausdehnen, und dass er allen den Lastern sich ergeben werde, die von der Regierungsform und von den Sitten seiner Landsleute begünstigt werden. Würde aber ein junger Mensch in seinen Jünglingsjahren wieder an die Vorschriften erinnert, die er in seiner Kindheit bekommen, und sähe er bei seinem Eintritt in die Welt, dass in derselben die Grundsätze seiner Lehrer mit dem Beifalle des Publikums beehrt würden; so wird er alle Ehrerbietung für diese Grundsätze hegen, so werden sie die Richtschnur seines Verhaltens, und er wird ein tugendhafter Mann werden«. — Die moralischen Handlungen der Einzelnen sind in der Regel nur der Reflex des sittlichen Zustandes der herrschenden Klasse. Weil nun die Tonangebenden in Gesellschaft und Staat aus den Schlauesten, Herrschsüchtigsten, Nichtswürdigsten und Gemeinsten sich zu rekrutiren pflegen, die auf ihrem Wege ihnen begegnende Tugend für ein grosses Hemmniss halten und zertreten, um sich selbst weiss zu brennen alles Reine und Gute verdächtigen, verläumden und beschmutzen,

40) Helvetius, J. C. A., Hinterlassenes Werk vom Menschen. Bd. II. pag. 419 u. fg.

und durch dies Alles das jämmerlichste und abscheulichste Beispiel geben: darum laufen die sittlichen Handlungen der grossen Mehrzahl dem natürlichen Moralgesetze zuwider, gute Erziehungsgrundsätze tragen keine Früchte, Nächstenliebe wird nicht zur allgemeinen Wahrheit, das Elend wird nicht gebrochen, und die Verbrechen erfahren keine Verminderung. Die Gesellschaft müsste, sollte Alles dauernd zum Guten sich gestalten, ihre Bestialität ablegen; da sie aber aus eingefleischten Bestien besteht, darf dies auch nicht im Traume für möglich gehalten werden.

Schlechte Methode in öffentlicher und privater Erziehung; eine Pädagogik, die auf physische und moralische Verweichlichung hinaus läuft, auf Erschlaffung; ein Unterricht, der aus dem frischen und gesunden Menschen einen naseweisen, vielwissenden, taktlosen, unpraktischen, zimperlichen Feigling macht; — dies sind gewaltige Hindernisse normaler sittlicher Handlungen; dies sind die besten Mittel, das moralische Leben zu vergiften. WILHELM GÖTTE[41]), ein sehr ehrenwerther Deutscher, sagt, indem er sein Vaterland im Auge hat, unter Anderem: »Wo findet man die frischen, gesunden, männlichen Gesichter mit den blitzenden Augen, wie wir sie in den sonst wegen ihrer Ueppigkeit verrufenen Südländern antreffen. Glanzlose Augen, blasse eingefallene Gesichter, todte Mienen und ein dumpfes Hinbrüten, welches durch einen finstern Ernst sich kundgibt, sind gewöhnliche Erscheinungen unter unserer schulgelehrten Jugend, und zeugen ebenso von Geistlosigkeit wie von körperlicher Erschlaffung. Nur Pedanten können glauben, dass der Geist durch Stubenhocken, durch endloses Schreiben und Lesen sich bilde und entwickle. Diesem Wahne gemäss bringen wir mindestens dreiundzwanzig Vierundzwanzigstel des Tages im Zimmer zu, und sperren die Knaben in Schul- und Arbeitsstuben ein. Nun ist aber die Zeit vom vierzehnten Jahre, wo der Körper einen schnellen Aufschwung zum Wachsthum nimmt, bis zum dreiundzwanzigsten, wo dieses Wachsthum aufhört, der Abschnitt des Lebens, von dem das ganze übrige abhängt. Die meisten Todesfälle kommen in diesem Alter vor*, und der Keim zu den später sich einstellenden Krankheiten wird in ihm gelegt**). Was thut man, um die Natur in ihrer Entwickelung zu unterstützen, um die Constitution zu stärken und das künftige Lebensglück zu sichern? Man lässt sie von der Schul- in die Arbeitsstube gehen, von der Bank auf den Stuhl, vom Tisch an den Pult, von gebückter Stellung zu gebückter Stellung«. ... »Wahrlich es ist kein Wunder, wenn die Jugend, die man des Aufenthalts im Freien ganz entwöhnt, verwöhnt, bequem, träge, kopfhängerisch, mürrisch und hypochondrisch wird! Hypochondrische Jünglinge, welch' eine Lächerlichkeit, und doch, was ist gewöhnlicher! Kein Wunder jene körperliche und geistige Mattigkeit, die sie lähmt, jener brütende finstere Ernst, der sie niederdrückt! Die Nerven sind überreizt, die Muskeln nicht in der erforderlichen Uebung, die Organe nicht in ihrer angemessenen Thätigkeit, keine Abwechselung zwischen Anstrengung und Ruhe, wodurch Körper und Geist erstarren«. — Seit dreissig Jahren ist in der Schulerziehung Vieles besser geworden; der Genuss der freien Luft ist dem Schüler mehr

---

41) GÖTTE, W., Vorschule der Politik. Leipzig 1840. in 8⁰. pag. 376 u. fg.

*) Die grösste Zahl der Todesfälle kommt im Alter der frühen Kindheit vor.

**) Wenn er nicht schon durch die Zeugung, die Entwickelung im Mutterleibe und durch die Erziehung in früher Jugend gelegt wurde.

gesichert; er schwimmt, er turnt etc.; — allein, es bestehen immer noch so viel schädliche alte Vorurtheile, so viel Kopflosigkeit und Beschränktheit in den Methoden, so verkehrte Ansichten in Betreff des Zweckes und des Maasses der Geistesbildung, dass man mit der vollsten Berechtigung behaupten darf: das moralische Leben wird durch die gegenwärtige Erziehung zumeist sehr schlecht gepflegt, in seinen Manifestationen, den Handlungen, alterirt, krankhaft gestaltet.

In den Ländern der hohen Steuern, der Beamten-, Pfaffen- und Soldaten-Herrschaft, wird die falsche Erziehung in ihrem zerstörenden und entnervenden Einfluss durch die schlechte Lebensweise auf das Kräftigste unterstützt. Schmalhans ist Küchenmeister: man pfropft mit Kartoffeln und Brod den Magen voll, malträtirt die Verdauungswerkzeuge durch ein braunes Getränk, welches man fälschlich Kaffee nennt, und beschwichtigt das nagende Gefühl der ungenügenden Sättigung durch Bier; man wohnt in Löchern; man kleidet sich unzureichend; man vernachlässigt die Pflege der Haut; man thut Alles halb, weil eine falsche Oekonomie in demselben Maasse wie eine thörigte Sitte die Schädel occupirt; — und der moralische Mensch? der Geist, der Charakter, das Gemüth? O, welch' ein Jammer! Europa, gute Nacht!

§ 13.

Für die Art der Handlungen ist massgebend die individuelle Anlage des Menschen, die angeborene sowohl wie die erworbene. Es fliesst aus allen Untersuchungen und aus dem einfachen Nachdenken, dass die Handlungen Resultate der Einwirkung der Aussenwelt auf den mit Anlage versehenen Organismus sind; dass die oder jene Handlung ohne das Vorhandensein einer bestimmten Anlage nicht erfolgen könne; dass Anlage ohne erregende äussere Einflüsse die Handlung nicht hervorbringe.

Die Anlage besteht in einer gewissen Formation der Organe und in einer hierdurch bedingten Statik der Functionen. Sie ist, werde sie physisch, intellectuell, sittlich oder anders genannt, stets materiell. Ererbte Anlage wiegt im Allgemeinen viel schwerer als erworbene, weil sie tiefer in der Organisation zu wurzeln pflegt. Die Anlage beeinflussen, heisst: die Organisation beeinflussen, die physischen Voraussetzungen der Handlungen ändern. Und dies gerade ist die Aufgabe der Hygieine; durch Nahrung, Kleidung, Wohnung, Erziehung u. s. w. wirkt sie verbessernd auf die Organisation, somit auch auf die Handlungen.

Wir wollen für einige Augenblicke die Erblichkeit moralischer Eigenschaften zum Gegenstand unserer Unterhaltung machen. Prosper Lucas [42]) hat in umständlichster und klarster Weise gezeigt, wie für alle das sogenannte immaterielle Leben betreffenden Eigenschaften Erblichkeit besteht; von den Gesetzbüchern der ältesten Völker bis zu den Zeugnissen der Mitlebenden, legt Lucas in ununterbrochener Folge die Argumente seiner Schlüsse dar. — Die Erblichkeit moralischer Eigenschaften ist eine unbestreitbare Thatsache. Für die Hygieine erwächst hieraus die Folgerung, Vererbung schlechter mo-

---

42) Lucas, P., Traité philosophique et physiologique de l'hérédité naturelle dans les états de santé et de maladie du système nerveux. Paris 1847—50. in 8⁰. Bd. I. pag. 340 u. fg.

ralischer Eigenschaften und Anlagen zu verhüten. Sie wirkt hier auf mehreren Wegen. Zunächst liegt es ihr ob, solche Ehebündnisse, deren Gatten blutsverwandt sein würden, zu verhindern; denn alle erblichen Uebel kommen bei den Kindern, Enkeln etc. von blutsverwandten Zeugenden potenzirt zum Vorschein. Weiter ist es nöthig, durch die Erziehung den Hang zum Bösen zu brechen; hier muss die physische Erziehung die moralische auf jedem Schritte begleiten und unterstützen, weil der Hang zum Bösen in letzter Reihe in den materiellen Verhältnissen des Leibes wurzelt. Die Vererbung schlechter moralischer Eigenschaften und Anlagen wird auch bedingt, oder doch begünstigt, durch die Massenarmuth, durch Verderbtheit der Regierung und Verwaltung des Staates, durch den Einfluss der Priesterherrschaft, etc.; es wirken diese Momente nur mittelbar, aber eben so sicher als schlechte Erziehung, Blutsverwandtschaft der Zeugenden u. s. w.

Geistesstörungen entstehen bei den Erzeugten, nach der Auffassung von J. Moreau de Tours[43]) unter Anderem wenn die Eltern an solchen Leiden krankten, wenn die Ehen der Erzeuger den Gesetzen der Gesundheitslehre zuwider laufen. — Die Hygieine braucht also, um den grössten Theil der Geistesstörungen zu verhüten, durch Erziehung und Belehrung auf passendere Auswahl der Gatten, durch das Gesetz auf Verhütung der Ehen zwischen nahen Verwandten hin zu wirken. Es machen diese Massregeln der Hygieine um so mehr sich nöthig, als eine ganze Zahl moralischer Leiden, welche die Vorläufer ausgesprochener Geistesstörungen sind, dadurch verhindert und der menschlichen Gesellschaft viel Elend und Jammer, Siechthum und schlechtes Beispiel erspart wird. Die Geisteskrankheiten bilden in den auf einander folgenden Geschlechtern oft nur allmälig sich aus; bei dem Urahn waren sie in schwacher Anlage vorhanden, bei dem Urenkel haben sie das Maass ihrer Reife erlangt. Hätten nun die verschiedenen Glieder dieser Familie mit Fremden sich vermählt, anstatt mit nahen Verwandten, so wären alle Störungen vermieden worden; hätte die Erziehung rechtzeitig ihren Einfluss wider das moralische Uebel genommen, es wäre dies vernichtet und die spätere ausgesprochene Geistesstörung verhindert worden.

Die eben angedeutete Thätigkeit der Hygieine läuft auf Tilgung der Anlage zu den moralischen Störungen, auf Verhinderung schädlicher oder doch incorrecter Handlungen hinaus. Tilgung solcher Anlage bedeutet: Benutzung aller zur Verfügung stehenden Einflüsse zu dem Behufe, die Organisation so weit als möglich normal zu gestalten; denn, wenn die Handlungen normal sein sollen, muss auch die Organisation den Anforderungen der Gesundheitslehre entsprechen. Durch Gymnastik, Diät, Erziehung u. s. w. modificiren wir die Organisation und das Verhältniss ihrer Anlagen. Wir können aus manchen Verbrechern absolut gar nichts machen; mögen wir sie erziehen, ernähren, dislociren wie und wo wir wollen, sie bleiben immer die nämlichen. Woher kommt dies? Wir waren unfähig, ihre feinere Organisation zu modificiren.

---

43) Moreau de Tours, J., La Psychologie morbide dans ses rapports avec la Philosophie de l'histoire, ou de l'influence des névropathies sur le dynamisme intellectuel. Paris 1859. in 8⁰. pag. 116.

Die Leidenschaften.

§ 14.

Von jeher hat Dasjenige, welches Leidenschaft wir nennen, mehr als alles Andere über Wohl und Wehe der Menschen entschieden; es mischte Allem sich bei; es machte überall einen Einfluss geltend, der an Umfang und Innigkeit alle andern Einflüsse weit übertraf; es zerstörte grosse Reiche, baute neue auf, ruinirte Familien, und liess Thorheiten, Verbrechen und Laster Pilzen gleich aus der Erde empor schiessen; aber es erhob auch Familien, und erzeugte Tugenden, deren Glanz Alles umher verdunkelte.

Die Wohlfahrt Einzelner und der Gesammtheit wird durch Leidenschaften nicht getrübt, wenn die Hygieine regulirend wirkt, das heisst: wenn die edlen Leidenschaften entwickelt werden und der Strom der Passionen überhaupt eine solche Richtung bekommt, dass er zur Förderung von Tugend und Glückseligkeit dient.

Ohne den Einfluss der Hygieine wuchern die Leidenschaften, die unedlen von ihnen drängen sich in den Vordergrund, und das Wohl des Individuums wie der Gesellschaft wird in Frage gestellt.

Bevor wir weiter gehen in unserer Unterhaltung über das Verhältniss der Leidenschaften zum Wohlsein, müssen wir nothwendig über das Wesen der Leidenschaften Klarheit zu gewinnen suchen. »Unter Leidenschaft«, definirt Adolph Wachsmuth [44]), »verstehen wir Erstarkung, vielfache Verknüpfung, Herrschendwerden bestimmter Vorstellungen oder Gruppen von Vorstellungen, die einseitig mit dem Gesammtinhalt des Ich im Widerspruche stehend, eine beträchtliche Spannung setzen und damit einen Trieb nach Ausgleichung hervorrufen, so dass wir sie direct als stehend gewordene Begierden bezeichnen können«. Weiter sagt Wachsmuth: »Zu alle dem gibt ein normal verlaufendes psychisches Geschehen so gut die Fähigkeit, als ein durch Affecte gestörtes und verändertes. Solche durch häufige Wiederholung und Uebung, oder sonst irgend wie erstarkten Vorstellungen drängen sich bei jeder psychischen Thätigkeit vermöge ihrer allseitigen Associationen hervor, verdunkeln dann ihnen entgegenstehende Grundsätze, und es hängt nun von ihrem ganzen Inhalt ab, ob sie eine bestimmte Stimmung fördern oder nicht, ob sie Affecte bedingen oder nicht. Es gibt vollständig ruhige Leidenschaften, die den Menschen gänzlich kalt lassen, und so das raffinirteste und besonnenste Raisonnement hervorrufen und ermöglichen. Je nachdem auftauchende Vorstellungen die Leidenschaften fördern oder hemmen (solche Conflicte müssen, wo bestimmte Vorstellungen immer im Vordergrund stehen, leicht eintreten), werden wir dann afficirt«. Und endlich bemerkt Wachsmuth: »Auch in der Lehre von den Leidenschaften hat ein falscher Sprachgebrauch das richtige Verständniss sehr erschwert; häufig bedeutet »leidenschaftlich« eben nichts Anderes, als »mit heftiger Gemüthsbewegung«. Das Wort »Sucht«, mit dem wir die Leiden-

---

44) Wachsmuth, A., Allgemeine Pathologie der Seele. Frankfurt a. M. 1859. in 8⁰. pag. 66 u. fg.

schaften meistens bezeichnen, deutet sonst noch näher an, dass es besonders auf das Handeln gerichtete Vorstellungen sind, die in ganzen Gruppen prävalirend geworden sind; es sind gewisse Begierden, die überall und immer nach Befriedigung streben. Gewisse Spannungen im psychischen Leben stellen sich bei jeder Gelegenheit ein und fordern vor allen ihre Lösung; geschieht dies ohne Alteration der Form des gewöhnlichen Geschehens, so wird dadurch die Gefühlslage nicht beeinträchtigt; findet die Lösung Hindernisse, so werden wir unangenehm, findet sie Förderung, so werden wir angenehm afficirt. Das Hingeben an Leidenschaften befriedigt uns deshalb, wenn auch nur vorübergehend, indem sie (die Leidenschaften) als einseitige Bestrebungen den Gesammtinhalt des Ich nicht ohne neue Spannung (Gefühl der Reue) zurücklassen können, dient aber gleichzeitig, sie nur noch mehr zu befestigen; darin liegt ihre grosse Gefahr für das psychische Leben«. — Wir wollen an den von Wachsmuth aufgestellten Begriffen festhalten.

Wenn man unter Leidenschaft die Erstarkung, vielfache Verknüpfung, das Herrschendwerden bestimmter Vorstellungen u. s. w. versteht, so liegt es klar vor Augen, dass eine alle Seiten des Menschen beeinflussende Erziehung das Mittel ist, die Erstarkung, Verknüpfung etc. von bestimmten Vorstellungen zu verhüten. Durch gute physische Erziehung müssen die körperlichen Kräfte auf den normalen Fuss gebracht, durch Vielseitigkeit in der intellectuellen und Naturwüchsigkeit in der eigentlich sittlichen Erziehung die moralischen Kräfte so entwickelt werden, dass einseitiges Hervortreten dieser oder jener Gruppe von Einbildungen u. dgl. nicht zu den Möglichkeiten gehört.

Alle Spannungen im psychischen Leben, welche den Grund zu Leidenschaften legen oder schon vorhandene Passionen vermehren, werden gleich von vorne herein durch naturgemässe Erziehung vermindert, unter Umständen wird ihr Entstehen verhütet. Reduction der Selbstsucht auf das natürliche Maass, Anregung eines vielseitigen Interesses zumal für die grossen Dinge der Welt, und Unterdrückung des Bedürfnisses, mit Lappalien sich zu beschäftigen: dies sind die Mittel, dem Emporkeimen aller schädlichen Spannungen im moralischen Leben die Möglichkeit zu benehmen.

Eigenthümlich ist das Verhältniss der Hygieine zu den sogenannten ruhigen Leidenschaften; sind diese ausgebildet, dann wird jede Bekämpfung auf mittelbarem Wege nicht allein die grössten Schwierigkeiten bieten, sondern in den meisten Fällen in das Reich der unlösbaren Fragen gehören; es wird allein durch den unmittelbaren Eingriff bestimmt wirkender Heilmittel Erfolg sich erzielen lassen.

Da das Gehirn der Sitz der Leidenschaften ist, müssen alle Einflüsse, welche wir gegen die Leidenschaften in das Feld schicken, nach dem Gehirn ihre Richtung nehmen. Nun aber entspringt eine Zahl von Passionen mittelbar aus Missverhältnissen anderer Organe; es wird in diesem Falle der heilende oder vorbauende Einfluss unmittelbar das erkrankte Organ und erst mittelbar das Gehirn treffen.

Die Frage nach dem Sitze der Leidenschaften betreffend, schliesst J. B. F. Descuret[45]) aus seinen Untersuchungen und Reflexionen, dass die Leiden-

---

45) Descuret, J. B. F., La Médecine des passions ou les passions considérées dans leurs rapports avec les maladies, les lois et la religion. 3. Auflage. Paris 1860. in 8⁰, Bd. I, pag. 35.

schaften über den ganzen Organismus verbreitet sind, und dass ihr physischer Wohnsitz in den Mittelpunkten des Nervensystems sich befinde. — Die Leidenschaften sind nicht über den ganzen Körper verbreitet, sondern sie gehen in den Mittelpunkten des Nervensystems, und ganz speciell in dem Gehirn, aus der Zusammenwirkung aller Verhältnisse des Organismus hervor. In diesem Sinne nur allein kann Alles, was auf die Residenz der Leidenschaften sich bezieht, genommen werden.

§ 15.

So wie die Leidenschaften aus den Verhältnissen der Organisation ihren Ursprung nehmen, so wirken sie wieder bestimmend auf diese selbst; der Stand des Wohlbefindens ist von dem Status der Leidenschaften abhängig, und umgekehrt beeinflusst das Wohlbefinden die Innigkeit und Ausbreitung der Leidenschaften in einem hervorragenden Maasse.

Ottomar Domrich[46]), welcher die Wirkungen der Affecte und Leidenschaften auf den Organismus zum Gegenstand genauen Studiums machte, bemerkt unter Anderem: ».. einseitig und mit den Erfahrungen des Lebens im Widerspruch ist aber die Behauptung, dass die verschiedenen Gemüthsbewegungen nicht in differenter quantitativer und qualitativer Weise die einzelnen Organe des Körpers afficiren sollen; es ist nicht wahr, dass Trauer und Freude das Herz gleichmässig erregt; es ist unrichtig, dass jede Leidenschaft, Aerger, Zorn, Freude, Bewunderung, Rührung, Traurigkeit, Schrecken, Angst, Furcht bis zum Weinen sich steigern könne; es ist falsch, dass Aerger nur bei Denen, welche schon leberkrank sind oder eine angeborene grössere Disposition zu Leberkrankheiten hatten, dies Organ (die Leber) beunruhige. Man nehme sich nur die Mühe, die betreffenden Gemüthszustände genauer zu analysiren«. Und weiter: »Vorstellungen, welche sich auf bestimmte sinnliche körperliche Lebensthätigkeiten beziehen, reflectiren sich in den Organen, welche die betreffenden Functionen versehen. Wenn aber die Erregung durch den Inhalt der sinnlichen Vorstellung oder des Willensimpulses keine besondere Richtung erhält, dann wird sie zuerst in den Nervenbahnen eintreten, welche den ursprünglich in Thätigkeit begriffenen Nervenpartieen am nächsten liegen; wie weit sich dieselbe ausbreiten werde, wird durch die Stärke der ursprünglichen Reizung (abgesehen von der individuellen Grösse der allgemeinen Nervenreizbarkeit) bestimmt. Jede Gemüthsbewegung wird, wenn die ihr parallel gehende Gehirnerregung hinlänglich stark ist, sämmtliche motorische Körpernerven in Affection zu setzen im Stande sein; die Reihenfolge der eintretenden Bewegungen selbst aber wird von der Anordnung der centralen Bewegungsapparate und ihrer näheren und entfernteren Stellung zu den Hemisphären abhängen. Wie ein in ruhiges Wasser geworfener Stein je nach der Stärke des Wurfes raschere oder langsamere, umfangreichere oder kleinere Kreise mit grösserem oder schwächerem Wellenschlage zieht: so breitet sich in den Gemüthsbewegungen je nach der Stärke der stattgehabten Erschütterung, die Erregung in weiteren oder engeren Kreisen aus. Allein Niemand wird daraus,

---

46) Domrich, O., Die psychischen Zustände ihre organische Vermittelung und ihre Wirkung in Erzeugung körperlicher Krankheiten. Jena 1849. in 8⁰. pag. 211 u. fg.: 214 u. fg.

dass ihrer Natur nach sehr verschiedene Affecte sämmtliche Körpernerven excitiren können, den Schluss ziehen wollen, dass deshalb die Wirkung aller auch die gleiche sei. Im Gegentheile, es finden sich auffallende und charakteristische Unterschiede sowohl hinsichtlich der Quantität als der Qualität der Erregung«. — Diese Worte erläutern die Mechanik der Leidenschaften; sie weisen darauf hin, dass durch gewisse Leidenschaften gewisse Organe besonders afficirt werden, ob auch individuelle Verhältnisse verändernd einwirken; sie sind ein treuer Spiegel des wahren Sachverhalts, und für die moralische Hygieine von nicht geringer Bedeutung.

Es ist bekannt, dass Furcht Durchfall, Freude Herzklopfen, Aerger sowie Zorn Affectionen der Leber erzeugt; aber, nicht bei allen Menschen ist in gleichem Maasse dies der Fall; obschon bei der grössten Zahl bestimmte Affecte bestimmte Organe afficiren, so geschieht dies mit einer Ungleichmässigkeit in der Quantität, welche den Verhältnissen der Individualität und der augenblicklichen Constitution vollständig entspricht. Wollen wir übele Wirkung eines Affectes auf dieses oder jenes Organ verhindern, so müssen wir nicht allein durch gute Allgemeinerziehung des Menschen die Stärke der Affecte mässigen, sondern auch durch Kräftigung der einzelnen Körperorgane, durch passende Diät u. s. w. ihre Empfänglichkeit vermindern. Moralisch und physisch starke Menschen sind vor den bösen Folgen der Gemüthsbewegungen ziemlich sicher, und andererseits findet man bei ihnen auch wenig Disposition zu Affecten; Furcht z. B. macht bei solchen Leuten gar nicht sich geltend, Aerger findet keinen Spielraum, Zorn schadet nicht, und Freude verursacht Berstung des Herzens nicht. Mit den Leidenschaften verhält es hier sich in derselben Weise wie mit den Gemüthsbewegungen.

Der Einfluss der Leidenschaften auf die verschiedenen Organe und auf den Stand des ganzen Wohlbefindens kann in Krankheiten sehr gut studirt werden. Es sagt C. J. Tissot [47]) unter Anderem: »Nicht selten bemerkt man, dass Kranke, die bereits alle ersinnlichen Mittel vergebens gebrauchten, sich nach Verhältniss ihrer mehr oder weniger angenehmen Lage mehr oder weniger übel befinden. Ich habe ein junges Mädchen zu sehen Gelegenheit gehabt, die an den schrecklichsten durch ein Panaritium verursachten Schmerzen noch Abends litt; aber durch die Freude, die sie über die Ankunft eines jungen Mannes, von welchem sie sich geliebt wünschte und hoffte, empfand, an dem folgenden Morgen glücklich davon befreit war. Eben so hing das Wohl- oder Uebelbefinden eines andern jungen Frauenzimmers meiner Bekanntschaft von dem Betragen ihres Liebhabers ab; sie befand sich wohl, wenn er freundlich that, und war krank, wenn er gleichgültig schien. Wer hätte wohl nicht die glücklichen Wirkungen angenehmer Empfindungen von schwächerem Grade, den man kaum Freude nennen kann, auf die Behandlung von Kranken, namentlich bei schwer Verwundeten, nach wichtigen Operationen, bei der Cur veralteter oder skorbutischer Geschwüre, bei ausgemergelten und blutleeren Kranken zu beobachten Gelegenheit gehabt?« — Diese Worte Tissot's drücken Thatsachen aus, die seit es Menschen gibt, täglich beobachtet wurden. Zu den ältesten geschichtlichen Zeiten finden wir schon in der Regulirung und

---

47) Tissot, C. J., Ueber den Einfluss der Leidenschaften auf Krankheiten und von den Mitteln ihre schädlichen Wirkungen zu verbessern. Aus dem Französischen übersetzt von J. G. Breiting. Leipzig und Gera 1799. in 8⁰. pag. 53 u. fg.

Benutzung der Affecte und Leidenschaften einen der Hauptschlüssel hygieinischer, therapeutischer und pädagogischer Kunst.

Man kann bei nervösen Jungfrauen wahrnehmen, dass bei Depression des Gemüthes die Ausathmungsluft höchst unangenehm riecht; so wie aber eine freudige Aufregung die Nerven durchzuckt und Freude dauernd in das Herz zieht, verschwindet jede Spur des unangenehmen Geruchs. Menschen, die an chronischen Uebeln leiden, pflegen durch Freude Erleichterung und Besserung, durch niederdrückende Gemüthsbewegungen Verschlimmerung ihrer krankhaften Zustände zu erfahren. Leidenschaften wirken ganz ähnlich, nur minder plötzlich und heftig als Affecte. Ein belehrendes Beispiel über die grossartige Wirkung, welche Gemüthsbewegungen und Leidenschaften auf den ganzen Organismus ausüben, gibt Johann Friedrich Zückert [48], indem er von einem Engländer erzählt, dieser sei, als er um die Hand eines sterblich von ihm geliebten Frauenzimmers anhielt, abschlägig beschieden worden und in Folge dessen in heftige Starrsucht verfallen; nichts sei im Stande gewesen, ihn von dem verhängnissvollen Zustande zu befreien; erst als man mit lauter Stimme ihm zurief, dass er die geliebte Dame zur Frau bekommen sollte, war Leben in seinen Gliedern, und er erlangte schnell sein früheres Wohlsein. Im Laufe unserer Betrachtungen werden wir noch mehrmals Gelegenheit nehmen, manchen interessanten Fall als Illustration zu benutzen.

In Betreff des besonderen Verhältnisses, in welchem die Leidenschaften und Affecte zu den einzelnen Organen stehen, hat J. B. F. Descuret [49] Betrachtungen angestellt. Er findet, dass in einem erkrankten Organ die Leidenschaften und Affecte wiederhallen; dass, wenn eine vollständige Harmonie zwischen allen Verrichtungen besteht, die angenehmen Leidenschaften vorzugsweise die Organe der Brust, die deprimirenden aber vorzugsweise die Organe des Unterleibs bewegen, wogegen die gemischten Leidenschaften zuerst auf den Bauch, dann auf die Brust wirken; dass endlich bei Individuen, deren Temperament oder besser Constitution stark ausgeprägt ist, die krankmachenden Wirkungen der Leidenschaften nach der verschiedenen Krankheitsanlage der Organe variiren. Descuret sagt, dass wenn drei junge Leute, deren einer sanguinisch, der andere nervös, der dritte biliös ist, unter den nämlichen Verhältnissen heftigem Zorne sich hingeben, der erste wahrscheinlich eine Congestion oder einen Blutfluss, der zweite Krampf begleitet von convulsivischen Bewegungen, der dritte Gelbsucht oder Gallenfluss, dem mehr oder weniger acute Kolik voran geht, davon tragen werde. — Die Schlüsse Descuret's finden in der Erfahrung ihre Stütze; wir haben schon oben Beispiele zu ihrem Gunsten angeführt.

Werden Menschen, welche deprimirenden Leidenschaften und Affecten sich hingeben, aus dem Grunde unterleibskrank, weil sie dies thun; oder geben sie solchen Leidenschaften und Affecten sich hin, weil ihres Unterleibes Organe ein gewisses Maass von Disposition in sich schliessen oder erkrankt sind? Die Beantwortung dieser Frage muss nach der Erfahrung dahin ausfallen, dass man für die grösste Zahl Derjenigen, welche nach einer Reihe deprimi-

---

48) Zückert, J. F., Medicinisch-moralische Abhandlung von den Leidenschaften. 4. Auflage. Berlin 1784. in 8⁰. pag. 17 u. fg.

49) Descuret, J. B. F., La Médecine des passions. 3. Auflage. Bd. I. pag. 175 u. fg.

render Affecte und Leidenschaften in den Organen des Unterleibs erkranken, die Ursache solcher Erkrankung primär nicht in den Affecten und Leidenschaften, sondern in den Dispositionen suche; die Affecte und Leidenschaften erzeugen erst vermöge der anwesenden Disposition die Krankheit. Nur ein Minimum der durch Gemüthsbewegungen und Passionen am Unterleib Leidenden erwirbt seine Krankheit unmittelbar durch diese psychischen Einflüsse.

In dem Maasse als die Individualität hervortritt und die körperlichen Kräfte zunehmen, ändert sich die Anlage zu den Affecten und Leidenschaften, und andererseits erfährt deren Charakter Modificationen. Menschen, deren Individualität nicht fertig ist, sind selten einer edlen Passion fähig und ihre Gemüthsbewegungen gehen nicht tief. Auf den ersten Blick sollte man dies für nicht schlimm halten; allein, betrachtet man die Sache genauer, so findet man, dass ohne die Empfänglichkeit für Leidenschaften der Einzelne eine Puppe, die Gesammtheit etwas Jämmerliches, dass wahrhaft Gutes nicht möglich wäre, und die Krankheit der moralischen Medicin Angriffspunkte für deren Hebel nicht böte. Demnach liegt es im allgemeinen Interesse, durch die Erziehung die Individualität so scharf als möglich auszuprägen und sie dem bevormundenden Einfluss der Gesellschaft so viel als möglich zu entziehen.

§ 16.

Die Anlage zu den Leidenschaften und Gemüthsbewegungen hängt zunächst mit dem Alter des Menschen, mit Geschlecht, Constitution, Temperament und anderen Individualitäts-Verhältnissen, mit dem Klima, der Nahrung, Wohnung, Beschäftigung etc. ursächlich zusammen. Vor Allem aber ist unter den im Menschen selbst gelegenen Verhältnissen die Constitution im Ganzen und in allen ihren Theilen das Maassgebende für die Anlage zu den Passionen und Affecten.

Man darf in den meisten Fällen die Physiognomie für einen Spiegel des Temperaments, und dieses für den psychischen Ausdruck der Constitution halten. Der Inhalt des Temperaments reducirt sich zum grössern Theile auf Art und Maass der Affecte und Leidenschaften, zum kleinern auf die Art und das Maass der intellectuellen Thätigkeiten. Der jeweilige Gesichtsausdruck insbesondere, die Körperstellung u. s. w., entsprechen (abgesehen von Heuchelei) der jeweiligen speciellen Verfassung des Temperaments; deshalb ist der Ausdruck des Körpers überhaupt, des Gesichtes insbesondere der Werthmesser für die Affecte, die Leidenschaften und das geistige Leben.

»Die mimischen Gesichtsbewegungen«, sagt Theodor Piderit [50]), »bilden die stumme Sprache des Geistes. Die Wortsprachen der Völker sind verschiedenartig und wechselnd; die Mienensprache aber ist aller Orten und zu allen Zeiten ein und dieselbe geblieben. Auf dem Gesichte der amerikanischen Rothhaut wie des befrackten Europäers, des Sklaven wie des Königs, des Kindes wie des Greises, ist der Ausdruck des Schreckens, des Zorns, der Entzückung u. s. w. immer derselbe; und dass diese Mienensprache zu allen Zeiten sich gleichgeblieben ist, das zeigen uns die Bilder vergangener Jahrhunderte, die Statuen und Monumente des Alterthums«. — Aus dieser stum-

50) Piderit, Th., Wissenschaftliches System der Mimik und Physiognomik. Detmold 1867. in 8⁰. pag. 3.

men Sprache des Geistes, wie PIDERIT sie nennt, erkennen wir die Leidenschaften und Gemüthsbewegungen der Menschen, aus der Constitution die Grösse der materiellen Substrate.

Wir können jene beeinflussen, wenn wir auf die Constitution wirken; und oft genug ist der einzige Schlüssel zur Constitution der Affect oder die Leidenschaft selbst, und die Brücke zur Gemüthsbewegung oder zur Passion die Mimik, welche wir als Hygieiniker, Therapeuten und Erzieher der Mimik unseres Objectes entgegensetzen. Wenn wir die Uebung eines Muskels verhindern, schwächen wir dieses Organ, reduciren seinen Umfang und beschränken seinen Trieb nach Bewegung. Wenn wir unmittelbar durch psychischen Einfluss Affecte oder Leidenschaften an In- und Extensität abnehmen machen, verändern wir allmälig in etwas die Constitution, und diese Veränderung bedingt, dass alsdann von Natur aus die Manifestationen der Leidenschaften und Gemüthsbewegungen an Umfang und Innigkeit den ursprünglichen weit nachstehen.

J. J. VIREY [51]) lässt den sogenannten kalten Constitutionen, bei denen das lymphatische System, oder das venöse Blutleben im Unterleibe vorherrscht, sowie die melancholischen und phlegmatischen Temperamente, zu Affecten und Leidenschaften, welche gleichsam zusammen ziehen, disponirt sein; dagegen schreibt er den sanguinischen und biliösen Temperamenten, die von Natur lebendig und heiss sind, die Eigenschaft zu, exhalirenden Gemüthsbewegungen und Passionen besonders zuzuneigen. Die Gewohnheit der brennenden Affecte etc. vermehre das Sanguinische und Biliöse des Temperaments, während die kalten und zusammenziehenden Leidenschaften etc. das Phlegma und die Plethora erhöhten. »In der That«, sagt er, »wenn der Aerger und andere Schmerzen des Gemüths, wie die Sorge, der Hass, der Verdruss, die Traurigkeit, der Widerwille unsere Kräfte zusammen drücken und in das Innere unseres Wesens sie treiben, werden unsere Glieder welk und magern ab; wir empfinden eine Beschwerde, eine Müdigkeit, eine Angst in allen Positionen; die beengte Brust stösst zuweilen Seufzer aus, und wir sind kraftlos und matt. Im Gegentheile blühen die äusseren Organe unter dem expandirenden Einflusse einer lebhaften Munterkeit auf, oder sie werden kräftig exaltirt durch die Aufregung des Zornes, oder sie erfüllen sich mit Wärme durch die Liebe. Heitere oder reizbare Menschen, verliebte Thiere ertragen ohne Beschwerde die grössten Anstrengungen. Alle expansiven, zerstreuten Naturen behalten nur wenig Eindrücke von Traurigkeit, Sorge, Hass, welche über sie hinweg gleiten; Individuen entgegengesetzten Charakters werden durch Freude, Zorn und Liebe fast nur gestreift«. So weit VIREY.

Zunächst ist es von Wichtigkeit, besonders hervor zu heben, dass diejenigen Affecte und Leidenschaften, welche aus der Constitution wie die Blüthe aus dem Baume hervorgehen, bei Cultivirung die schlimmen Seiten der Constitution und des Temperamentes vermehren. Es folgt daraus für die Kunst der Erziehung, der Hygieine und der Therapie, dass man die Gemüthsbewegungen und Passionen, welche aus der Constitution entspringen, mässigen, die entgegengesetzten aber so weit befördern müsse, als mit der Moral und gesunden Oekonomie des Leibes dies im Einklang steht. Zum Beispiele wird man die Zornmüthigkeit des Cholerikers schwächen, die Erregbarkeit des

51) VIREY, (J. J.), Passion. — Dictionaire des sciences médicales. Paris 1812—22. in 8°. Bd. XXXIX. pag. 411 u. fg.; 433.

Phlegmatikers stärken müssen; man wird den Melancholiker am besten zur Freude hinlenken, den Sanguiniker zu ernsten Betrachtungen veranlassen, Ruhe seines Gemüthes erstreben. Dem entsprechend muss mittelst der physischen Agentien auf die Constitution gewirkt werden; die Diät des Robusten braucht nicht in dem Maasse aus substanziösen Speisen zu bestehen, als die des Schwächlichen, weil alles allzu Gehaltreiche die heftigen Leidenschaften des Ersteren, alles allzu Aermliche die nagenden und deprimirenden Leidenschaften des Letztern vermehrt. —

Die verschiedenen Temperamente verhalten sich den einzelnen Leidenschaften und Affecten gegenüber verschieden. Das cholerische Temperament bietet allen Bewegungen des Gemüthes am meisten Spielraum. »Zwar ist das Gemüth des Cholerikers«, bemerkt MICHAEL VON LENHOSSÉK [52]), »nicht empfindlich, von geringfügigen Dingen nicht berührbar; desto heftiger wird es aber erregt, wenn es von grösseren, tiefeingreifenden Momenten angefacht wird; seine Reactionen sind heftig, seine Begehrungen ungestüm. Feurig und beständig ist des Cholerikers Liebe, aber auch grausam und fürchterlich seine Rache, sein Hass, seine Eifersucht; wüthend ist sein Zorn und nicht leicht zu besänftigen; grausam seine Rache, und nur in so fern minder gefährlich, als sie nicht versteckt wirkt, wie bei dem Phlegmatiker, sondern offen zu Felde zieht. Das Gefühl von Kraft und Ueberlegenheit stimmt das Gemüth bei diesem Temperamente für Stolz und Hochmuth, für Ruhm- und Ehrbegierde, für Glanz- und Herrschsucht. Sind diese Begierden bei dem Choleriker einmal rege geworden, haben sie seines Gemüthes ganz sich bemächtigt, und bis zu herrschenden Leidenschaften sich gesteigert, so entwickelt sich der böse Charakter, der nach verschiedenen Umständen verschieden sich äussert, aber in jedem Falle um so verderblicher um sich her wüthet, als die cholerischen Bösewichte in der Regel die gefährlichsten sind, und kein Bedenken tragen, ihren Leidenschaften, sofern es in ihrer Macht steht, die halbe Welt zu opfern«. Dies die Worte von LENHOSSÉK.

Cholerikern gegenüber vermag Erziehung, Hygieine sehr viel, sofern sie mit deren schwachen auch die edlen Seiten erkennt und im vollsten Maasse würdigt. Indem sie der schwachen Seiten sich versichert, ist es ihre oberste Aufgabe, nur das Edle ausschliesslich zu pflegen, Paroxysmen heftiger Aufwallung zu verhindern, und allen Strebungen, die, indem sie über das normale Maass hinausgehen, den Einzelnen gefährden und der Gemeinschaft schaden, eine Richtung zu geben, in welcher sie entweder gänzlich indifferent sich verhalten oder dem Individuum wie der Gesellschaft zum Nutzen gereichen.

Die physische Hygieine des Cholerikers ist die Voraussetzung seiner moralischen Bewahrung. Es ist bekannt, dass der Genuss einer ganzen Zahl von Speisen die Anlage zu heftigen Bewegungen des Gemüthes vermehrt; dasselbe geschieht durch alkoholische Getränke, durch starken Kaffee und Thee, durch ein grösseres Maass äusserer Wärme als zum normalen Leben erforderlich ist, durch Wohnen in engen Räumen mit vielen, namentlich verschiedenartigen Menschen, durch Vernachlässigung der Hautpflege, durch Verstopfung oder überhaupt Unordnung des Stuhlgangs, durch Beschäftigungen, bei denen

---

52) LENHOSSÉK, M. v., Darstellung des menschlichen Gemüths in seinen Beziehungen zum geistigen und leiblichen Leben. Wien 1824—25. in 8⁰. Bd. I. pag. 413 u. fg.

die Kräfte einseitig angestrengt werden, durch den Einfluss excessiver Klimate, u. s. w. Alle diese Verhältnisse vermehren die Schattenseiten des cholerischen Temperaments, und die Hygieine muss gegen sie ihren Angriff richten. Der junge Mensch mit cholerischem Temperament darf an erhitzende und erregende Getränke, an gewürzhafte Speisen, an allzu warm haltende Kleidung nicht gewöhnt werden; er muss das klare Quellwasser lieben lernen; soweit als möglich vielseitig sich beschäftigen; er darf nicht mit Kindern oder Erwachsenen dauernd zusammen sein, welche den Geist seines Widerspruchs erregen, absichtlich oder ohne Absicht Oel auf die Lampe seines Ehrgeizes und seiner Ruhmsucht giessen, und zu Handlungen ihn veranlassen, welche auf die Heftigkeit des Temperamentes sich gründen; seines Leibes Nothdurft soll er stets regelmässig verrichten, und dann, wenn Regelmässigkeit durch die gewöhnliche Diät nicht sich erzielen lässt, mittelst Kühlwasser-Klystieren den Mastdarm von seinem Inhalt befreien; der Haut muss er durch Bäder und abhärtende Waschungen pflegen, den Leib durch Turnen frisch erhalten; vor dem verderblichen Einfluss excessiven Klima's wird er am besten durch ein den Körper und die Sitten umfassendes diätetisches Regiment sich schützen.

Ohne Beachtung dieser Regeln physischer Hygieine vermag die Moral und die Erziehung Wurzeln im Geiste und Gemüthe des Cholerikers nicht zu fassen, und es kann der Hang zu heftigen Leidenschaften und Affecten nicht beschränkt werden. Da in der Regel weder Aerzte, noch Pädagogen und Moralisten Wissenschaft von dieser Wahrheit haben, wird so ungemein viel an den armen Kindern, die zufällig cholerischen Temperamentes sind, verbrochen; in Familie und Schule hält man sie für Sündenböcke, und überall bestraft man sie auf das Härteste, behandelt sie in falschester Weise, anstatt mittelst der physischen Hygieine ihrer Heftigkeit Ursachen zu beseitigen oder doch zu mildern.

Mehr oder weniger wird auch an den Trägern der anderen Temperamente gesündigt; man versteht die Besonderheiten des Temperaments wie überhaupt der ganzen Individualität nicht; man beurtheilt Alles nach sich selbst, und man nimmt den eigenen Blödsinn zum Maassstabe der Beurtheilung der ganzen Welt. Darum muss den Erziehern die genaueste Kenntniss des Menschen und der Aussenwelt gewünscht werden, damit sie nicht fernerhin die edelsten Blüthen zertreten und den schlechtesten Parasiten Vorschub leisten. —

Das Gemüthsleben des Phlegmatikers ruht auf einer Unterlage, welche von jener des Cholerikers durch eine bedeutende Modification verschieden ist. Um diese Unterlage, mit ihr das Ganze des phlegmatischen Temperaments richtig zu erkennen, und die Hygieine der Affecte und Leidenschaften für die Träger dieses Temperaments fest zu stellen, halten wir es für nöthig, einigen Expositionen von IMMANUEL KANT[55]) Raum zu geben. KANT sagt: »Phlegma bedeutet Affectlosigkeit, nicht Trägheit (Leblosigkeit), und man darf den Mann, der viel Phlegma hat, darum sofort nicht einen Phlegmatiker oder ihn phlegmatisch nennen, und ihn unter diesem Titel in die Klasse der Faullenzer setzen«. »Phlegma, als Schwäche, ist der Hang zur Unthätigkeit, sich durch selbst starke Triebfedern zu Geschäften nicht bewegen zu lassen. Die Unempfindlichkeit dafür ist willkürliche Unnützlichkeit, und die Neigungen gehen

---

53) KANT, J., Anthropologie in pragmatischer Hinsicht abgefasst. Königsberg 1798. in 8⁰. pag. 262 u. fg.

nur auf Sättigung und Schlaf«. »Phlegma, als Stärke, ist dagegen die Eigenschaft, nicht leicht oder rasch, aber, wenn gleich langsam, doch anhaltend bewegt zu werden. Der, welcher eine gute Dosis von Phlegma in seiner Mischung hat, wird langsam warm, aber er behält die Wärme länger. Er geräth nicht leicht in Zorn, sondern bedenkt sich erst, ob er nicht zürnen solle, wenn andererseits der Cholerische rasend werden möchte, dass er den festen Mann nicht aus seiner Kaltblütigkeit bringen kann«. »Mit einer ganz gewöhnlichen Dosis Vernunft, aber zugleich diesem Phlegma, von der Natur ausgestattet, ohne zu glänzen, und doch von Grundsätzen nicht vom Instinct ausgehend, hat der Kaltblütige nichts zu bereuen. Sein glückliches Temperament vertritt bei ihm die Stelle der Weisheit, und man nennt ihn, selbst im gemeinen Leben oft, den Philosophen«. — Inhaber des phlegmatischen Temperaments werden von den Gemüthsbewegungen und Leidenschaften weniger als die Menschen anderer Temperamente beherrscht; darum ist bei ihnen noch nicht die Faulheit mehr heimisch, als bei den andern. Die Trägheit ist über die Menschen ziemlich gleichmässig verbreitet, und mehr oder weniger verträgt sie sich mit allen Temperamenten; Kant protestirt daher mit Recht gegen die Identität eines Menschen mit Phlegma und eines Faullenzers.

Die moralische Hygieine soll bei den Phlegmatikern nur dann die Anlage zu den Leidenschaften und Affecten erhöhen, wenn ihr Mangel so sich geltend macht, dass dadurch das Wohl des Menschen in Gefahr geräth. Wieder wird sie erst auf Grund der Durchführung diätetischer Sätze zu ihrem Ziele gelangen; durch die Nahrung wird sie anregen, durch entsprechende Bewegung dem Stoffwechsel mehr Intensität verleihen, durch die Beschäftigung auf Fleiss und Streben wirken, durch Turnen und abhärtende Waschungen den Hang zur Stabilität brechen. Nach Erfüllung dieser Voraussetzungen ist der Phlegmatiker für alle Einflüsse moralischer Natur in einem eben so hohen Maasse empfänglich, als der Choleriker.

Gegen das Phlegma als Schwäche muss die Hygieine mittelst aller physischen und moralischen Agentien ankämpfen; das Phlegma als Stärke muss sie ausbilden. Der Mensch mit phlegmatischem Temperament wird, je nach der Art und dem Maasse der ihn treffenden Einwirkungen, das Phlegma als Schwäche oder das als Stärke bekunden; er wird im ersteren Falle sich befinden, wenn er ohne den wohlthätigen Einfluss einer veredelnden Erziehung, in einem kalten und feuchten, dunklen und verpesteten Loche, bei Genuss von Kartoffelschalen und unter der entnervenden Wirkung eintöniger Fabrikarbeit aufwächst; er wird in dem zweiten Falle sich befinden, wenn seine Zunahme an Alter unter den entgegengesetzten Verhältnissen Statt hat.

Die Noth leidenden Schichten der Bevölkerung bieten sehr oft das Bild der Trägheit und Apathie dar, sie bekunden Phlegma als Schwäche. Von Temperament nicht phlegmatisch, werden sie aber durch die ununterbrochene Einwirkung der Noth, des Hungers, durch ihre alle Kräfte übersteigende Arbeit abgestumpft, phlegmatisch. Solchen Zuständen gegenüber bleibt die moralische Hygieine ohne Erfolg; sie findet erst in der gänzlichen Beseitigung der Noth und des Elends die Basis und die Voraussetzung ihrer Wirksamkeit. Entsprechende Pflege des Leibes macht Geist und Gemüth aufthauen, überwindet das Phlegma als Schwäche, und erzeugt Empfänglichkeit für Affecte, für Leidenschaften. Ein gewisses Maass dieser beiden gehört zum normalen Leben; und das Elend verhindert normales Bestehen nicht allein aus dem

Grunde, weil es die Ernährung herabsetzt, sondern auch weil es die Empfänglichkeit für Bewegungen des Gemüths zerstört. —

Es ist hier der Ort, einige Blicke auf die Trägheit zu werfen. Kein gänzlich gesunder, gut erzogener, leidlich situirter Mensch, der unter günstigem Himmel wohnt, ist faul; Faulheit ist etwas Krankhaftes, und entspringt aus irgend einer Disharmonie der Lebensverhältnisse. Körperliche Leiden und Störungen in der Oekonomie, schlechte Erziehung und Mangel an Ordnung wie Gerechtigkeit im Staate, diese Momente erzeugen Trägheit der Massen; das Klima und die Kirche wirken hierbei kräftig unterstützend mit.

Die Wirkungen der Faulheit sind verderblich in jeder Hinsicht. Aulus Cornelius Celsus[54]) hat sehr richtig dies erkannt, indem er aussprach: »Sowie die Faulheit den Körper erschlafft, so stärkt ihn die Arbeit. Jene erzeugt ein frühes Alter, diese versichert eine lange Jugend«. Auch Joseph Quercetanus[55]) würdigt vortrefflich die Effecte der Trägheit, da er sagt: »Allzu viel Ruhe bei Tage und Müssiggang schadet nicht allein dem Körper, sondern auch der Seele: das Leben wird entkräftet, allgemeine Schwäche der Glieder eingeleitet, die Unwissenheit begünstigt, die Sorglosigkeit erregt, das Gedächtniss vernichtet, die Aneignung der Weisheit unmöglich gemacht, das Urtheil abgestumpft, der Körper allzu sehr abgekühlt und seiner frischen Farbe beraubt, der Ausgang der Poren verstopft, der Fluss der Säfte (besonders des Schleimes) vermehrt, Krankheit der Gelenke, Epilepsie, Schlagfluss erzeugt, und eine Unzahl anderer Uebel in das Leben gerufen«. — Alle Tage bieten der ärztlichen und richterlichen Beobachtung, der Wahrnehmung der Erzieher und Moralisten Fälle sich dar, welche als treue Abbildungen dieser Skizze sich kennzeichnen: überall sehen wir Faulheit von Jammer, Elend und Leiden gefolgt.

Wider die Trägheit gibt es in dem Laden des Arzneikrämers kein Heilmittel; Predigten verhindern weder die Faulheit, noch heilen sie dieselbe; polizeiliche Maassregeln sind ohne Erfolg, und das Wirken des Erziehers trägt keine Früchte, wenn nicht gewisse Voraussetzungen erfüllt sind. Und diese Praemissen bestehen in Austilgung des Elends, in Verbesserung der Gesundheitsverhältnisse, in Sorge für gute Staatsverwaltung und für gewissenhafte Uebung der Gerechtigkeit, in Beschützung der Arbeiter vor den Uebergriffen der Kapitalisten, in Verhinderung des Zugrundegehens Einzelner, in Beschränkung der Feiertage und Vernichtung der priesterlichen Gewalt. Erst alsdann nützt die Erziehung und die moralische Hygieine der Trägheit gegenüber.

Sind die materiellen Verhältnisse der Menschen sicher gestellt, ist der Einzelne weder Sklave der Despoten, noch Spielball der Pfaffen, dann ist seinem geistigen Leben eine breite Basis gegeben; er empfindet Lust, geistig sich zu beschäftigen, und fühlt die Kraft, das geistig Erworbene angemessen zu verwerthen. Wie dieser Fall eintritt, ist die Herrschaft der Trägheit zu Ende; denn geistige Interessen und Faulheit sind nicht zu versöhnende Gegensätze.

---

54) Celsi, A. C., De Medicina libri octo ad optimas editiones collati praemittitur notitia literaria studiis Societatis Bipontinae. Biponti 1786. in 8°. pag. 29. — Buch I. Kapitel 1.

55) Quercetani, J., Diaeteticon polyhistoricon; opus utique varium magnae utilitatis ac delectationis, quod multa Historica, Philosophica, et Medica, tam conservandae sanitatis, quam variis curandis morbis necessaria contineat. Lipsiae 1615. in 8°. pag. 367 u. fg.

Es gibt Krankheitszustände, welche Trägheit veranlassen; wir nennen die Leiden, welche mit Blut- und Säfteverlusten einher gehen, aus Ueberreizung des Nervensystems ihren Ursprung nehmen, endlich angeborene oder erworbene Krankheiten des Gehirns. Bei Verhinderung und Heilung der Faulheit wird die Gesammtheit der körperlichen Verhältnisse genau in das Auge gefasst werden müssen, und die Tilgung vorhandener Leiden wird als oberste Praemisse aller weiteren Unternehmung sich nöthig machen. Selbstbefleckung, übermässig geübter Beischlaf, Gedankenunzucht, häufige geschlechtliche Aufregung ohne die Möglichkeit der Befriedigung, diese und andere Momente führen zu Abspannung der Nerven, zu Trägheit.

In gewissen Beziehungen des Klima und in üppiger Lebensweise finden wir vorzügliche Veranlassungen der Trägheit. P. J. G. Cabanis[56]) bemerkt, was das Klima betrifft, unter Anderem: »Die Gewohnheiten der Faulheit und der Indolenz gehören den heissen Ländern zu: das Klima bestimmt sie fast gebieterisch. Die Gewohnheiten der Activität und der Ausdauer in der Arbeit gehören den kalten oder gemässigten Himmelsstrichen zu. In fruchtbaren Gegenden, wo die Temperatur milde ist, werden durch eine lachende Natur und durch die Leichtigkeit, mit welcher die wichtigsten Bedürfnisse befriedigt werden können, die Sinne erheitert und den angenehmen Einflüssen jederzeit zugänglich gemacht. Die anhaltenden Arbeiten, die regelmässigen Gewohnheiten, die von den Arbeiten angeregten Reflexionen, scheinen den Bewohnern des Südens fremd zu sein: der Sinn für das Vergnügen, die lebhaften aber wenig andauernden Gemüthsbewegungen, bilden die Grundlage ihres Charakters .... Im Gegentheil, auf einem Boden, wo die Natur wenig Mittel des Lebensunterhaltes darbietet, wo der Aufenthalt nur mit grossen Anstrengungen möglich sich macht, werden die Menschen zu Ausdauer in ihren Unternehmungen befähigt; sie sind mässig, überlegt und gewerbfleissig: Kunst und Arbeit allein können die Oertlichkeit besiegen; die Bewohner haben das Bedürfniss, das Klima zu unterjochen, wenn sie nicht wollen, dass das Klima sie vernichte«. — Also, mit einem Worte: rauhere Klimate mit geringer Fruchtbarkeit des Bodens wirken der Trägheit entgegen und bilden den moralischen Charakter des Menschen parallel mit dem physischen scharf aus. Solche Völker lieben die Freiheit, widerstehen der Verderbniss der Sitten, und bewahren mit ihrer ungeschwächten Thatkraft zugleich jene äussere Ruhe, welche das Kennzeichen wahrer Souveränität ist. Faule Nationen dagegen sind feig, weibisch, knechtisch, weichlich, furchtsam, falsch, hinterlistig, und ebenso Sklaven ihrer eigenen Fresswerkzeuge wie ihrer Tyrannen.

Ueppige Lebensweise fördert in dem grössten Maasse die Trägheit; eine Thatsache, die so bekannt ist, dass sie kaum der Erwähnung bedarf. Wenn alle Thätigkeit des Menschen in den Verdauungsorganen sich concentrirt, so kommt das Nervensystem zu kurz, und die Folge ist eine bedeutende Verminderung der In- und Extensität seiner Functionen. Wer dem Nichtsthun und Wohlleben sich hingibt, entäussert sich immer mehr des gemüthlichen und geistigen Lebens, verkommt und verdummt. Für Personen phlegmatischen Temperaments sind Nichtsthun und Wohlleben gefährlicher als für alle andern Menschen; denn, wo schon von Natur aus die Beweglichkeit der Nerven

---

56) Cabanis, P. J. G., Rapports du physique et du moral de l'homme. Paris 1802. in 8⁰. Bd. II. pag. 332 u. fg.

kleiner, die Thätigkeit im Unterleib grösser ist, kann Uebermaass an Nahrung verbunden mit Nichtsthun die schlimmen Anlagen nur beträchtlich vermehren.

»Eine allzu grosse Menge von Speisen«, sagt JOHANN GEORG ZIMMERMANN[57]), »ist dem Leibe und besonders dem Geiste nachtheilig; eine beständige Fressbegierde macht die Leute dumm. Die Gemüthskräfte sind in den mässigsten Menschen am stärksten«. Und DANIEL LANGHANS[58]) bemerkt unter Anderem: »Man ist untüchtig, bei einem von vielen Speisen und Getränken heftig ausgespannten Magen etwas Ernsthaftes zu denken, weil der Mensch alsdann eine starke Neigung zum Schlaf bekommt«. — In allen Reichen, wo der Bauch auf Kosten des Geistes gepflegt wird, ist Trägheit epidemisch, Unwissenheit und Rohheit Gemeingut Aller, und Verthierung das letzte Ergebniss. Oesterreich, insbesondere vor dem Jahre 1848, bildet für diesen Ausspruch den besten Beleg.

Trägheit der Massen wird durch viele Feiertage und andererseits durch Unterstützung des Bettels vorzüglich befördert. Wider das Erste gibt es nur ein Mittel: Zerstörung der Macht der Pfaffen und Aufklärung des Volkes; wider das Zweite hilft eine wohlorganisirte, das Almosenwesen so viel wie möglich ausschliessende Armenpflege, deren letztes Ziel die Emancipirung des Armen durch das Mittel der Association und der sicher gestellten Arbeit ist.

Trägheit ist auch eine Folge des Elends und des Druckes, welchen ein Uebermaass körperlicher Arbeit bei gleichzeitigem Mangel des Unentbehrlichen ausübt. »Man erstaunt«, sagt ETIENNE VACHEROT[59]), »über die Gleichgültigkeit der arbeitenden Klassen für die Fragen der Politik, für diese Principien der Freiheit, der Würde und der öffentlichen Moral, welche das Herz der reichen Klassen bewegen, wenn diese um ihren Reichthum nicht besorgt sind. Aber, was nützt die Freiheit der Presse Leuten, welche weder die Zeit noch die Mittel zum Lesen haben? Was nützt ihnen die Freiheit der Rednerbühne, wo über Interessen verhandelt wird, welche sie nicht berühren? Was nützt ihnen die Freiheit der Wahlen, wenn ihre Interessen in den politischen Versammlungen, für welche man ihre Abstimmung in Anspruch nimmt, nicht vertreten werden«? — Wenn der Proletarier die Plagen und Mühen des Tagewerkes hinter sich hat, ist er so sehr der Ruhe bedürftig, dass von irgend welchem geistigen Interesse gar nicht die Rede sein kann. Immer Strapazen, immer ungenügende Nahrung, Kleidung, Wohnung, immer Druck, Verachtung, Ausnutzung, dies erzeugt eine immer grösser werdende Gleichgültigkeit wider Alles, was das Leben der besser bestellten Schichten zu bewegen pflegt; und dort, wo die gedrückten Klassen nicht gefährlich werden, nimmt ihr ganzes Wesen den Charakter des Phlegma, der Apathie an. Und das wahre Verhinderungs- und Heilmittel dieser Trägheit ist: durchgreifende Verbesserung der Lage der arbeitenden Klassen.

Trägheit entspringt in demselben Maasse aus Reichthum und Ueberfluss, wie aus Mangel, Elend und Ueberanstrengung, nur aus den entgegengesetzten Ursachen. Während bei den Armen und Elenden das erste und wichtigste

---

57) ZIMMERMANN, J. G., Von der Erfahrung in der Arzneykunst. Zürich 1763—64. in 8⁰. Bd. II. pag. 288 u. fg.

58) LANGHANS, D., Von den Lastern die sich an der Gesundheit der Menschen selbst rächen u. s. w. Bern 1773. in 8⁰. pag. 146.

59) VACHEROT, É., La démocratie. 2. Auflage. Bruxelles 1860. in 8⁰. pag. 174 u. fg.

Mittel zur Verhinderung und Beseitigung der Trägheit Verbesserung der materiellen Lage ist, ist es bei den Reichen zunächst und ausschliesslich die Macht einer veredelnden Erziehung. —

Nach diesem Excurs gehen wir wieder zur Betrachtung der Temperamente in ihren Beziehungen zu den Leidenschaften über. Menschen, denen man das sanguinische Temperament zuschreibt, haben im Grossen und Ganzen kein tiefes Gemüthsleben, werden von allen Einflüssen der Aussenwelt schnell erregt, ja in Sturm gebracht, aber nicht nachhaltig davon berührt. MARTYN PAINE[60]) bezeichnet Unbeständigkeit und Leichtsinn als die grossen moralischen Merkmale des sanguinischen Temperaments, schreibt den Sanguinikern Genusssucht, heftigen Drang nach Abwechselung und Liebe zu sinnlichem Vergnügen zu. M. A. WEIKARD[61]) schildert die moralische Seite des Sanguinikers also: »Der Sanguineus ist lebhaft, munter, also Weibern und Mädchen willkommen; auch in männlichen Gesellschaften ist er ein Gegenmittel der Langenweile, wenn er nicht mit Gewalt durch Ansehen oder Widerwärtigkeiten der Gesellschafter zurückgedrückt wird. Wein, Witz, Vergnügungen, traurige und fröhliche Gegenstände wirken geschwind auf ihn, weil er gefühlvoll ist; doch verlieren sich diese Empfindungen auch bald wieder, woher denn Leichtsinn und Unbeständigkeit die Folgen sind. Solche Leute können oft augenblicklich fröhlich und traurig, verliebt, Freunde, Feinde, aufgebracht und schüchtern sein. Nichts ist leichter, als dass sie in heftigem Zorne aufbrausen, aber eben so geschwind wieder gut sind. Da ihre Neigungen lebhaft, ihre Entschliessungen schnell und warm sind, so gerathen sie alsbald in Wuth, wenn man ihnen hier entgegenwirkt. Aber, bald ist Alles wieder vergessen. Sie fallen leicht in Ausschweifungen, Zügellosigkeit, Unverschämtheit; und doch halte ich sie immer für die glücklichste und beste Menschengattung. Tausendfältig wird diese glückliche Anlage durch Unverstand, Despotismus, verkehrte Begriffe von Wohlstand, durch Eltern, Erzieher und Beherrscher unterdrückt«. Dies die Worte von WEIKARD.

Seit den ältesten Zeiten pflegen die Erzieher gegen ihre Pflegbefohlenen überhaupt, gegen die vom sanguinischen Temperamente insbesondere zu sündigen. Cholerische und sanguinische Menschen werden, unglücklicher Weise, am schlechtesten verstanden; aus dem Nicht- oder Missverständniss ihrer natürlichen Besonderheiten fliesst die verkehrte Erziehung, welche den Sanguiniker mehr als die Menschen anderen Temperaments unglücklich zu machen im Stande ist. Bei der physischen Erziehung von Kindern, denen das sanguinische Temperament eigen ist, kommt es besonders darauf an, in demselben Maasse Luxus wie Entbehrung auszuschliessen. Alles, was nicht unbedingt zu normalem Leben gehört, der Genuss geistiger Getränke, der Gebrauch allzu üppiger Nahrung, starken Kaffee's und Thee's, Benutzung von Kleidungsstücken und Betten, welche verhältnissmässig zu warm halten, allzu heftige Leibesbewegung; dies und Aehnliches führt zur Ausbildung schlimmer physischer und moralischer Dispositionen, wie sie fehlerhaft erzogenen Sanguinikern stets eigen zu sein pflegen. Alle Leidenschaften treten schärfer hervor, Neigung zu Ausschweifung und Lasterhaftigkeit macht sich geltend, und der

60) PAINE, M., The Institutes of Medicine. New-York 1847. in 8⁰. pag. 386.

61) WEIKARD, M. A., Der philosophische Arzt. Neue Auflage. Frankfurt am Main. 1798—99. in 8⁰. Bd. II. pag. 296 u. fg.

Mensch verkommt, wenn die Gelegenheit den Funken zur Flamme anfacht. In derselben Weise wie Luxus, nur aus den entgegengesetzten Gründen, wirkt Entbehrung verderblich auf den Sanguiniker. Alle anderen Temperamente sind der Noth gegenüber mehr kugelfest, als der Sanguiniker; vermöge seiner zarteren Constitution und seines geringeren Reactionsvermögens sinkt er im schweren Kampfe mit den Wellen bald unter.

Man darf den sanguinischen Zögling weder durch Zurücksetzung und Kränkung, noch durch Anregung solcher Leidenschaften, welche leicht in das Unedle umschlagen, noch auch durch Stimulirung seiner Begierden auf den rechten Weg zu bringen suchen; all' diese Mittel sind schlecht und verwerflich, ihre Anwendung versuchen heisst: Oel in das Feuer giessen. Die einzig erfolgreiche Art der moralischen Behandlung sanguinischer Menschen bleibt immer, auf Grund sorgfältiger physischer Hygieine nur die edelsten Regungen ihres Gemüthes zu cultiviren, von allen Excessen sie ferne zu halten, und Ordnung, Regelmässigkeit in allen ihren Gedanken und Handlungen zur heiligsten Pflicht ihnen zu machen. So werden sie, die am meisten von den Leidenschaften zu fürchten haben, von diesen niemals beherrscht.

Es ist die Frage berührt worden, ob man dem Sanguiniker, um ihn zu etwas zu vermögen, unmittelbar oder mittelbar entgegen treten solle. Herr von Haupt [62]) bemerkt, was dies betrifft, unter Anderem: »Aber es bleibt eine ausgemachte Thatsache, dass, um auf sie (die Sanguiniker) einzuwirken, kein mittelbarer, sondern ein unmittelbarer Weg einzuschlagen ist; man muss sie durch starke Sinneseindrücke, und persönlich oder wenigstens durch passende Vermittler und Vermittlerinnen in die Enge treiben, um sie z. B. zur Erfüllung eines gegebenen Versprechens zu vermögen«. — Schlecht erzogenen, aus Rand und Band gerathenen Sanguinikern gegenüber ein probates Verfahren! Der wohl erzogene und normale Mensch sanguinischen Temperaments, ob er gleich mehr die unmittelbaren als die mittelbaren Einflüsse beherzigt, bedarf weder der Erschütterung seiner Sinne noch des Zwanges, um Pflichten zu erfüllen; ganz im Gegentheil stiften beide Mittel in seiner physischen und in seiner moralischen Verfassung Schaden. —

Das melancholische oder nervöse Temperament ist der Ausdruck tieferen Gemüthslebens. Inhaber dieses Temperaments neigen mehr als andere Menschen zu Leiden des Gemüthes, und es kommt auf Erziehung, Bildung und Schicksale an, ob diese Krankheiten sich ausbilden, oder ob ihre Wurzeln unterbunden werden.

Immanuel Kant [63]) gibt folgendes Bild von dem moralischen Charakter des melancholischen Temperaments: »Der zur Melancholie Gestimmte (nicht der Melancholische; denn das bedeutet einen Zustand, nicht den blossen Hang zu einem Zustande) gibt allen Dingen, die ihn selbst angehen, eine grosse Wichtigkeit, findet allerwärts Ursache zu Besorgnissen, und richtet seine Aufmerksamkeit zuerst auf die Schwierigkeiten«. . . — Mit anderen Worten: der Mensch melancholischen Temperaments ist ein besorgter, ängstlicher Kritteler, ein Sylbenstecher und Haarspalter. Diese Eigenthümlichkeiten des moralischen

---

62) Haupt, von, Die Temperamente des Menschen im gesunden und kranken Zustande. Inaugural-Dissertation. Würzburg 1856. in 8⁰. pag. 36.

63) Kant, J., Anthropologie in pragmatischer Hinsicht abgefasst. Königsberg 1798. in 8⁰. pag. 260.

Charakters wurzeln in den physischen Verhältnissen der Organe des Unterleibs und der Ganglienнerven; das Vorwiegen des Nervenlebens überhaupt gegen das Bewegungsleben erklärt einen grossen Theil der Eigenthümlichkeiten, welche Menschen mit melancholischem Temperament der Beobachtung darbieten.

Melancholiker pflegen von Hartleibigkeit geplagt zu sein; ihr Gemüth wird von den im Darme angesammelten Massen verdüstert. »Es ist eine durch die tägliche Erfahrung hinlänglich bekannt gewordene Sache«, bemerkt Michael von Lenhossék [64]), »dass unsere intellectuelle und moralische Persönlichkeit an gewisse Leibesverrichtungen gebunden ist; dass wir anders denken und fühlen, je nachdem die Gedärme ihrer Last sich entledigt haben, oder aber durch die Schwere, das Volumen und den scharfen Reiz der Auswurfsstoffe gedrückt, verzerrt, gespannt und irritirt werden. Im ersteren Falle sind die Menschen gewöhnlich gefälliger, humaner, nachsichtiger, mitleidiger; im letzteren aber finsterer, mürrischer, reizbarer, für Leid und Freude Anderer minder empfänglich. Wird der Stuhlgang bei empfindlicheren Menschen, bei Melancholikern und Hypochondristen, eine längere Zeit zurück gehalten, so verfinstert sich ihr Geist und Gemüth; sie verfallen in eine Schwermuth, und nicht selten gerathen sie in gänzliche Verstandes-Verwirrung. Nach erfolgten hinlänglichen Entleerungen zieht sich die trübe Wolke, die ihre Seele gleichsam einhüllte, plötzlich hinweg, die lästigen Gefühle, die Beängstigung und Bangigkeit, und die düsteren Vorstellungen, welche ihr Gemüth gefangen hielten, verschwinden, und das Bewusstsein kommt wieder in regelmässige Beziehung zum Leibe und zur Aussenwelt. . . . Ist das Gemüth durch Unordnung der Darmfunctionen verstimmt, so kann es leicht durch geringe Veranlassungen in Aufruhr gebracht werden«. — Die physische Hygieine, welche Melancholikern gegenüber sich erforderlich macht, muss zunächst auf den Unterleib sich richten, und da besonders auf Regelung des Stuhlgangs durch Bewegung, Diät, Bäder, Klystiere hin wirken. Ohne dies sind alle Mittel moralischer Natur erfolglos. Was wollt ihr mit einem Menschen anfangen, der niemals die genügende Menge Stuhles absetzt, dessen Entleerungen immer nur unter Beschwerden erfolgen, und dessen Gemüth in Folge dieser Missverhältnisse stets verdüstert ist? Er besitzt gar keine Empfänglichkeit für den Einfluss euerer moralischen Lehren; er kennt nur sich und seine krankhaften Gefühle, und wollte euch gerne massakriren, wenn er vor dem Arm der weltlichen Gerechtigkeit nicht Respect hätte! Sorgt für seine leibliche Wohlfahrt, indem ihr seine Diät regelt und seinen Mastdarm klystirt: dann werdet ihr grossartige Erfolge euerer moralischen Actionen wahrnehmen.

Mit Recht bezeichnet Clément Ollivier [65]) häufigen Gebrauch lauwarmer Bäder, milde und nahrhafte Diät, Aufenthalt auf dem Lande, Uebung der Muskel ohne sie zu ermüden, Beruhigung der Sinne, Vermeidung allzu anhaltender Studien, und Vorsicht gegen aufregende Leidenschaften, als die Mittel der Hygieine, welche für Menschen mit melancholischem Temperament am meisten zur Anwendung sich eignen. Ollivier schreibt den Melancholi-

---

64) Lenhossék, M. v, Darstellung des menschlichen Gemüths in seinen Beziehungen zum geistigen und leiblichen Leben. Wien 1824—25. in 8⁰. Bd. I. pag. 453 u. fg.

65) Ollivier, C., Influence des affections organiques sur la raison ou Pathologie morale. Paris & Tours 1867. in 8⁰. pag. 82 u. fg.

kern Empfindsamkeit, die leicht excessiv wird, übermässige Selbstliebe, und ein sonderbares Gemisch von Leutseligkeit, Menschen-Freundlichkeit, Grausamkeit, Hass und Rachsucht zu. — Die grosse Selbstliebe, welche bei Individuen melancholischen Temperaments man findet, kann nur durch gute leibliche und sittliche Erziehung, durch passende Beschäftigung und durch den Umgang mit edlen Menschen gebrochen werden. Die oben empfohlenen Mittel der physischen Hygieine sind hierzu ausgezeichnet als Vorbereitung; thut nun die Erziehung das Ihrige, dann kommen nur die Lichtseiten des melancholischen Temperaments zur Ausbildung.

Bei der Erziehung des Melancholikers ist es unerlässlich, sein Zartgefühl zu schonen, sein Gemüth von Grausamkeit, Rach- und Verfolgungssucht zu reinigen, seine moralischen Kräfte zur Beförderung des Guten und Wahren in Thätigkeit zu setzen. Aber, in demselben Maasse wird es nöthig, sein Gemüth vor krankhafter Empfindelei zu bewahren; denn diese ist nirgends so gefährlich als bei Menschen mit melancholischem Temperament: sie öffnet einer grossen Zahl schwächender Affecte und aufreibender Reflexionen Thüren und Thore, und fördert in demselben Maasse moralische Erschlaffung, in welchem sie körperlicher Verweichligung Vorschub leistet.

§ 17.

Das Alter und die Leidenschaften stehen in dem innigsten Wechselverhältniss; sie nehmen von der Kindheit an zu, erreichen im Mannes- und Frauenalter ihren Höhepunkt, und vermindern in dem Maasse ihre In- und Extensität, in welchem der Organismus seinem Ende näher rückt. Die Gemüthsbewegungen culminiren im Jünglings- und Jungfrauenalter, weil ihre höchste Entwickelung nicht die höchste Entwickelung der Organisation voraus setzt, sondern jene Constitution erfordert, welche das Ueberwiegen der Einbildung gegen Verstand und Vernunft bedingt.

In der Zeit, wo die Leidenschaften am stärksten hervor treten, sind Selbstmord und Verbrechen am häufigsten. A. Brierre de Boismont [66]) zeigt für Paris, dass beim männlichen Geschlechte zwischen dem dreissigsten und vierzigsten, beim weiblichen zwischen dem zwanzigsten und dreissigsten Jahre die meisten Selbstmorde verübt werden; in den Departementen jedoch fällt bei beiden Geschlechtern die grösste Zahl der Selbstmorde in die Zeit zwischen vierzig und funfzig Jahren. — In Paris muss die Culmination der Entwickelung und der Leidenschaften früher eintreten als in den Departementen, weil alle Verhältnisse der Weltstadt frühere Reife bedingen. Da das weibliche Geschlecht einige Jahre eher vollendet ist, als das männliche, treten die Leidenschaften auch eher in den Vordergrund, und ihre Folgen erscheinen früher, als beim Manne.

»Unter allen Einflüssen, welche den Hang zum Verbrechen fördern oder hemmen können«, sagt A. Quetelet [67]), »ist unstreitig das Alter der wichtigste. Mit dem Alter entwickeln sich die physischen Kräfte und die Leiden-

---

66) Brierre de Boismont, A., Du suicide et de la folie suicide considérés dans leurs rapports avec la statistique, la médecine et la philosophie. Paris 1856. in 8⁰. pag. 75 u. fg.

67) Quetelet, A., Ueber den Menschen und die Entwickelung seiner Fähigkeiten, oder Versuch einer Physik der Gesellschaft. Deutsche Ausgabe . . . von V. A. Riecke. Stuttgart 1838. in 8⁰. pag. 540 u. fg.

schaften des Menschen, und nimmt sodann ihre Energie wieder ab; gleichfalls mit zunehmendem Alter entwickelt sich die Vernunft und fährt noch fort sich auszubilden, wenn die Kräfte und die Leidenschaften bereits über das Maximum ihrer Intensität hinaus sind. Wenn man nur diese drei Elemente, die Stärke, die Leidenschaften und die Vernunft des Menschen in Betracht zieht, so könnte man fast a priori die Stufen, die er hinsichtlich des Hanges zum Verbrechen in den verschiedenen Lebensaltern durchlaufen muss, bestimmen. Dieser Hang muss nämlich an den beiden Endpunkten des Lebens fast gleich Null sein, da einerseits die Kräfte und die Leidenschaften, diese zwei wichtigen Bedingungen von Verbrechen, kaum angefangen haben sich zu entwickeln, andererseits ihre fast erloschene Energie noch durch den Einfluss der Vernunft gedämpft wird; sein Maximum dagegen muss der Hang zum Verbrechen in dem Alter erreichen, wo die Kräfte und Leidenschaften auf ihrem Culminationspunkte angelangt sind, und wo die Vernunft noch nicht so mächtig ist, ihren vereinigten Einfluss niederhalten zu können«. — Leidenschaften und Vollkraft auf der einen, Vernunft auf der andern Seite sind die bestimmenden Momente für die Ausübung oder Unterlassung von Verbrechen. Um diese zu verhindern, wird, abgesehen von der Beseitigung oder Paralysirung der entfernten Ursachen, es sich nöthig machen, der Vernunft gegen Leidenschaften und Kräfte das Uebergewicht zu versichern. Nicht darf man die Körperkräfte schwächen, nicht die Disposition der Leidenschaften austilgen: sondern man muss beide unter die Vernunft stellen, andererseits durch veredelnde Erziehung das Gemüth so ausbilden, dass sein ganzes Walten die Leidenschaften an Innigkeit und Ausdehnung übertrifft.

Ein eigenthümliches Bewandtniss hat es mit der Vernunft. Bei der Mehrzahl der Menschen ist dieselbe gar nicht vorhanden, und der Hang zu Verbrechen wird bei den Zweihändern nur durch die Abnahme der Körperkräfte gemässigt. Vernunft und Gemüth spielen leider in der Welt eine sehr armselige Rolle, weil theils nur wenige Menschen ein richtiges Quantum von beiden aufzuweisen haben, andererseits die Cultur pöbelhafter Alltagsinteressen und die damit verbundene jämmerliche Erziehung die Entwickelung von Vernunft und Gemüth mehr oder weniger vollständig verhindert. Der folgende Ausspruch von J. Ith[68]) ist nur für seltene Ausnahmen wahr, für den Tross der Menschen aber gänzlich unwahr; Ith sagt nämlich bei Gelegenheit der Besprechung des Mannesalters unter Anderem: »Auch die Seele schwingt sich jetzt bis zum höchsten . . Grade der Vollkommenheit. Indem das wilde Ungestüm der Leidenschaften allmälig sich legt, und die lieblichen Farbenbilder der Phantasie reelleren Einsichten in die wahre Beschaffenheit der Dinge und des Werthes des Lebens weichen: so gewinnt die Vernunft Raum und Herrschaft; der übersinnliche Charakter wird entwickelt; der Mensch fängt an, als Vernunftwesen seiner obgleich früheren doch niedrigeren Hälfte, der Sinnlichkeit, Gehorsam zu gebieten«. — Der Mensch ist gar kein Vernunftwesen, sondern ebenso vernünftig oder unvernünftig als die andern wilden Bestien; er gebietet der Sinnlichkeit nicht Gehorsam, sondern er hört auf ihr Sclave zu sein, wenn sie durch die Macht des zunehmenden Alters gelähmt wird.

Das Maass der Leidenschaften hängt von dem Gesammtzustande der Or-

---

68) Ith, J., Versuch einer Anthropologie oder Philosophie des Menschen nach seinen körperlichen Anlagen. Bern 1794—95. in 8⁰. Bd. II. pag. 245 u. fg.

ganisation ab ; da dieser in jeder Periode des Alters ein anderer ist, so gestaltet das Verhältniss der Leidenschaften in jeder Periode sich anders. Ch. Victor de Bonstetten[69]) sagt: »Die Keime der Leidenschaften sind präformirt und deponirt in der Organisation«; und weiter: »Die Leidenschaften entwickeln sich durch die Ideen«. Je mehr die Organisation sich entwickelt, desto mehr vergrössert sich der Kreis und die Zahl der Ideen, desto umfangreicher wird das Gebiet der Leidenschaften. Wegen des innigen Zusammenhanges der Ideen und Leidenschaften wirkt jeder Einfluss auf die Ideen mittelbar auf die Passionen, und das um so mehr, je jünger der Mensch ist. Daher liegt in Erziehung und Unterrichtung der Kinder das oberste Regulativ der Leidenschaften.

§ 18.

Mann und Weib verhalten den Passionen und den Gemüthsbewegungen gegenüber sich anders; die Verschiedenheit der Proportionen des Baues und der Verrichtungen, das Ueberwiegen des Bewegungslebens beim Manne und des Fortpflanzungslebens beim Weibe, dies verursacht, dass Leidenschaften und Affecte nicht die gleiche Art, Innigkeit und Ausdehnung bei den beiden Geschlechtern bekunden.

Das Weib wird überwiegend durch die Geschäfte der Fortpflanzung in Anspruch genommen, und ist in Folge dessen vorzüglich an den engen Kreis der Familie gebunden; darum ist Liebe und Abneigung der Grundzug seiner Gemüthsverfassung, und alle Leidenschaften und Affecte drehen sich um die Axe des Hauses und der Familie.

Ueber die Beziehungen des Weibes zu den Leidenschaften hat D. W. H. Busch[70]) einen interessanten Ausspruch gethan, den wir hier anführen zu müssen glauben; er bemerkt unter Anderem: »Hier (im Gemüthe und in den Leidenschaften) irrt das Weib oft in Extremen herum und liebt das Ideale, das Grossartige. Räthselhaft ist in dieser Beziehung das Wesen des Weibes, und oft schon haben grosse Männer ausgesprochen, dass das Gemüth des Weibes unerforschlich sei*); aber es ist nur dann unergründlich, wenn es nicht als Weib beurtheilt wird. Der Mann will für seine Gefühle und Leidenschaften Gründe haben, die Motive zu denselben sollen in der Vernunft begründet sein; sie sind bei ihm also etwas Secundäres, und es wird ihm schwer, sie bei dem Weibe für etwas Anderes zu halten, bei welchem sie ursprünglicher und inniger mit der ganzen psychischen und physischen Constitution verknüpft sind. Das Weib hat für seine Gefühle und Leidenschaften keine anderen Motive, als weil es sich in diesen gefällt, und dieser Trieb wird so oft rege und entwickelt sich in dem Grade, dass er krankhaft erscheint und zu eigenthümlichen Vorstellungen und Visionen Veranlassung gibt. In dieser Sphäre verlässt es das Materielle, strebt nach dem Ideale, und gefällt sich oft in dem Romanhaften, ohne dass es dem nachdenkenden Manne gelingt, Gründe**) für diese empor-

69) Bonstetten, Ch. V. de, Recherches sur la nature et les lois de l'imagination. Genève 1807. in 8⁰. Bd. II. pag. 80 u. fg.

70) Busch, D. W. H., Das Geschlechtsleben des Weibes in physiologischer, pathologischer und therapeutischer Hinsicht dargestellt. Leipzig 1839—44. in 8⁰. Bd. I. pag. 36 u. fg.

*) Waren sehr beschränkte grosse Männer!

**) Das Weib hat ein nicht unbeträchtliches Quantum Gehirn weniger, als der Mann; das Fortpflanzungsleben spielt beim Weibe die grösste Rolle, beim Manne tritt es verhältnissmässig in den Hintergrund.

steigenden Gefühle oder für die sich entwickelnden Leidenschaften zu erforschen«. — Gefühle und Leidenschaften werden dem Weibe viel gefährlicher als dem Manne, weil sie bei jenem immer die Herrschaft über den Verstand erlangen; beim Manne müssen sie stets mehr oder weniger mit dem Verstande kämpfen und schon durch diesen Kampf viel von ihrer Intensität verlieren.

Was folgt aus dem Entwickelten für ein Schluss für die moralische Hygieine? Man soll das Weib so erziehen und diätetisch behandeln, dass Gefühle und Leidenschaften seinem leiblichen und sittlichen Wohle nicht gefährlich werden. Zu diesem Behufe ist von moralischer Seite eine gewisse Cultur des Verstandes durch den Unterricht und der Einfluss wahrhafter Männlichkeit von Seite des Gatten, des Vaters, des Bruders u. s. w. unerlässlich. In den gegenwärtigen Schulen und Erziehungshäusern für das weibliche Geschlecht geht man aber in der Cultur des Verstandes zu weit, bildet Dünkel, Selbstüberschätzung aus, und macht dadurch dem männlichen Einfluss jede Wirkung schwer, wo nicht unmöglich. Das von uns für das weibliche Geschlecht gewünschte Maass von Verstandesbildung ist erforderlich, um dem Manne mit richtigem Begriff seiner guten Intentionen entgegen zu kommen; denn dort, wo die Frau wegen Unwissenheit, Unbildung, Rohheit den Mann nicht versteht, seine edle Sorgfalt und Liebe mit Gemeinheit oder Läppischkeit beantwortet: dort werden ihre Gefühle und Leidenschaften ihr und der Familie nur zum Verderben gereichen. Dasselbe wird als Resultat sich zeigen, wenn Unwissenheit, Unbildung, Rohheit den Mann verhindern, der Frau entgegen zu kommen, sie zu verstehen, sie zu leiten.

Physische und moralische Erziehung des Weibes sind in unserer Zeit meistens noch sehr verkehrt, und besonders in den Städten ist dies der Fall. Darum findet man bei den Frauen so viel Sucht zu glänzen, eine grosse Rolle zu spielen, andere Menschen zu verachten, an Luxus Alles zu überbieten, ob dabei auch die Familie und ihr Oberhaupt zu Grunde gehen. Regelmässigkeit im Essen, einfache aber gut nährende und zureichende Diät, sorgfältige Reinigung durch Bäder und Waschungen, entsprechende Kleidung, der Gesundheit gemässe Wohn- und Schlafräume, Bewegung des Leibes durch Gymnastik und Schwimmen, dies sind die Mittel der physischen Hygieine, deren Anwendung dem Weibe die Anlage zu wahrhaft nutzbringender Verwerthung moralischer Einflüsse versichert. Leider aber wird in dem Stücke der physischen Hygieine aus Vorurtheil, aus Dummheit und wegen verkehrter Begriffe am Weibe am meisten gesündigt; aus diesem Grunde findet die moralische Hygieine nicht den geeigneten Boden, und die Frauen kommen nicht aus der Sklaverei ihrer Leidenschaften und Gefühle.

J. J. Virey[71]) leitet von der Schwäche der Organe des Weibes dessen ganze moralische Constitution ab. — In der That entspricht der relativen Schwäche des weiblichen Organismus auch die relative Schwäche, welche wir in den Entäusserungen des moralischen Lebens beim schönen Geschlechte wahrnehmen. Wenn man den Körper der Frau durch Ausführung guter physischer Hygieine kräftigt, anstatt die angeborene Schwäche durch Verweichlichung und Vernachlässigung zu vermehren: dann kann man mit Sicherheit darauf rechnen, dass Verstand und Gemüth des Weibes naturgemäss sich gestalten

---

71) Virey, (J. J.,) Femme (morale). — Dictionaire des sciences médicales. Paris 1812—22. in 8⁰. Bd. XIV. pag. 555 u. fg.

und jene Schwäche, welche so im vollsten Maasse die Herrschaft der Passionen und Affecte ermöglicht, nicht zur Ausbildung gelangt. In diesem Falle machen auch die Einflüsse, welche aus der Nachtseite der Civilisation ihren Ursprung nehmen, nur eine schwache Wirkung geltend, und Leidenschaften so gut wie Gefühle gestalten beim Weibe nicht sich krankhaft.

Wenn der Mann Knecht seiner Passionen und Gefühle wird, pflegt es an Erziehung, Bildung und Widerstands-Vermögen in der Organisation ihm zu mangeln. Verzärtelte Muttersöhnlein oder Knaben, die immer geprügelt, mit gemeinen und Schimpfreden tractirt werden, denen nur das Beispiel der Ueberhebung, der Unmässigkeit und der Gemeinheit gegeben wird, erfahren bedeutenden Abbruch ihres Reactions-Vermögens und sind immer Ziehpuppen der Leidenschaften und Affecte. Weil Vernunft und Selbstbeherrschung ihnen fehlt, sind sie zu Vergehen, Verbrechen und Ausschweifungen leicht geneigt, und ihr ganzes Leben dreht sich um die Axe moralischer Schwäche.

§ 19.

Stand und Beschäftigung gestalten das Verhältniss des Menschen zu den Leidenschaften und Gemüthsbewegungen eigenthümlich und ganz bestimmt. Um hiervon einen klaren Begriff zu bekommen, macht es sich erforderlich, das Maass und die Art der Beschäftigung mit der Grösse der Verstandes- und Gemüthsbildung und mit der Art der Befriedigung der Lebensbedürfnisse in Parallele zu stellen. Der wohlhabende, allseitig gebildete, arbeitsame und normal lebende Mensch setzt Passionen und Affecten ein grosses Quantum von Widerstand entgegen; der übermässig so wie der allzu wenig beschäftigte, der üppig oder allzu ärmlich lebende, der verkehrt erzogene, überbildete, der unwissende, rohe Mensch wird von Leidenschaften und Gemüthsbewegungen unterjocht.

In allen Ständen und bei den verschiedensten Beschäftigungsweisen vermag normales Leben und weiter eine gute Erziehung die auf Nährung der Leidenschaften wirkenden Einflüsse ungefährlich zu machen. Ist aber die Lebensart den Regeln der Hygieine entgegen und fehlt die entsprechende Erziehung, dann kommen die in dem Stand und der Beschäftigung gelegenen Schädlichkeiten in Action.

Bei den sogenannten gebildeten Schichten pflegt man am meisten von verkehrter Erziehung zu finden, am meisten Verstösse gegen die Gesundheitspflege, demnach auch die schädlichsten Wirkungen von Leidenschaften und Affecten. Um dies mit Nachdruck zu erläutern, setzen wir einige treffliche Worte von Ph. Karl Hartmann[72]) hierher: »Freilich ist die Sittlichkeit nirgends so tief gesunken, wie in der verfeinerten Welt. Daraus folgt leider, dass Verfeinerung, wenn sie so wie bei uns getrieben wird, das Grab der Sittlichkeit werden kann... Wenn ihr die Verfeinerung als eine Feindin der Sitten anklagt, so hütet euch, Geistesbildung damit zu verwechseln. Verfeinerung, das heisst: einseitige Ausbildung der Sinnlichkeit und der Phantasie auf Kosten des Verstandes, der Vernunft und des Willens, sie hat den Menschen zu einer moralischen Missgeburt oder zu einem moralischen Schwäch-

---

72) Hartmann, Ph. K., Glückseligkeitslehre für das physische Leben des Menschen. Ein diätetischer Führer durch das Leben. Fünfte Auflage gänzlich umgearbeitet und vermehrt von Moritz Schreber. Leipzig 1861. in 8⁰. pag. 293 u. fg.

ling umgeschaffen und dem Verderben nahe gebracht, dem er nur durch Weisheit hätte entgehen können. Mangel an Verstand und Vernunft, Mangel an Aufklärung ist Schuld an allem Unheil« . . . »So lange freilich unsere moralische Bildung ihre jetzige Gestalt behält, so lange man sie für eine blosse Nebensache, Wohlstand und Etikette aber für Sittlichkeit hält, die Kinder zu moralischen Schauspielern abrichtet, statt sie zu Menschen zu machen: so lange wird auch die Aufklärung keine besondern Früchte für Sittlichkeit und Glückseligkeit bringen. Roh und verwildert wachsen die meisten Kinder der ärmeren Klassen auf, und, wenn es hoch kommt, so werden ihnen einige wenige Sittensprüche eingeprügelt; reichere und vornehmere Kinder werden mit einem Schwall von Lehrgegenständen erdrückt, statt gebildet; die schönste Zeit und die besten Kräfte werden ihnen durch Erlernung überflüssiger Künste, die ihnen in ihrem ganzen Leben zu nichts dienen, als dass sie vielleicht einmal damit prunken können, gestohlen; nützlichere Wissenschaften werden ihnen in das Gedächtniss, aber nicht in die Seele gebracht; sie werden nicht ihr erkanntes Eigenthum. Sittlichkeit wird ihnen aus einem todten Buche gelehrt; sie müssen die Regeln derselben hersagen, aber nicht üben lernen. Die Methode, deren man sich dabei bedient, ist dem Kinde meist so widrig, dass ihm nichts abgeschmackter ist, als der Unterricht in der Moral, und mit diesem selbst die Moral. Das Allergefährlichste bei diesem Verfahren liegt aber darin, dass man oft die Moral auf Grundlagen stützt, welche der erwachsenen Vernunft nicht haltbar genug scheinen. Und regt sich einmal Verdacht gegen die Grundlage, so wird dem ganzen Gebäude nimmer getraut, das Kind mit dem Bade ausgegossen; jedes moralische Gesetz wird verworfen; des Menschen Handeln hat von nun an keine Stütze mehr; er wird von Gefühlen und augenblicklichen Empfindungen beherrscht, und thut nur das, was für den gegenwärtigen Augenblick den Sinnen und der Phantasie schmeichelt; Sittlichkeit ist ihm eine Maske, die er vornimmt, wenn es die Politik fordert: und so wird die feine Welt was sie ist — eine Schaubühne, auf welcher jeder seine Rolle einstudirt hat, voll blendender Decorationen von Papier und Flittergold, hinter denen aber die finstersten Schlupfwinkel liegen; eine Welt, in welcher List die Stelle der Weisheit und Convenienz die Stelle der Tugend vertritt«. — Diese tiefe Wahrheit spricht Hartmann.

So ist bei den reichen, wohlhabenden und überhaupt den sogenannten besseren Schichten der Gesellschaft durch die in der Regel verkehrte Erziehung den Leidenschaften und Affecten der grösste Spielraum gewährt. Und doch kommen hier weniger Verbrechen vor, als bei den Noth leidenden, armen und unwissenden Klassen. Wie verhält sich dies? Unserer Ansicht nach fällt das Schwergewicht der Ursachen von Verbrechen in das materielle Elend, in die Noth, in die Verwahrlosung; darum finden wir gerade bei den untern Schichten mehr Attentate auf das Eigenthum, auf die öffentliche Sicherheit etc. Aber, Laster und Perfidie, Heuchelei und Uebermuth, diese und ähnliche Giftgewächse, deren Einfluss Alles verpestet, erwählen die grösste Zahl ihrer Sklaven gerade in den sogenannten besseren Kreisen der Gesellschaft. Hier kann die Statistik nicht so genau Buch führen, wie anderwärts, die strafende Gerechtigkeit nicht einschreiten und so der Statistik die Materialien liefern; allein der aufmerksame und unparteiische Beobachter aller Schichten der Bevölkerung wägt und misst die Moral der Armen und Reichen, der Kleinen und Grossen, und kommt zu dem Schlusse, dass dort das Elend böse, hier die

verkehrte Erziehung schlecht macht; dass dort die natürlichen Triebe der Selbsterhaltung mit Ungestüm hervortreten, vorübergehend und dauernd das Gemüth in Aufruhr bringen, hier aber die eingeimpfte Unsittlichkeit Leidenschaften der elendsten und gemeinschädlichsten Art unterhält. Beseitigung des Elends und naturgemässe Erziehung, dies sind die Leitsterne aus dem Jammer der Verbrechen, der Laster, der unedlen Passionen und der unnöthigen Affecte.

Das Elend macht wahre Bildung und Sittlichkeit unmöglich und löscht sie, wenn sie bereits vorhanden sind, theilweise oder gänzlich aus. L. M. Moreau Christophe[73]) bemerkt sehr richtig, es sei in der Gegenwart die Massenarmuth das Nämliche, welches die Sklaverei im Alterthume war. — Bei den am Hungertuche nagenden Schichten der Bevölkerung tritt uns dieselbe Erscheinung entgegen, wie bei den Sklaven in der alten Welt: die Abwesenheit von Bildung und Sittlichkeit, und die völlige Verdunkelung von Verstand und Vernunft durch Leidenschaften. Die Ausbrüche dieser Leidenschaften gefährden das Bestehen des Staates und der Gesellschaft, und lassen mit einem alles normale Leben verkümmernden Pesthauche sich vergleichen.

Es ist der Hang zu dieser oder jener Leidenschaft von der Art der Beschäftigung in einem grossen Maasse abhängig. Leute, welche täglich bis zur Ermüdung körperlich arbeiten, wie z. B. Bauern und Handwerker, pflegen weniger von Ehrsucht geplagt zu sein, als Geistliche, Juristen, Staatsmänner und Schuldirectoren. Die Besonderheiten des Berufes geben Gelegenheit zur Entstehung dieser oder jener Leidenschaft, dieses oder jenes Fehlers. So wird den Aerzten mit Recht die Leidenschaft der Geldgier zum Vorwurf gemacht. Wenn man die Ursache dieser Erscheinung erforscht, sieht man, wie nicht nur die Gelegenheit, schnell Geld zu verdienen, sondern auch die Sorge um Sicherstellung der Exsistenz in den Tagen des Alters und der Krankheit, den Geiz des Arztes entzünden.

J. B. F. Descuret[74]) schreibt den Priestern den Fehler des Ehrgeizes, der Missgunst, der Leckerhaftigkeit und der Zerstreutheit zu; die Aerzte beschuldigt er der Irreligion*), des Neides, der Eifersucht, der Feinschmeckerei und der Unenthaltsamkeit; den Soldaten macht er Ausschweifung, Unmässigkeit, Faulheit und Empfänglichkeit zum Vorwurf; den Rechtszertretern Ehrgeiz, Lüsternheit und Prahlerei; den Gelehrten Hochmuth, Neid, Verläumdung, Lüsternheit und Unmässigkeit; den Künstlern Neid, Verschwendung, Unmässigkeit, Eitelkeit, unermessliche Eigenliebe, Lüderlichkeit; den Kaufleuten ununterbrochenes Lügen, Arglist und Geiz; den Ackerbauern den äussersten Argwohn und das äusserste Misstrauen, Lümmelhaftigkeit; den Handwerkern und Arbeitern Faulheit, Trunksucht, Ausschweifung, Zornmüthigkeit, Unvorsichtigkeit; den Dienstleuten Lügenhaftigkeit, Arglist, Naschhaftigkeit, Undankbarkeit; den Angestellten Mangel an Artigkeit und Achtung

---

73) Moreau-Christophe, L. M., Du problème de la misère et de sa solution chez les peuples anciens et modernes. Paris 1851. in 8⁰. Bd. III. pag. 520.

74) Descuret, J. B. F., La médecine des passions. 3. Auflage. Paris 1860. in 8⁰. Bd. I. pag. 109 u. fg.

*) Ist kein Fehler; nur Immoralität ist ein Fehler. Religion ist zunächst ein Gemenge von Glauben und Moral. Wer Glauben nicht besitzt, aber von Moral durchdrungen ist, der ist ein guter, ein edler Mensch.

gegenüber den Bürgern, von denen die Beamten doch bezahlt werden, und Prahlerei; den Herrschern Hochmuth und Ehrgeiz. So weit Descuret.

Dass alle diese Fehler mit Nothwendigkeit aus den Einflüssen der Profession sich ergeben und nur die moralischen Anlagen des gewöhnlichen Menschen voraussetzen, wird schon ohne tieferes Nachdenken klar. Der Priester hat wenig oder gar nichts zu thun; er ist mit allem zum guten Leben Erforderlichen reichlich versehen; er sucht die Herrschaft über das Gewissen, und damit über den ganzen Menschen, zu behaupten; — da er in der Regel ein ganz gewöhnlicher Mensch ist, wird durch den Einfluss der genannten Momente die Summe jener Fehler erzeugt. Wenn nur von Natur aus Edle mit wahrer Liebe zu dem Berufe in den Stand der Priester träten und das eigentliche Wesen der Moral gut erfassten: dann wäre nirgends von Pfaffen, ihrer Missgunst und Bosheit, ihrer Selbstsucht und Hartherzigkeit, ihrem Ehrgeiz und Streben nach materiellen Genüssen die Rede.

Im Stande der Aerzte kämen Geiz, Neid, Eifersucht u. s. w. nicht vor, wenn nicht so viel Durchschnitts-Naturen lediglich um des Brodes willen der Ausübung der heilenden Kunst sich widmeten, und andererseits, wenn die materielle Lage der Heilkünstler sicher gestellt wäre. Sehr richtig bemerkt Escherich[75]) unter Anderem: »Kein Beruf erzeugt und nährt so methodisch die Eifersucht und die Habgierde. Alle Wirksamkeit und Zukunft des Arztes wird durch diese Leidenschaften gesichert. Es gibt keine Sinekuren, keine äussere Ehre, keine Unabhängigkeit in diesem Berufe, kein Verdienst und Sicherung der ökonomischen Exsistenz, als im Gelingen der persönlichen Geltung und Vorzüge. Je jünger der Arzt, desto mehr Qual durch Eifersucht; je älter und wohlhabender, desto mehr Habgierde«. — Reichliche Besoldung der Aerzte von Seite des Staates ist ebenso im Interesse der Aerzte selbst, als im Interesse der Kranken von äusserster Wichtigkeit.

Und gehen wir alle Stände durch, wir finden überall, dass durch Vernunft athmende Institutionen und eine wahrhaft veredelnde Nationalerziehung allen Leidenschaften und Fehlern der Stachel genommen werden kann, ja dass man im Stande ist, ganz sie zu verhüten. Aber, die grössere Mehrzahl der Einrichtungen und Einsetzungen leidet an dem Uebel der Beschränktheit; ein kleinlicher Geist durchdringt, falsche Oekonomie lenkt sie; ihren Verwaltern fehlt Aufschwung des Herzens, Wärme und Liebe. Die öffentliche und private Erziehung ist in der Mehrzahl der Fälle schlecht oder verkehrt. Unter solchen Voraussetzungen muss der grössere Theil der Genossen aller Berufe als eine Horde von Sklaven der Leidenschaften und Fehler sich erweisen.

Es wird den Arbeitern Faulheit, Trunksucht, Ausschweifung, Zornmüthigkeit u. s. w. zum Vorwurf gemacht. Wenn die Arbeiter durch gute Schule aus dem Sumpfe der Geistesfinsterniss gezogen sind, und wenn sie finanziell so stehen, dass sie leben anstatt vegetiren: dann darf man getrost jene Fehler mit der Laterne suchen. Einer der vortrefflichsten Kenner der arbeitenden Bevölkerungen, H. A. Frégier[76]), entrollt von ihren ursprünglichen moralischen Eigenschaften ein Bild, welches, wenn es für die höheren Schichten

75) Escherich, Hygieinisch-statistische Studien über die Lebensdauer in verschiedenen Ständen . . . Würzburg 1854. in 8⁰. pag. 35 u. fg.

76) Frégier, H. A., Des classes dangereuses de la population dans les grandes villes, et des moyens de les rendre meilleures. Paris 1840. in 8⁰, Bd. I. pag. 69 u. fg.

Geltung haben könnte, diesen zur grössten Ehre gereichte. »Wer immer mit vorurtheilslosem Geiste die Sitten der arbeitenden Klassen studirt hat«, sagt Frégier, »kann nicht umhin, zu erkennen, dass diese Bevölkerungen im Allgemeinen zahlreiche Beispiele von Tugend geben. Ihre moralischen Besonderheiten nehmen ihren Ursprung von den primitiven Tugenden der Menschheit, und meistens üben die Arbeiter diese Tugenden mit einem Eifer und einer Einfalt aus, welche der Hochschätzung und des Lobes aller guten Menschen werth sind. Der Arbeiter ist freimüthig, gut, dienstfertig gegenüber seinen Genossen, und der wahrhaftigsten Aufopferung für die Unternehmer, von denen er angestellt ist, fähig«. Und weiter entschleiert Frégier die rührendsten Züge aus dem Leben der Arbeiter. Wir werden dadurch darin befestigt, dass nur Elend und Verwahrlosung es vermögen, Fehler und schlechte Leidenschaften bei diesen Kindern der Natur zu erzeugen.

Wenn der Arbeiter gebildet und unterrichtet ist, zeigt er nicht nur eine grosse Fähigkeit der Selbsthülfe, sondern er ist auch im Grossen und Ganzen im Stande, das Wesen des Fortschrittes zu begreifen und sich zu vervollkommenen. A. P. Deseilligny [77]), dem die umfangreichsten Erfahrungen in Bezug der arbeitenden Klassen zu Gebote stehen, zeigt, dass gebildete Arbeiter für den Fortschritt sind, ungebildete in der Fertigkeit (Routine) sich zeigen, aber wenig nur mit dem Fortschritt sich befreunden; er thut ferner dar, dass der durch Bildung bedingte, gehobene moralische Zustand der Arbeiter sie mit Sorgfalt, Umsicht, Genauigkeit u. s. w. erfüllt. — Unterrichtete Arbeiter sind bösen Leidenschaften nicht oder nur sehr schwer zugänglich, haben Interesse für ihre Arbeit, und suchen in ihren Handthierungen Meisterschaft zu erlangen. Wer Interesse für die Sache hat, welcher er freiwillig oder unfreiwillig sein Leben widmet, ist besonders dazu disponirt, seinem ferneren Bestehen die Grundsätze einer naturgemässen Moral als Leitstern dienen zu lassen. Dass das Leben nach solchen Grundsätzen zugleich Versicherung der physischen Exsistenz bedeutet, und die festeste Schutzmauer wider alle Angriffe von Seite aller Leidenschaften und Affecte specifisch thierischer Art abgibt, bedarf der Auseinandersetzung nicht.

In England ist die Lage eines guten Theiles der arbeitenden Bevölkerungen eine entsetzliche; nicht nur dass diese Armen Jahr aus Jahr ein am Hungertuche nagen, sie sind auch so verkommen, so unwissend und roh, dass alles Bessere an ihnen abgleitet, wie ein Pfeil an der Felswand. Joseph Kay [78]) hat durch das sorgfältigste Studium der Verhältnisse Englands und des europäischen Continents in dem Mangel aller Erziehung des engländischen Armen die gewichtigste entfernte und wahre Ursache seines elenden Daniederliegens erkannt. Alle Schattenseiten des dortigen Proletariers, all' seine bösen Leidenschaften, Laster u. s. w. müssen auf diese Quelle zurückgeführt werden, weil sie darin zu dem bei weitem grösseren Theile wurzeln.

Es hat erst kürzlich wieder Robert Jannasch [79]) eine Skizze von dem

---

77) Deseilligny, A. P., De l'influence de l'éducation sur la moralité et le bien-être des classes laborieuses. Paris 1868. in 8⁰. pag. 267 u. fg.

78) Kay, J., The social condition and education of the people in England and Europe; shewing the results of the primary schools, and of the division of landet property, in foreign countries. London 1850. in 8⁰. Bd. I. pag. 578 u. fg.

79) Jannasch jun., R., Die Strikes, die Cooperation, die Industrial Partnerships und ihre Stellung zur socialen Frage. Berlin 1868. in 8⁰. pag. 12 u. fg.

Zustande der Arbeiter geliefert, welche zu wenig haben, um zu leben, und zu viel, um zu sterben, und welche nicht durch die Schule erzogen, gebildet werden. Indem wir einige Worte aus jener Skizze hierher setzen, haben wir die Absicht, Folgerungen für die moralische Hygieine daraus zu ziehen. »Zurück in dem alten Lande«, sagt JANNASCH, nachdem er vorher von Auswanderung jüngerer Arbeitskräfte gesprochen, »bleiben nur Die, welche durch die Verhältnisse gezwungen sind, für jeden Preis zu arbeiten, ihr Leben nur eben recht nothdürftig hin zu fristen, das heisst: ihre Lebensbedürfnisse auf ein Minimum zu reduciren. Sie kümmern sich nicht um das Morgen und Uebermorgen; was sie für ihre Arbeit erhalten, dafür verrichten sie dieselbe so schlecht wie möglich, theils weil die Bezahlung dafür zu niedrig ist, theils weil sie selbst, trotz des besten Willens, oft körperlich zu schwach sind, um angestrengt arbeiten zu können; schliesslich »ernährt uns ja der Staat«. Ein Streben, vor sich zu kommen, haben sie nicht; von einem ordentlichen Familienleben, von Heranbildung der Kinder zu nützlichen Bürgern ist nicht die Rede. Die Kinder müssen anfangen, sehr zeitig für sich selbst zu sorgen. Durch die zu frühe Anstrengung wird der jugendliche Körper ausgesogen; von Erlernung eines ordentlichen Gewerkes ist nicht die Rede; die Arbeit wird zu jedem Preise angeboten, und da heutzutage vielfach die so sehr verbesserten Maschinen nur einfacher Handhabungen bedürfen, so sind derartige Arbeiter in vielen Fällen genügend. Selbst ganz geringe Bildung fehlt oft diesen Leuten; von einem auf derselben basirenden moralischen Fonds muss ganz abgesehen werden«. ... »Der Werth des Menschen, der Exsistenz, verschwindet vollständig, und das erklärt das furchtbare Misere, welches das Gefolge des Pauperismus ist. Die Uebervölkerung mit allen ihren Schattenseiten beruht also lediglich auf der Nichterkenntniss der wahren Principien des Selbsterhaltungs-Triebes. Je weniger dieselben erkannt werden, um so ärmer und erbärmlicher ist die Stellung der niederen Klassen«. — Die Erhaltung wahrer Sittlichkeit setzt Activität des Menschen voraus. Passiv, wie die Noth leidenden Schichten der Bevölkerung es sind, kann von Cultur sittlicher Gefühle nicht die Rede sein. Sittliche Gefühle darf man mit Recht als Antagonisten der Leidenschaften und Affecte betrachten.

Der Schwerpunkt bei der Pflege sittlicher Gefühle ist ein geordnetes Familienleben mit entsprechender physischer Erziehung der Kinder. Doch dies setzt Bildung, Musse und die nöthigen Mittel voraus. Bei den Noth leidenden Klassen fehlt es an Mitteln, an Musse und an Bildung; sie können sich selbst nicht Audienz geben, geschweige denn ihren Kindern sich widmen; sie müssen über die Kräfte arbeiten und ihre Kinder schon in deren zartestem Alter zur Arbeit anhalten, um nur das Leben zu fristen. Woher soll also die wider Passionen und Gemüthsbewegungen in das Feld zu schickende moralische Kraft bei diesen Unglücklichen kommen?

Wenn es Sache der moralischen Hygieine ist, dem Menschen zu einem festen Panzer gegen Leidenschaften und Gemüthsbewegungen zu verhelfen, so beginnt hier deren Thätigkeit mit Auslöschung des Pauperismus; ohne dies sind ihre Maassnahmen ohne allen und jeden Erfolg, Ausschweifung, Ausartung, Verbrechen, Uebertretung u. s. w. nehmen nicht ab. Die Ursachen dieser Uebel, insoweit sie auf Rechnung der Noth leidenden Schichten gesetzt werden, liegen in der Massenarmuth, in dem Elend, der Hunger, der Mangel an Erziehung, die Unwissenheit, sie begünstigen und veranlassen alles Schlimme,

und unter ihrem Einfluss leuchtet weder das Licht des Geistes, noch strahlet des Gemüthes Wärme.

Bei den unter dem Joche des Pauperismus lebenden Menschen drehen sich alle Leidenschaften mehr oder weniger um die Axe der Befriedigung der wichtigsten Lebensbedürfnisse; wir finden hier heftige Leidenschaften meistens nur, wenn von Hemmnissen bei dieser Befriedigung es sich handelt. Ganz anders bei den Ständen, welche vorwiegend geistig thätig sind; da quellen heftige Leidenschaften und Affecte aus dem Streben nach äusserer Anerkennung, oder sie werden durch die ununterbrochene Anstrengung des Gehirns selbst erzeugt. Uebermässige Geistesarbeit macht reizempfänglich; Reizbarkeit und heftige Leidenschaften stehen unmittelbar in Rapport.

Ueber die heftigen Passionen bei vorwiegend geistig thätigen Menschen hat J. H. Reveille-Parise[80]) Untersuchungen angestellt. »Begreifet«, sagt er, »wie in der That die Leidenschaft ihre Verheerungen anrichtet bei einem Individuum, welches immer zum Extremen hinneigt, und dessen Eindrücke, selbst wenn sie nur leichter Art sind, im ganzen organischen Haushalt zurück behalten werden; bei dem die Gluth der Einbildung, die Wärme des Blutes, die habituelle Nervenaufregung eine beständige und unversöhnliche Reizung hervorbringen; dessen Kopf ein Herd ist, auf welchem brennende Gedanken, unersättliche Wünsche, schrankenlose Begierden wallen, sich drängen und treiben; — und nun saget, ob es möglich sei, dass die gebrechliche menschliche Maschine solchen Erschütterungen Trotz biete«. — Alle vorwiegend geistig beschäftigten Menschen haben empfänglichere Nerven als andere Leute; jeder Einfluss der Aussenwelt, insbesondere jeder moralische Einfluss, trifft demnach das Nervensystem der geistigen Arbeiter mit viel mehr In- und Extensität; sie sind schon aufgeregt, wo Andere noch alle Kälte des Gemüthes zeigen; sie sind schon in den Fesseln der Leidenschaft, wenn Andere in aller Ruhe ihre natürlichen Bedürfnisse befriedigen.

Die einzigen Mittel, welche vorwiegend geistig Thätige den Leidenschaften entgegensetzen können, sind ausser angemessener Diät, Selbstverläugnung und Selbstbeherrschung. Aber, dies ist die schwächste Seite bei den gelehrten Ständen; die Pflege ihres Leibes entspricht im Allgemeinen den Regeln der Gesundheitspflege nicht, und die Sucht, das eigene Selbst geltend zu machen, tritt bei ihnen viel krankhafter als bei andern Ständen hervor. Darum hat ihnen gegenüber die moralische Hygieine sehr viele Schwierigkeiten; verlangt sie doch Dinge, welche den Anschauungen, Gewohnheiten und Trieben des Durchschnittes der gelehrten Professionisten so sehr zuwider laufen!

§ 20.

Welchen Einfluss die erzwungene Ehelosigkeit, das Cölibat auf Leidenschaften und Gemüthsbewegungen ausübt, dies ist im Grossen und Ganzen aus der Weltgeschichte bekannt. Auf den moralischen Charakter des Einzelnen drückt Ehelosigkeit ein bestimmtes Gepräge, das je nach dem Geschlechte in dieser oder jener Modification erscheint. Theodorich Plagge[81]) sagt, es sei Einseitig-

80) Reveille-Parise, J. H., Physiologie et hygiène des hommes livrés aux travaux de l'esprit, ou recherches sur le physique et le moral, les habitudes, les maladies et le régime des gens de lettres, artistes, savans, hommes d'état, jurisconsultes, administrateurs, etc. 4. Auflage. Paris 1843. in 8⁰. Bd. II. pag. 319 u. fg.

81) Plagge, Th., Der Mensch und seine psychische Erhaltung. Hygieinische Briefe. Neuwied 1864. in 8⁰, pag. 11 u. fg.

keit, Eigensinn und Bizarrerie der stehende Zug im Charakter der Ehelosen. »Hagestolze leiden an Schlaflosigkeit«, bemerkt er weiter, »sind Kleinigkeitskrämer, scheu und ängstlich in ihrem Benehmen, halten fest an allerhand Pedanterieen, sind eigensinnig, willenlos« . . . »Ehe- oder kinderlose Frauenzimmer, die nicht in geistiger Regsamkeit und in einem angemessenen Wirkungskreise Beschäftigung finden, leiden oft an Unordnung der Menstruation, Schmerz bei deren Eintritt, Blut- und Schleimflüssen, und sind sehr zu religiösen Strebungen geneigt. Der Umgang mit ihnen ist sehr schwierig. Sie sprechen gern und vertrauen sich gern; allein mit einem Nichts sind sie auf das Bitterste zu beleidigen. Sie missverstehen Alles, und um so leichter, je mehr man gegen sie artig sein will«. — Dies sind einige Züge aus dem Leben der Ehelosen; sie weisen mit Bestimmtheit darauf hin, dass für eine nicht unbeträchtliche Zahl von Leidenschaften und Affecten bei Menschen, welche nicht in den Stand der Ehe treten, mehr Anlage besteht, als bei andern Leuten. Es wird das Ausgesprochene auch durch die grössere Zahl der Selbstmorde und die geringere Dauer des Lebens bei Unverehelichten erhärtet.

Die Forschungen von James Stark[82]) haben erst vor Kurzem wieder bewiesen, dass Verheirathete im Allgemeinen länger leben, als Unverheirathete. Adolph Wagner[83]) kommt durch seine umfassenden Untersuchungen, das Verhältniss des Civilstandes zur Häufigkeit der Selbstmorde betreffend, zu folgendem Ergebniss: »wie es scheint, übt der Civilstand einen Einfluss, und zwar in der Weise, dass die Ehe günstig, der ledige Stand nicht so günstig, sehr ungünstig der verwittwete Stand, und weitaus am ungünstigsten der Stand der Geschiedenen auf beide Geschlechter hinsichtlich der Theilnahme am Selbstmord einwirkt«. A. Brierre de Boismont[84]) liefert den Nachweis der Schädlichkeit des unverheiratheten und verwittweten Standes in Ansehung der Häufigkeit der Selbstmorde.

Wie das Cölibat noch anderweitig durch Begünstigung der Leidenschaften und Gemüthsbewegungen sich gefährlich macht, wollen wir sofort des Genaueren darlegen. »Je widernatürlicher man die Leidenschaften zusammendrängt und unterdrückt«, sagt Johann Georg Zimmermann[85]) in seinem klassischen Werke über die Einsamkeit, »desto mehr kommen sie in Gährung, . . . Keuschheit kommt dann in Gefahr; und bei dem geringsten Mitwirken der Imagination müssen diese Versuchungen in der Einsamkeit immer wachsen, wenn man auch die Absicht hat, sie zu zerdrücken. Ein grosser Dichter hat gesagt: Einsamkeit, die klösterliche Stille, die Andacht selbst, vermehrt, ich weiss nicht wie, den süssen Hang zu unerlaubten Freuden. So viele Karthäuser schnitten sich darum von jeher, in Italien und anderswo, die Hälse ab. Darum werden auch die Karthäuser in Frankreich so frühe kindisch. Denn

---

82) Stark, J., De l'influence du mariage sur la mortalité moyenne des deux sexes en Écosse. — Annales d'hygiène publique et de médecine légale. 2. Reihe. Bd. XXIX. (Paris 1868. in 8⁰.) pag. 34 u. fg.

83) Wagner, A., Die Gesetzmässigkeit in den scheinbar willkürlichen menschlichen Handlungen vom Standpunkte der Statistik. Hamburg 1864. in 8⁰. pag. 179.

84) Brierre de Boismont, A., Du suicide et de la folie suicide, considérées dans leurs rapports avec la statistique, la médecine et la philosophie. Paris 1856. in 8⁰. pag. 81 u. fg.

85) Zimmermann, J. G., Ueber die Einsamkeit. Leipzig 1784—85. in 8⁰. Bd. II. pag. 272 u. fg.

entweder haben diese guten Leute ihr Fleisch zu viel gegeisselt, welches immer noch mehr reizt; oder sie haben über ihre brennende Imagination nicht genug gewacht. Sieg über unsere Leidenschaften gründet sich immer auf Sieg über unsere Imagination. Nur Der ist ein wahrer Weltüberwinder, der die Welt seiner eigenen bösen Gedanken in der Einsamkeit überwindet«. — Das ehelose Leben, einerlei ob dabei die Einsamkeit des Menschen beständig oder nur zeitweilig ist, leistet in ausgezeichnetem Maasse der Entwickelung der Phantasie Vorschub; diese begünstigt ihrerseits alle Leidenschaften und erhöht die Anlage zu den Affecten auf das Bedeutendste. Die Phantasie wird im ehelosen Stande durch die Wirklichkeit nur wenig corrigirt; darum wuchert sie und gibt einer Zahl von Leidenschaften Nahrung. Jedermann, der dem Spiele der Einbildung sich überlässt und dem corrigirenden Einflusse des täglichen Lebens sich entzieht, weiss aus eigener Erfahrung, wie er baldigst Sklave seiner Phantasie wird, die kleinsten Dinge in tausendfacher Vergrösserung sieht, und dass Hass, Liebe etc. in ihm in einem Maasse zur Entwickelung kommen, wie sie ohne das Vorwiegen der Einbildung nicht zum zehnten Theile sich geltend gemacht hätten.

Von Ehelosen werden im Verhältniss mehr Verbrechen begangen, als von Verehelichten. J. B. F. Descuret [86]) weiset für Frankreich und zwar für die Zeit zwischen 1826 und 1850 nach, dass von tausend Verbrechern fünfhundert und dreiundsechzig ledigen Standes, dreihundert und vierzehn verheirathet waren und Kinder hatten, achtundsiebenzig verheirathet waren und Kinder nicht hatten, fünfunddreissig als verwittwet und mit Kindern behaftet, und zehn als verwittwet und ohne Kinder dastehend sich erwiesen. Auch von Geisteskrankheiten werden Unverehelichte weit mehr befallen, als Verheirathete; Descuret erwähnt der Thatsache, dass von den dreitausend einhundert und neunundachtzig Geisteskranken, welche im Jahre 1853 zu Paris in die Tollhäuser Bicêtre und Salpêtrière aufgenommen wurden, fünfhundert und fünfundneunzig dem Stande der Unverehelichten angehörten. Es hat Parchappe [87]) genauere statistische Untersuchungen über das Verhältniss des Civilstandes zur Zahl der Fälle von Irrsinn angestellt, und ist zu dem Ergebniss gekommen, dass Cölibat und Wittthum bei beiden Geschlechtern als disponirende Ursachen des Wahnsinns betrachtet werden können, und dass die Ehe ein Vorbeugungsmittel wider den Wahnsinn sei. A. Legoyt [88]) weist nach, dass in Frankreich zwischen 1856 und 1860 unter den Ehelosen die Zahl der Fälle von Irrsinn grösser war, als bei den Verehelichten.

§ 21.

Affecte und Leidenschaften werden wesentlich beeinflusst durch gewisse körperliche Verhältnisse; wir meinen zunächst Menstruation und Schwangerschaft. Die Menstruation versetzt das Weib in einen eigenthümlichen Zustand, in welchem die Einbildung und die Wahrnehmung gewisser Vorgänge des eigenen Leibes das Uebergewicht behaupten. Aus diesem Grunde ist die Zeit

---

86) Descuret, J. B. F., La médecine des passions. 3. Auflage. Bd. I. pag. 119. u. fg.

87) Parchappe, Recherches statistiques sur les causes de l'aliénation mentale. Rouen 1839. in 8⁰. pag. 49 u. fg.

88) Legoyt, (A.,) Statistique générale des aliénés de 1851 à 1866. — Annales d'hygiène publique et de médecine légale. 2. Reihe. Bd. XXVII. (1867.) pag. 200.

der monatlichen Reinigung zugleich die Periode erhöhter Disposition zu Gemüthsbewegungen und gewissen Leidenschaften. MICHAEL VON LENHOSSÉK [89]) hat den Einfluss der Menstruation auf das Gemüthsleben des Weibes also gekennzeichnet: »Das aufgeregte Geschlechtsleben wirkt auf das Begehrungsvermögen, incitirt die Phantasie, bringt erotische Träumereien hervor, und macht das Weib für psychische Liebe ebenso wie für die physische weit empfänglicher. Das Gefühlsvermögen zeigt in dieser Periode eine grössere Empfänglichkeit; das Gemüth ist reizbarer, und alle psychischen Momente greifen dasselbe weit heftiger an; es kann leichter erschüttert, in Affect gebracht, oder in Leidenschaften versetzt werden«. — Es ist auch hier wieder das Hervortreten der Phantasie, welches den ganzen moralischen Zustand des Weibes während der Menstruation kennzeichnet. Alle Processe des organischen Haushaltes, welche den ganzen Menschen beeinflussen, verschaffen der Einbildung die Herrschaft über den Verstand, machen die Kritik und Correctur der Eindrücke durch diesen sehr schwer oder ganz unmöglich, und öffnen den Passionen und Affecten Thüren und Thore.

Der Menstruation und ihrem bezeichneten Einflusse gegenüber, kann durch die Hygieine ungemein viel Nutzen gestiftet werden, wenn ihre Normen schon beim Kinde in Vollzug kommen. LYKURGOS, der grosse Gesetzgeber der Spartaner, verordnete nach dem Zeugniss des PLUTARCHOS [90]), dass die Jungfrauen durch Laufen, Ringen, Spiel und Werfen der Pfeile ihre Leiber stärkten und gesund erhielten, um einst gesunden Kindern das Leben zu geben. Durch Gymnastik, erfrischende Bäder, entsprechende Nahrung, Kleidung und Wohnung wird die Menstruation normal erhalten, und die Frauenzimmer haben alsdann nicht einmal die Neigung, mit verderbender Romanenleserei, schlüpfrigen, zweideutigen Reden u. dgl. sich zu befassen. Wenn körperliche Gesundheit und Frische vorhanden sind, ist auch der Trieb zu nützlicher Beschäftigung da, und der Erziehung wird es leicht, ein Ueberwiegen der Phantasie zu verhindern. Bei Mädchen dagegen, welche unter ungünstigen physischen Verhältnissen leben, sei es zu ärmlich oder zu üppig, welche nicht abgehärtet und gekräftigt werden, welche Romane lesen und Klatschgesellschaften besuchen, ausserdem richtige moralische Grundsätze nicht überliefert bekommen, und schlechtes Beispiel sehen, — bei diesen unglücklichen Wesen macht die Menstruation ihren physisch und moralisch schwächenden Einfluss geltend, die Phantasie bekommt das Uebergewicht, Affecte und Leidenschaften herrschen.

Während der Schwangerschaft ist der Zustand des weiblichen Geistes und Gemüthes ein anderer, als ausserhalb derselben. Knüpfen wir an die Worte von D. W. H. BUSCH [91]), welche ein Bild jenes Zustandes geben, einige Betrachtungen. »Schwangere Frauen«, sagt BUSCH, »verlieren ihre Fröhlichkeit, Munterkeit und Freimüthigkeit, sie sind weniger sorglos, vielmehr ängstlich, und fühlen sich selbst mehr beengt, fürchten die Zukunft und sind besorgt:

89) LENHOSSÉK, M. v., Darstellung des menschlichen Gemüths in seinen Beziehungen zum geistigen und leiblichen Leben. Wien 1824—25. in 8⁰. Bd. I. pag. 463 u. fg.

90) PLUTARCHI Chaeronensis, quae exstant omnia, cum latina interpretatione Hermanni Cruserii, Gulielmi Xylandri. Francofurti 1620. in Fol. Bd. I. pag. 47. — Vitae parallelae: Lycurgus.

91) BUSCH, D. W. H., Das Geschlechtsleben des Weibes in physiologischer, pathologischer und therapeutischer Hinsicht dargestellt. Leipzig 1839—44. in 8⁰. Bd. I. pag. 297 u. fg.

Zustände, die theils durch die körperlichen Veränderungen, theils durch rein geistige Eindrücke bedingt werden. Alle diese Erscheinungen weisen nach, dass der Geist mehr in sich gekehrt ist, mehr mit dem eigenen Körper sich beschäftigt und von der Aussenwelt mehr absieht. So sind denn auch Schwangere geduldiger, ertragen leicht ihre Leiden, welche sie mit der Geburt beendet wissen, und richten ihr ganzes Gemüth nur auf diese hin, in der sie in jeder Beziehung Trost für ihren jetzigen Zustand finden, ... Ihre (der Schwangern) grössere Sorgsamkeit und Furcht hält sie von Gefahren zurück und bezieht sich auch fast immer nur auf die Beschaffenheit ihrer Frucht; sie fürchtet nur, dass äussere Einflüsse auf diese nachtheilig einwirken könnten, weniger dass ihr eigener Körper leiden dürfte. Diese geistige Stimmung, welche das Weib in allen Sachen überlegter und ernster zu Werke gehen lässt, bereitet es ausserdem zur geduldigen und pflegenden Mutter vor. Nur, wo der Geist verbildet, das Gemüth entartet ist, oder körperliche Leiden zugegen sind, das Nervensystem zu reizbar ist, und die Erziehung eine zu grosse geistige oder körperliche Empfindlichkeit bewirkte: da werden die psychischen Veränderungen sich anders gestalten, und das natürliche Gefühl wird zurückgedrängt werden, oder als entartet sich zeigen. Dann werden die Frauen unmuthig, gegen Alles feindselig, fühlen sich unglücklich, und da sie die Schwangerschaft als den Grund ihres Ungemaches betrachten, so hassen sie den Mann, der sie geschwängert, während sonst in der Schwangerschaft die Liebe zum Manne bei dem gebildeten Weibe erwacht. Sie sind ungeduldig, launenhaft, auffahrend, und oft bis zum Wahnsinn wüthend. Solche Zustände sind aber dann nicht in der Schwangerschaft begründet: sie zeugen nur für die Verbildung des Geistes und des Gemüthes, auf welche nicht nur die Schwangerschaft, sondern jeder andere Einfluss auf gleiche Weise einwirken würde«. — Was folgt hieraus für die moralische Hygieine? Die Schwangerschaft an sich, ob sie gleich in gewisser Beziehung die Anlage zu Leidenschaften und Gemüthsbewegungen erhöht, wirkt aber auch unter den schlimmsten Verhältnissen nicht in der Weise, dass sie z. B. die Fähigkeit der Zurechnung ausstriche und Wahnwitz erzeugte; somit steht es immer in dem Bereiche menschlicher Kräfte, auch bei schwangeren Frauenzimmern der Vernunft eine gewisse, wenn auch kleinere Grundlage zu bereiten, und dadurch das schädliche Ueberwiegen von Gefühlen zu verhindern. Es geschieht dies ausschliesslich durch Handhabung naturgemässer physischer und moralischer Erziehung, durch liebevolle Behandelung der Schwangeren von Seite ihres Gatten und ihrer Angehörigen, durch das Lesen solcher Bücher, welche in demselben Maasse den Geist bilden, in welchem sie das Gemüth veredeln, schliesslich durch Anwendung aller hygieinischen und auch therapeutischen Mittel, welche die Schwangerschaft leichter erträglich machen.

Gewisse Ausseneinflüsse wirken auf das Gemüth der Schwangeren in hohem Grade ungünstig ein, und vermehren ihre Neigung zu Leidenschaften und Affecten. Es liegt auf der Hand, dass die Entfernung dieser Momente zunächst erforderlich sich macht. Die am schwersten wiegende Schädlichkeit, welche das moralische Leben des Weibes am meisten in Gefahr bringt, ist das Elend. Marc[92]) bemerkt darüber sehr richtig: »Das Elend ist ohne Zweifel eine der

92) Marc, Grossesse. — Dictionaire des sciences médicales. Paris 1812—22. in 8⁰, Bd. XIX. pag. 522 u. fg.

schrecklichsten Plagen dem Zustande der Schwangerschaft gegenüber. Die häuslichen Sorgen, die Beunruhigungen, welche alsdann die Mutter niederdrücken, die zahlreichen Entbehrungen, welche diese genöthigt ist sich aufzuerlegen, zerstören ihre Gesundheit und setzen sie einer unberechenbaren Reihe körperlicher Uebel aus. Anschwellung, Kachexie. Scropheln, Rachitis und andere das Elend gewöhnlich begleitende Krankheiten treten in den verschiedensten Schattirungen bei diesen unglücklichen Wesen auf, deren Anblick der Gesellschaft ihre grausame Gleichgültigkeit vorzuwerfen scheint. Die eheliche Fruchtbarkeit scheint vorzugsweise unter dem Dache des Armen zu Hause zu sein. In der That, wenn man mit dem Auge des Beobachters die den Leib der Gesellschaft zusammensetzenden Klassen überblickt, findet man, dass die Armen in Bezug auf die Erzeugung von Kindern alle Andern übertreffen. Die Ursache dieser Erscheinung erklärt sich aus dem weniger häufig wiederholten Beischlafe bei dem Menschen, welcher, durch körperliche Anstrengung ermüdet, in das Ehebett sich legt, um des Schlafes zu geniessen, und mit den ersten Strahlen der Morgenröthe das Bett wieder verlässt, um neuen Anstrengungen sich Preis zu geben. Er weiht nur die Tage der Ruhe freiwillig der Erfüllung ehelicher Pflichten. Viele Schwangerschaften folgen bei dem Weibe einander« . . . — Nun denke man sich den moralischen Zustand eines Weibes, welches immer mit Schwangerschaft, Wochenbett, Kindersäugen behelligt ist, dabei Noth leidet, schwere Arbeiten verrichtet und ausserdem, was sehr häufig der Fall ist, von Fremden und Nächsten gequält wird. Was resultirt aus solchen Missverhältnissen? Verzweifelung, Rohheit, Verwilderung, Verbrechen; die Vernunft verschwindet und böse Leidenschaften herrschen; das Kind, welches im Leibe der Mutter sich befindet, bringt nachher die schlimmsten Anlagen zur Welt. —

Nicht unwesentlich wird die moralische Seite des Menschen durch körperliche Verunstaltungen und Missbildungen beeinflusst. Die alte Warnung »hütet euch vor den Gezeichneten« ist sehr tief begründet, indem alle verunstalteten Menschen mehr oder weniger leidenschaftlich, bitter, erregbar, leicht zu verletzen, nicht selten auch heimtückisch und rachsüchtig sind. Clément Ollivier [93]) lässt den Einfluss der Verunstaltungen etc. auf die Moral hauptsächlich aus zwei Quellen entspringen, aus der constitutionellen Schwäche des missgestalteten Wesens, und aus dessen eigenem Charakter. — Dass Buckelige, Krumme und andere Unglückliche körperlich schwächer sind, als wohlgeformte, gesunde Menschen, gehört zu den bekanntesten Thatsachen. Nun aber sucht jeder Stärkere Macht über den Schwächeren zu erlangen und, wenn dies geschehen ist, dem Schwächeren seine Uebermacht fühlen zu lassen. Gewalt des Starken erweckt Hass, Neid, Rachsucht bei dem Unglücklichen; kommt noch dazu, dass jener diesen zur Zielscheibe des Spottes macht, dann steigern sich die bösen Leidenschaften bei dem Verunstalteten und er wird mehr oder weniger gefährlich.

»Der mit angeborenen Gebrechen behaftete Mensch«, bemerkt Ollivier, »betrachtet sich sehr häufig als Gegenstand allgemeiner Verspottung und Verlachung: hieraus entspringt bei ihm die Gewohnheit, gegen alle Menschen der Waffen sich zu bedienen, welche er gegen sich gerichtet glaubt. In diesem

93) Ollivier, C., Influence des affections organiques sur la raison ou pathologie morale. Paris & Tours 1867. in 8⁰. pag. 185 u. fg.

unglücklichen Falle wird die übele Nachrede, die Verläumdung seine gewöhnliche Waffe; er meint in dem Fehler derselben eine Compensation seines Unglücks zu finden; die böse Nachrede nimmt in seinem Munde die Form von Witzen, Stichworten an« . . . — Es ist eine Wahrheit, dass gemüthsrohe Menschen an Unglücklichen und Verunstalteten ihren Uebermuth zu kühlen suchen, und so diese Bedauerungswürdigen in einen Zustand beständiger Aufregung und Erbitterung versetzen. Andererseits führt die Vergleichung, welche zumal der ungebildete Krüppel zwischen seinem und dem Leibe des Nächsten anstellt, ihn zu Missgunst, Neid, Bitterkeit u. s. w. Für die moralische Hygieine ist hier der Standpunkt ein schwieriger, weil nicht allein der Verunstaltete in Betrachtung kommt, sondern auch die ihn umgebenden Menschen, das Publicum mit allen seinen Infamieen, Gemeinheiten, Viehheiten und seiner pöbelhaften Miserabilität in gewaltigster Weise influencirt. Kann man dem Publicum den Sinn für liebevolle Behandlung der Verunstalteten beibringen, und diese selbst auf die Höhe der Menschlichkeit, der inneren Ruhe und der Nachsicht mit den moralischen Fehlern der Zeitgenossen führen, dann sind alle Schwierigkeiten gelöst. Ollivier hat nur den Verunstalteten selbst im Auge; er hebt besonders die Beeinflussung desselben während der ersten Lebensjahre hervor, und erkennt in Erziehung zu wahrer Philanthropie und Moral die geeigneten Mittel, den Schaden, welchen die Verunstaltung auf den Charakter und das Gemüth übt, zu verhindern.

§ 22.

Das Maass der Leidenschaften und Affecte hängt in nicht geringem Grade von den Gewohnheiten ab. Je mehr der Mensch Sklave von Gewohnheiten ist, desto mehr spielen Passionen und Gemüthsbewegungen mit ihm; Freiheit von Gewohnheiten ist gleichbedeutend mit Beherrschung der Leidenschaften und Affecte. Zumal sind es die übelen Gewohnheiten, welche den Menschen zum Knechte machen und in das Verderben ihn stürzen, physisch und moralisch ihn brechen.

Michel Lévy[94]) bezeichnet die Kindheit und die Jugend als die für Entstehung von Gewohnheiten günstigsten Perioden des Lebens. Wenn die Erzieher es nicht verstehen, den Menschen in den Jahren der Kindheit von Annahme schädlicher Gewohnheiten abzuhalten, verschulden sie alles Schlimme, welches bei dem Zögling im Laufe seines Lebens in dessen moralischem Wesen sich zeigt. Die Erziehung muss von frühester Jugend an auf Selbstbeherrschung, Beschränkung der Bedürfnisse auf die zum Leben nothwendigsten, und auf Keuschheit ebenso in Gedanken wie in Handlungen gerichtet sein; Strenge mit Liebe gepaart wird hier einzig zum Ziele führen. Selbstbeherrschung, Einfachheit, Mässigkeit und Keuschheit schirmen vor allen übelen Gewohnheiten, und unedle Leidenschaften finden nicht Eingang, wo Tugenden gepflegt werden.

Aber, die Voraussetzung jeder Tugend bleibt immer die Erkenntniss des eigenen Selbst. »Das Studium seiner Selbst«, sagt P. Foissac[95]), »die Erfah-

---

94) Lévy, M., Traité d'hygiène publique et privée. 4. Auflage. Paris 1862. in 8⁰. Bd. I. pag. 159.

95) Foissac, P., Hygiène philosophique de l'ame. 2. Auflage. Paris 1863. in 8⁰. pag. 329.

rung des Lebens, welche nur ihre Rathschläge zuweilen so theuer verkauft, das Unglück endlich, sie zerreissen den Schleier, welcher dem eingenommenen Herzen die Hässlichkeit des Lasters und die Gefahr der Leidenschaften verhüllte. Diese Erkenntniss versichert den Sieg; aber, wäre es nicht viel vortheilhafter und müsste man es nicht als einen Triumph der philosophischen Hygieine betrachten, den moralischen Krankheiten lieber vorzubeugen, als die entstandenen zu heilen? Die Erziehung und die (guten) Gewohnheiten sind die in Wahrheit geeigneten Mittel, dieses erwünschte Resultat zu erzielen«. — Gegenwärtig bietet die Erziehung, wie sie in Schule und Haus gehandhabt wird, nur ungemein wenig Anhaltepunkte für die Selbsterkenntniss; ja, sie verhindert dieselbe in einem ganz hervorragenden Maasse: der Mensch wird durch ewige Formalitäten und Lappalien abgehalten, das Wesen zu erkennen und die Rapporte seiner eigenen Individualität zu erfassen; darum wuchert überall eine erschreckliche Selbstsucht und schlechte Gewohnheiten vergiften das physische und moralische Leben.

Den Zusammenhang zwischen Gewohnheit und Leidenschaft hat David Hume[96]) entwickelt; er bemerkt unter Anderem: »Aber nichts hat eine grössere Kraft, unsere Leidenschaften zu stärken und zu schwächen, Lust in Unlust wechselseitig in einander zu verwandeln, als Gewohnheit und öftere Wiederholung«. Und weiter: »Aber die Gewohnheit bewirkt nicht nur eine Leichtigkeit, Handlungen zu begehen, sondern auch eine Neigung und Streben nach derselben, wenn sie nicht schon an sich ganz unangenehm ist und niemals das Object der Neigung werden kann. Und dies ist der Grund, weshalb die Gewohnheit, nach der Bemerkung eines sehr berühmten Philosophen, alle activen Fähigkeiten stärkt, alle passiven hingegen schwächt. Die Leichtigkeit entzieht den passiven Fähigkeiten ihre Stärke, weil sie macht, dass die Bewegung der Lebensgeister gar zu träge und schwach wird. Aber bei den activen sind die Lebensgeister schon von selbst hinreichend unterstützt, das Bestreben der Seele ertheilt ihnen neue Kraft, und lenkt sie mehr zur Handlung hin«. — Die Gewohnheit, wie sie auf alle Verhältnisse des Lebens den bestimmtesten Einfluss übt, facht auch Leidenschaften und Affecte an, oder dämpft sie, je nachdem sie durch Erziehung oder Verhältnisse diese oder jene Form angenommen. Es kann also die Gewohnheit die Activität des Menschen eben so gut wie die Passivität zur Herrschaft bringen, sie kann stärken und erschlaffen.

Die übelen Gewohnheiten und Laster haben das gemeinsam, dass sie zuletzt den ihnen Ergebenen physisch und moralisch erschlaffen, seine Entartung einleiten, das Feuer edler Leidenschaften verlöschen, und den Unglücklichen oft genug in die Arme des Verbrechens treiben. Nehmen wir zum Beispiele das Laster des Opiumgenusses. Das Opium macht aus dem Menschen eine wandelnde Ruine; es verlischt seine Leidenschaften und zerstört seine moralischen Kräfte. Friedrich Wilhelm Oppenheim[97]), den alten Opiumesser charakterisirend, bemerkt unter Anderem: »Körper- und Geisteskräfte sind

---

96) Hume, D., Ueber die menschliche Natur. Aus dem Englischen nebst kritischen Versuchen zur Beurtheilung dieses Werks von Ludwig Heinrich Jakob. Halle 1790—92. in 8°. Bd II. pag. 259 u. fg.

97) Oppenheim, F. W., Ueber den Zustand der Heilkunde und über die Volkskrankheiten in der europäischen und asiatischen Türkei. Ein Beitrag zur Cultur- und Sittengeschichte. Hamburg 1833. in 8°. pag. 95.

gänzlich geschwunden; er ist impotent, es fehlt jede Erection. Mit dem fortgesetzten Genusse schwinden die Kräfte mehr und mehr«. Zu LITTLE, den ERNST VON BIBRA[98]) citirt, sagte ein Opiumraucher: »Ich war, ehe ich diesem verruchten Laster mich ergab, dick, stark und tüchtig zu Allem. Ich liebte meine Frau und Kinder, besorgte meine Geschäfte und war glücklich. Ich bin jetzt dünn, mager und elend; ich kann an nichts Freude haben, als an meiner Pfeife. Meine Leidenschaften sind vorbei; wenn man mich schmäht und schimpft wie einen Hund, erwidere ich kein Wort«. GARÇIA AB HORTO[99]) gibt an, dass das Opium den Geschlechtstrieb nicht nur nicht erhöhe, sondern geradezu ihn auslösche. Nach den Berichten des Lord MACARTNEY, welche von PIERRE OSCAR REVEIL[100]) angeführt werden, machen starke Gaben Opium's, wie sie viele Bewohner Java's zur Berauschung benutzen, auf diese Leute eine Wirkung der fürchterlichsten Art; sie werden toll und rasend, und fallen über einen Jeden, der ihnen begegnet, her, um ihn zu ermorden. MÉRAT[101]) zählt zu den Wirkungen des Opiumgenusses bei den Orientalen die Anregung der Kampfeslust. — Anfangs erregt das Opium, zuletzt erschlafft es, und der Mensch gleicht einem ausgebrannten Vulcan.

Ausschweifungen in der Liebe unterbinden die Wurzeln des moralischen Lebens, indem sie zunächst die Leidenschaften entflammen und später sie ersticken. Mutatis mutandis, geht es Wollüstlingen ähnlich wie Opiumrauchern, Säufern, Spielern etc. Derjenige, welcher in der Liebe des Guten zu viel thut, verliert alles Interesse an Bildung des Geistes und Veredelung des Gemüths, wird ein wildes Thier, und endet als Automat. Wenn ganze Völker den Ausschweifungen in der Liebe sich hingeben, verfallen sie moralisch und werden schliesslich die Beute fremder Eroberer.

Es gestalten die Leidenschaften und Affecte sich verschieden, je nachdem der Mensch gewöhnt ist, einsam zu sein oder in Gesellschaft zu leben. Der Einfluss der Gesellschaft mässigt im Allgemeinen das Feuer der Passionen, Einsamkeit schürt es. »Jede Leidenschaft«, sagt JOHANN GEORG ZIMMERMANN[102]), »wirkt in der Einsamkeit feuriger und stärker, und mit grösserer Schnellkraft, weil sie ganz da zusammengedrängt ist auf Eins. Bei der grössten äusserlichen Stille glimmet Leidenschaft unter betrügerischer Asche, wenn der Mensch sich blos mit seinen eigenen Vorstellungen beschäftigt und durch die beständige Wiederholung der nämlichen Ideen seine Einbildungskraft schärft. Trauet einem hochherzigen Menschen nicht, wenn ihr ihn auch einsam, leidend und betrübt seht; beleidigt ihn nicht. Seine Leidenschaften schlafen. Lange könnt ihr einen elastischen Körper beugen; aber nehmt euch in Acht. Er schlägt euch, wenn ihn nichts mehr drückt, die Augen aus dem Kopfe«. »Menschen von empfindlicher Gemüthsart, starker Einbildungskraft und hoher

---

98) BIBRA, E. v., Die Narkotischen Genussmittel und der Mensch. Nürnberg 1855. in 8⁰. pag. 209.

99) GARÇIA AB HORTO, D., Aromatum et simplicium aliquot medicamentorum apud Indos nascentium historia . . . latino sermone in epitomen contracta . . . . a CAROLO CLUSIO. 3. Auflage. Antverpiae 1579 in 8⁰. pag. 22.

100) REVEIL, P. O., Recherches sur l'opium. Des opiophages et des fumeurs d'opium. Thèse . . . Paris 1856. in 4⁰. pag. 64.

101) MERAT, Opium. — Dictionaire des sciences médicales. Paris 1812—22. in 8⁰. Bd. XXXVII. pag. 480 u. fg.

102) ZIMMERMANN, J. G., Ueber die Einsamkeit. Leipzig 1784—85. in 8⁰. Bd II. pag. 239 u. fg.; 248 u. fg.

Leidenschaft, wird Einsamkeit leicht gefährlich, weil sie jene immer mehr erregt und diese immer mehr entzündet. Alle unsere Leidenschaften begleiten uns in die Einsamkeit. Da wird jede Gemüthskrankheit schlimmer durch die ungestörte und heftige Darstellung von dem, was ist oder war. Da vergisst man nichts, da blutet jede alte Wunde, da rostet kein Dolch. Alles, was einst die Nerven spannte, und mit tiefen Spuren sich einprägte in die Imagination, ist entweder ein Gespenst, das dich mit unermüdeter Wuth in deiner Einsamkeit verfolgt, oder ein Engel, der dir da mit süssem Himmelsanblick winkt«. »In der Todtenstille kleiner Städte, wo wenige müssige Menschen unter sich und mit sich allein leben, wirkt Einsamkeit sichtbar gefährlich auf Kopf und Herz. So viele Regsamkeit und so viel Feuer sollte man zwar im Schoosse so vieler Ruhe nicht erwarten, wenn man sieht, wie müssig und träge die Einwohner kleiner Städte sind, wie schrecklich sie Langeweile drückt, wie da ausserhalb ihrer Gastereien und Spieltische, mit Ausnahme der politischen Kannegiesserei, eine beständige Hungersnoth von Ideen herrscht, und wie diese guten kleinen Leute dann weiter nichts aufbringt und rührt, als was zuweilen durch ihre Strassen fährt, und was sie etwa gewahr werden, indem Einer dem Andern vom Morgen bis zum Abend in die Fenster schielt«. »Aber eben diese Wenigkeit von Ideen gibt Allem, was auf die Leidenschaften eines solchen kleinen Völkleins wirkt, desto mehr Feuer und Leben«. . . Und weiter schildert ZIMMERMANN die Wirkungen der Einsamkeit auf die Leidenschaften also: »Verbitterungen und Misshelligkeiten sind an jedem Orte, wo man wenige Menschen in eine kleine Gesellschaft zusammengepresst sieht, die traurigen Folgen einer willkürlichen oder erzwungenen Entfernung von Welt und Weltgenuss. Alle gesellschaftlichen Tugenden, Gutherzigkeit, Mitleid und Bruderliebe verschwinden daher mehrentheils in Klöstern. Mönchsgemüther sind immer gegen einander aufgebracht. Die ganze Heerde Christi verwandelt sich über dem klösterlichen Streit von zwei unbiegsamen Böcken in einen Haufen reissender Wölfe, von welchen immer einer die grösste Lust hat, den andern aufzufressen. In jedem Nonnenkloster ist jede alte Katze Beelzebub«.

MICHAEL VON LENHOSSÉK [103]) macht von den Wirkungen der Einsamkeit sich diese Vorstellung: »Der Umgang mit gebildeten und wissenschaftlichen Menschen bildet Herz und Seele, erregt Ideen und ladet zur geistigen Thätigkeit ein. Die Einsamkeit schläfert dagegen die psychische Thätigkeit ein, macht gedankenlos, erzeugt Armuth an Ideen. In andern Fällen überlässt sie die regsame Phantasie ihrem freien Spiel; diese verfällt dann auf einseitige Speculationen, und führt nicht selten zu Verirrungen des Verstandes, zu Schwärmereien verschiedener Art. Mangelt es dem Einsamen an Stoff und Ideen, mit welchen sich seine Seele beschäftigen könnte, so befällt ihn Langeweile, die sein Gemüth unangenehm afficirt, mit Trübsinn und Unwillen erfüllt, Menschenscheu und Hass erweckt, und nicht selten unheilbare Melancholie herbeiführt«. »Weil der einsame Mensch ungestört über seine Gedanken, Ideen und Phantome hinbrüten kann, und weil sein Gemüth mehr für unangenehme als für angenehme Empfindungen und Gefühle gestimmt ist; so beschäftigt er sich vorzüglich mit düstern Ideen, sucht die Mängel der Aussen-

103) LENHOSSÉK, M. v., Darstellung des menschlichen Gemüths in seinen Beziehungen zum geistigen und leiblichen Leben. Wien 1824—25. in 8⁰. Bd. I. pag. 519 u. fg.

welt und die Fehler seiner Mitmenschen auf, die er dann nach seinen eigenen, nicht selten höchst falschen Ansichten beurtheilt. Auf diese Weise wird er unzufrieden, misstrauisch, scheu und rachgierig; und je länger er in der Zurückgezogenheit lebt, desto grösser wird in ihm der Drang, von der menschlichen Gesellschaft, die er nun nicht mehr lieben und achten kann, sich zurück zu ziehen«. Und über die Nachtheile, welche der Einfluss unpassender Gesellschaft auf das Gemüth übt, spricht LENHOSSÉK folgender Maassen sich aus: »Es gibt wohl für einen denkenden, an solide Beschäftigung gewöhnten Menschen keine misslichere und verdriesslichere, sein Gemüth so sehr verstimmende Lage, als wenn er sich in Gesellschaft von albernen, dummen und plauderhaften Menschen befindet, die ihn durch hirnloses Geschwätz unaufhörlich stören, nur einige Augenblicke etwas Vernünftiges zu denken. Hat man es bei solchen Umgebungen nicht in seiner Gewalt, sein Ohr zu schliessen und vor zeittödtenden Dissonanzen zu verwahren, so verfällt man in einen Zustand, der durch höchst widrige Gefühle sich ausspricht, das Gemüth verstimmt, und mittelbar auch die Leibesfunctionen afficirt«. — Was schliessen wir aus den Worten von ZIMMERMANN und LENHOSSÉK für die moralische Hygieine?

Es ist nöthig, durch physische und sittliche Erziehung so auf die Neigungen des Menschen zu wirken, dass dies er durch sein ganzes Leben einen regelmässigen Wechsel von Einsamkeit und Aufenthalt in möglichst guter Gesellschaft bestehen lasse. Der einseitige Hang zur Absonderung muss ebenso bekämpft werden, als der Trieb, immer in Gesellschaft zu sein. Passende und liebevolle Behandlung des jugendlichen Menschen, und Richtung seiner Interessen nach den Objecten des allgemeinen Nutzens, des Geistes und des Gemüthes, dies sind die Mittel zur Lösung der Frage. Aber, woher den Umgang mit den Besten nehmen, wenn es keine Besten gibt, wenn nur geist- und herzlose Wesen in Menschengestalt an einem Orte hausen, und Alles verfolgen, zertreten, was vom Lichte des Geistes ist und von der Wärme des Herzens? Da freilich wird guter Rath theuer, und man kann nur die Wirkungen einer guten Nationalerziehung erwarten, auf sie alle Hoffnung setzen. Wie selten ist es in den kleinen Städten kleiner Staaten, wo es fast nur Carricaturen gibt, möglich, den Zöglingen Umgang mit den Besten zu verschaffen; die meisten Menschen gerathen da, weil es an Charakter schon von Natur aus ihnen fehlt, in den Sumpf der Feigheit, Erbärmlichkeit, Klatscherei, Beschränktheit des Geistes, und erwerben niemals die Fähigkeit, ihr Herz zu erheben; der Umgang mit Grossherzigen, Edlen, Charaktervollen, Geistreichen hat ihnen gefehlt, die Selbstsucht hat zu Sklaven sie gemacht.

§ 23.

Alle Verhältnisse des Gemüthes werden von der Nahrungsweise beeinflusst; die eine Diät erhöht Leidenschaften und die Anlage zu Affecten, die andere vermindert sie. Es steht ganz in unserer Macht, vermittelst der Nahrung den Menschen zu stimuliren oder zu calmiren. Wenn zwei Individuen von übereinstimmendem Temperamente, gleicher Constitution, dem nämlichen Alter, Geschlecht und Gesundheitszustand hergenommen werden, und man gibt dem einen nur Wasser, dem andern nur Wein zu mässigem und alltäglichem Gebrauche: so wird der Stand der Leidenschaften und Affecte bei dem Wassertrinker ein anderer sein als bei dem Weintrinker; dieser ist leicht erregbar, jener ruhig; der Wassertrinker erhitzt sich nicht zu unbesonnenen und

gefahrbringenden Handlungen, der Weintrinker findet leicht einen Stein des Anstosses. Wie verschieden ist die Art, die In- und Extensität des Gemüthslebens, je nachdem der Mensch ausschliesslich von Kartoffeln sich nährt, oder ausschliesslich von substanziösen Speisen Gebrauch macht!

P. J. G. CABANIS [104]) fasst den wahren Sachverhalt sehr richtig auf, indem er ausspricht: »Die Nahrungsmittel aus dem Thierreiche üben auf den Magen eine mehr reizende Wirkung, als die aus dem Pflanzenreiche: in gleicher Menge wie diese genossen, ersetzen sie vollständiger das Verbrauchte und erhalten sicherer die Kräfte, als die Vegetabilien dies thun. Es ist ganz bestimmt ein grosser Unterschied zwischen Menschen, welche Fleisch essen, und solchen, welche Fleisch nicht geniessen. Die ersteren sind ungleich thatkräftiger und stärker. Unter sonst gleichen Verhältnissen waren die Fleisch essenden Völker zu allen Zeiten den Pflanzen essenden in den Künsten, welche viel Energie und Triebkraft voraussetzen, überlegen. Nicht allein, dass sie im Kriege muthiger sind: sie zeigen bei ihren Unternehmungen im Allgemeinen auch einen kühneren und hartnäckigeren Charakter, als die Pflanzen geniessenden Völkerschaften«. — Wenn das im Stoffwechsel Verbrauchte durch den Genuss von Fleisch schneller ersetzt und dadurch Energie wie Triebkraft erhöht wird, so liegt auf der Hand, dass Leidenschaften und Affecte bei dem Gebrauch substanziöser Nahrung eine mehr oder minder grosse Steigerung erfahren müssen. Je weniger der Mensch arbeitet, desto concentrirter werden bei Fleischnahrung seine Säfte, desto heftiger seine Leidenschaften und Affecte. Soll Fleischdiät wohl bekommen und das Gemüthsleben nicht stören, dann muss körperliche oder geistige Arbeit, Bewegung in freier Luft, Gymnastik u. s. w. geübt werden.

Für die Erziehung ist dies ein wichtiger Fingerzeig; denn um die volle Gesundheit und Energie der Zöglinge zu sichern, andererseits aber ihre Leidenschaften nicht zu schüren, ihre Anlage zu Affecten nicht zu erhöhen, macht eine geeignete Mischung von vegetabilischer und animalischer Nahrung, und das entsprechende Maass von Arbeit sich nöthig, von Gymnastik, von Bewegung in freier Luft. Es ist ebenso verfehlt, dem jugendlichen Menschen Fleischnahrung vorzuenthalten, wie in absolutem oder relativem Uebermaass sie ihm zu reichen. Nach A. CLAVEL's [105]) richtiger Bemerkung, sind im Allgemeinen alle die Kinder, welche fast ausschliesslich mit Pflanzenspeisen regalirt werden, weniger ungestüm, weniger activ, sind blass und häufig genug aufgedunsen; auch hält CLAVEL dafür, dass solche Kinder mehr den Scropheln unterworfen seien, als gut genährte. J. G. A. LUGOL [106]) hebt die Häufigkeit der Scrophulose bei Findel- und Waisenkindern hervor, schreibt aber die Krankheit bei diesen unglücklichen Wesen hauptsächlich auf Rechnung der Erblichkeit. Es dürfte aber hier weit weniger die Erblichkeit, als vielmehr die mangelhafte Ernährung der Kinder das Entstehen der Scrophelsucht verschulden. Und alle scrophulösen Menschen stehen nicht in dem natürlichen Verhältniss zu den

---

104) CABANIS, P. J. G., Rapports du physique et du moral de l'homme. Paris 1802. in 8⁰. Bd. II. pag. 134 u. fg.

105) CLAVEL, A., Traité d'éducation physique et morale. Accompagné des plans d'ensemble indiquant la disposition principale des établissements d'instruction publique par EMILE MULLER. Paris 1855. in 18⁰. Bd. I. pag. 243.

106) LUGOL, J. G. A., Recherches et observations sur les causes des maladies scrofuleuses. Paris 1844. in 8⁰. pag. 204 u. fg.

Leidenschaften und Gemüthsbewegungen; sie sind auf der einen Seite übermässig reizbar, auf der andern apathisch.

Wenn wir einen Blick auf die Wirkungen des Kaffee und Thee, andererseits auf jene der geistigen Getränke werfen, finden wir, dass Gebrauch dieser Flüssigkeiten, besonders wenn sie concentrirt sind, sehr wesentlich die Aeusserung von Leidenschaften und Affecten beeinflusst. Mein Gemüth ist ruhig, wenn ich mässig starken Kaffee trinke; es wird unruhig, ich werde zornmüthig und ungeduldig, geneigt zum Räsonniren, wenn der von mir genossene Kaffee sehr concentrirt und heiss war. Menschen, die allzuviel Thee trinken, werden nervös, insbesondere wenn sie nichts Ordentliches zum Thee essen.

In welcher Weise Thee und Kaffee auf das Moralische wirken, hat Jacob Moleschott [107]) zu entwickeln versucht, indem er aussprach: »Der Thee steigert die Kraft, erhaltene Eindrücke zu verarbeiten. Man wird zu sinnigem Nachdenken gestimmt, und trotz einer grösseren Lebhaftigkeit der Denkbewegungen lässt sich die Aufmerksamkeit leichter von einem bestimmten Gegenstande fesseln. Es findet sich ein Gefühl von Wohlbehagen und Munterkeit ein, und die schaffende Thätigkeit des Gehirns gewinnt einen Schwung, der bei der grössern Sammlung und der bestimmter begrenzten Aufmerksamkeit nicht leicht in Gedankenjagd entartet«. »Während der Thee vorzugsweise die Urtheilskraft erweckt, und dieser Thätigkeit ein Gefühl von Heiterkeit zugesellt, wirkt der Kaffee zwar auch auf das Denkvermögen erregend, jedoch nicht, ohne zugleich der Einbildungskraft eine viel grössere Lebhaftigkeit zu ertheilen. Die Empfänglichkeit für Sinneseindrücke wird durch den Kaffee erhöht, daher einerseits die Beobachtung gesteigert, auf der andern Seite aber auch die Urtheilskraft geschärft, und die belebte Einbildungskraft lässt sinnliche Wahrnehmungen durch Schlussfolgerungen rascher bestimmte Gestalten annehmen. Es entsteht ein Drang zum Schaffen, ein Treiben der Gedanken und Vorstellungen, eine Beweglichkeit und eine Gluth in den Wünschen und Idealen, welche mehr der Gestaltung bereits durchdachter Ideen, als der ruhigen Prüfung neuentstandener Gedanken günstig ist«. — Alles, was die Einbildung anregt, ist den Leidenschaften förderlich; daher der Genuss starken Kaffee's, insbesondere zur Abendzeit, Affecte und Passionen leicht in den Vordergrund drängt. Zöglinge sollen nur wenig, aber jedesmal echten, doch nicht starken Kaffee bekommen, des Abends aber niemals vom Kaffee Gebrauch machen. Thee, obgleich er die Leidenschaften nicht herausfordert, ist nur dann des Abends wirklich vortheilhaft, wenn er zu substanziöser Nahrung genossen wird.

Der übermässige Genuss des Thee übt auf das Gemüthsleben einen nachtheiligen Einfluss. Die ekelhafte Nervosität der sogenannten Gebildeten hängt zu nicht allzu geringem Theile mit dem Missbrauch des Thee*) zusammen. John Coackley Lettsom und John Ellis [108]) erzählen folgenden Fall: »Ein junger Mensch von zärtlicher Leibesbeschaffenheit klagte über eine solche Niedergeschlagenheit, dass sie fast in eine völlige Melancholie ausartete, die

---

107) Moleschott, J., Lehre dern Nahrugsmittel. Für das Volk. 3. Auflage. Erlangen 1858. in 8⁰. pag. 139 u. fg.

*) Zu wenig substanziöse Nahrung und im Verhältniss zu viel Thee!

108) Lettsom, J. C., & Ellis, J., Geschichte des Thees und Koffees. Aus dem Englischen . . . übersetzt und mit einigen Zusätzen vermehrt. Leipzig. 1776. in 8⁰. pap. 85. u. fg.

seinen Zustand für ihn und Die, welche um ihn waren, gefährlich machte. Er hatte schon eine grosse Menge der wirksamsten Mittel, doch aber alle ohne den geringsten Nutzen gebraucht. Ich fand, dass er ausserordentlich viel Thee trank, daher ich statt desselben ein anderes Getränk ihm verordnete. Er befolgte meinen Rath, und erhielt auch seine Gesundheit nach und nach wieder. Nach einigen Wochen machte ihm Jemand ein Geschenk von sehr feinem grünen Thee, von welchem er an diesem und dem folgenden Tage sehr viel trank. Er fiel gleich wieder in seine vorige Niedergeschlagenheit und Melancholie zurück, verlor das Gedächtniss, bekam Zittern, wurde sehr geneigt, durch die kleinste Ursache in die heftigste Bewegung zu gerathen, und wurde von einer grossen Zahl anderer Nervenbeschwerden befallen. Ich besuchte ihn wieder, und er schrieb selbst gleich seine Zufälle dem von ihm getrunkenen Thee zu, daher er seit dieser Zeit sich davor sehr in Acht genommen hat, und nun seiner vorigen Gesundheit geniesst. Es sind mir noch mehrere Beispiele bekannt, dass ein geringer Grad von Niedergeschlagenheit und andere Zufälle, welche von einem sehr erschlafften und zärtlichen Körper herrührten, bei vielen Personen viele Jahre lang angehalten und die von den geschicktesten Aerzten dagegen gebrauchten Mittel so lange gar nichts geholfen haben, bis endlich die Patienten des Genusses des Thee gänzlich sich enthielten«. — Diese Angaben sind instructiv und werfen Licht auf die Ursache vieler Erscheinungen des Gemüthslebens bei jenen Schichten der Bevölkerung, welche von Thee und Zwieback leben. Die jämmerliche Empfindlichkeit und Reizbarkeit dieser gebildeten Säugethiere, ihre peinliche Schwatzhaftigkeit und schmachvolle Bissigkeit, ihre ewige Unruhe und ihr Haschen nach unwesentlichen Aeusserlichkeiten: dies Alles kommt theilweise von dem relativen Uebermaass des Kaffee und Thee, und dem relativen Zuwenig der substanziösen Nahrung.

Kaffee, Thee und andere Getränke dieser Art üben in Hinsicht der Leidenschaften und Gemüthsbewegungen durchaus nicht einen nachtheiligen Einfluss, wenn die Nahrung allen Anforderungen der Individualität entspricht. Alle Familien, die aus Noth oder Vorurtheil in den warmen kaffee- und theeartigen Getränken den Schwerpunkt der Nahrungsaufnahme suchen, sind zuletzt immer unglückliche Sklaven ihrer Affecte, gewinnen niemals eine sichere Unterlage für die Thätigkeit des Geistes, und pflanzen in Exemplaren sich fort, die an Jämmerlichkeit Alles übertreffen. Wie ich schon anderwärts aussprach, ist es für ein Volk das grösste Unglück, wenn seine Bildung zunimmt und sein Reichthum eher sich vermindert als wächst; dann müssen die Gebildeten Noth leiden und den hungernden Magen mit schlechtem Kaffee und Thee zu beschwichtigen suchen. Die Folge dieses Jammers und Bettels ist jene allgemeine Nervosität, die uns bei jedem Schritte, welchen wir machen, begegnet, und die uns innigst betrübt, theils weil sie höchst langweilig ist, theils weil sie für künftige Geschlechter Verderben verkündet.

Die Wirkungen des Nahrungsmangels auf die Leidenschaften und Affecte sind aus der Geschichte zur Genüge bekannt; der Hunger treibt den Menschen dazu, seinen Mitbruder zu vernichten und das Bestehende zu zertrümmern; er verlischt alle Vernunft und Humanität, und verwandelt seine Opfer in wüthende Raubthiere.

§ 24.

Klimatische Verhältnisse steigern oder schwächen, je nachdem ihre Art ist, die Leidenschaften und Affecte, oder besser: sie bestimmen die In- und Extensität ihrer Aeusserung. Man hüte sich wohl, zu glauben, dass die Nordländer weniger den Leidenschaften unterworfen wären, als die Südländer; nur in der Art der Aeusserung unterscheiden sich beide. Der Südländer ist mehr zornmüthig, der Nordländer mehr zum Aerger geneigt; der Südländer braust auf, der Nordländer ist zwar ruhig, aber begeifert mehr, u. s. w. Im Süden lebt der Mensch mehr im Freien, im Norden ist er mehr an die Stube gebunden und an den Ofen. Daher die Verschiedenheit in der Manifestation von Leidenschaften und Affecten, die Verschiedenheit der Begriffe von Sittlichkeit, und das Unterschiedliche in dem Grade der Reflexion. Der Nordländer macht dem Südländer, und dieser jenem allerlei Vorwürfe in Bezug auf die Entäusserungen des sittlichen Lebens; indessen, wenn man die Sache genauer erwägt, findet man, dass einer gerade so viel oder so wenig werth ist, als der andere, dass alle beide Erhaltung des eigenen Selbst und Fortpflanzung der Gattung gleichmässig im Auge haben, und gleich dumm sind. FRIEDRICH SCHILLER [109]) sagt:

»Der Fröhner, der sucht in der Erde Schooss,
Da meint er den Schatz zu erheben.
Er gräbt und schaufelt, so lang er lebt,
Und gräbt, bis er endlich sein Grab sich gräbt«.

Und dies gilt vom Nordländer eben so wie vom Südländer. Beide wollen haben und immer wieder haben, und so lange haben, bis sie nichts haben und faulende Massen sind.

Man sagt, im Norden herrsche die Vernunft, im Süden das Gefühl vor. CH. VICTOR DE BONSTETTEN [110]) zieht aus seinen Betrachtungen den Schluss, dass im Norden die Reflexion vorherrsche und die Affectionen von grösserer Dauer sind, während sie im Süden durch grössere Lebhaftigkeit sich auszeichnen. »Bei Leuten mit dem Charakter der Reflexion«, sagt BONSTETTEN, »habe ich oft beobachtet, dass sie, wenn sie viel leiden mussten, durch angenehme, ihnen aber verächtlich vorkommende Empfindungen sich paralysirten. Aber diese Verachtung, welche sie für die Freude an den Tag legen, ist nichts Anderes als die Unfähigkeit, diese zu empfinden. Eine angenehme Zerstreuung ihnen vorschlagen, bedeutet gerade so viel, als ob man einen Kranken zum Tanze auffordert«. »Aus dieser Unfähigkeit, angenehme Gefühle zu empfinden, entspringen häufig falsche Ideen. Unsere Gedanken richten sie nach unserer Laune und nach unserer Art zu empfinden, oder: sie werden vielmehr immer durch das vorherrschende Gefühl inspirirt. Aus diesem Vorherrschen der Sensibilität über das Denken gehen bei reflectirenden und zugleich leidenden Menschen manchmal Systeme schwarzer Ideen hervor, die eben so traurig in ihren Wirkungen wie falsch in ihren Grundlagen sind«. »Das wahre Gegengift wider diesen so häufig die Maske der Vernunft annehmenden träumerischen Gemüthszustand

---

109) SCHILLER, (F.,) Wallensteins Lager. Schluss-Scene. — SCHILLER's sämmtliche Werke. Vollständige Ausgabe in zwei Bänden. Stuttgart. 1858. in 8⁰. Bd. I. pag. 398.

110) BONSTETTEN, Ch. V. de, L'homme du midi et l'homme du nord, ou l'influence du climat. 2. Auflage. Genève. 1826. in 8⁰. pag. 186. u. fg.

ist die Vernunft selbst«. Dies die Worte von BONSTETTEN. — Ich bin nicht der Ansicht, dass im Norden die Vernunft vorherrsche; sie herrscht da eben so wenig wie im Süden. Aber, die Reflexion herrscht vor und macht die Menschen unglücklich. In gewissen nördlichen Ländern, wo politisch und physisch Alles in den kleinsten Kreisen sich bewegt; wo die moralischen Begriffe jämmerlich, die ökonomischen verächtlich sind; wo die Leute wie Häringe auf einander hocken, halb sich nähren, halb sich kleiden, halb wohnen; wo sie nur Das wissen, was sie in der Schule lernten; wo überall der Schulmeister durchblickt, überall der Moralprediger und Praeceptor steht, überall Klatsch und Verläumdung herrscht, Armuth an Ideen und Mangel an Herzenswärme sich geltend macht; — dort ist die Reflexion mit all' ihren scheusslichen Trabanten zu Hause; dort wird jedem Vernünftigen, jedem wahren Sohne der Natur der Aufenthalt verbittert, das Leben vergiftet.

Die bei weitem mächtigste Wurzel der Reflexion ist hier die falsche Erziehung; das Klima wirkt nur als begünstigendes Moment. Es weiss wider das bezeichnete Uebel die moralische Hygieine nur den Rath: Kräftigung des öffentlichen Lebens, Erhebung des Herzens durch die Macht einer wahrhaft nationalen Erziehung, Vernichtung der Kleinstaaterei, und Vergeistigung des Familienlebens. Ist dies Alles einmal durchgeführt, dann schwindet jede krankhafte Reflexion, die Vernunft tritt in ihre Rechte, und der nachtheilige Einfluss des Klima ist paralysirt.

Man hält daran fest, dass in südlichen Ländern wegen des verhältnissmässig frühen Erwachens der Geschlechtsthätigkeit die Leidenschaften stärker seien, als im Norden. Prüfen wir das Verhältniss des Klima zur Zeugung. JULIUS ROSENBAUM [111]) sagt unter Anderem: »In der That beobachten wir auch jetzt noch, dass in heissen Klimaten, wo das ganze vegetative Leben einen üppigen Charakter darbietet und die ganze Natur nur den Zweck der Zeugung rastlos, ohne das Leben auf Vernichtung bauen zu wollen, zu haben scheint, auch der Mensch diesem allgemeinen Drange, der Gattung zu leben, nachgibt; da dies aber nothwendig auf Kosten der eigenen Exsistenz geschehen muss, so sehen wir ihn häufig wohl taube oder geschlechtslose Blüthen, nicht aber Früchte hervor bringen. Wie der im üppigen Boden stehende Baum, reift der Sohn des Südens früh zum Gattungsleben, das er aber eben so früh wieder aufgeben muss. Die jugendliche Phantasie erhält sich in ihrer frischen Regsamkeit«. . . — Mit einem Worte: die Südländer sind geschlechtlich früher reif, als die Nordländer; sie werden früher von Leidenschaften durchglüht, und ihre lebhafte Einbildung trägt dazu bei, die Manifestationen des Gemüthslebens geräuschvoller zu machen.

Ich halte dafür, dass im Norden nicht weniger Beischlaf geübt werde, als im Süden. Die Statistik der Prostitution mag hierfür den Beweis liefern. Aus den Angaben, welche ich bei J. JEANNEL [112]), WILLIAM ACTON [113]),

---

111) ROSENBAUM, J., Geschichte der Lustseuche im Alterthume, nebst ausführlichen Untersuchungen . . . . 2. Abdruck. Halle. 1845. in 8⁰. pag. 299. u. fg.

112) JEANNEL, J., De la prostitution publique et parallèle complet de la prostitution romaine et de la prostitution contemporaine . . . 2. Auflage. Paris. 1863. in 8⁰. pag. 111. u. fg.

113) ACTON, W., Prostitution, considered in its moral, social, & sanitary aspects, in London and other large cities. With proposals for the mitigation and prevention of its attendant evils. London. 1857. in 8. pag. 15. u. fg.

L. M. Moreau-Christophe [114]) und Mackenzie Bacon [115]) finde, geht hervor, dass im Norden wie im Süden der Cultus der Liebesgöttin gleichmässig betrieben werde, und dass nur dort die Zahl der prostituirten Weibspersonen grösser ist, wo ein bedeutender Zusammenlauf von Fremden stattfindet, wie z. B. in Hafenstädten dies der Fall ist. Jeannel bringt eine Tabelle, wonach auf zehntausend Bewohner prostituirte Frauenzimmer kommen: in Manchester 20, in Lyon 23, in Brüssel 24, in Nantes 26, in Bordeaux 31, in Strassburg 33, in Marseille 34, in Rotterdam 37, im Haag 40, in Paris 42, in Turin 50, in Brest 63, in Liverpool 77, in Algier 98, in Edinburgh 120 und in London 320. Denkt man nun an die geographische Lage der angeführten Städte, so findet man, dass Norden oder Süden die Grösse der Prostitution nicht beeinflussen, sondern dass es überall die socialen Verhältnisse sind, welche hier entscheiden. Für uns folgt hieraus die Erkenntniss der gleichen Begattungslust in diesem und in jenem Erdstrich. Wenn die Zeugungsthätigkeit durch das Klima nicht bestimmt wird, so erfahren auch die Leidenschaften an sich wenig Beeinträchtigung; und nur die Art ihrer Entäusserung ist mit vom Klima abhängig.

Die Menstruation ist vom Klima abhängig. J. Ch. M. Boudin [116]) hat eine Tabelle zusammen gestellt, woraus hervorgeht, dass die Menstruation um so später eintritt, je kälter das Klima ist; in Frankreich erscheint sie mit dem vierzehnten, im schwedischen Lappland mit dem achtzehnten Lebensjahre. Es ist damit aber keineswegs gesagt, dass der frühere Eintritt der geschlechtlichen Reife die Leidenschaften überhaupt erhöhe; er bedingt nur ihr frühzeitigeres Emportauchen, nicht deren Verstärkung. Und auch hier werden wir durch unbefangene Betrachtung der Thatsachen zu dem Schlusse geführt, dass der Einfluss des Klima nur die Art der Entäusserung, nicht die Leidenschaften selbst bestimmt. In allen Klimaten lassen die Leidenschaften sich bändigen durch Erziehung.

§ 25.

Erziehung ist mehr wie alles Andere in der Welt maassgebend für die Passionen und Affecte, für die Art ihrer Entäusserung und für ihre Stärke. M. A. Weikard [117]) sagt unter Anderem: »Ein seit der Kindheit und Jugend durch gute physische Erziehung nach Verhältniss des Alters genährter und gestärkter Körper wird auf die ganze Lebenszeit des Menschen und auf ihre glückliche Fortdauer den grössten Einfluss haben; er wird die Grundlage zu entschlossenen, nicht übereilten, sondern mannhaften Handlungen sein. Ein in der Jugend durch verkehrte physische oder überspannte moralische Erziehung geschwächter und verzärtelter Körper wird ewig kränkeln und unkräftig sein; er wird die Quelle eines weibischen, furchtsamen, unbeständigen und

---

114) Moreau-Christophe, L. M., Du problème de la misère et de sa solution chez les peuples anciens et modernes. Paris. 1851. in 8⁰. Bd. III. pag. 165. u. fg. 240.; 510. u. fg.

115) Bacon, M., Statistique de la prostitution en Italie. — Annales d'hygiène publique et de médecine légale. 2. Reihe. Bd. XXVIII. (1867.) pag. 406. u. fg.

116) Boudin, J. Ch. M., Traité de géographie et de statistique médicales et des maladies endémiques . . . Paris. 1857. in 8⁰. Bd. I. pag. 392. u. fg.

117) Weikard, M. A., Der philosophische Arzt. Neue Auflage. Frankfurt a. M. 1798—99. in 8⁰. Bd. I. pag. 264.

convulsivischen Betragens werden«. — Jeder physisch und moralisch wohl erzogene Mensch ist rein in seinen Gedanken, keusch in seinen Gefühlen, bestimmt in seinen Handlungen, und wird von Leidenschaften und Gemüthsbewegungen nicht beherrscht; er ist, so bedeutend auch seine Civilisation sein möge, doch im eigentlichen Verstande dieses Wortes ein Sohn der Natur. Vermöge seiner besseren Constitution und der bedeutenden Grösse seiner Selbstbeherrschung Krankheiten nur wenig, der moralischen und auch physischen Kränklichkeit nicht unterworfen, gibt er gesunden Nachkommen das Leben, und bringt nicht über seine Kinder das Elend der Gefühlsdummheit und Erbärmlichkeit, den Jammer der unnöthigen Affecte und jener Leidenschaften, deren charakteristisches Merkmal Verstümmelung des natürlichen Charakters ist; mit einem Worte: der physisch und moralisch wohl Erzogene setzt Menschen in die Welt, und nicht Karrikaturen.

Keuschheit im eigentlichen Sinne, also nicht völlige Enthaltung von dem Vergnügen der Wollust, Keuschheit der Gedanken, sage ich, ist das oberste Ziel aller Erziehung, weil sie in dem höchsten Grade vor der Uebermacht von Affecten und Leidenschaften schützt. Wilhelm Götte [118]) bemerkt unter Anderem: »Keuschheit ist nicht allein die Quelle körperlicher Kraft und Gesundheit, und jenes Selbstgefühl's und Frohsinn's, welche davon die Folge sind, sondern sie ist noch mehr die Quelle aller Moralität«. Und von einem Keuschen sagt er: »Ein solcher hat Achtung vor Menschen und Tugend; in seinem Herzen leben die Ideale, für die er handeln will und für die er zu sterben vermag; in seinem Herzen wohnt der Muth der Mannhaftigkeit und der Trotz der Freiheit, die er bisher bewahrt hat. Von ihm dürfen wir daher grosse und nützliche Thätigkeit erwarten, da er keinen Genuss sucht, den Andere mit Aufopferung aller ihrer Zeit erstreben. Sein Herz, das von keinen bösen Neigungen zerrissen wird, schlägt für alles Schöne und Gute«. . . . »Das Gefühl unverbrauchter Kraft gewährt ihm Muth und Festigkeit, und fern von der Kälte, der Gleichgültigkeit und Apathie des Lüstlings, der nur für Eines Sinn hat, hängt er mit Liebe an seinem Vaterlande, und glüht voll Begeisterung für die Dinge, welche die Brust des Mannes bewegen. Wir können aber die Wirkungen, welche die Keuschheit haben muss, nicht besser sehen, als wenn wir die der Unkeuschheit betrachten. Diese . . ist einem Gifthauche zu vergleichen, von dem angeweht nicht etwa blos die Blüthe der Gesundheit und Kraft dahin welkt, sondern auch der Adel der Seele erstirbt. Sie versteinert das Herz, wie ein englischer Dichter sich ausdrückt, verhärtet das Gefühl, und macht zum Egoisten. Denn durch die Gewohnheit, einem Triebe zu fröhnen, dessen Befriedigung Andere als Werkzeuge dienen müssen, lernt der Mensch Alles auf sich beziehen und die Andern verachten oder hassen, je nachdem sie ihm dienen oder widerstehen. Durch die Heimlichkeit oder Verstellung, in welche er sich zu hüllen genöthigt ist, wird er ein Betrüger oder Heuchler«. — Unkeuschheit in Gedanken und Ausschweifungen in der Liebe, sowie weiter geschlechtliche Ausartungen, lassen durch sorgfältige physische und moralische Erziehung nur dann sich verhüten, wenn diese den Charakter und die Selbstbeherrschung genügend stärkt, wenn sie im Stande ist, höhere geistige und sittliche Interessen zu erwecken, und Mässigkeit zu dem obersten Gebote zu machen.

---

118) Götte, W., Vorschule der Politik. Leipzig. 1840. in 8⁰. pag. 194. u. fg.

Die Erziehung zur Keuschheit muss in demselben Maasse die Physik wie die Moral des Menschen betreffen. Alle diätetischen Einflüsse, so Nahrung, Kleider, Wohnung, Bäder, lassen so sich reguliren, dass sie, wenn wir es so nennen dürfen, die Disposition zur Keuschheit begründen und befestigen. Von den äusseren Verhältnissen, welche ihre Richtung nach den Organen der intellectuellen und gemüthlichen Thätigkeit nehmen, gilt das Nämliche. Allzu schmale und allzu üppige Nahrung erhöhen, wenn auch jede dieser beiden Arten aus andern Gründen, die Anlage zur Unkeuschheit; allzu warm haltende Bekleidung, warme Bäder, ungenügend gelüftete Wohnung u. s. w., sie stören die Reinheit von Gedanken und Gefühlen, und erhöhen die Wollust über ihre naturgemässen Schranken hinaus. Alles, was die Einbildung reizt und die Geschlechtswerkzeuge in Mitleidenschaft zieht, thut der Keuschheit Abbruch; zweideutige Reden, verschiedene Bilder, gewisse Romane und Gedichte, Musikstücke und Schaustellungen, wirken in dieser Beziehung im vollsten Maasse.

Es gibt für die Erziehung keine wichtigere Sache, als die harmonische Ausbildung aller menschlichen Kräfte; denn dadurch allein werden Leidenschaften und Affecte in ihren natürlichen Dimensionen erhalten, und ihre Entartung wird verhindert. HELVETIUS [119]) sagt: »Die Kunst der Erziehung besteht nur in der Kenntniss der geeigneten Mittel, die Leiber möglichst gesund und kräftig, die Geister möglichst aufgeklärt, und die Gemüther möglichst tugendhaft zu machen«. — Wie aber, wenn die Erziehung in Haus und Schule die Leiber verhindert, gesundheitsgemäss sich zu entwickeln, oder gar sie krank macht; wenn sie die Geister nicht aufklärt, sondern durch Ueberladung mit Gedächtnisskram und unpraktischen Doctrinen sie schwächt, lähmt; wenn sie die Gemüther verdirbt, durch das schlechte Beispiel Unsittlichkeit und Materialismus zur Herrschaft bringt, und so die guten Anlagen zerstört? Eine solche Erziehung war immer, und ist heutzutage in demselben Maasse wie früher, das Gewöhnliche; darum sind auch die Menschen zum grössten Theile Knechte ihrer unedlen Leidenschaften.

Wir fordern von der Erziehung, dass sie nicht nur allen mittelbar auf Passionen und Affecte abzielenden Anforderungen der physischen und moralischen Hygieine vollständig entspreche, sondern auch unmittelbar die Leidenschaften und Gemüthsbewegungen regulire. ROBERT BRUDENELL CARTER [120]), P. FOISSAC [121]) und CASIMIR BROUSSAIS [122]) haben hierfür treffliche Anhaltepunkte geliefert.

§ 26.

Ueber das Verhältniss der Religion zu den Leidenschaften und Affecten werden wir erst dann klar, wenn wir die Religion analysiren und ihre Bestandtheile den Passionen und Gemüthsbewegungen gegenüber stellen. Die Religion besteht aus zwei Dingen, als Moral nämlich und aus Glauben. Ist die Moral der Natur des Menschen entsprechend, so hält sie Leidenschaften

---

119) (HELVETIUS,) De l'esprit. Paris. 1769. in 8⁰. pag. 472.

120) CARTER, R. B., On the influence of Education and Training in preventing diseases of the nervous system. London. 1855. in 8⁰. pag. 342. u. fg. 349. u. fg.

121) FOISSAC, P., Hygiène philosophique de l'ame. 2. Auflage. Paris. 1863. in 8⁰. pag. 333. u. fg.

122) BROUSSAIS, C., Moralische Gesundheitslehre oder Anwendung der Physiologie auf Moral und Erziehung. Deutsch bearbeitet von SIEGMUND FRANKENBERG. Braunschweig. 1838. in 12⁰. pag. 254. u. fg.

und Affecte in ihren naturgemässen Schranken; ist sie widernatürlich, so zerstört sie einen Theil der Passionen und Gemüthsbewegungen, während sie den andern Theil derselben krankhaft vermehrt.

Wir betrachten als das wahre und einzige Princip aller Moral das »thue das Gute um seiner selbst willen«; die verschiedenen Kirchen aber verlangen das Gute, um irgend einem Wesen der Einbildung zu gefallen, um eine ewige Seligkeit zu erlangen u. s. w., kurz, um des Lohnes willen. Dieses rein egoistische Princip der Pfaffen vermehrt die menschliche Selbstsucht in dem grössten Maasse und versieht die Lampe jener Leidenschaften und Affecte, welche Kinder der Selbstsucht sind, reichlich mit Brennstoff. Wer das Gute um des Guten selbst willen thut, muss hierzu seine moralischen Kräfte concentriren; hierdurch werden diese gestählt, und gleichzeitig werden die Keime unedler Leidenschaften zerstört. Wo das Gute ganz mechanisch um des Lohnes willen gethan wird, wo somit Aufwendung moralischer Kräfte nicht stattfindet, dort exsistirt für unedle Leidenschaften kein Damm, und sie wuchern.

Im Allgemeinen kann man kirchliche Dogmen als Beförderungsmittel unedler Leidenschaften bei allen Menschen, deren Gehirn mehr als Fress- und Zeugungs-Gedanken producirt, betrachten; denn sie stehen mit der Vernunft im Widerspruch, und jeder auch nur halbwegs Verständige riecht aus ihnen den Egoismus und die Herrschsucht der Priester, welche für den Dienst ihrer Interessen sie schufen.

Die schreckliche Wirkung starrer Kirchensatzungen auf das Gemüth und die Leidenschaften beweist die Geschichte der Inquisition, die Geschichte der Verfolgung Andersdenkender überhaupt. W. E. Hartpole Lecky[123]) sagt von der religiösen Verfolgung unter Anderem: »Diese, vielleicht das schrecklichste aller Uebel, welche die Menschen ihren Mitmenschen auferlegt haben, ist die unmittelbare praktische Folge jener Grundsätze (der Lehre von der ausschliesslichen Seligkeit) ... Wenn die Menschen von einem tiefen und überzeugenden Glauben durchdrungen sind, dass ihre eigene Ansicht in einer bestrittenen Frage über alle Möglichkeit des Irrthums erhaben ist; wenn sie ferner glauben, dass Diejenigen, welche zu andern Ansichten sich bekennen, werden von dem Allmächtigen zu einer ewigen Qual verdammt werden, der sie bei demselben sittlichen Charakter, aber mit einem andern Glauben würden entgangen sein; — diese Menschen werden früher oder später verfolgen, so weit irgend ihre Macht reicht. Sprechet ihr zu ihnen von den körperlichen und geistigen Leiden, welche die Verfolgung erzeugt, oder von der Aufrichtigkeit und dem uneigennützigen Heldenmuthe seiner Opfer, so antworten sie, solche Argumente beruhen ganz und gar auf einer falschen Auffassung ihrer Glaubenslehre«.... »Zweckmässigkeits-Gründe können wohl unter besonderen Umständen die Menschen veranlassen, von der Verfolgung abzustehen; aber niemals bringen sie dieselben dahin, die Grundsätze der Duldung anzunehmen. Erstens werden Die, welche den Gottesdienst des Ketzers für eine die Gottheit entschieden beleidigende Handlung ansehen, immer sich aufgelegt fühlen, wenn es in ihrer Macht steht, diese Handlung zu unterdrücken, selbst wenn sie die Gesinnung nicht umzuwandeln vermögen, aus der sie entspringt. Zweitens

---

123) Lecky, W. E. H., Geschichte des Ursprungs und Einflusses der Aufklärung in Europa. Mit Bewilligung des Verfassers übersetzt von H. Jolowicz. Leipzig & Heidelberg 1868. in 8⁰. Bd. II. pag. 1 u. fg.

werden sie bald bemerken, dass die Einmischung des weltlichen Herrschers beinahe einen eben so grossen Einfluss auf die Glaubensüberzeugung als auf das Bekenntniss ausüben kann. Denn obwohl es in der Geschichte der Meinungen, wie in den Entwickelungsstufen der darin sich spiegelnden Civilisation, wirklich eine bestimmte Ordnung und Folge gibt, die niemals ganz und gar zerstört werden kann; so ist es doch nichts desto weniger wahr, dass der Mensch ihren Verlauf höchlich beschleunigen, verzögern oder verändern kann. Die Meinungen von neunundneunzig Personen unter hundert werden hauptsächlich durch die Erziehung gebildet, und eine Regierung kann entscheiden, in welche Hände die Volkserziehung gelegt, welche Gegenstände sie umfassen, und zu welchen Grundsätzen sie führen solle«. — Also, der Kirchenglaube erregt die Leidenschaften und erzeugt die Verfolgung. Despoten und Kasten, Stände und Rotten können ihre Herrschaft immer nur auf die Schwäche der Zweihänder gründen. Sie fachen zu diesem Behufe die Leidenschaften an; es gelingt ihnen das hauptsächlich, indem sie den Kirchenglauben zu der Basis ihrer verderblichen Operationen machen und die Vernunft strenge ausschliessen. Da nun die Beschränktheit und auf der andern Seite der schändlichste Eigennutz in der Welt überwiegen, ist es auch begreiflich, dass für Glaubenssätze jederzeit das breiteste Territorium exsistirt, dass die Verfolgung immer lebt, und die Menschen immer begierig sind, einander zu zerreissen. Wenn einmal in dem Schädel des Dummen und Denkfaulen irgend ein hirnverbranntes Dogma Platz gegriffen hat, so beherrscht es bald sein ganzes Wesen, macht seine Leidenschaften entbrennen, und lässt ihn zum Raubthier werden seinem anders denkenden Mitbruder gegenüber.

Urheber der Dogmen sind die Priester. Wo das Priesterthum mit seinen Polypenarmen Alles umfasst, dort lastet auf dem Volke das bleierne Joch der Glaubenssätze, und unedle Leidenschaften ersticken die Keime jedes wahrhaft sittlichen Lebens. Um den schlechten Passionen das Gedeihen unmöglich zu machen, darf man nicht unmittelbar auf die Glaubenslehren hämmern, sondern man muss die Macht der Priester zerstören; dann versiegt die Quelle der Dogmen von selbst. Trennung der Schule von der Kirche, Verbreitung der Aufklärung, und die vollste Freiheit in Bezug der Religion, dies sind die besten Mittel, das Priesterthum unschädlich zu machen.

Eine sehr grosse Zahl von Menschen kann ohne Dogmen moralische Wahrheiten nicht aufnehmen, ohne einen bestimmten Glauben Festigkeit für sittliche Handlungen nicht gewinnen. Für diese Armen im Geiste macht eine Religion sich nöthig, welche vermittelst eines wenn ich so sagen soll: geläuterten Glaubens die Moral importirt. Herrscht das Priesterthum nicht, und liegt der Schwerpunkt des Ganzen nicht in den Dogmen, dann ist der Glaube kein Mittel zur Erweckung unedler Leidenschaften, somit ohne Gefahr für seinen Bekenner und für die Gemeinschaft der Bürger; dann tritt auch immer Duldung und Humanität an Stelle der Verfolgung.

Mit Recht hält Clément Ollivier[124]) dafür, dass Religion ohne Erziehung eine extreme Neigung habe, zu Unduldsamkeit und Fanatismus zu führen. — Religion ohne Erziehung reducirt sich auf Glaubenssätze; denn die Moral ist Gegenstand der Erziehung. Die Moral ist das Gegengewicht der

---

124) Ollivier, C., Influence des affections organiques sur la raison ou pathologie morale. Paris & Tours 1867, in 8⁰. pag. 218.

schlimmen Leidenschaften; es müssen demnach diese wuchern, wenn gute Erziehung fehlt, wenn ferner die Erziehung von Moral absieht und nur den Glauben cultivirt, und wenn obendrein dieser Glaube aller Vernunft Hohn spricht.

Prüfen wir das Verhältniss der sogenannten wahren und der sogenannten falschen Religionen zu den Leidenschaften und Affecten. Bei Bestimmung des Begriffes von wahrer, von falscher Religion darf uns nicht der Qualm der Theologie und Schulphilosophie, sondern es muss lediglich die Natur des Menschen, die Stufe und Art der Gesittung, und die Vertheilung der Gewalt im Staate und in der Gesellschaft uns leiten. Was für das eine Volk eine wahre Religion ist, ist für das andere eine falsche. Ein Volk, welches noch nicht so weit civilisirt ist, dass es im Stande wäre, alle moralischen Wahrheiten zu begreifen, hat dann eine falsche Religion, wenn sein Glaube nicht augenscheinlich, handgreiflich, sinnlich ist, und wenn eine abstracte Sittenlehre ohne die umfangreichste materielle Vermittelung dargeboten wird. Umgekehrt muss bei einem höchst civilisirten Volke die Religion den Charakter einer falschen annehmen, wenn ein sinnlicher, betäubender Glaube den Wahrheiten der Moral und ihrer Verbreitung hindernd in den Weg tritt. In beiden Fällen, wenn auch in jedem derselben aus andern Gründen, werden unedle Leidenschaften genährt, und der Mensch verwildert. Für die Nationen des mittleren Europa sind die orthodoxen Richtungen verderblich; für die Indier, Afrikaner u. s. w. ist das Christenthum eine falsche, die Lehre MUHAMMED's eine wahre Religion. Jenen ist die Orthodoxie das grösste Hemmniss der Moral; diesen das Christenthum etwas absolut Unverständliches.

»Wir können ebenso gut erwarten«, sagt HENRY THOMAS BUCKLE [125]), »dass Samen auf kahlem Felsen wachsen, als dass eine milde und philosophische Religion unter unwissenden und rohen Wilden eingeführt werden könnte. Darin sind unzählige Versuche gemacht worden und immer mit demselben Erfolge. Leute mit den vortrefflichsten Absichten und voll feurigen, obwohl irrigen, Eifers haben es versucht und versuchen es noch, ihre eigene Religion unter den Einwohnern barbarischer Länder zu verbreiten. Durch tapfere unaufhörliche Thätigkeit, oft durch Versprechen und manchmal sogar durch Geschenke, haben sie sehr oft wilde Stämme beredet, zur christlichen Religion sich zu bekennen. Aber, wer die triumphirenden Berichte der Missionäre mit all den Zeugnissen vergleichen will, die wir von urtheilsfähigen Reisenden haben, wird bald entdecken, dass ein solches Bekenntniss nur nominell ist, und dass diese unwissenden Stämme zwar die Ceremonieen der neuen Religion, aber keineswegs die Religion selbst angenommen haben. Sie nehmen die Aeusserlichkeiten an, weiter gehen sie nicht. Sie mögen ihre Kinder taufen, das Abendmahl nehmen und in die Kirche strömen; alles das mögen sie thun, und doch von dem Geiste des Christenthums noch eben so weit entfernt sein, als damals, wie sie vor ihren vorigen Götzen knieten. Die Gebräuche und Formen einer Religion liegen an der Oberfläche, sind leicht zu sehen und zu lernen, und werden daher leicht von Denen nachgeahmt, die zu Dem, was darunter liegt, nicht dringen können. Nur die tiefere und innerliche Aenderung ist von

---

125) BUCKLE, H. TH., Geschichte der Civilisation in England Deutsch von ARNOLD RUGE. Zweite rechtmässige Ausgabe . . . Leipzig & Heidelberg 1864—65. in 8°. Bd. I. Abtheilung 1. pag. 219 u fg.

Dauer, und eine solche kann der Wilde nie erfahren, so lange er in eine Unwissenheit versunken ist, die ihn auf gleiche Stufe mit den wilden Thieren stellt, von denen er umgeben ist«. — Was bietet eine Religion, deren Moral nicht verstanden wird, dem unwissenden Menschen? Nichts. Durch ihre Formen, die er für das Wesen hält, wird sein Gemüth nicht nur nicht geläutert, sondern geradezu pathologisch beeinflusst; er findet durch die Befolgung der Gebräuche mit sich selbst sich ab, und, nach Beendigung der Ceremonieen, ist er so wie er früher war: ein wildes Thier, welches dem Mitbruder den Bissen aus dem Munde und den Rock vom Leibe reisst. Nur die religiösen Formen, welche eine verständliche Moral bergen und dem Unwissenden selbst verständlich sind, beeinflussen die Leidenschaften günstig, das heisst: erhalten sie in der Breite der Natürlichkeit.

Das Christenthum in seiner praktischen Durchführung wäre vermöge seiner Fundamentalsätze, der Nächsten- und Feindesliebe, sicher geeignet, alle bösen Leidenschaften zu bannen und den ewigen Frieden unter den Menschen herzustellen; allein, es befindet sich nur im Munde und in den Büchern, nicht im Herzen und in den Einsetzungen des Staates und der Gesellschaft; seine milde und grosse Moral hat im Leben keine Geltung und wird missbraucht. Ueberall Hartherzigkeit. Verfolgungssucht, Rache durch Ueberlieferung und Gesetz geheiligt, und daneben das Bekennen christlicher Grundsätze in der Theorie! Und diese edlen Grundsätze überall nur benutzt, um hirnverbranntem Kirchenglauben und dem Interesse der Pfaffen zu dienen! Dass unter solchen jämmerlichen Voraussetzungen von Entwickelung der edlen und Tilgung der schlimmen Leidenschaften unmöglich die Rede sein kann, liegt auf der Hand. Der Rachegeist des sogenannten Alten Testaments herrscht in der Gesetzgebung und im Leben; die Schattenseiten des Menschen werden dadurch vorzüglich gekräftigt.

Arnold Ruge [126]) äussert sich unter Anderem: ». . die ganze Grundlage unserer gegenwärtigen Erziehung ist das Asiatenthum, die Literatur der Juden, die Bibel. Diese Literatur eines durch und durch asiatischen Volks, diese Mythen, die es nicht einmal zu einer Kunstform bringen, sind sogar zur heiligen Schrift erhoben worden. Kaum sind wir die Strafen des Fanatismus los, wenn wir diese stammelnden Versuche eines kindischen Volks, die Welt durch seine Phantasieen zu erklären, kritisiren. So sehr steht die europäische Welt unter der Herrschaft des asiatischen Geistes, dass die Erklärung dieser jüdischen Literatur, die vollständig ausser dem Bereich aller Wissenschaft, aller Kunst und aller socialen politischen Freiheit liegt, die einfach vorweltlich, vormenschlich, und ganz und gar das Product undisciplinirter religiöser Phantasie ist, dass die Erklärung dieser Bücher die erste Facultät unserer Universitäten bildet, die daraus den Qualm ihrer Dogmatik zusammenträgt, und junge Europäer abrichtet und über das ganze Volk verbreitet, um dies Asiatenthum alle Welt zu lehren, aller Welt eine Weisheit zu predigen, die sie selber nicht wissen: denn gewusst können diese Phantasieen nur werden in dem Sinne, dass man sie auswendig weiss; als Wahrheit kann keine Phantasie, nur die Wissenschaft gewusst werden«. Und weiter: »Wir haben nur dies eine Factum

126) Ruge, A., Der asiatische Geist in seiner Herrschaft über Europa. — Demokratische Studien. 1861 . . . herausgegeben von Ludwig Walesrode. Hamburg 1861. in 8⁰. pag. 87 u. fg.

ins Auge zu fassen, um vor den Insitutionen raffinirter Knechtschaft zu erschrecken, in denen wir leben, und um noch erst viele Jahrhunderte zu verlangen, bevor wir auch nur zu dem Anfange eines wahrhaft gebildeten und rein europäischen Lebens gelangen können: denn Jeder wird durch die Pfaffen bei den Ohren genommen, so wie er auf die Welt kommt, und möglichst tief in's Judenthum untergetaucht; von den Griechen kommt PLATO und ARISTOTELES nicht dem Tausendsten Derer zu Gesicht, die den Studien sich widmen. Philosophische Köpfe gibt es überhaupt nicht im Ueberfluss; und so schiebt sich denn die banausische Wissenschaft, die elende Abrichtung für den Erwerb, oder gar für den verruchten Polizeistaat von Geschlecht zu Geschlecht fort, immer mit dem Kopf unter der asiatischen Ueberschwemmung. Natürlich stecken alle Frauenzimmer darin, und unter den gegenwärtigen Verhältnissen ist es umsonst, sie daraus befreien zu wollen«. — Die Knechtschaft der Gemüther, der Gewissen, wenn wir so es nennen sollen, wie sie durch die Herrschaft des asiatischen Geistes gegeben ist, wirkt jedem Aufschwunge der moralischen Kräfte feindselig entgegen. In Ländern, wo der asiatische Geist Menschen und Verhältnisse durchdringt, ist der praktische Materialismus mit allen ihn begleitenden bösen Leidenschaften in vollster Blüthe. Diesem Unheil kann mit Erfolg durch gründliche Auslöschung des Alten Testamentes und der daraus gemachten Glaubenslehre begegnet und durch allgemeine Annahme des Geistes der Nächstenliebe in Gesetzgebung und Leben die Spitze abgebrochen werden.

Um den unermesslichen Schaden, welchen der in der Gesetzgebung athmende asiatische Geist im individuellen und socialen Leben stiftete, zu begreifen, ist es genügend, einen Blick auf die Bestrafung Jener zu werfen, die gesetzwidrige Handlungen begingen. Befördern diese Vergeltungsstrafen nicht sämmtlich alle schlechten Leidenschaften? Sind die Häuser, wo Vergeltungsstrafen vollzogen werden, nicht hohe Schulen für Ausbildung aller Niederträchtigkeiten und Scheusslichkeiten? Wird der Arme durch das Gesetz, welches ihn seiner letzten Habseligkeiten zu entledigen befiehlt, nicht zu Grunde gerichtet, entsittlicht und in die Arme böser Leidenschaften, Verbrechen getrieben? In der That, es ist sicher und gewiss, dass nur die Besserungsstrafe, welche nicht vergelten, sondern nur Uebel heilen und ferneres Uebel verhüten will, zugleich mit guter Nationalerziehung und humaner Gesetzgebung, aus dem Verbrecher einen Menschen im besten Sinne des Wortes macht. Sie handelt im Geiste und Sinne der Nächstenliebe, und darum tilgt sie unedle Leidenschaften; sie klärt den Verstand auf, sie veredelt das Herz und kräftigt den Leib, und darum macht sie die Disposition zu unedlen Leidenschaften schwinden.

Wir haben schon mehrfach angedeutet, dass Glaube und Leidenschaften in ursächlichem Zusammenhange stehen. Es hat über diesen Punkt DAVID HUME[127]) also sich ausgesprochen: »So wie der Glaube jederzeit nothwendig erforderlich ist, wenn Leidenschaften erregt werden sollen, so sind umgekehrt die Leidenschaften dem Glauben ausserordentlich günstig; und nicht nur solche Begebenheiten, die von unangenehmen Empfindungen begleitet sind, sondern

---

127) HUME, D., Ueber die menschliche Natur. Aus dem Englischen nebst kritischen Versuchen zur Beurtheilung dieses Werks von LUDWIG HEINRICH JAKOB. Halle 1790–92. in 8⁰. Bd. I. pag. 243 u. fg.

sehr oft solche, die Schmerz verursachen, werden aus diesem Grunde oft leichter Gegenstände des Glaubens und des Fürwahrhaltens. Ein Feiger, dessen Furcht leicht rege gemacht wird, glaubt jede Erzählung von Gefahr, in die er fallen kann, sehr bald; so wie ein Mensch von düsterer und melancholischer Gemüthsart jedes Ding ausserordentlich leicht für wahr hält, das seine herrschende Leidenschaft ernährt. Wenn etwas mit Leidenschaft vorgestellt wird, so verursacht dieses gleich Unruhe, und erregt unmittelbar einen Grad derjenigen Leidenschaft, die man an der Person bemerkt, welche es vorstellt, besonders bei Personen, die natürlicher Weise zu dieser Leidenschaft geneigt sind. Diese Bewegung pflanzt sich durch einen leichten Uebergang in die Imagination fort; und indem sie sich auch über unsern Begriff des afficirten Objects verbreitet, so macht sie, dass wir den Begriff mit grösserer Stärke und Lebhaftigkeit denken, und dass wir ihm folglich Glauben beimessen, nach dem vorgetragenen Systeme. Bewunderung und Erstaunen haben dieselbe Wirkung, wie die übrigen Leidenschaften; und hieraus ist auch zu erklären, weshalb Quacksalber und Projectirer durch die prahlerischen Erzählungen ihrer Rotomandaten bei dem Volke weit eher Glauben erhalten, als wenn sie in den Schranken der Bescheidenheit blieben. Das erste Erstaunen, welches natürlich ihre wundervollen Erzählungen begleitet, breitet über die ganze Seele sich aus, und erhebt und belebt den Begriff so sehr, dass er solchen Schlüssen ähnlich wird, die wir aus Erfahrung ziehen«. — Der Glaube regt die Leidenschaften an, und erweckt sie, wo sie nicht in Thätigkeit sind. Ueberall, wo der Glaube vorwiegt, haben auch die Leidenschaften das Uebergewicht; wo der Glaube in den Hintergrund und wahre Moral, gestützt auf Wissen und Erkennen, an seine Stelle tritt, mässigen sich die Leidenschaften, und ihre Entäusserungen verlieren immer mehr an Gefährlichkeit.

§ 27.

Die Anlage zu diesen oder jenen Leidenschaften wird sehr häufig auf dem Wege der Zeugung von den Vorhergehenden auf die Nachfolgenden übertragen. Ganze Familien zeichnen durch Zornmüthigkeit, Neid, Hass, Rachsucht, andere durch Liebe, Wohlwollen, Aufopferung und Menschenfreundlichkeit sich aus. Wie stark die eine oder die andere Leidenschaft in dem Einzelnen zur Ausprägung kommt, hängt von der Art seiner Erziehung und der Constellation seiner Lebensverhältnisse ab; je günstiger beide für die moralische Entwickelung, desto mehr bilden die guten Leidenschaften sich aus, je ungünstiger, desto mehr empfangen die schlechten Leidenschaften Nahrung.

»Es beherrscht die Erblichkeit«, sagt Prosper Lucas [128]), »die Anlage zu allen Leidenschaften«. »Das Kind«, bemerkt er weiter, »kann von seinem Vater oder von seiner Mutter die bedauerlichsten Dispositionen (zu Leidenschaften) erben«. Lucas belegt diese Aussprüche durch eine Anzahl von Beispielen aus seiner eigenen und aus der Erfahrung Anderer. Er hält mit Recht dafür, dass nicht nur die Anlage zu den Leidenschaften überhaupt sondern auch zu Verbrechen sich vererbe, und lässt, was diesen Punkt betrifft, unter Anderem also sich vernehmen: »Die Erblichkeit beeinflusst auch die traurig-

128) Lucas, P., Traité philosophique et physiologique de l'hérédité naturelle dans les états de santé et de maladie du système nerveux . . . Paris 1847—50. in 8⁰. Bd. I. pag. 475 u. fg.; 480 u. fg.; 496 u. fg.

sten Formen des leidenschaftlichen Zustandes: sie ist der Ursprung der Anlagen, vermöge welcher Verbrechen begangen werden«. LUCAS untersucht die Erblichkeit zu den Verbrechen am Eigenthum und zu denen an Personen, und findet, dass dieselbe in der That besteht. — Warum sollte auch die Anlage zu Verbrechen nicht erblich sein, wenn unzählige physische und moralische Eigenthümlichkeiten überhaupt sich vererben? Es setzt die Begehung eines Verbrechens zunächst eine bestimmte Organisation voraus; denn anders organisirte Menschen werden niemals stehlen, niemals morden, auch wenn die Verhältnisse, unter denen sie leben, noch so jämmerlich sind, das schlechte Beispiel noch so stark wirkt.

Wir sind in gar keiner Weise im Stande, die Vererbung des Hanges zum Verbrechen, die Vererbung der Anlage zu dieser oder jener Leidenschaft zu verhindern. Da aber von der Disposition zur Leidenschaft, zum Verbrechen selbst noch ein gewaltiger Abstand ist, können wir durch sorgfältige physische und moralische Erziehung den Ausbruch verhindern, und es bewirken, dass dieselbe Kraft, mit welcher der Mensch Verbrechen begangen, böse Leidenschaften zum Ausdruck gebracht hätte, von ihm zu Vollführung sittlicher Handlungen verwendet wird.

Gewisse Leidenschaften, der Hang zum Verbrechen, die Neigung zum Selbstmord, sie kommen sehr häufig auch bei Individuen vor, deren Eltern, Grosseltern u. s. w. nichts davon bekundeten; sie entstanden demnach erst während des Lebens, unter dem Einfluss der Erziehung und der Schicksale. Vererbung spielt eine Rolle bedeutender Art; aber sie ist nicht ausschliesslich die Erzeugerin der Uebel. FRANCIS DEVAY [129]) bemerkt unter Anderem: »Die Schriftsteller, welche Erblichkeit des Hanges zum Verbrechen gelten lassen und ihre Annahme durch Darlegung einer Unzahl von Beispielen stützen, haben häufig genug das Studium eines Haupteinflusses vernachlässigt: wir meinen die Erziehung, ihre fehlerhaften Richtungen, die in moralischer Beziehung tödtlich wirkende Umgebung, in welcher das Individuum geboren wird, lebt und aufwächst, und das Beispiel, welches so oft seine bösen und verbrecherischen Neigungen bestimmt. In der That finden Trunksucht, Leidenschaft des Spieles, Ausschweifung, Völlerei und selbst der Mord, wie man sie bei Kindern beobachtet, deren Eltern diese Scheusslichkeiten übten, ihre Erklärung in . . einer unvollständigen moralischen Erziehung oder im Mangel an Erziehung«. — In der Regel sehen die Gelehrten nur diejenige Sache, für welche sie ein besonderes Interesse nehmen, und übersehen alles Andere; daher kommt es, dass die Einen der Erblichkeit, die Andern der Erziehung ausschliesslich alle Wirkungen zuschrieben. Die Wahrheit liegt hier auf beiden Seiten zugleich: Erblichkeit und Erziehung, jede thut das Ihrige, um Leidenschaften zu erwecken, den Hang zum Verbrechen zu erzeugen.

A. BRIERRE DE BOISMONT [130]) und LOUIS BERTRAND [131]) betrachten die

129) DEVAY, F., Traité spécial d'hygiène des familles particulièrement dans ses rapports avec le mariage au physique et au moral et les maladies héréditaires. 2. Auflage. Paris 1858. in 8⁰. pag. 208.

130) BRIERRE DE BOISMONT, A., Du suicide et de la folie suicide considérées dans leurs rapports avec la statistique, la médecine et la philosophie. Paris 1856. in 8⁰. pag. 55 u. fg.

131) BERTRAND, L., Traité du suicide considéré dans ses rapports avec la philosophie, la théologie, la médecine et la jurisprudence. Paris 1857. in 8⁰. pag. 80 u. fg.; 327.

Erblichkeit in ihrem Verhältnisse zu dem Hange zum Selbstmord. »Der Einfluss der Erblichkeit auf die Vollziehung des Selbstmordes«, sagt Brierre de Boismont, »ist eine unbestreitbare Thatsache. Am häufigsten findet unmittelbare Uebertragung vom Vater und der Mutter statt; sie kann von den Grosseltern kommen, und selbst von Seitenlinien des Stammes ihren Ursprung ableiten. Am mächtigsten wirken bei Entstehung der Anlage zum Selbstmord: die Lebensweise der Eltern, ihre Krankheiten, ihr Alter bei der Erzeugung des Kindes, ihre Gewohnheiten, ihr Temperament, ihr Charakter, ihre Laster, von denen die Trunksucht einen ungeheueren Raum für sich in Anspruch nimmt«. — Es liefert die Geschichte eine grosse Zahl von Beispielen, welche für die Vererbung des Hanges zum Selbstmord sprechen; und wir finden überall die Bestätigung, dass dieser Hang von Generation zu Generation zu- oder abnimmt. Wer Selbstmord begehen soll, muss in bestimmter Weise organisirt sein und von Einflüssen getroffen werden, die mehr oder weniger in- und extensiv sind. Nun bildet die gewisse Organisation im Laufe des Geschlechtes mehr sich aus, oder es vermindert sich die Ausprägung ihrer Formen. Im ersten Falle ist die erbliche Disposition zum Selbstmord gross und wird immer grösser; im zweiten Falle vermindert dieselbe sich progressiv. Dort bedarf es nur eines kleinen Impulses, um den Selbstmord zum Vollzug zu bringen; hier muss der äussere Anstoss ein sehr gewaltiger sein.

Wenn die Lebensweise der Eltern so ist, dass sie Hypochondrie, Melancholie und andere Leiden des Nervensystems begünstigt, wenn körperliche Krankheiten obwalten, welche dieselbe Wirkung ausüben: so übertragen die Erzeuger oft genug die Anlage zu jenen Uebeln und damit manchmal die Disposition zum Selbstmord auf ihre Kinder. Je älter nun Vater und Mutter in die Ehe traten, desto mehr wird jene Disposition zu nervösen Leiden und zum Selbstmord in das Gewicht fallen.

Nachdem er eine Anzahl von Thatsachen, welche den Selbstmord bei vielen Mitgliedern von Familien zum Gegenstande haben, angeführt, frägt Bertrand, ob man berechtigt sei, hieraus zu schliessen, dass die Neigung zum Selbstmord, gleich der Syphilis, den Tuberkeln, der Gicht, den Flechten, u. s. w. durch die Zeugung übertragen werden könne? und er antwortet mit Nein. »Die Kinder«, sagt er, »empfangen von ihrem Vater und ihrer Mutter eine der elterlichen ähnliche Organisation; und diese Vererbung der Constitution darf nicht mehr Wunder nehmen, als jene der Gesichtszüge, des Klanges der Stimme, der Statur, der Körperstellung und des Charakters. Wie der Vater so der Sohn, sagt man von Alters her. Versehen mit der nämlichen Organisation wie ihre Vorgänger, müssen die Kinder nothwendig die nämliche Anlage zu Krankheiten, zu den gleichen Leidenschaften und zum Empfinden derselben unglücklichen Wirkungen erben, insbesondere wenn sie den nämlichen Einflüssen von Klima, Wohnung, Nahrung, Erziehung und Beschäftigung ausgesetzt sind, wie ihre Erzeuger«. — Was folgt hieraus für unsern Zweck? Die Neigung zum Selbstmord wird allerdings nicht so wie Syphilis, Scrophelsucht u. s. w., vererbt; aber die bestimmte Formation der Organe, wie sie von den Eltern auf die Kinder übergeht, bewirkt, dass diese, von einer Zahl von Einflüssen heftig erschüttert, die Vernunft verlieren und ihres Lebens Flamme auslöschen. Wenn man von der Vererbung der Neigung zum Selbstmord spricht, so meint man damit nur den Uebergang einer bestimmten Organisation, also einer gewissen Anlage, von den Erzeugern auf die Erzeugten.

Um die Vererbung der Anlage zum Selbstmord zu verhüten, verlangt Bertrand mit Recht, die Ehe mit Personen, welche aus Familien stammen, in denen Selbstmorde oder Geisteskrankheiten vorkamen, zu vermeiden. Und brächten die Kinder die verhängnissvolle Anlage zum Selbstmord mit zur Welt, so sollte man sich bemühen, dieselbe durch eine Art von Kreuzung der Rassen zu zerstören. »Jede Mutter«, sagt er ferner, »welche Selbstmörder oder Geisteskranke unter ihren Vorfahren zählt, wird wohl daran thun, ihren Säugling einer Amme anzuvertrauen, deren Gesundheit, Constitution, Charakter und Eltern Fehlerhaftes nicht bekunden«. — Wir können diese Rathschläge nur sehr vernünftige nennen; denn Kreuzung sowohl, wie andererseits der Einfluss der Milch eines ganz gesunden von gesunden Eltern abstammenden Weibes auf den Säugling, wirkt ungemein bedeutend auf die Verminderung aller ererbten Anlagen.

Aber, in demselben Grade von Wichtigkeit, wie die genannten Momente, ist die physische und moralische Erziehung des Kindes in der Richtung wider den Selbstmord. Melancholischen Neigungen wird man am besten in erster Reihe eine vernünftige Diät entgegen setzen, und in zweiter Reihe durch sorgfältige, auf das Wesentliche sich beschränkende Unterrichtung, durch Ausbildung des Gemüthes zu naturfrischer Thätigkeit und durch Verhinderung des Entstehens aller Süsslichkeit, Empfindelei, Ueberspanntheit und anderer Folgen des Romanenlesens etc. bekämpfen. Diät und naturgemässe Erziehung sind die einzigen Mittel, auf welche man dort, wo von Tilgung der Anlage zum Selbstmord es sich handelt, mit Sicherheit bauen kann. —

Léon van der Kindere [132]), von der Erblichkeit des moralischen Charakters handelnd, beschäftigt sich unter Anderem mit der Frage von dem Antheil, welcher jedem der Erzeuger bei der Uebertragung ihrer beiderseitigen Eigenschaften auf das Kind zukommt; er bemerkt unter Anderem: »Es wäre interessant, zu wissen, welche die Gesetze sind, nach denen die Erscheinungen der Vererbung moralischer Eigenschaften verlaufen, und welche beziehungsweise Rolle ein jeder der Erzeuger spielt. Aber, hier herrscht noch grosse Dunkelheit. Nach einer allgemein verbreiteten Meinung ist es vorzugsweise die Mutter, welche dem Kinde die Intelligenz übermittelt; alle grossen Männer, sagt man, haben hervorragende Frauen zu Müttern gehabt. Wenn diese Hypothese sich bestätigte, verstände man noch besser, warum in Familien der Genius so selten sich verewigt; die hervorragenden Frauen sind wenig zahlreich, und es ereignet sich nicht oft, dass ein grosser Mann zugleich eine Mutter und eine Gattin besitzt, welche den Namen von hervorragenden Frauen verdienen«. — Mit der Intelligenz und mit Dem, so Frauengrösse man nannte, sieht es in der Welt sehr traurig aus; um so mehr werden Armseligkeit des Geistes und Jämmerlichkeit des Charakters angetroffen, und durch die verkehrte Erziehung verewigt. Weil nun besonders das weibliche Geschlecht es ist, welches von schlechter öffentlicher und privater Erziehung den grössten Schaden nimmt, so müssen die Kinder schon mit mehr oder minder schlimmen Anlagen zur Welt kommen, und mehr zu den bösen als zu den guten Leidenschaften, mehr zum Aberwitz und zur Dummheit als zur Vernunft und Weis-

---

132) van der Kindere, L, De la race, et de sa part d'influence dans les diverses manifestations de l'activité des peuples. Thèse . . . Bruxelles & Paris 1868. in 8⁰. pag. 60.

heit hinneigen. Wir glauben an eine bedeutende Grösse des mütterlichen Einflusses auf das Kind, sowohl bei der Vererbung auf dem Wege der Zeugung, als auf dem Wege des Säugens, als auch bei den Vorgängen, deren Gesammtheit die Erziehung zu nennen man beliebt. Die Sorge für gute physische und moralische Pflege des weiblichen Geschlechts belohnt sich bei den Nachkommen mit den höchsten Zinsen.

Bei der Zeugung mögen im Grossen und Ganzen beide Eltern den nämlichen Einfluss ausüben; allein durch das Säugen und durch die innigere Berührung, welche bei der Erziehung zwischen dem Kinde und der Mutter stattfindet, ist das Gewicht der Mutter hinsichtlich der Vererbung von moralischen Eigenschaften überhaupt, von Leidenschaften insbesondere, stets grösser, als der Einfluss des Vaters.

§ 28.

Die Politik und die Leidenschaften hängen ursächlich zusammen; eine Thatsache, die schon seit Alters her bekannt ist und seit Alters her Gegenstand der Erörterung war. Es ist eine schwere Sache, ein Land zu regieren; unmöglich aber wird es dem Regenten, einem Jeden Recht zu thun, einem Jeden zu Gefallen zu leben. Aus diesem Grunde verursacht jede Politik, jede Regierung theils Steigerung, theils Abschwächung der Leidenschaften, und zwar zu gleicher Zeit. Die Politik, welche zur Aufgabe es sich machen wollte, die Leidenschaften auszurotten, müsste alle Staatsbürger erschiessen oder aufhängen lassen.

Wir betrachten es als einen der obersten Zwecke guter Regierungen, durch Gerechtigkeit und Freisinnigkeit die edlen Leidenschaften der Nationen zu stärken, die schlimmen auszutilgen. Regierungen, welche ungerecht und despotisch sind, erwecken Hass, Verachtung und alle bösen Passionen, verderben dadurch die Sitten, zerstören den Wohlstand, und entzünden den Brand des Aufruhrs. Gerechtigkeit und Freisinnigkeit sind die Ergebnisse einer guten geistigen und sittlichen Bildung: wahrhaft gebildete Nationen lassen aus ihrer Mitte gerechte und freisinnige Regierungen krystallisiren; diese befördern wahre Bildung nach allen Kräften und begünstigen damit die Entwickelung edler Leidenschaften.

Der Einfluss einer Regierung erstreckt sich nicht allein auf die Zeit ihres Wirkens, sondern auch auf die nächstfolgende Epoche. Wenn in dem ersten Viertheil eines Jahrhunderts durch schlechte Regierungsweise Leidenschaften geweckt, materielle Uebel erzeugt wurden, so dauert die Gährung auch unter der kommenden guten Regierung fort, und es ist häufig genug ein an sich geringfügiger Anlass genügend, den Funken der Leidenschaften zu lodernder Flamme anzublasen. Umgekehrt vermag eine vorhergegangene gute Regierung, die Wohlstand und Tugend förderte, den Einfluss einer nachfolgenden schlechten Regierung für lange Zeit abzustumpfen.

Eine Regierung, welche der Massenarmuth unmittelbar oder mittelbar in die Hände arbeitet, den materiellen Genuss befördert, das geistige Leben unterdrückt, das Individuum zu vernichten strebt, leistet der Entwickelung und Ausbreitung böser Leidenschaften in dem höchsten Maasse Vorschub. J. Tissot [133])

---

133) Tissot, J., De la manie du suicide et de l'esprit de révolte, de leurs causes et de leurs remèdes. Paris 1840. in 8⁰. pag. 305. u. fg.

sagt unter Anderem: »Nicht die Unbeständigkeit der politischen Verhältnisse, unter denen wir leben, nicht die rohen Angriffe eines Theiles der Tagespresse auf die Macht, nicht die eingebildeten gesellschaftlichen Theorieen bewaffnen die Bürger gegen die Gesellschaft, wenn nicht schon heftige Leidenschaften zu diesem strafbaren Auskunftsmittel führen«. »Diese Leidenschaften des Umsturzes«, fährt Tissot fort, »sind hauptsächlich die Unmässigkeit, die Ausschweifung, die Faulheit, der Luxus, der Ehrgeiz und die Hoffart«. Er rechnet zu diesen Passionen auch noch die Massenarmuth mit ihren Erscheinungen. »Sicherlich«, bemerkt Tissot weiter, »sind diese Leidenschaften in hervorragender Weise menschlich und können dem einen Jahrhundert nicht in grösserem Maasse zuerkannt werden, als dem andern: sie sind zu allen Zeiten da, weil sie einen Theil des Menschen ausmachen; aber sie können zu gewissen Zeiten mächtiger an den Tag treten, als zu andern Zeiten«. — Die subversiven Leidenschaften, von denen Tissot hier spricht, entspringen allerdings nicht aus den politischen und literarischen Verhältnissen des Tages, sondern aus Fehlern, die theils von den Regierenden, theils von den Regierten begangen werden.

Diese Fehler sind zuletzt immer Ergebnisse wirthschaftlicher Missverhältnisse, andererseits einer schlechten Proportion zwischen Bildung und Besitz. Uebermaass an Reichthum auf der einen, Massenarmuth auf der andern Seite; mangelhafte oder schlechte Bildung des Gemüths, verfehlte, unpassende Cultur des Geistes auf beiden Seiten; — dies betrachten wir als Veranlassung jener Leidenschaften des Umsturzes. Was gibt es für Mittel, diese Leidenschaften zu verhindern? Nur die allgemeinen Mittel wider die Massenarmuth, die naturgemässe Bildung des Verstandes durch gute Schulen, die Veredelung des Herzens, und die Uebung der Gerechtigkeit im Sinne allgemeiner Nächstenliebe.

Wir erkennen der Tagespresse keinen geringen Einfluss auf gewisse Leidenschaften der Menschen zu; aber für sich allein erzeugt sie böse Leidenschaften nicht, weil diese immer vorhanden sein müssen, wenn von schlechter Literatur überhaupt die Rede sein soll. Der Zeitungslärm reisst nur die Kruste weg, unter welcher die Lava hervor quillt; er selbst aber, wie die Lava, verdankt tief sitzenden, chronischen Uebeln seine Entstehung.

In einem jeden Gemeinwesen sind, ausser der Massenarmuth und Ungerechtigkeit, die Stabilität der Regierenden und die Unmässigkeit der Regierten die vorzüglichsten Veranlassungen böser Leidenschaften. »Die erste Pflicht der Regierung ist«, bemerkt Friedrich Ancillon [134]), »den jedesmaligen Zustand der Gesellschaft zu beobachten, zu untersuchen, und sich von den Veränderungen, welche von dem Fort- oder Rückschreiten der Cultur unzertrennlich sind, genau Rechenschaft zu geben. Sie muss die Zeit in ihren Gestaltungen und Phänomenen erkennen, prüfen, abschätzen, und mit Ruhe und Einsicht die Veränderungen in der Gesetzgebung und in die Formen des Staates eintreten lassen, welche der Gestaltung der Gesellschaft und den Erscheinungen der Zeit angemessen sind. Auf diesem Wege allein können die Regierungen, indem sie höher sich stellen, als die Zeit, dieselbe verstehen und leiten lernen, der Neuerungssucht zuvor kommen, in so ferne sie selbst das zur steten Ver-

---

134) Ancillon, F., Zur Vermittlung der Extreme in den Meinungen. Berlin 1828—31. in 8⁰. Bd. I. pag. 241 u. fg.

vollkommenung des Ganzen Erforderliche bedenken, das Leben des Staats mit dem Leben der Einzelnen und der besonderen Stände in Einklang bringen, und wilde Bewegungen in ihrer Geburt ersticken, indem sie die Gesellschaft in die gesetzmässige Bahn sich fortbewegen und weiter vorrücken lassen«. »Eine Regierung«, entwickelt ANCILLON ferner, »die, ihrer hohen Bestimmung uneingedenk, dieses ihr pflichtmässiges Verfahren verkennt und vernachlässigt; die da wähnt, dass Alles um sie her in demselben Zustand beharrt, weil sie selbst unbeweglich steht, die rückwärts geht, wenn Alles vorwärts schreitet, und die Kräfte sowie den Geist des Volks in die enge alte Hülle, die früher ihm genügte, einzwingen will: hat es sich selbst zuzuschreiben, wenn die sich ausdehnenden Kräfte die Formen zersprengen, die sich durch den Lauf der Zeit in Fesseln verwandelt haben«. — Die politischen Leidenschaften der mit der Zeit fortschreitenden Regierten werden durch die Stabilität der Regierenden in grösstem Maasse genährt. Aber, diese Stabilität lässt sich verhindern, wenn die Nation ihre Regierung in kürzeren Zwischenräumen immer erneuert und immer dafür Sorge trägt, dass die Erwählten aus Ueberzeugung dem Fortschritt ergeben sind. Jede Regierung, deren Mitglieder aus einer und derselben Kaste, Rotte oder Familie immer wieder sich rekrutiren, kennt bald nur Ueberlieferungen, an denen sie unerschütterlich festhält, Doctrinen, die der Gemeinschaft schaden und nur ihren Vertheidigern zu nützen scheinen. Alles Böse entspringt aus solchen Ueberlieferungen und Doctrinen, ganze Nationen gehen daran zu Grunde, und Die, welche am festesten an der Thorheit hielten, fallen ihr zum Opfer. Der Fortschritt in der Zeit verhindert sicher und gewiss die Leidenschaften des Umsturzes, und verbürgt das moralische und physische Wohlsein der Gesammtheit.

Die Unmässigkeit, insbesondere die Trunksucht, führt zu moralischem Zerfalle und zur Ausbreitung vieler bösen Leidenschaften. Der Unmässige achtet auch das Grösste und Erhabenste nicht; er beschmutzt es, und sucht, zu sich in den Koth es zu ziehen. Sein schlechtes Beispiel steckt an, und die Gemeinheit verpestet bald Gesellschaften und Familie. Die alte Treue und Biederkeit verschwindet, und Wortbrüchigkeit, Falschheit, Schuftigkeit treten an ihre Stelle.

Vom Laster der Trunkenheit sprechend, sagt DANIEL LANGHANS [135]) unter Anderem: »Es wirkt mit einer ausserordentlichen Kraft auf alle unsere Sinne, und vermehrt sehr stark alle Leidenschaften des Gemüth's. Wie oft sehen wir nicht, dass von Natur sanftmüthige Leute in der Trunkenheit wie rasend werden, dass sie Jedermann mit Gewalt angreifen, oder über Kleinigkeiten in einen solchen Zorn gerathen, dass sie sich bisweilen mit ihren besten Freunden überwerfen, mit andern einen gefährlichen Streit bekommen, der ihnen oft plötzlich das Leben kostet. . . Ein sonst fröhliches Gemüth kann von diesem Laster zuletzt ganz verfinstert, traurig und neidisch gemacht werden. . . Wie oft zwingt nicht dieses Laster Leute, die keine Tugend kennen, die abscheulichsten Thaten gegen ihren Nächsten . . . mit frechem Muth auszuüben, und in einem solchen unglücklichen Augenblicke allen Gefahren eines schändlichen und sehr schmerzhaften Todes sich blos zu stellen,

---

135) LANGHANS, D., Von den Lastern, die sich an der Gesundheit des Menschen selbst rächen u. s. w. Bern 1773. in 8⁰. pag. 31 u. fg.

welches sie ohne Berauschung niemals gewagt hätten, zu thun. Wie entzündet es nicht die Begierden des Menschen zur Wollust und Unkeuschheit, welches dann mit doppelter Macht seine ganze Gesundheit zernichten muss«. — Und über die der Feinschmeckerei und Fresssucht ergebenen Menschen bemerkt MICHAEL VON LENHOSSEK [136]: »Der von Lüsternheit beherrschte Mensch ist ein eben so ekelhaftes wie bedauerungswürdiges Wesen: stets hält ihn seine Schmecklust gefangen, und für nichts hat er Sinn, als für die Ergötzungen seines verdorbenen Geschmacks; jede Beschäftigung, jede Unterhaltung macht ihm lange Weile, wenn sie seiner Begierde keinen Genuss verschafft; die interessantesten Gespräche unterbricht er, ohne auf den Anstand zu achten, durch albernes Geschwätz über diese oder jene Speise; und wenn er seine Leckerbissen aufzählt, ihren Geschmack schildert, da kommt er bei beständiger Bewegung der untern Kinnlade und bei triefendem Munde in Affect. Stillschweigend und auf nichts merkend, was um ihn her sein mag, sitzt er an der beladenen Tafel, und lässt keinen der gekauten und wiedergekauten Bissen hinab gleiten, ohne dabei mit geschärfter Aufmerksamkeit auf den mannigfaltigen Reiz seiner Geschmackswärzchen zu achten; nichts kann ihn von seinem Genusse abziehen, als eine neue Schüssel«. . . — Hier zwei Bilder der Unmässigkeit. Wenn nun Regierungen mittelbar oder unmittelbar die Schwelgerei befördern, muss da nicht die grössere Mehrzahl der Staatsbürger in die Sklaverei des eigenen Wanstes gerathen, in gemeinen Leidenschaften entbrennen, aller Besonnenheit verlustig gehen, moralisch versinken, und Nachkommen der elendsten Art das Leben geben?

§ 29.

Wir haben im Vorhergehenden genügend von den Leidenschaften und Affecten im Allgemeinen, von ihrer Verminderung, Vermehrung, Austilgung und Modificirung gehandelt, dass wir nun im Stande sind, die einzelnen Passionen und Gemüthsbewegungen selbst zu betrachten. Wir eröffnen ihre Reihe mit der Liebe. Seit es Dichter gibt, wird die Liebe besungen, verherrlicht; ein Jeder hat die Liebe im Munde; Alles athmet Liebe, predigt Liebe, strahlt vor Liebe, leidet um Liebe, isst und trinkt aus Liebe, u. s. w. Und doch so viel Spitzbuben, Heuchler, Herzlose, Gauner, Schleicher, Vergifter, Hyänen und Schlangen unter den Menschen! Jeder versteht nämlich unter Liebe etwas Anderes; der ehrliche Dichter, der ehrliche, treuherzige, gute Mensch überhaupt hat davon den richtigen Begriff, einerlei in welche Form er ihn kleidet; die Schufte, die Hartherzigen, die Heuchler u. s. w. lieben nur sich selbst, und ihre ausschliessliche Selbstliebe ist der Beweggrund ihrer Handlungen. Der Liebe sind fast alle Menschen fähig; die guten ebenso der Nächsten- wie der Selbstliebe, die bösen nur der Selbstliebe. Weil nun fast Alle lieben, so ist die Welt voll Liebe, ob auch Einer dem Andern das Mark aus den Knochen saugt und die Haut vom Leibe zieht.

Wäre die menschliche Organisation so vollkommen und die Gesammtheit der äusseren Einflüsse so günstig, dass wahre Liebe *) bei allen Einzelnwesen

---

136) LENHOSSÉK, M. v., Darstellung des menschlichen Gemüths in seinen Beziehungen zum geistigen und leiblichen Leben. Wien 1824—25. in 8⁰. Bd. II. pag. 80 u. fg.

*) Also ein gleiches Maass von Nächsten- und Selbstliebe.

sich erzeugen und festhalten liesse, dann exsistirten die sogenannten bösen Leidenschaften nicht, und der Krieg Aller gegen Alle gehörte zu den Fabeln. Der Grösste der Hebräer, JESUS CHRISTUS, hat in dem »liebe deinen Nächsten wie dich selbst« das richtige Vorbauungs- und Heilmittel wider die bösen Leidenschaften, den Schlüssel zum Himmel auf Erden erkannt. Aber nur wenige Organisationen können durch Erziehung etc. so weit gebracht werden, dieses Schlüssels sich zu bedienen, gut zu sein im wahren Sinne des Wortes.

Die vorzüglichste Aufgabe der Hygieine ist, ausser der Erhaltung des normalen Zustandes, die Vervollkommenung der Organisation. Sie sucht durch alle anwendbaren Mittel physischer und moralischer Natur dies zu bewirken. An sie aber müssen wir uns adressiren, wenn wir das Maass der Nächstenliebe erhöhen wollen. —

»Eine schwache Leidenschaft«, sagt DAVID HUME [137]), »die zu einer starken kommt, ändert den Gemüthszustand nicht so beträchtlich, als eine starke, der eine schwache beigefügt wird«. . . »Der Grad einer Leidenschaft hängt von der Natur ihres Gegenstandes ab; und eine Leidenschaft gegen eine Person gerichtet, die in unsern Augen Ansehen hat, erfüllt die Seele weit mehr, als eine andere, welche eine Person zu ihrem Gegenstande hat, die wir nicht so hoch achten«. — Für die moralische Hygieine, und insbesondere für die Hygieine der Liebe, bietet dieser Ausspruch HUME's mancherlei, da er ein treues Bild des wahren Sachverhaltes ist. Vermöge der Organisation und der Erziehung ist bei dem einen Menschen der Hass, der Neid, der Geiz u. s. w. eine starke Leidenschaft. Wird nun bei ihm durch diesen oder jenen Einfluss Liebe (ich meine hier nicht die Liebe zum weiblichen Geschlecht) angeregt, so ist dies nur eine schwache Leidenschaft und vermag den Bösewicht wenig zu alteriren. Es muss also der Erzieher durch geeignete Mittel physischer und moralischer Art, mit andern Worten: durch ausgezeichnete Pflege des physischen und moralischen Menschen, die Liebe zur stärksten Leidenschaft machen. Der Erzieher soll ferner den Zögling dahin bringen, das nämliche Maass der Liebe allen Mitbürgern gegenüber walten zu lassen, und dasselbe nicht nach äusserem Ansehen der Person zu bestimmen, sondern den Guten aus Achtung, den Bösen, der ja immer nur aus Schwäche und Unvollkommenheit böse ist, aus Mitleid zu lieben.

Wodurch wird aber gewöhnlich die Achtung eines Menschen bestimmt? HUME sagt: »Nichts ist fähiger, uns mit Achtung gegen eine Person zu erfüllen, als seine Macht und sein Reichthum; oder mit Verachtung, als seine Armuth und Schwäche: und da Achtung und Verachtung als Arten der Liebe und des Hasses angesehen werden müssen«. . . — Von Achtung zur Liebe, von Verachtung zum Hass ist nur ein Schritt. Die Erziehung darf daher niemals in dem Zögling Verachtung gegen Mitmenschen erwecken; denn gegentheilig würde sie dem Hasse Thüren und Thore öffnen und der Liebe den Boden entziehen.

Die Gründe, welche HUME für die grosse Hochachtung der Reichen aufstellt, sind zutreffend und beweisen zum Theil das Uebermaass der unter den Menschen herrschenden Selbstsucht und Charakterlosigkeit. »Das Ver-

---

137) HUME, D., Ueber die menschliche Natur. Aus dem Englischen nebst ikritischen Versuchen zur Beurtheilung dieses Werkes von LUDWIG HEINRICH JAKOB. Halle. 1790—92. in 8⁰. Bd. II. pag. 123. u. fg., 146. u. fg.

gnügen«, sagt HUME, »welches wir an den Reichthümern Anderer finden, und die Achtung, welche wir gegen die Besitzer haben, kann drei verschiedenen Ursachen beigemessen werden. Erstlich den Objecten, welche sie besitzen: wie Häuser, Gärten, Equipage; denn da diese an sich selbst angenehm sind, so bringen sie auch nothwendiger Weise eine Empfindung des Vergnügens in Jedem hervor, der sie betrachtet oder ansieht. Zweitens der Erwartung des Vortheils von den Reichen und Mächtigen, wenn wir an ihren Besitzungen Theil nehmen. Drittens, der Sympathie, welche macht, dass wir an dem Vergnügen eines Jeden, der uns nahe ist, Theil nehmen«. — Der dritte dieser Gründe ist der ehrenvollste; doch wirkt er weniger bestimmend, als die andern. Der erste kommt seltener in Betrachtung, als der zweite; denn die meisten Menschen suchen Vortheil durch den mehr Macht und Geld Besitzenden zu ziehen, und bohren sich demnach, Parasiten gleich, in dessen Haut ein; sie verlassen ihn aber, wie Ratten das sinkende Schiff, wenn er an Macht und Reichthümern ärmer wird. Wir sehen, dass hier die Selbstsucht die Ursache der Liebe ist. Es wäre dies nicht der Fall, wenn die Erziehung mehr gegen den Egoismus sich richtete; aber sie pflegt ihn zu begünstigen, an Statt zu vernichten.

Die Liebe überhaupt setzt ein gewisses Maass von Phantasie voraus; ohne dieses ist sie nicht möglich. Da Liebe auch darin besteht, Freude und Leid der Nächsten mit zu empfinden, so macht sie Gegenwart der Einbildung nöthig, weil nur durch diese die Freude wie das Leid eines andern Menschen in die eigenen Zustände übertragen und so durch die eigenen Nerven empfunden werden kann; das heisst: mittelst der Phantasie erzeugen wir ähnliche Verhältnisse in unserem Gehirne etc., wie sie im Gehirne etc. des Nächsten dessen Freude oder Leid bedingten, und empfinden nun diese Zustände. Darum will die moralische Hygieine Entwicklung der Phantasie bis zu einem gewissen und der Natur entsprechenden Grade, und ist allem ausschliesslichen Verstandes-Menschenthum grundsätzlich entgegen.

OTTOMAR DOMRICH [138], welcher die Bedeutung der Phantasie bei der Sympathie ausgezeichnet begreift, beschäftigt sich mit der Untersuchung der Bedingungen, unter denen Mitgefühl stärker erregt wird, und er kommt zu folgenden Ergebnissen: »Mitgefühl wird«, sagt er, »um so häufiger und um so stärker erregt, 1. je leichter wir überhaupt auf Vorstellungen gemüthlich reagiren, je gefühlvoller wir selbst sind. 2. Je ähnlichere Leiden wir selbst erfuhren. . . 3. Je lebendiger die Phantasie ist, welche uns, wenn wir es früher nie waren, in ähnliche Zustände versetzt«. »Je lebhafter«, bemerkt DOMRICH zu diesem Punkte, »wir uns in die Lage eines Unglücklichen hinein denken, um so tiefer fühlen wir mit ihm; je mehr man die Thätigkeit der Phantasie beschränkt, das Gefühl zerlegt und in klares Vorstellen umwandelt, um so schwächer wird die Bewegung des Gemüthes«. — Damit die Menschen gefühlvoll werden, wo sie es noch nicht sind, ist es natürlich erforderlich, ihre Gefühle zu cultiviren. Hierzu sind die häusliche Erziehung, die Schule, die Predigten, das Theater, die Lectüre und passender Umgang die geeigneten Mittel. Der kalte, rechnende Verstand darf die Phantasie niemals überflügeln;

---

138) DOMRICH, O., Die psychischen Zustände und ihre organische Vermittelung in Erzeugung körperlicher Krankheiten. Jena. 1849. in 8⁰. pag. 219.

weil dies aber gegenwärtig immer mehr der Fall ist, darum tritt die Liebe zurück und der praktische Materialismus ist die herrschende Macht. Diesem Scheusal entgegen zu arbeiten wird immer schwieriger, weil eine naturgemässe Moral eher zertreten als anerkannt wird, und weil die Moral der Kirche so wie diese selbst den Egoismus zum Ausgangspunkte hat; das Alte attrahirt nicht mehr und Neues ist officiell nicht vorhanden.

§ 30.

Wir gehen nun zu der Betrachtung der Liebe über, welche zwischen Mann und Weib besteht, also der Geschlechterliebe, der Liebe im eigentlichen Sinne. Diese ist mit die heftigste der Leidenschaften; denn es kommt in ihr der Trieb der Fortpflanzung zum Ausdruck. Sie prägt in mancherlei Formen sich aus, und Einfaltspinsel wollen eine von der Sexualthätigkeit unbeeinflusste Liebe zwischen den beiden Geschlechtern entdecken, die mit der Generation zusammen hängende verdammen: es ist immer eine und dieselbe Liebe, die immer aus der nämlichen Quelle, aus dem Reize der Geschlechter, entspringt.

Es ist vor Allem nöthig, die Liebe normal zu erhalten; und es geschieht dies durch naturgemässe physische und moralische Erziehung, durch Befolgung eines guten diätetischen Regiments während des ganzen Lebens, endlich durch glückliche Ehe.

Wenn auch im Fortpflanzungs-Leben die ausschliessliche Quelle per Liebe zu suchen ist, so darf doch das Streben des Individuums nicht auf den Beischlaf, also die Sinnenlust allein hinaus laufen, sondern es müssen alle Tugenden, deren Urheberin die Liebe ist, durch diese cultivirt werden, und die Erziehung muss es verstehen, vermittelst der Liebe alle edlen Triebe zu befriedigen. Wenn der Preis der Tugend ein holdes Weib ist, und dieser Preis den höchsten Werth hat, dann können wir den Zustand der socialen Gesundheit einen guten nennen. Und wir verbürgen die Erhaltung eines solchen Zustandes, wenn wir die Liebe in ihrer Reinheit bewahren, ihre Verzerrungen verhindern, vor Attentaten sie schützen. Der Schlüssel zu diesem Geheimnisse heisst: Hygieine.

»Die Liebe«, sagt de la Chambre[139]; »ist nicht allein die Quelle aller Leidenschaften, sondern auch alles Guten und alles Bösen, welches die Menschen trifft. Ohne sie gäbe es keine Wissenschaften, die Tugend wäre ohne Anhänger, und die bürgerliche Gesellschaft bestände in der Einbildung. Sie (die Liebe) lässt in uns das Verlangen nach den schönen Dingen erwachen. Wir verdanken ihr alle Güter, welche wir besitzen, und sie kann uns noch die geben, welche uns fehlen. Und wenn sie auch nicht im Stande ist, die nothwendig an das Leben geknüpften Uebel zu verscheuchen, sie kann sie wenigstens mildern, angenehmer und zu Mitteln unserer Glückseligkeit machen«. »Aber, sie ist es auch, welche die Tugenden verdirbt, die Völker ruinirt, die Künste in Verachtung bringt«. . . — Die auf Abwege gerathene Liebe hat überall Staat und Gesellschaft zerstört. Wir wissen von den schrecklichen Wirkungen, welche die Sittenverderbniss in Griechenland und Rom übte, und welche sie heutigen Tags im Oriente übt. Hätten die Völker aller Zeiten Rein-

---

139) de la Chambre, Les characteres des passions. Amsterdam. 1658. in 12⁰. pag. 15.

heit der Sitten, also die Liebe in ihren Schranken erhalten, so wäre keines von ihnen zu Grunde gegangen. Jedes Volk, welches der Zeit trotzen will, muss in Liebe normal bleiben. Die Juden haben dies verstanden; darum exsistiren sie heute noch.

Nach Grossem streben, Grosses leisten, dies wird oft genug erst durch den Impuls einer naturgemässen, also reinen Liebe ermöglicht. »Liebe zum andern Geschlecht«, merkt M. A. WEIKARD[140]) unter Anderem an, »und Umgang mit selbigem, können bei dem Verliebten Hoheit des Geistes, die schönsten Empfindungen, die feinsten Gedanken und Ausdrücke erwecken; sie verhüten oder benehmen Rohheit des Geistes und der Einbildungskraft, und führen durch das Bestreben zu gefallen endlich Sanftheit der Manieren ein. Wer aufhört, verliebt zu sein, wird nach und nach rauh in Manieren, sein Geist rostet, die Einbildungskraft verdorrt oder artet aus«. — Darum halten wir es absolut für geboten, dass ein jeder halbwegs normale Mensch, so bald als seine physischen Kräfte es erlauben, in die Ehe trete und diese nur aus Liebe schliesse.

Es gehört zu den am meisten bekannten Thatsachen, dass die Art der Aeusserung und das Maass der Liebe von den individuellen Verhältnissen in einem nicht geringen Grade bestimmt wird. Alter, Constitution, Temperament, Lebensweise, Beschäftigung und Klima wirken modificirend, und bringen einmal die Liebe stärker zum Ausdruck, ein anderes Mal schwächen sie deren Intensität. Im Grossen und Ganzen hängt der Grad der Liebe genau mit dem Alter und mit dem Stande der Körperkräfte zusammen; im Mannes- und Frauenalter, zur Zeit der Fülle der physischen Kräfte ist die Liebe am stärksten und am meisten begründet; sie nimmt ab in dem Maasse, als der Lebensturgor abnimmt: sie verwandelt im Alter sich in Freundschaft. Um die Liebe so lange wie möglich frisch zu erhalten, ist es erforderlich, die Körperkräfte so lange als möglich in ihrer Blüthe zu erhalten: es geschieht dies durch eine den Grundsätzen der Hygieine entsprechende Lebensweise; diese verhütet frühe Gebrechlichkeit und lässt leicht das Joch des Alters tragen.

Constitution und Temperament sind maassgebend für die Ausdehnung der Liebe; alle Menschen des sanguinischen und cholerischen Temperaments und der entsprechenden Constitution bekunden eine grössere Extensität der Liebe. Was aber die Intensität betrifft, können Menschen des phlegmatischen und melancholischen Temperaments unmöglich den Inhabern der andern Temperamente nachgestellt werden; denn die Erfahrung lehrt, dass sonst normale Individuen ohne Unterschied des Temperamentes für die Liebe empfänglich sind. Lebhafte sind entzündbarer, Phlegmatiker kälter; aber an Innigkeit der Gefühle übertreffen die einen die andern nicht. Den Sanguinikern und Cholerikern wird oft ihr heftiger Trieb zur Umarmung verderblich; sie müssen, wollen sie gesund bleiben, denselben mässigen; dies geschieht durch passende Lebensweise und Selbstbeherrschung.

Manche Beschäftigungsweisen sind der Liebe förderlich, andere wirken mehr oder weniger ihr entgegen. Alle Professionen, bei denen die Phantasie aufgeregt wird, gehören in jene, alle Professionen, bei denen physische und

---

140) WEIKARD, M. A., Der philosophische Arzt. Neue Auflage. Frankfurt am Main. 1798—99. in 8⁰. Bd. III. pag. 172.

moralische Kräfte abgestumpft werden, in diese Klasse. Nach A. Delpech[141]) erlischt durch das immerwährende Handthieren mit Schwefelkohlenstoff der Trieb der sinnlichen Liebe gänzlich. Dichter pflegen für die Liebe empfänglicher zu sein, als Töpfer, und Professoren pflegen mehr Kinder zu erzeugen, als Bauern dies thun. Auch hier wird die wahre Harmonie durch hygieinische Lebensweise hergestellt.

Wer die genügende Menge guter, das heisst: der Organisation angemessener, Nahrung zu sich nimmt, ist zur Liebe disponirt; wer elend, ungenügend sich nährt, hat wenig Neigung zur Liebe, und findet höchstens in der Wollust im engsten Sinne einige Entschädigung für seine Leiden. Je üppiger die Nahrung, desto mehr Neigung zur Wollust, je normaler die Nahrung, desto mehr Disposition zu normaler Liebe, welche nicht auf die Geschlechtstheile ausschliesslich, sondern auf den ganzen physischen und moralischen Menschen sich bezieht.

J. B. F. Descuret[142]) bemerkt, es seien ohne Zweifel die Individuen aller Klassen und aller Beschäftigungsweisen für die Liebe mit allen deren Süssigkeiten, Beunruhigungen u. s. w. empfänglich; aber die Dichter und Künstler, deren Arbeiten eine lebendige, eine brennende Einbildung erforderten, seien zu dieser Leidenschaft ohne Frage viel mehr geneigt, als die Gelehrten und insbesondere die Mathematiker. Die Liebe sei auch, führt Descuret weiter an, die Krankheit der zarten Seelen und Faullenzer. — Ob gerade Mathematiker weniger lieben, als Künstler dies thun, wollen wir des Genaueren nicht untersuchen; die Mathematiker welche, wir kennen lernten, schienen für Liebe gerade nicht ganz kalt zu sein. Aber, es mag für sicher gehalten werden, dass Dichter und Künstler mehr lieben, denn Gelehrte; ob jedoch die lebhaftere Phantasie der Dichter und Künstler allein, oder auch ihre häufig genug ausschweifende Lebensweise mehr zur Liebe sie reizt, dies ist eine Frage, welche wir zu den noch nicht genügend beantworteten zählen. Der Gelehrte bedarf der Phantasie eben so wie der Dichter; er bedarf aber in ungleich grösserem Maasse, als der Dichter, des Verstandes; hierdurch wird die nervenerregende Wirkung der Einbildung bei ihm paralysirt, wogegen bei dem Dichter und Künstler die Einbildung ein Gegengewicht nicht findet. Im Allgemeinen leben die Gelehrten weniger üppig und in Saus und Braus, denn Künstler und Dichter: daher sind sie auch weniger direct zur physischen Liebe gereizt. Es bewirkt, unserer Ansicht nach, nicht nur die mehr ausschliesslich hervortretende Phantasie, sondern auch die Lebensweise bei den Künstlern und Dichtern einen grösseren Trieb zur Liebe überhaupt, zum Beischlaf insbesondere.

Je einseitiger die Gelehrsamkeit, je stereotyper das Individuum, desto weniger Reiz zur Liebe. Wo keine Liebe, dort ist alle Gelehrsamkeit unfruchtbar; denn sie ist dann Product des kalten Verstandes, und, weil ohne den von

---

141) Delpech, A., Mémoire sur les accidents que développe chez les ouvriers en caoutchouc l'inhalation du sulfure de carbone en vapeurs. Paris 1856. in 8⁰.

Tardieu, A., Dictionnaire d'hygiène publique et de salubrité, ou répertoire de toutes les questions relatives à la santé publique ... 2. Auflage. Paris 1862. in 8⁰. Bd. I, pag. 340 u. fg.

142) Descuret, J. B. F., La médecine des passions, ou les passions considérées dans leurs rapports avec les maladies, les lois et la religion. 3. Auflage. Paris 1860. in 8⁰. Bd. II. pag. 160.

der Phantasie verliehenen Schwung, unfähig der Anwendung, unfähig der Entwickelung zu wahrer Philosophie. Der Gelehrte muss lieben, er muss damit die Einbildung rege, lebendig erhalten, will er nicht selbst versteinern und seiner Sache empfindlich schaden. Wir werden dies erläutern, indem wir zunächst folgenden Worten von HENRY THOMAS BUCKLE [143]) Raum geben: »Der Dichter betrachtet die Natur von der Seite der Erregtheit, der Mann der Wissenschaft von der Seite des Verstandes. Aber die Gemüthsbewegungen gehören eben so zu unserem Wesen als der Verstand; sie sind eben so wahr, und wahrscheinlich eben so richtig. Obgleich ihr Gesichtspunkt ein verschiedener ist, so ist er darum kein launenhafter. Sie gehorchen festen Gesetzen, folgen einem geregelten gleichmässigen Lauf; sie verlaufen folgerichtig; sie haben ihre Logik und ihre Methode zu schliessen. Das Dichten ist daher ein Theil des Denkens, einfach darum, weil die Gemüthsbewegungen ein Theil des Geistes sind. Verachtet der Mann der Wissenschaft ihre Lehren, so ist das um so schlimmer für ihn. Er hat nur die Hälfte seiner Waffen, sein Rüsthaus ist nicht gefüllt. Eroberungen mag er machen, seine natürliche Stärke kann den Mängeln seiner Ausrüstung abhelfen. Aber sein Erfolg würde vollkommener und rascher sein, wenn er passend ausgestattet und zum Kampf vorbereitet wäre«. »Wir haben es dahin gebracht, dass unsere Thatsachen über unsere Erkenntniss hinaus gehen und ihr in ihrem Verlaufe zur Last fallen. Die Schriften unserer wissenschaftlichen Anstalten und unserer Männer der Wissenschaft sind bis zum Ueberfluss voll von endlosem kleinem Detail, welches das Urtheil verwirrt und jedem Gedächtniss entschlüpft. Vergebens verlangen wir, dass dies Detail verallgemeinert und geordnet werde. Statt dessen schwillt der Haufe immer an. Wir brauchen Gedanken und erhalten immer mehr Thatsachen. Wir hören fortwährend, was die Natur thut, aber wir hören selten, was der Mensch denkt. Durch den unermüdlichen Fleiss dieses und des vorigen Jahrhunderts sind wir in Besitz einer gewaltigen unzusammenhängenden Masse von Beobachtungen, die mit grosser Sorgfalt aufgespeichert worden sind, aber gänzlich nutzlos bleiben müssen, bis sie unter einer herrschenden Idee verbunden werden. Das wirksamste Mittel, sie zu benutzen, würde sein, der Phantasie mehr Einfluss zu gestatten und den Geist der Dichtung bei dem Geist der Wissenschaft einzubürgern. Hierdurch würden unsere Gelehrten ihre Mittel verdoppeln, statt wie jetzt gelähmt und nur mit ihrem halben Wesen zu arbeiten. Sie fürchten die Phantasie wegen ihrer Neigung, vorschnell Theorieen aufzustellen. Aber ohne Zweifel brauchen wir alle unsere Fähigkeiten zur Verfolgung der Wahrheit; und irgend eine Seite des menschlichen Geistes in schlechten Ruf bringen, lässt sich nicht rechtfertigen«. — Aus diesen Worten BUCKLE's wird die Macht der Einbildung bei Förderung der Wissenschaft klar, und es ergibt sich, dass trockene und phantasielose Verstandesmenschen mehr oder minder traurige Statisten des literarischen Welttheaters sind.

Die Phantasie findet ihre vorzüglichsten Erreger in der Dichtkunst und in der Liebe; beide nützen somit der Wissenschaft und der Erkenntniss; darum muss der Gelehrte, der Philosoph beiden sich widmen. Aber, sowie der

---

143) BUCKLE, H. Th., Geschichte der Civilisation in England. Deutsch von ARNOLD RUGE. 2. Auflage. Leipzig & Heidelberg 1864—65. in 8⁰. Bd. II. pag. 489 u. fg.

Mangel an Phantasie die Erkenntniss beeinträchtigt, so schadet ihr Zügellosigkeit der Phantasie bedeutend. Aus diesem Grunde muss der Gelehrte, der Philosoph in der Ehe leben; die Ehe regulirt durch die in ihr liegende Harmonie von Ideal und Wirklichkeit die Einbildung, und stellt die Producte der Dichtkunst erst in das rechte Licht. —

Körperliche Zustände üben auf die Liebe und diese wieder auf jene den bedeutendsten Einfluss. C. J. Tissot[144]) sagt von den Wirkungen des psychischen Theiles der Liebe zu dem andern Geschlecht: »Der Puls wird lebhafter, die Harnabsonderung und der Blutumlauf gehen leichter von Statten, und mit diesen fast alle übrigen Functionen des Körpers«. »Nicht selten sieht man Krankheiten«, bemerkt er weiter, »von Schwäche, die noch kein Mittel bezwang, einer solchen Anhänglichkeit des Herzens an irgend einen Gegenstand weichen, weil nichts so sehr das Gefässsystem in eine so vortheilhafte und fortdauernde Thätigkeit versetzt, als die Liebe. Eine Menge von Beobachtungen beweist, dass oft nur allein der Besitz der Gegenliebe des geliebten Gegenstandes hinreichte, Menschen, die bis zum Gerippe abgezehrt und dem Tode nahe waren, auf einmal wieder ins Leben zurückzurufen, nicht weniger acute sowohl als chronische Krankheiten gründlich, ohne Mithülfe eines andern Heilmittels zu heben«. Und über die schlimmen Folgen allzu heftiger Liebe spricht Tissot unter Anderem: »Leidenschaftliche Liebe wirkt zunächst auf das Herz, und verursacht eine Anhäufung des Blutes in den Lungen, wodurch beim gehinderten Rückfluss des Blutes nothwendig eine Anhäufung daselbst erfolgen muss. Verschlimmert wird dieser Zustand noch dann, wenn Kleinmuth und Zaghaftigkeit eines solchen Menschen in diesen ohnehin gefahrvollen Augenblicken sich bemächtigen, und dadurch noch eine stärkere Zuschnürung der Gefässe erregt wird. Ausserdem kann der unüberwindliche Drang, ausschliesslich an den geliebten Gegenstand zu denken und mit ihm sich zu beschäftigen, eine gänzliche Zerrüttung des Denkgeschäfts und der Ideenassociation hervor bringen«. — William Falconer[145]) führt unter den Folgen leidenschaftlicher Liebe Herzklopfen an, Fieber, und ein Gefühl von Brennen über die Blutgefässe verbreitet. Albert von Haller[146]) gedenkt gleichfalls dieses Gefühles von Brennen.

Ueber die Wirkungen der Liebe auf die physischen Verhältnisse des Menschen hat Johann Georg Zimmermann[147]) interessante Beobachtungen angestellt; wir setzen einige seiner Worte, die darauf sich beziehen, hierher: »Von der Liebe hat unter allen Leidenschaften, wie ich oft gesehen, der Arzt am meisten zu hoffen, wenn sie befriedigt wird, und am meisten zu fürchten, wenn sie den geringsten Widerspruch leidet. Auf eine betrogene Liebe folgt überhaupt bei Weibern die Verhaltung der Zeiten«. Er belegt dies durch einige von ihm selbst beobachtete Fälle, wo Frauenzimmer in Folge unglücklicher Liebe grosse Störungen der Menstruation und bedenkliche Leiden der Nerven

144) Tissot, C. J., Ueber den Einfluss der Leidenschaften auf Krankheiten und von den Mitteln ihre schädlichen Wirkungen zu verbessern. Aus dem Französischen übersetzt von J. G. Breiting. Leipzig und Gera 1799. in 8⁰. pag. 90 u. fg.

145) Falconer, W., A dissertation on the influence of the passions upon disorders of the body. London 1788. in 8⁰. pag. 11.

146) Haller, A. v., Elementa Physiologiae corporis humani. Lausannae 1757—66. in 4⁰. Bd. V. pag. 582.

147) Zimmermann, J. G., Von der Erfahrung in der Arzneykunst. Zürich 1763—64. in 8⁰. Bd. II. pag. 489 u. fg.

erfuhren. »Die misslungene Liebe«, sagt ZIMMERMANN, »reibt nicht nur den Menschen allmälig auf, sondern sie zeugt auch zuweilen bei gefühlvollen Weibspersonen, ohne sie aufzureiben, die rasende Geilheit, wenn man das Uebel nicht in seiner Wurzel angreifen darf«. — Eine Unzahl von physischen Störungen, wie wir bei beiden Geschlechtern sie beobachten, hängt auf das Innigste mit der Liebe zusammen; jedem Arzte, Psychologen, Erzieher ist diese Thatsache zur Genüge bekannt. Wodurch werden jene Störungen verhütet?

Wir glauben, dass dies auf zwei Wegen bewerkstelligt werden müsse: durch Erziehung zur Vernunft, und durch ein sorgfältiges und umfassendes hygieinisches Regiment. Der normal lebende, wohlerzogene und gebildete Mensch weiss immer was möglich ist und wie weit man gehen kann, ohne wider die Gesetze naturgemässer Sittlichkeit, der Vernunft und der Gesundheit zu verstossen. Er begeht gleich von vorne herein keine Thorheit, stürzt sich nicht in das Wirrsal krankhafter Träume, und lässt der Leidenschaft die Zügel nicht schiessen. Freilich ist auch der Vernünftigste und Besterzogene vor Schändlichkeit und Falschheit Anderer nicht sicher; aber, durch seine Vernunft und normale Lebensweise, durch die sittliche Kraft, welche beide ihm verleihen, widersteht er auch dem heftigsten Anprall und bewahrt seine Gesundheit, oder schützt sich doch vor grösseren Uebeln, welche den Schwachen unbedingt heimsuchen.

Das hygieinische Regiment, von welchem wir oben sprachen, muss frühzeitiges Erwachen des Geschlechtstriebes verhindern, und im vollsten Maasse Keuschheit in Gedanken, Worten und Werken erzielen. Die Mittel, welche hierzu angewandt werden, sind: Regulirung von Nahrung, Kleidung, Wohnung und Hautpflege je nach den individuellen Bedürfnissen, Verhütung des Lesens von Schriften und des Verweilens an Orten und in Gesellschaften, wodurch die Einfalt der Sitten zerstört und ein Reiz erweckt wird, der dem jugendlichen Alter der Natur gemäss gar nicht bekannt sein soll. Anregung höherer geistiger und moralischer Interessen, Erweckung des Sinnes für Wissenschaft, Kunst, gemeinnützige Arbeiten, Pflege der Vaterlands- und Nächstenliebe; diese bezeichnen wir als die wahren abseitens der Diät gelegenen Mittel, Unglück in und durch Liebe zum andern Geschlecht zu vermeiden, oder doch leicht es zu ertragen. Hier offenbart sich wieder die ausserordentlich grosse Bedeutung der Hygieine dem Wohle des Einzelnen und der Gesammtheit gegenüber.

Es nennt JOSEPHUS QUERCETANUS [148]) den Luxus die vorzüglichste Nahrungsquelle der Fleischesliebe. Lasset uns darüber einige Betrachtungen anstellen. — Der Luxus erweckt frühzeitig und im Uebermaasse die fleischliche Lust; eine Thatsache, die felsenfest steht und eines Aufwandes von Nachweisen nicht bedarf. Aber, die ökonomische Seite des Luxus wiegt so schwer, im Culturleben ist die Exsistenz so vieler Millionen von Menschen vom Luxus abhängig, dass es geradezu Mitbürger ermorden hiesse, wollte man den Luxus aus der Welt bannen. Hier kommt es darauf an, nicht den Luxus zu zerstören,

148) QUERCETANI, J., Diaeteticon polyhistoricon; opus utique varium magnae utilitatis ac delectationis, quod multa historica, philosophica, et medica, tam conservandae sanitati, quam variis curandis morbis necessaria contineat. Lipsiae 1615. in 8⁰. pag. 59.

nicht ihn zu befördern, sondern den Stachel ihm zu rauben. Und es geschieht dies, indem auch für ihn das Licht der Vernunft entzündet und damit sein krankhaftes Ueberwiegen verhindert wird.

Der Luxus wird durch Uebermaass die Ursache von Ausschweifung und Entnervung; sein gänzlicher Mangel hemmt den Aufschwung der Gesittung; sein richtiges Maass leistet der Gesittung mächtig Vorschub, ohne Ausschweifung und Laster zu begünstigen. »Betrachtet man aber«, sagt W. E. Hartpole Lecky [149]) »den Luxus andererseits als den Inbegriff aller jener Behaglichkeiten, die nicht zum Lebensunterhalt unerlässlich sind, so ist seine Einführung das eigentliche Zeichen und Maass der Civilisation; und selbst wenn man ihn in seinem allgemeinen aber weniger bestimmten Sinn betrachtet, hat seine Zunahme häufig den Uebergang von einer niedern zu einer höhern Stufe bezeichnet. Er zeigt, dass neue intellectuelle, häusliche und friedliche Geschmacks-Richtungen an die Stelle der rauhen, kriegerischen Gewohnheiten des Halbbarbarenthums getreten sind. Er ist der Erzeuger der Kunst, die Bürgschaft des Friedens, der Schöpfer jener verfeinerten Geschmacks-Richtungen und zarten Empfänglichkeit, die so viel zur Milderung der Lebensbeschwerden beigetragen haben. Ausserdem wird, was in einem Sinne Luxus ist, bald in einem andern Sinne eine Nothwendigkeit«. Und weiter: »Lässt man aber auch die zufälligen Wirkungen des Luxus auf die Bevölkerung ganz bei Seite liegen, so kann doch kein Zweifel sein, dass sein Einfluss auf die Belebung der menschlichen Thatkraft, indem er den materiellen Vortheilen eine neue Anziehungskraft verleiht, zuweilen sehr gross und sehr wohlthätig ist. Denn die Liebe zum Reichthum und die Liebe zur Wissenschaft sind die zwei Haupttriebfedern des menschlichen Fortschritts«. — Hieraus wird der grosse Nutzen des Luxus, wenn dieser in seinen Schranken bleibt, klar; und unsere Ansicht, dass es nöthig sei, den Luxus durch die Vernunft in seinen naturgemässen Schranken zu erhalten, gewinnt eine Stütze. Der Luxus darf nicht weiter gehen, als bis zu dem Punkte, wo er unser physisches und moralisches Wohl noch nicht beeinträchtigt, sondern eher noch befördert. Ueberschreitet er diese Grenze, dann wird er gefährlich, veranlasst Ausschweifung in der Liebe und Entartung.

Ueberwuchern des Luxus und Abwendung seiner schädlichen Folgen, dies wird sicher verhindert, wenn der mächtig gewordenen Vernunft eine eben so mächtige und auf die bürgerliche Gleichheit gegründete Moral zur Seite steht. Das römische Reich bekam durch den Luxus seinen Todesstoss, weil eine solche Moral ihm fehlte. L. M. Moreau Christophe [150]), da er vom Luxus im alten Rom handelt, sagt unter Anderem: »Es ist unmöglich, die Pracht und den Luxus der reichen Römer in ihren Gebäuden, Kleidern, Edelsteinen, Statuen, die ungeheuere Zahl ihrer Sklaven, Freigelassenen oder Klienten, besonders aber den Umfang und Aufwand ihrer Tafeln, sich vorzustellen und dies zu beschreiben. Keines der bekannten Völker ist in dieser Beziehung so weit gegangen«. »Die Verschwendung war die herrschende Krankheit der römischen Vornehmen, der reichen Vornehmen. Bei vielen steigerte diese Krankheit sich bis zum Wahnwitz«. — Hätten die Römer jene

149) Lecky, W. E. H., Geschichte des Ursprungs und Einflusses der Aufklärung in Europa. Mit Bewilligung des Verfassers übersetzt von H. Jolowicz. Leipzig & Heidelberg 1868. in 8⁰. Bd. II. pag. 228.

150) Moreau-Christophe, L. M., Du problème de la misère et de sa solution chez les peuples anciens et modernes. Paris 1851. in 8⁰. Bd. I. pag. 191; 196 u. fg.

auf die Gleichheit der Bürger sich gründende Moral und ein ihr entsprechendes Aequivalent von Vernunft gehabt, es wäre der Luxus niemals die Ursache ihres Siechthums, ihres nationalen Todes geworden. Sie verachteten die Arbeit; sie hielten zur Arbeit Sklaven. Eine Moral im eigentlichen Verstande war somit bei ihnen unmöglich. Die Sklaverei untergrub die Sitten, zerstörte die Familie; es hat auch J. DENIS[151]) schön dies dargelegt. Und ADOLPH BLANQUI, der Aeltere[152]) hat gezeigt, wie die Art der Römer, zu consumiren ohne zu produciren, ihr nationales Leben auslöschte.

Ehe wir den Excurs über den Luxus beschliessen, wollen wir noch einige Mittel, durch deren Anwendung der Luxus in seinen naturgemässen Schranken erhalten wird, betrachten. FRIEDRICH ANCILLON[153]), nachdem er die Licht- und Schattenseiten des Luxus hervor gehoben, sagt unter Anderem: »Alle diese Abwege, auf welche der Luxus gerathen kann, können und müssen vermieden werden. Alle drei können es vermittelst der Erziehung; aber diese bedient sich hierzu verschiedener Mittel. Der erste Abweg wird vermieden durch Sparsamkeit und Klugheit; der zweite durch eine tiefere Einsicht in den Mechanismus des gesellschaftlichen Vereins; der dritte durch Grundsätze der Moral, durch Religiosität und Sinn für feinere, edlere Vergnügungen«. — Sparsamkeit und Klugheit gewinnen gegenwärtig immer grössere Ausdehnung; auch die Zunahme der Einsicht in das Getriebe des gesellschaftlichen Organismus ist eine Thatsache. Aber, mit der Moral will es nicht vorwärts, weil das Priesterthum mit seinen verrotteten Ueberlieferungen, andererseits die bürgerliche Gemeinschaft selbst mit ihrem alle Grenzen überschreitenden Egoismus als die gewaltigsten Hemmnisse sich geltend machen. Und ohne eine, wie wir sie nennen, naturgemässe Moral mit der ihr aequivalenten Menge von Vernunft kann der Luxus in seinen Schranken nicht erhalten werden. —

Zum normalen Leben gehört ein normales Maass von allgemeiner Liebe, von Liebe zum andern Geschlecht und ihrer vollständigen Befriedigung durch Sympathie und Beischlaf. Uebermaass ist eben so verhängnissvoll, wie ein Allzuwenig zur Schädlichkeit wird. Uebermaass erschlafft die physischen und moralischen Kräfte; Allzuwenig reibt um so mehr auf, je empfänglicher das Individuum für die Liebe ist.

Aus dem Missverhältniss der Liebe resultiren physische Krankheiten, Geistesstörungen, Verbrechen, Laster und Selbstmord. Gewisse Leiden, von denen man sagt, sie schlummerten, werden durch jenes Missverhältniss erweckt; mit andern Worten: die Anlagen werden zu Krankheiten ausgebildet. Wir theilen nicht die Ansicht von J. HOPPE[154]), dass zwischen Krankheitsanlage und schlummernden Leiden ein Unterschied bestehe; sondern wir halten Das, was man schlummernde Krankheit nannte, bloss für einen höheren Grad von Anlage. Die Liebe wirkt wie jeder stärkere excitirende Einfluss: sie zerbricht die Decke und macht so dem Strome der Lava Luft.

---

151) DENIS, J., Histoire des théories et des idées morales dans l'antiquité. Paris & Strasbourg 1856. in 8⁰. Bd. II. pag. 152 u. fg.

152) BLANQUI, A., (ainé,) Histoire de l'économie politique en Europe, depuis les anciens jusqu'à nos jours, . . . Paris 1837. in 8⁰. Bd. I. pag. 80 u. fg.

153) ANCILLON, F., Ueber den Geist der Staatsverfassungen und dessen Einfluss auf die Gesetzgebung. Berlin 1825. in 8⁰. pag. 222 u. fg.

154) HOPPE, J, Die schlummernden Krankheiten. Ein Beitrag zur Aetiologie und Präventive. — Zeitschrift für Hygieine, medicinische Statistik und Sanitätspolizei. Herausgegeben von FR. OESTERLEN. Bd. I. [Tübingen 1860. in 8⁰.] pag. 583. u. fg.

J. MOREAU de Tours [155]), nachdem er auf die Nachtheile der verlängerten Enthaltung von physischer Liebe gewiesen, sagt, dass Excesse in der Liebe schnell die cerebrale Empfindsamkeit und die Reizempfänglichkeit der Geschlechtswerkzeuge abstumpfen, das Moralische der Leidenschaft, also die eigentliche Liebe tödten. Die geschlechtliche Sensibilität könne noch einige Energie bewahren; die Bedürfnisse, das Verlangen, sie könnten noch sich geltend machen: aber, zu ihrer Befriedigung reichten die Excitationen nicht hin. — Alle ausschweifend lebenden Menschen verlieren immer mehr der moralischen Gefühle, und werden in demselben Maasse moralisch siech, in welchem sie leiblich als Ruinen sich präsentiren. »Kein Laster«, bemerkt C. A. DIEZ [156]), »rächt sich grausamer und sichtlicher an Körper und Geist, als die übermässige Befriedigung des Geschlechtstriebes, die Wollustsucht. Der Wollüstling, immerwährend beschäftigt mit den obscönen Bildern seiner verdorbenen Phantasie, verliert Lust und Fähigkeit zur Ausbildung seines Herzens und Verstandes, sein Geist stumpft sich ab, verliert Lebhaftigkeit und Energie, sein ungebändigter Trieb reisst ihn hin zu Handlungen, deren Folgen ihn in mancherlei Verlegenheiten und Collisionen setzen, denen früher oder später Reue und Gewissensbisse folgen, da er seine übermässigen Triebe fast immer nur auf unerlaubtem Wege befriedigen kann. Leichtsinn und Charakterlosigkeit, Falschheit und Wortbrüchigkeit sind die Folgen davon. Sein Gemüth stumpft sich ab gegen alle edleren moralischen Gefühle: der Wollüstling ist unempfänglich für Feundschaft und eigentliche wahre Liebe, fühllos und grausam«. . . . — Dies sind die moralischen Folgen des Uebermaasses physischer Liebe, und zwar in erster Reihe; in zweiter Reihe machen Verbrechen und Laster, Geisteskrankheiten und Selbstmord sich geltend, und es hat die Statistik die genauesten Zahlenbelege hierfür beigebracht. —

So wie das Zuviel und das Zuwenig der Liebe nachtheilig auf das ganze moralische Leben wirkt, so zerstört die, wenn wir es sagen sollen, betrügliche Ausübung der Liebeslust die Wohlfahrt der Zeugenden und ihrer Nachkommen. Viele Menschen fürchten die Folgen fruchtbaren Beischlafs; sie wollen aber doch ihren Trieb befriedigen; zu diesem Behufe vollziehen sie den Act so, dass der Same nicht in die Scheide, sondern irgend wo anders hin gelangt. Sie benutzen entweder einen über das Glied gezogenen Condom, oder sie beschlafen die Frau zur Zeit der Menstruation, oder sie reiben den Penis nur an den äusseren Zeugungstheilen des Weibes, ohne in die Scheide zu dringen, etc. Dass dergleichen betrügliche Proceduren körperliche Leiden erzeugen und das moralische Leben destruiren, hat die Erfahrung schon von Alters her gelehrt.

Wir verdanken L. F. E. BERGERET [157]) eine sehr interessante Arbeit über die Nachtheile der bezeichneten Proceduren. Er weist nach, wie bei beiden Geschlechtern eine Zahl von örtlichen und allgemeinen Leiden in Folge des Missbrauchs der Genitalien sich entwickelt; beim Weibe: Entzündung der

---

155) MOREAU DE TOURS, J., La Psychologie morbide dans ses rapports avec la philosophie de l'histoire, ou de l'influence des névropathies sur le dynamisme intellectuel. Paris 1859. in 8⁰. pag. 265 u. fg.

156) DIEZ, C. A., Der Selbstmord seine Ursachen und Arten vom Standpunkte der Psychologie und Erfahrung dargestellt. Tübingen 1838. in 8⁰. pag. 192 u. fg.

157) BERGERET, L. F. E., Des fraudes dans l'accomplissement des fonctions génératrices, dangers et inconvénients pour les individus, la famille et la société. Paris 1868. in 18⁰. pag. 1 u. fg.; 171 u. fg.; 175; 186 u. fg.; 193 u. fg.

Gebärmutter, weisser Fluss, Blutflüsse aus den Geschlechtstheilen, Tumoren, Polypen, Krebs, nervöse Leiden der innern Genitalien, Unfruchtbarkeit etc., beim Manne: Entzündung der Harnröhre, Krankheiten der Prostata, Unfähigkeit zu zeugen; bei beiden Geschlechtern: die verschiedensten Störungen im Nervensystem (manchmal sogar Satyriasis und Nymphomanie), im Herzen, in den Verdauungs-Werkzeugen u. s. w.

Bergeret hebt die Nachtheile hervor, welche aus der Uebung geschlechtlichen Betruges für die Familie und für die Gesellschaft sich ergeben. Er legt dar, wie die Bande, welche den Gatten an die Gattin, den Vater an die Kinder knüpfen, zerrissen werden. »Einer der grössten Schäden«, sagt Bergeret, welche aus den ehelichen Betrügereien für die Familie fliessen, ist der Umstand, dass sie für die Frau eine Schule der Entsittlichung werden. Die Mehrzahl der Frauen, welche ich dem Ehebruch verfallen sah, hatte Männer, welche eheliche Betrügerei übten. Jene Frauen waren anfänglich sehr tugendhaft. Aber, ihre Gatten begingen die Thorheit, in allen Verfeinerungen der Geilheit sie zu unterrichten, und hatten auch noch die fürchterliche Tactlosigkeit, zum Wechsel ihres Vergnügens auf Abenteuer auszugehen, bevor sie mit den Frauen jenes Spiel bis zur Sättigung betrieben hatten; die Frauen aber, deren Sinne nunmehr überreizt waren, deren Eigenliebe eine so tiefe Verletzung erfahren hatte, beendigten mit anderen Männern die Lectionen, welche sie mit ihren Gatten begonnen«.

Für die Gesellschaft sind Bergeret die Nachtheile zweifach: sie sind eine Ursache der Entsittlichung, und sind ein beträchtliches Hemmniss der Zunahme der Bevölkerung. Mit Recht bemerkt er, dass durch die betrügerischen Proceduren die Ausschweifung sehr begünstigt werde; dass deren Uebung im Wesentlichen durch die Leichtigkeit, mehrere Leibhuren*) auf einmal halten zu können, demoralisire, und andererseits auch dadurch, dass das Weib allen Nimbus verliert, der zur Erhaltung guter Sittenzustände so unerlässlich ist; dass die Menschen, entnervt durch so abscheuliche Gewohnheit, ihrer Arbeit den Rücken kehren und den Reiz für die Welt verlieren. Dies ist das Extract seiner Worte.

Bergeret bezeichnet jeden geschlechtlichen Betrug als einen mittelbaren Kindesmord, und er bringt die in Frankreich constatirte Thatsache, dass daselbst die Bevölkerung nicht oder nur wenig zunimmt, mit der Häufigkeit der geschlechtlichen Betrügereien in Beziehung. — Die Aussprüche von Bergeret finden in der täglichen Erfahrung und in der Geschichte den Beweis ihrer vollen Wahrheit.

Was verhindert die geschlechtlichen Betrügereien? Unserer Ansicht nach gute Erziehung, entsprechende physische Ausbildung, Absenz von Ueppigkeit und von Armuth, und das Walten einer naturgemässen Moral. Bestrafung vollzogenen oder versuchten geschlechtlichen Betruges wirkt unterstützend. —

Allzuwenig der physischen Liebe verdreht, wie man zu sagen pflegt, den Menschen häufig genug den Kopf, und zwar in dem Maasse, als wegen ihrer Unterlassung die Fülle in den Geschlechts-Werkzeugen abnimmt. »Alle Organe«, sagt Charles Londe[158]), »sind da, um geübt zu werden. Geschieht dies

*) Maitressen.

158) Londe, Ch., Nouveaux éléments d'hygiène. 3. Auflage. Paris 1847. in 8⁰. Bd. I. pag. 142 u. fg.

nicht, verfallen sie der Abzehrung; die Function, deren Vollzieher sie waren, verlischt; der Mensch erfreut sich nicht mehr der Gesammtheit seiner Fähigkeiten«. — Menschen, welche den Beischlaf ganz unterlassen und auch Unzucht in Gedanken und Handlungen nicht treiben, bemerken nach kürzerer oder längerer Zeit ein mehr oder minder deutliches Atrophiren ihrer Zeugungsglieder, zumal der Hoden; zugleich werden manche ihrer Ideen pervers und legen den Grund zu Verirrungen des Geschlechtstriebes, bei empfänglichen Individuen zu Wahnsinn und Selbstmord. Es mag daher Jeder, der sein volles Wohlsein erhalten will, normal den Beischlaf üben. Unpraktisches, bizarres Wesen, falsche Begriffe von Sittlichkeit, Eigensinn ohne genügenden Grund, Verschämtheit bis zur Uebertreibung, platonische Liebe bis zur Lächerlichkeit, diese und andere Erscheinungen werden bei den Enthaltsamen täglich beobachtet.

Galenos[159]) sagt von den Athleten und Sängern, welche des Beischlafs und der Gedankenunzucht sich enthielten, ihre Zeugungsglieder schrumpften zusammen, verwelkten; er erzählt zugleich von einem seiner Freunde, welcher der Enthaltsamkeit pflegte, aber einen sehr angeschwellten Penis hatte. Kurzum, er berichtet über Veränderungen an den Geschlechtstheilen selbst in Folge der Enthaltung von physischer Liebe. — Es ist begreiflich, dass in gegenwärtigem Falle jede Veränderung an den Genitalien mit tieferen Störungen des Organismus, insbesondere des Nervenapparats zusammenhängt, und dass sie ihrerseits einen bedeutenden Einfluss auf die Constitution der Nerven ausübt. Daraus erklären sich zur Genüge die mancherlei Phänomene, denen wir bei Enthaltsamen begegnen.

Es glaubt Karl Wilhelm Stark[160]), dass die Enthaltung von physischer Liebe den Männern verhältnissmässig weniger nachtheilig sei, als den Weibern, weil sie für jene ein weniger wichtiges Lebensmoment bilde, als für diese. — Dies ist schon von vorne herein für Jeden klar, der nur einigermaassen mit der vergleichenden Anatomie und Physiologie der beiden Geschlechter Bekanntschaft gemacht; denn das Geschlechtsleben des Weibes ist dessen Schwerpunkt, und das Weib wird unglücklich, wenn es nicht zeugt. Man denke an die alten Jungfern, an die Frauen, welche frühzeitig verwittweten u. s. w., und man wird keinen Augenblick Bedenken tragen, die Abstinenz von physischer Liebe für das Weib für viel gefährlicher zu halten, als für den Mann.

»Bei einem arbeitsamen, nüchternen Leben«, sagt Stark, »beugt die Natur durch Wiederaufsaugung des Samens und nächtliche Pollutionen allen daraus entspringenden Nachtheilen vor. Nur, wenn der Geschlechtstrieb bei einer vollsaftigen Constitution und einer üppigen Lebensweise von Aussen und Innen aufgeregt und nicht befriedigt wird, oder, wenn bei an den Geschlechtsgenuss Gewöhnten derselbe plötzlich cessirt, so können wohl die oft und vergeblich sich wiederholenden Congestionen gegen die Geschlechtstheile örtliche Fehler derselben, namentlich Priapismus, Satyriasis, Anschwellungen der

---

159) Galeni, De locis affectis libri sex, Gulielmo Copo Basiliensi interprete. Buch VI. Kapitel 6. — Galeni, Opera, ex octava Juntarum editione. Venetiis (Apud Juntas) 1609. in Fol. Bd. IV. pag. 42 b.

160) Stark, K. W., Allgemeine Pathologie oder allgemeine Naturlehre der Krankheit. Leipzig 1838. in 8°. pag. 611 u. fg.

Venen und des Vas deferens im Samenstrange, so wie Entzündungen desselben und der Hoden, und Desorganisationen dieser Theile veranlassen. Die anfängliche Steigerung der Nerventhätigkeit zieht nach sich Verstimmung des Gemeingefühls, Unruhe, Zügellosigkeit der Phantasie und Schwärmerei, die sich bis zur Verzückung, zum Wahnsinn, zur Melancholie und Tobsucht steigern und selbst in Krämpfe verschiedener Form, welche aber vorzüglich die Rückenmuskeln und untern Extremitäten befallen, ausarten. Zuletzt aber wird allmälig die Nerventhätigkeit geschwächt, und nun erfolgen Lähmungen, Schlagflüsse, schleichende Nervenfieber, Stupidität und Blödsinn«. — Und von den Nachtheilen des unterlassenen Beischlafs bei den Frauenzimmern entwirft Stark folgendes Bild: »Die blosse Unterdrückung des Geschlechtstriebes erzeugt bei ihnen nicht selten Bleichsucht, weissen Fluss, Hysterie, Krämpfe, Melancholie, Mutterweh, und aus vorausgegangenen Entzündungen sich bildende organische Fehler der Geschlechtsorgane, Hydatiden, Polypen, Skirrhen, gleichsam unvollkommene Producte der gesteigerten, aber wegen Mangels an Befruchtung nicht zur Vollendung kommenden Geschlechts-Productivität. Besonders ist dies aber der Fall, wenn durch Liebesgenuss die weibliche Zeugungskraft zwar immerfort geweckt, aber absichtlich oder zufällig ihr Wirken vereitelt wird. Dann sind unordentliche schmerzhafte Menstruation, Blutflüsse, Afterproductionen mancherlei Art, Molen, Haar-, Fett-, Knochen-, Zähnebildungen, Hydatiden, Skirrhen in den Eierstöcken, chronische Entzündungen dieser Organe, der Muttertrompeten und der Gebärmutter, sowie skirrhöse Desorganisationen der Brüste u. s. w. die gewöhnliche Folge; oder ihre Nachtheile äussern sich mehr im sensiblen und Bewegungssystem als Schmerzen, Hysterie, Somnambulismus, Katalepsis, Krämpfe«. — So sprach Stark sich aus.

Vor Allem muss in das Auge gefasst werden, dass Enthaltung von dem Genusse der physischen Liebe, indem sie die genannten körperlichen Gebrechen erzeugt, die Phantasie immer mehr aufregt und das Uebergewicht ihr verschafft. Und darin liegt für das ganze moralische Leben die grösste Gefahr; denn nichts wirkt mehr zerstörend auf alle geistige Thätigkeit, auf alle sittlichen Gefühle, als eine zügellose, durch physische Leiden in ihrem Wuchern beförderte Phantasie. Und das einzige Mittel, die Folgen unterlassenen Beischlafs zu verhindern oder, wenn sie schon eingetreten, in ihrem weiteren Fortschreiten zu hemmen, ist naturgemässe und regelmässige Befriedigung des Geschlechtstriebes, am besten in der Ehe. —

Ueber die Hygieine der physischen Liebe ist schon viel auf Papier geschrieben und gedruckt, sind schon viele Vorträge und Predigten gehalten, viele Bunde leeren Strohes gedroschen worden. So lange die Welt der Menschen besteht, haben immer welche zu viel, andere (doch ihre Zahl war die kleinste) zu wenig fleischlich geliebt; die einen und die andern sind entartet, trotz aller Manuscripte und Bücher, Vorträge und Predigten. Und warum wollten diese Unglücklichen die Stimme der Natur nicht hören, den Beischlaf nicht im Sinne der Gesundheitspflege üben? Aus demselben Grunde, der wo anders als Ursache des Verderbens gleichfalls sich geltend macht: wegen Mangels richtiger moralischer und physischer Erziehung, wegen Verwirrung der Begriffe, wegen Abwesenheit höherer Interessen und wegen Versunkenheit in den praktischen Materialismus. Die Menschen, wegen halber Bildung und schlechter Erziehung durch die Einflüsse der Civilisation bethört, kommen nicht dazu, die aus der Philosophie des Lebens resultirende Oekonomie der Kräfte

und Genüsse zu finden. Und diese Wirthschaft allein ist es, welche das Allzuviel ebenso wie das Allzuwenig mit all deren schlimmen Folgen verhütet, und den Menschen frisch erhält bis in das hohe Alter. Zu ihr aber und zu ihrer Voraussetzung, der Philosophie des Lebens, gelangt man im Allgemeinen nur durch gute physische und moralische Erziehung. Wer die wahre Oekonomie des Lebens inne hat, bedarf nicht der Belehrung über die Frage, wie oft der Beischlaf geübt werden soll; denn er übt den Coitus gerade so oft, als sein naturgemässer, künstlich nicht erhöhter Trieb es fordert.

§ 31.

Die Liebe des Menschen zu sich selbst, der Egoismus oder die Selbstsucht, ist bis zu einem bestimmten Punkte dem moralischen Leben nützlich, über diesen Punkt hinaus aber gefährlich. Der Mensch will sich erhalten; er ist sich selbst der Nächste; er liebt sich und fördert seine Interessen. So lange er dies Alles thut, ohne dem Mitbruder zu schaden, wird Niemand berechtigt sein, den Egoismus zu verdammen; denn er wird in diesem Falle in den Schranken seiner Natürlichkeit bleiben. So wie aber die Selbstsucht die Lebensinteressen Anderer verletzt, wird sie gefährlich und mit Recht vom Sittengesetze verdammt.

Unser ganzes Leben gründet sich auf den Egoismus unserer Mitbürger und unser selbst. »Nicht von dem Wohlwollen des Fleischers, Brauers und Bäckers erwarten wir unser Mittagsmahl«, sagt Adam Smith [161]) »sondern von der Sorgfalt, die sie für ihr eigenes Interesse tragen. Wir wenden uns nicht an ihre Menschenliebe, sondern an ihren Eigennutz, und reden ihnen nie von unsern Bedürfnissen, sondern von ihren Vortheilen vor. Kein Anderer, als ein Bettler, mag gerne ganz von dem Wohlwollen seiner Nebenmenschen abhängen. Ja, auch der Bettler hängt nicht durchaus davon ab. Die Fonds zu seiner Unterhaltung werden ihm zwar in der That durch die Mildthätigkeit zugeführt. Aber diese Triebfeder, von welcher die Mittel, seine Bedürfnisse überhaupt zu befriedigen, herrühren, kann ihm doch nicht jedes einzelne derselben, so wie es bei ihm entsteht, verschaffen. Der grösste Theil von den Nothwendigkeiten des Lebens kommt in seine, wie in die Hände aller übrigen Menschen: durch Verabredung, durch Tausch und durch Handel. Mit dem Gelde, das ihm der eine Mensch gibt, kauft sich der Bettler Brod von einem zweiten. Die alten Kleider, die er von dem einen bekommt, tauscht er gegen andere, besser passende Kleider, oder gegen Wohnung und Lebensmittel, oder auch gegen Geld um, womit er sich Kleider, Wohnung und Speise, so wie er die einen oder die andern nöthig hat, kaufen kann«. — Freilich ist eine zweite Triebfeder der menschlichen Handlungen auch das Wohlwollen, die Sympathie; aber sie steht an Innigkeit und Ausbreitung (leider!) weit hinter dem Egoismus zurück, und bedarf immer eines gewissen, mehr oder weniger starken Anstosses, um in Wirksamkeit zu kommen. Die Selbstsucht ist immer in Thätigkeit; und, weil der unmittelbare Ausfluss des Bestrebens zur Erhaltung der Integrität des Organismus, bedarf sie keiner besonderen Erweckung.

---

161) Smith, A., Untersuchung über die Natur und die Ursachen des Nationalreichthums. Aus dem Englischen der vierten Ausgabe neu übersetzt. 2. Ausgabe. Breslau und Leipzig 1799. in 8⁰. Bd. I. pag. 24 u. fg.

Verläugnung des eigenen Selbst, soweit überhaupt dies möglich ist, und Cultur des Wohlwollens bis zu jenem Grade, der für die Organisation und das Bestehen des Menschen entsprechend ist; dies betrachten wir als eines der wichtigsten Ziele moralischer Hygieine. Wir verlangen nicht, dass der Staatsbürger zu Tode sich hungere und den Zug der Eisenbahn über sich fahren lasse; wir wollen nicht jene Selbstverläugnung, welche die Weiber in Ostindien bestimmt, nach dem Tode ihres Gatten mit dessen Leichnam sich verbrennen zu lassen: wir wünschen nur, dass dort, wo es darauf ankommt, dem Mitbruder zu helfen, das Wohlwollen, die Sympathie an Stelle des überschüssigen Egoismus trete: liebe den Nächsten wie dich selbst; vergesse dich nicht, sei aber um das Wohl des Nächsten eben so besorgt, als um dein Wohl.

Um die Selbstsucht in den naturgemässen Schranken zu erhalten, ist es vor Allem nöthig, den Werth der materiellen Güter so gering wie möglich anzuschlagen und die moralische Harmonie der Menschen unter einander so hoch wie möglich zu schätzen, das Wohlwollen zu erwecken und gute Werke um ihrer selbst willen verrichten zu lernen. Und dies Alles wird nur möglich durch entsprechende Erziehung und durch Bildung des Gemüthes auch ausserhalb der Familie und der Schule.

»Eigennutz«, sagt Adam Ferguson[162]), »macht Menschen zu Nebenbuhlern, und erstickt die Zuneigung; er setzt sie der Aengstlichkeit, der Eifersucht und dem Neide aus«. — Es ist hier von der das Normalmaass überschreitenden Selbstsucht die Rede. In der That erstickt diese alle besseren Gefühle, da sie Alles verläugnet, was jenseits der individuellen Begierden liegt, und eine Vergötterung aller Mittel zur Befriedigung dieser Begierden theils voraussetzt, theils mit sich bringt. In den meisten Fällen wird durch schlechte Erziehung das natürliche Maass von Selbstsucht bis zum Eigennutz krankhaft gesteigert; den Werth der materiellen Güter setzen die schlechten Erzieher zu hoch an, und impfen ihren Zöglingen Anbetung des Geldes und Derjenigen, welche viel davon besitzen, ein. Es gibt Menschen, welche ihre Kinder mit aller Gewalt zur grössten Eigennützigkeit, zur Eifersucht, zum Neide erziehen, alle Liebe zum Nächsten, alle Gefühle der Freundschaft in ihnen auslöschen, im Keime ersticken. Die Zahl dieser Erbärmlichen ist sehr gross, und darum der Eigennutz auch so erschrecklich allgemein, wahre Liebe und Freundschaft so selten. Und hierin liegt die Ursache der immer wuchernden Massenarmuth, der tausend physischen und moralischen Leiden, an denen ganze Schichten der Bevölkerung so unnützer Weise kranken.

Den Egoisten charakterisirt Alibert[163]) also: »Der Selbstsüchtige ist in Wirklichkeit ein antisociales Wesen; er ist ein Sklave, der ohne Unterlass um seine eigene Organisation sich dreht, und kein anderes Gesetz anerkennt, als jenes, welches seine Bedürfnisse ihm vorschreiben; er befindet sich gewissermaassen in der Leibeigenschaft seiner grobsten Begehrungen; er lebt nur in der Gegenwart und verbringt sein ganzes Leben mit der Besorgung seines materiellen Wohlseins; er macht nicht die geringste Anstrengung, um aus dem Kreise der ihn bewegenden Interessen zu treten. Nur die Genüsse des Augen-

---

162) Ferguson, A., Grundsätze der Moralphilosophie. Uebersetzt und mit einigen Anmerkungen versehen von Christian Garve. Leipzig 1772. in 8°. pag. 87.

163) Alibert, Physiologie des passions, ou nouvelle doctrine des sentimens moreaux. 3. Auflage. Paris 1837. in 8°. Bd. I. pag. 27 u. fg.

blicks setzen sein Denken in Arbeit; er hält sich für den ersten und wichtigsten Theil der Schöpfung; Allem zieht er seine unausstehliche Individualität vor; er eignet Alles, was in sein Bereich kommt, sich an«. — Dies ist das wahre Bild eines selbstsüchtigen Menschen, wie es dem Forscher zu jeder Stunde des Tages hundert Mal sich darbietet; es ist der Ausdruck jener das normale Maass überschreitenden Selbstsucht, die dem Aufschwung alles Guten so gefährlich wird, das Elend in der Welt begünstigt, vermehrt, verewigt, und den Geist der Nächstenliebe allgemein nicht Wurzel fassen lässt. Je nach dem Zustande der Sitten und der Bildung eines Volkes, tritt die Selbstsucht mit schärferer oder schwächerer Ausprägung, mit grösserer oder geringerer Intensität hervor, und die Einzelnen zeigen das von Alibert gemalte Bild demgemäss in grelleren oder matteren Farben. Der Egoismus vermindert sich unter der Herrschaft natur-entsprechender Moral; er vermehrt sich in dem Maasse, als diese an Territorium verliert; er vermehrt sich ferner unter dem Einfluss falscher volkswirthschaftlicher Theorieen.

Gegenwärtig tritt der Eigennutz immer mehr in den Vordergrund und schwingt sein Scepter über alle Verhältnisse des Lebens, weil die wahre Moral fehlt und die verderblichen Grundsätze einer falschen öffentlichen Oekonomie allgemein gelten. »Die Mittel zum Genuss zusammen zu raffen«, sagt Friedrich Albert Lange [164]), »und dann diese Mittel nicht auf den Genuss, sondern grösstentheils wieder auf den Erwerb und nochmals auf den Erwerb verwenden: das ist der vorherrschende Charakter unserer Zeit. Würden alle Diejenigen, welche ein mehr als mittelmässiges Vermögen erworben haben, sich aus dem Geschäftsleben zurück ziehen und fortab ihre Musse den öffentlichen Angelegenheiten, der Kunst und Literatur, und endlich einem gebildeten, mit mässigen Mitteln unterhaltenen Lebensgenuss widmen, so würden nicht nur diese Personen ein schöneres, würdigeres Dasein führen, sondern es wäre auch eine hinreichende materielle Basis vorhanden, um eine edlere Cultur mit allen ihren Anforderungen dauernd zu unterhalten und dadurch unserer gegenwärtigen Geschichtsepoche einen höhern Gehalt zu geben, als der des klassischen Alterthums«. — Das Streben, immer zu erwerben und auf Kosten höherer Geistesgenüsse zu sparen, Geld anzusammeln, ist der höchste Grad gemeinen Eigennutzes und trägt die schlechtesten Früchte. Die Einschränkung ist gut bis zu einem bestimmten Punkte; wie diese Grenzlinie aber überschritten ist, wird Einschränkung schädlich, verderblich, führt zur Verhandwerkung der Wissenschaft und der Kunst, tödtet Philosophie und Moral, und zerstört dadurch jede wahrhafte Gesittung. Uebermässiges Sparen, Sparsamkeit am unrechten Orte, die in der Regel Hand in Hand gehen, sind das grösste Hemmniss der Entwickelung aller Institutionen, welche zur Förderung der Gesundheit und Wohlfahrt dienen, die physische und moralische Cultur der Bevölkerung abzwecken. Sie werden aber nicht früher aufhören, schädlich sich zu machen, als bis bessere national-ökonomische Grundsätze, und eine wahre Moral allgemein Anerkennung sich erworben haben werden.

Um den Egoismus auf sein natürliches, dem Einzelnen und der Gesellschaft nützliches Maass zu reduciren, ist es nöthig, nicht nur die national-

---

164) Lange, F. A., Geschichte des Materialismus und Kritik seiner Bedeutung in der Gegenwart. Iserlohn. 1866. in 8°. pag. 504.

ökonomischen Begriffe zu verbessern, sondern auch durch Lehre und Beispiel dem moralischen Gefühle des Wohlwollens die breiteste Unterlage zu erobern. F. H. Th. Allihn [165]) bemerkt mit Recht: »Das Wohlwollen ist im sittlichen Leben Das, was die Wärme ist für das Gedeihen der Thiere und Pflanzen. Wo es im Leben fehlt, wird das Dasein zuletzt unerträglich«. — Mit der Zunahme des Wohlwollens erweitert sich auch der Horizont der Einsicht in alle menschlichen Verhältnisse und in die Maschine des eigenen Selbst; wir erkennen unsere Fehler, unsere Schwächen, und lernen ebenso erklären wie leicht beurtheilen die Fehler und Schwächen unserer Mitbürger. Die Herrschaft des Wohlwollens ist gleich bedeutend mit dem »Himmel auf Erden«, mit der Herrschaft von Gesundheit, Sittlichkeit und Freiheit, von correcten Begriffen über das Mögliche und Unmögliche, und mit der Harmonie der Forderung und der Leistungsfähigkeit.

Der Fortschritt des Wohlwollens und die Zunahme der Erkenntniss menschlicher Dinge, werden unfehlbar auch der Nationalökonomie zu einer besseren Unterlage und zu humanen Grundsätzen verhelfen. Minghetti [166]) sagt, die öffentliche Oekonomie könne eben so wenig wie die andern Wissenschaften mit einem einzigen Schlage in ein geordnetes System gebracht werden; es geschehe dies nur allmälig. — Es wird mit der National-Wirthschaftslehre nur langsamer gehen, als mit andern Wissenschaften, sie wird nur schwer mit der Moral sich einigen, weil einerseits die Vorurtheile ihrer Förderer oft genug das Maass des Gewöhnlichen enorm überschreiten, und andererseits Geld und Wohlwollen wegen der Bestialität des Durchschnittsmenschen einen Compromiss nicht gerne schliessen.

§ 32.

Wir gehen von der Liebe über zum Hass. Wie jede andere Leidenschaft, wurzelt auch der Hass tief in den Verhältnissen der Organisation, und seiner Ausrottung würden dieselben grossen Hindernisse sich entgegen stellen, wie der Vernichtung aller Passionen mit dem Charakter der Heftigkeit. Die moralische Hygieine kann gänzliche Unterdrückung des Hasses nicht wollen; denn diese Leidenschaft entspringt oft genug aus sittlicher Entrüstung: aber, sie lenkt den Hass ab von der Person und lässt ihn wider verabscheuungswürdige Principien seine Richtung nehmen. Da sie die menschliche Natur in all' deren Licht- und Schattenseiten wohl begreift, und weiss, dass die Organismen von jedem geringfügigen Einfluss der Aussenwelt in ihren Gedanken, Gefühlen und Handlungen bestimmt werden, kann sie nicht umhin, das Einzelwesen auf Grund seiner natürlichen Schwäche und Armseligkeit des Hasses gar nicht würdig, sondern nur und ausschliesslich das Mitleid als zulässig zu erklären. Sie sucht dieses Mitleid zur vollen Nächstenliebe auszubilden, und demonstrirt die Unverträglichkeit der Nächstenliebe mit dem Hasse.

In der bürgerlichen Gesellschaft dreht das Leben sich um Principien. Diese sind naturgemässer Moral entweder entsprechend, oder laufen ihr zuwider.

---

165) Allihn, F. H. Th., Die Grundlehren der allgemeinen Ethik nebst einer Abhandlung über das Verhältniss der Religion zur Moral. Leipzig. 1861. in 8⁰. pag. 155.

166) Minghetti, Des rapports de l'économie publique avec la morale et le droit. Traduit par Saint-Germain Leduc. Précédé d'une introduction par H. Passy. Paris. 1863. in 18⁰. pag. 58.

Im ersten Falle soll unsere Liebe ihnen sich zuwenden, im zweiten Falle aber unser Hass sie treffen. Hier ist der Hass in seinem richtigen Strombette; hier wird er dem Wohle der Gesammtheit nützlich; hier macht seine Exsistenz dem Einzelnen und dessen sittlicher Entwickelung nicht sich nachtheilig. — »Ich missbillige jenen Hass nicht«, sagt M. A. WEIKARD [167]), »welcher Laster und Bosheit verfolgt, welcher unsittliche, der Würde und Bestimmung des Menschen zuwider laufende Handlungen unerbittlich angreift, welcher tückische verleumderische Recensenten als böse Buben behandelt, welcher schlechte pflichtvergessene Bürger zu züchtigen sucht. Es ist dies Verabscheuung des Lasters und alles Dessen, was unter der Würde des Menschen ist«. Es ist dieser Hass so lange der Moral und Wohlfahrt gemäss, als er nur das Princip und auf der andern Seite die Besserung der Person im Auge hat.

Es betrachten CHARLES LONDE [168]) und J. B. F. DESCURET [169]) den Hass als einen verlängerten, als einen chronischen Zorn. — Diese Auffassung ist correct, weil Zorn und Hass in ihrer Tendenz durchaus überein stimmen. Wenn beide Leidenschaften im Wesen das Nämliche sind, so muss auch die moralische Hygieine beiden gegenüber ähnlich wirken. In der That lenkt sie auch den Zorn von der Person ab und richtet ihn nach dem Princip, und wünscht für den Zornmüthigen dasselbe diätetische Regiment, wie für den dem Hass Ergebenen.

Immer bleibt das beste Verhinderungs- und Heilmittel des Hasses die Erkenntniss des eigenen Selbst, das Bewusstsein der eigenen Schwäche und Unvollkommenheit, und des Verhältnisses der Aussenwelt zum Menschen. Dies Alles aber erwirbt der Einzelne sich nur ausnahmsweise ohne gute Erziehung. Darum muss auf eine solche auch hier das grösste Gewicht gelegt werden, und man muss mit allen Kräften dahin streben, die Erziehungskunst auf die Naturlehre des Menschen, auf die Hygieine und eine wahre Moral zu gründen, weil nur so es möglich ist, die Leidenschaften in ihren normalen Grenzen zu erhalten.

ALIBERT [170]) fasst den Hass als eines der Elemente unserer sittlichen Constitution auf, und sagt weiter davon: ». . er ist eine dem Menschen zu seiner Erhaltung von der Natur gegebene Waffe. Auch bekundet er einen hohen Grad von Intensität bei den wilden Völkern, welche durch keine gesellschaftliche Einrichtung beschützt sind; man könnte selbst behaupten, dass bei den Wilden der Hass mit der Zunahme ihrer physischen Kräfte wächst«. — Man kann in der That den Hass als eines der Mittel zur Erhaltung des Lebens betrachten; der Wilde dürfte allerdings ohne den Hass wider Personen seiner Feinde nicht sich erwehren, der Civilisirte ohne den Hass wider Principien schlechten Charakters sein staatliches und gesellschaftliches Bestehen nicht sichern. Aus diesem Grunde schon dürfen wir den Hass, so lange er in den

---

167) WEIKARD, M. A., Der philosophische Arzt. Frankfurt am Main. 1798—99. in 8⁰. Bd. III. pag. 189.

168) LONDE, CH., Nouveaux éléments d'hygiène. 3. Auflage. Paris. 1847. in 8⁰. Bd. I. pag. 324.

169) DESCURET, J. B. F., La médecine des passions. 3. Auflage. Paris. 1860. in 8⁰. Bd. II. pag. 3. u. fg.

170) ALIBERT, Physiologie des passions, . . . 3. Auflage. Paris 1837. in 8⁰. Bd. II. pag. 222.

natürlichen Schranken sich hält, nicht verdammen, sondern müssen so ihn reguliren, wie oben angegeben wurde.

Der Einfluss des Hasses auf das körperliche und gemüthliche Leben ist ein sehr beträchtlicher. C. J. Tissot [171]) schildert die Wirkungen des Hasses auf den Leib also: »Sobald ein Mensch das Andenken einer ihm zugefügten Beleidigung immer in und mit sich herum trägt, welches ein beständiges Nahrungsmittel des Hasses wird, so ist er unmittelbar dadurch praedisponirt, in die tiefste Melancholie zu verfallen. Alle Lebensthätigkeit scheint allmälig zu verschwinden: der Blutumlauf geschieht mit äusserster Langsamkeit; Schlaflosigkeit, Mangel an Esslust folgen mit gleichen Schritten«. Tissot berichtet über von ihm selbst beobachtete Fälle, welche die oft grossartige Wirkung von Hass und Widerwillen auf das Gemüth und den Leib glänzend beweisen. »Ich habe öfters Gelegenheit gehabt«, sagt er, »Frauenzimmer von ausserordentlicher Geistesbildung und Cultur zu beobachten, die wegen ihrer höchst sensiblen Constitution nie, ohne heftig afficirt zu werden, den Anblick solcher Physiognomieen ertragen konnten, die ihnen zuwider waren. Den Puls fand ich nach jedem Vorfall dieser Art merklich verändert. Ich erinnere mich noch, der Entbindung einer Frau bei einem der berühmtesten Geburtshelfer in Paris beigewohnt zu haben, die schon seit acht bis neun Stunden in Geburtsschmerzen lag. Der natürlichen Lage des Kindes ungeachtet, geschah folglich die Geburt äusserst langsam. Während dessen gestand die Kreissende dem Geburtshelfer im Vertrauen, dass ihr die Gegenwart eines seiner Zöglinge unausstehlich wäre. Unter einem anständigen Vorwand bat sogleich der Geburtshelfer diesen, sich zu entfernen, weil er wohl einsah, dass die Wehen unter diesen Umständen verhindert werden müssten, worin er sich auch nicht geirrt hatte. Denn kaum hatte dieser Mensch das Zimmer verlassen, so nahmen die Wehen merklich zu, und die Entbindung war in einer halben Stunde vollendet«. — Solche Fälle, wie der eben von Tissot erwähnte, sind mutatis mutandis, in der Welt vielleicht millionen Mal vorgekommen. Immer weisen sie darauf hin, dass die Erziehung des betreffenden Geschöpfes mangelhaft oder schlecht war, indem sie nicht vermochte, Hass und Widerwillen gegen Personen zu verhindern. Wohl erzogene Menschen geben dem Hass wider Mitmenschen nicht Raum, erfahren also keine nachtheilige Beeinflussung ihres Gemüths und ihrer somatischen Verhältnisse durch den Hass.

Werfen wir einen Blick auf die Ursachen des Hasses. Michael von Lenhossék [172]) bemerkt unter Anderem: »Untersucht man die Ursachen, welche Hass und Abscheu gegen andere Menschen erwecken, etwas genauer, so findet man, dass sie nicht selten unbedeutende, keiner Erwähnung werthe Dinge sind, denen unsere Einbildung, unser übertriebener Stolz und Ehrgeiz, unsere überspannte Empfindlichkeit eine hohe, tief kränkende oder beleidigende Bedeutung beilegt. Ein unbedachtsam ausgesprochenes Wort, eine ungewöhnliche Betonung manches Ausdrucks, eine etwas finstere Miene, ein zufälliger Seitenblick, eine geringe Vernachlässigung der Höflichkeitsregeln u. s. w. sind

---

171) Tissot, C. J., Ueber den Einfluss der Leidenschaften auf Krankheiten und von den Mitteln ihre schädlichen Wirkungen zu verbessern. Aus dem Französischen übersetzt von J. G. Breiting. Leipzig und Gera 1799. in 8⁰. pag. 154 u. fg.

172) Lenhossék, M. v., Darstellung des menschlichen Gemüths in seinen Beziehungen zum geistigen und leiblichen Leben. Wien 1824—25. in 8⁰. Bd. II. pag. 522.

im Stande, empfindliche und hochmüthige Menschen zu kränken, zu beleidigen, einen unvertilgbaren Hass und Groll bei ihnen zu erzeugen. Es ist wahrlich eine schwere Aufgabe, mit empfindlichen Menschen oder aufgeblasenen Narren umzugehen, ohne sich der Gefahr auszusetzen, sich ihre Abgeneigtheit oder Feindschaft zuzuziehen«. — Wenn ein Mensch ein allzu grosses Maass lebhafter Phantasie, aber nicht so viel Harmonie intensiver Verstandes- und Gemüthsbildung besitzt, als nöthig ist, um jenes grosse Maass von Einbildung zu beherrschen, seinen schädlichen Einfluss auf den Körper somit zu verhüten: wird er immer mehr oder weniger geneigt sein, eine hohe Meinung von sich zu fassen, an die erbärmliche Schwäche seiner Organisation nicht zu glauben, und von seinen Mitmenschen alle Ehrerbietung, ja Unterwürfigkeit zu fordern. Findet nun seine Selbstüberschätzung und Anmaassung nicht Anerkennung und Befriedigung von Aussen her, so erwacht die Leidenschaft des Hasses und umfasst ihr unglückliches Opfer.

Es wird hieraus klar, dass nur Fehler der Erziehung jene traurige Gemüthsverfassung, jenen Dünkel und Hochmuth veranlassen. Je mehr die Erziehung auf das Aeussere, auf den Schein sich richtet, die Harmonie von Verstandes- und Gemüthsbildung abseits liegen lässt, allzu lebhafte Phantasieen noch steigert, anstatt sie zu dämpfen: desto mehr bereitet sie des fruchtbaren Bodens für den Hass.

Unter allen Thorheiten ist der Rassenhass die grösste. Wo wir dem Rassenhass begegnen, dort dürfen wir Halbbildung, Gemüthsrohheit und Erbärmlichkeit als herrschend annehmen. Einen Menschen wegen seiner Sprache und Nationalität gering schätzen oder gar hassen, ist ein Zeugniss von Armuth des Geistes und von Härtigkeit des Herzens, von Vorurtheil und maassloser Selbstüberschätzung.

§ 33.

Der Zorn wird von Nemesius Emesenus[173]) in drei Arten unterschieden: in die Erhitzung, in den Groll und in die Feindschaft. Wir fassen als Zorn nur die Erhitzung des Nemesius auf; Groll und Feindschaft gehören für uns theilweise in das Bereich des Hasses. Die Erhitzung, wenn wir dieses Ausdrucks uns bedienen sollen, ist jene acute Erregung der Nerven, die durch mehr oder minder heftigen Sturm sich offenbart, wenn den Gefühlen Zwang nicht auferlegt ist.

Zorn, Groll, Aerger, Verdruss sind nahe verwandt, entstehen aus gleichen oder ähnlichen Ursachen, und unterscheiden sich von einander nur durch die Dauer und die Art der Aeusserung. »Verdruss, Aerger und Zorn«, sagt Ottomar Domrich[174]), »entspringen aus Kränkung unseres Ich; diese ist immer mit sehr unangenehmen Gefühlen verbunden. Was den Einzelnen verletzt, richtet sich natürlich nach seinen individuellen Anschauungen, nach dem

173) Nemesius Emesenus, De natura hominis graece et latine. Post editionem Antverpiensem et Oxoniensem, . . . denuo multo, quam antea, emendatius edidit et animadversiones adjecit Christian. Frideric. Matthaei. Halae Saxonum. 1801—02. in 8⁰. pag. 234 u. fg. des griechischen Textes, und pag. 71 der lateinischen Uebersetzung.

174) Domrich, O., Die psychischen Zustände ihre organische Vermittelung und ihre Wirkung in Erzeugung körperlicher Krankheiten. Jena 1849. in 8⁰. pag. 329 u. fg.

Stande seiner Bildung, nach der Art seiner Strebungen, vorzüglich aber nach der Anschauungsweise, wie er sein Ich zu Andern zu stellen gewohnt ist. Daher lacht der Eine über Das, was einen Andern in Harnisch bringt. Am meisten verletzen Spott und Hohn über unsere Persönlichkeit, Widerspruch gegen unsere Ansichten, und Widerstand gegen unsere Strebungen, besonders wenn man darin die Absicht vorsätzlicher Kränkung wahrzunehmen glaubt. Es ist sehr natürlich, dass dadurch das Selbstgefühl verwundet, und das Gemüth in einen Kampf widerstreitender Vorstellungen und Gefühle versetzt werden muss. Die genannten Gemüthszustände sind daher immer gemischt aus dem Schmerz über die erfahrene Beeinträchtigung und aus dem Triebe des dagegen sich auflehnenden Selbstgefühles. Letzteres wird durch die voraus gegangene Reizung entweder abnorm hoch gesteigert und seinem gewaltsamen Durchbruche freier Lauf gelassen, — dann ist in dem lodernden Zorne eine gewisse Lust des entfesselten Triebes; oder es ist verletzt und gemindert zugleich, die zuckenden Bewegungen haben kein Object, gegen welches sie sich wenden könnten, oder werden aus andern psychischen Gründen nieder gehalten, — dann überwiegt die Trauer, wie im Verdruss, im Aerger und Ingrimm«. — Kränkung unseres Ich erfolgt um so leichter, je weniger wir im Stande sind, uns selbst zu beherrschen, eine je höhere Meinung wir von uns selbst haben, je geringer wir unsern Nächsten schätzen, je weniger Verstand und Gemüth bei uns gebildet sind. Es gibt einen Zorn, der auch bei den vorzüglichsten Eigenschaften von Geist und Herz, bei der vollsten Achtung des Nächsten und der genauesten Kenntniss des eigenen Selbst, oder vielmehr gerade wegen dieser Verhältnisse, sich geltend macht: es ist der Zorn, der aus gerechter Entrüstung entspringt, und nicht gegen armselige Personen sich richtet, sondern gegen böse Principien. Allerdings sind immer Personen die Urheber von Principien; wir wissen, wie schwach und gebrechlich das Einzelwesen ist, wie wenig es Stand hält vor dem Richterstuhle einer strengen Kritik: darum wollen wir den Blitzstrahl des Zornes nicht auf das Individuum lenken, sondern die schlimmen Resultate der Thätigkeit des Individuums davon treffen lassen, um den Einzelnen zu bessern. Der gerechte Zorn hat demnach nicht die Tendenz, zu vernichten, sondern zu bessern.

Um diesen sittlichen Zorn möglich, den unsittlichen aber unmöglich zu machen, können wir nur auf die vollste Menschen- und Selbstkenntniss, auf Bescheidenheit, Einfachheit der Lebensweise und Veredelung des Herzens das grösste Gewicht bei der Erziehung legen. Je weniger moralisch vollendet der Mensch, desto mehr zieht er den Mitbruder für dessen Handlungen zur Verantwortung, desto mehr wendet er überhaupt sich an den Menschen, da er für Scheidung des Princips von der Person kein Organ hat.

Derjenige hingegen, welcher durchdrungen ist von der Wahrheit, dass Alles in der Welt mehr oder weniger Täuschung ist; dass die lebenden Wesen Marionetten im grossen Theater sind und nach der Pfeife tanzen, welche von der Summe der Ausseneinflüsse gespielt wird; dass es nicht der Mühe sich lohnt, Wesen zu zürnen, die vom Hauche des Windes krank, vom Stiche einer Fliege getödtet werden, Wesen zu zürnen, denen beim Anblick einer Speise das Wasser im Munde zusammenläuft, beim Verlust eines Hellers die Nase anschwillt, beim Gedanken an den Tod die Schliessmuskel der Blase und des Mastdarms den Dienst kündigen; — der wird auch im gerechten Zorne nicht das Individuum vernichten oder demselben schaden.

L. Annaeus Seneca [175] sagt, die Menschen seien zu gegenseitiger Hülfeleistung geschaffen, der Zorn aber gereiche zum Verderben; er betrachtet den Zorn als etwas wider die Natur Gerichtetes, und nennt ihn eine grosse Plage; er findet in der Erziehung das beste Heil-, in der Ueppigkeit das grösste Beförderungsmittel des Zornes. — Es hängt der Zorn mit dem Unterleibe auf das Innigste zusammen, und wird darum durch Ueppigkeit, und auf der andern Seite durch Krankheiten der Unterleibsorgane mächtig befördert. Menschen, welche an beschwerlichem Stuhlgang, an Stuhlverstopfung leiden, sind zum Zorne sehr geneigt. Darum soll ein Jeder schon frühzeitig Störungen in den Eingeweiden des Bauches vermeiden, indem er ein sorgfältiges diätetisches Regiment zum Ausgangspunkte seines materiellen Lebens macht. Durch Ueppigkeit entstehen Krankheiten der Verdauungswerkzeuge und wird eine grössere Menge Blutes gebildet, als zum normalen Bestehen erforderlich ist; Gründe genug, um besonders bei Menschen sanguinischen, cholerischen wie auch melancholischen Temperaments den Funken der Zornmüthigkeit zur hellen Flamme anzufachen. Die physische Erziehung hat der Leidenschaft des Zornes gegenüber die Aufgabe, durch Leibesübung und geregelte Diät die im Organismus selbst liegenden Ursachen des Zornes zu beseitigen oder doch zu reduciren. Die moralische Erziehung muss dahin streben, dass der Verstand schwerer wiege, als die Phantasie; namentlich soll sie dahin wirken, krankhafte Empfindlichkeit zu verhüten.

Hier und da ist Zorn nicht ohne Nutzen für das Wohlsein; ja, es gibt Menschen, welche erst dann ganz gut sich befinden, nachdem sie sich erzürnten. Aber im Grossen und Ganzen darf man doch oft sich wiederholenden Zorn zu den Schädlichkeiten für das physische und moralische Leben rechnen: er erzeugt körperliche Krankheiten und verdüstert das Gemüth, zerstört endlich das sittliche Verhältniss des Menschen zu seinen Mitbürgern. Die somatischen Wirkungen des Zornes schildert Johann Georg Zimmermann [176] also: »Zuerst wird das Angesicht roth, die Augen blitzen, die Muskeln werden ausgespannt, das Herz schlägt geschwinder, das Blut empört sich und stürmt mit hundert und vierzig Schlägen in einer Minute umher; es entstehen vielerlei Blutstürzungen, die in Weibern, welche ihre Zeiten hatten, auch schon durch die Brustwarzen ihren Weg gefunden, oder durch rothe und braune Flecken sich äussernde Ausgüsse des Blutes unter der Haut. . . Oder das Blut erliegt auch unter der zusammenziehenden Gewalt der Nerven; das Angesicht erblasst, die Stimme erschwacht, der Athem bleibt zurück, die Beine und Hände (Arme) schnattern (schlagen), man fällt in eine Ohnmacht und kann sterben, wenn die Seele bei dem tiefen Gefühle des erlittenen Unbills von ihren Banden sich nicht los winden kann. Man hat auf einen heftigen Zorn auch schon die fallende Sucht, eine tödtliche Darmgicht, ein ungemein heftiges Fieber, und einen plötzlichen Tod erfolgen gesehen«. Und weiter bemerkt Zimmermann: »Mehrentheils tritt auf einen heftigen Zorn die Galle aufwärts in den Magen und erweckt ein Brechen; bei Andern ergiesst sie sich häufiger in die Därme

---

175) Seneca, L. A., Opera quae exstant, integris Justi Lipsii, J. Fred. Gronovii, et selectis variorum commentariis illustrata. Amstelodami 1672—73. in 8⁰. Bd. I. pag. 11 u. fg.; 63 u. fg.; 73 u. fg. — De ira. Buch I. Hauptstück 5.; Buch II. Kap. 18 & 26.

176) Zimmermann, J. G., Von der Erfahrung in der Arzneykunst. Zürich 1763—64. in 8⁰. Bd. II. pag. 440 u. fg.

und erweckt einen glücklichen Durchfall; bei Andern wird sie gar angehalten, tritt in das Blut zurück und erweckt Gelbsuchten, oder fault und zeugt . . Gallenfieber, oder, wenn eine starke Traurigkeit auf den Zorn folgt und die Galle nicht ausgegossen wird, Verstopfungen in der Leber. Weibspersonen geben oft eine ungemeine Menge eines blassen Harns von sich, andere und besonders die hysterische Zunft überfällt plötzlich, wie ich oft gesehen, ein entsetzliches Gliederreissen, oder heftige Magenkrämpfe, Koliken, Blutflüsse aus der Mutter. Ueberhaupt wird der Zorn am meisten durch einen Schlagfluss oder eine Blutstürzung tödtlich«. — Aus dieser Schilderung fliesst, dass die Wirkungen des Zornes auf das körperliche Leben sehr bedeutend sind, und es wohl wünschenswerth sei, der Zornmüthigkeit Nahrung und Raum nicht zu geben.

Wenn Ausbrüche des Zornes oft sich wiederholen, wird der Geist von der Wahrheit, das Gemüth von der Liebe abgelenkt, und der Bedauerungswürdige in einen unheilvollen Kreis getrieben, aus dem zu fliehen in der Regel ihm nicht mehr möglich ist. Der Mensch wird Gegenstand des Hasses, des Abscheues; er zerstört nicht nur seine eigene Wohlfahrt, sondern auch das Glück seiner Familie, indem er theils seinen Nachkommen schlimme Eigenschaften vererbt, theils durch das schlechte Beispiel die Wurzeln ihres sittlichen Lebens unterbindet.

Die Ursachen des Zornes liegen im Organismus und in dessen Umgebung; man kann, wenn man will, in moralische und in physische sie unterscheiden. Mit Recht bringt Lenhossék [177]) die überspannte Einbildung in die innigste Beziehung zum Zorne, und erkennt in ihr für sehr viele Fälle die ausschliessliche Ursache der Zornmüthigkeit. »Die überspannte Phantasie«, sagt Lenhossék im weiteren Verlaufe seiner Betrachtungen, »die zu grosse Meinung von seiner werthen Person, die Hochschätzung seiner Selbst, der übertriebene Ehrgeiz und Stolz, sind die gewöhnlichsten moralischen Ursachen, die zum übermässigen Zorne disponiren. Unzählige Umstände bieten sich dem Hochmüthigen und Ehrgeizigen dar, die sein Gemüth in heftige Bewegung setzen, während der bescheidene, von allen diesen Leidenschaften freie Mann die angenehmste Gemüthsruhe geniesst. Die von verschiedenen Leidenschaften erhitzte Phantasie weiss hunderterlei Gegenstände der Beleidigung zu finden, die dieselbe zum heftigen Zorne reizen: jede mindeste Kleinigkeit, welche die ehrgeizige Erwartung beleidigt, jede versagte Huldigung ist hinlängliche Ursache, dergleichen Geschöpfe zum wüthenden Zorn zu bringen«. — Ein Jeder weiss aus der Erfahrung, dass die Anlage zum Zorne in um so bedeutenderem Maasse angetroffen wird, als die Phantasie thätig ist, ohne vom Verstande genügend beeinflusst zu werden. Hier ist es besonders nöthig, dem Verstande das Uebergewicht zu verschaffen und der Bescheidenheit die breiteste Unterlage zu sichern. Alsdann nimmt die Bescheidenheit gleichmässig mit dem Verstande zu, und die Einbildung gestaltet sich so günstig für die moralische Constitution des Einzelnen, dass die Ansprüche der wirklichen Berechtigung correspondiren.

Wir haben schon oben auf zweckmässige Diät gewiesen und in ihr ein Linderungs- wie Verhütungsmittel des Zornes erkannt. So sehr ein gutes

---

177) Lenhossék, M., Darstellung der menschlichen Leidenschaften in physischer und moralischer Hinsicht. Pesth 1808. in 8⁰. pag. 359 u. fg.

diätetisches Regiment den Zorn in den naturgemässen Schranken erhält, so steigert ihn auf der andern Seite unpassende Lebensweise bis zu der grössten Höhe; insbesondere sind es die geistigen Getränke, welche die in Rede stehende Leidenschaft am meisten befördern.

Man darf Kinder weder an geistige noch an erhitzende Getränke, weder an Gewürze noch an all zu üppige Speisen gewöhnen, und soll allen Jünglingen einschärfen, dass Mässigkeit und Sorgfalt in der ganzen Lebensweise das beste Mittel sei, die Leidenschaften unter die Herrschaft des Willens zu bringen und dadurch das Leben zu verlängern.

§ 34.

Wenn wir dem Zorne und mancher andern Leidenschaft unter Umständen Berechtigung zuerkennen, ja als Mittel zur Erreichung eines und des andern Zweckes im gemeinen Leben, in der Erziehungskunst und in der Medicin gebrauchen: so verdammen wir den Neid unter aller und jeder Bedingung, ob er gleich eine ganz naturgemässe Eigenschaft der thierischen Wesen ist; er verdient mit Recht, als der grösste Feind aller Wohlfahrt und Gesundheit denuncirt zu werden. Paul Dietrich von Holbach[178]) sagt vom Neid, er sei der erbitterte Feind des Verdienstes, der Talente, der Tugenden; er sei eine ungesellige Anlage, welche alle Jene, die Vorzüge und schätzbare Eigenschaften besitzen, verhasst macht.

Ein Mensch, dessen Verstand gebildet, dessen Gemüth veredelt ist, hat während der Processe der Bildung, der Veredelung das wilde Thier abgestreift und einer Lebensanschauung sich versichert, wie sie geeignet ist, die Dinge in dem wahren Verhältniss zu einander zu erkennen. Von Neid ist bei einem solchen, dem Wesen nach Civilisirten nicht mehr die Rede. Um so mehr sind elende Sklaven des Neides alle halbgebildeten Menschen mit rohem, hartem Herzen, wie solche die grösste Mehrzahl in der Bevölkerung ausmachen.

Alle Tage richtet der Neid Schaden an, untergräbt das Glück und die Zufriedenheit, andererseits das körperliche Wohlsein. Wer einen ausgesprochen neidischen Menschen betrachtet. liest von dessen Gesicht nur Krankheit ab. Publius Ovidius Naso[179]) hat die Physiognomie des Neidischen mit den richtigen Farben gemalt, und dieses Bild liefert den Beweis, dass die Leidenschaft des Neides nicht allein mit körperlichen Störungen parallel geht, sondern auch deren Manifestation ist. In der Regel verfallen schwächliche Menschen mit mehr oder minder bedeutenden Störungen in den Unterleibsorganen

---

178) La morale universelle. Ou les devoirs de l'homme fondés sur la nature. Amsterdam 1776. in 8⁰. Bd. I. pag. 175 u. fg.

179) P. Ovidii Nasonis, Metamorphoseon. Buch II. Vers 775 u. fg.

Publii Ovidii Nasonis, Opera ad optimas editiones collata, praemittitur vita ab Aldo Pio Manutio collecta cum notitia literaria studiis Societatis Bipontinae. Biponti 1783. in 8⁰. Bd. II. pag. 68.

»Pallor in ore sedet: macies in corpore toto:
Nusquam recta acies: livent rubigine dentes:
Pectora felle virent: lingua est suffusa veneno
Risus abest; nisi quem visi movere dolores
Nec fruitur somno, vigilacibus excita curis:
Sed videt ingratos, intabescitque videndo,
Successus hominum: carpitque et carpitur una
Suppliciumque suum est«. . . .

dem Neide. Um dieses moralische Uebel bei solchen Bedauerungswürdigen zu mässigen, wird Heilung oder doch Besserung der somatischen Leiden und in vorderster Reihe eine der Individualität sorgfältig angepasste Diät sich erforderlich machen.

Aber auch Einflüsse rein moralischer Art müssen zur Wirksamkeit kommen und von der leiblichen Diät entsprechend unterstützt werden, wenn es davon sich handelt, den Neid zu verhüten oder doch zu mässigen. Und diese moralischen Einflüsse können ihre Quelle nur in einer richtigen Beurtheilung der Welt, des Werthes der Dinge, und vor Allem in einer genauen Kenntniss des eigenen Selbst haben. Niemand ist beneidenswerth; Jeder trägt ein so schweres Kreuz und ist so armselig, dass Neid unmöglich Statt finden darf. Diese und ähnliche Sätze müssen bei Verhütung und Heilung des Neides maassgebend sein.

Wenn unsere hygieinischen und erziehenden Maassnahmen den Charakter stärken, wirken sie mit Sicherheit dem Neide entgegen. ALIBERT[180]) sagt unter Anderem: »Der Neid ist gewöhnlich das Erbtheil der Schwäche; er entspringt fast immer aus der Unfähigkeit, Denen zu gleichen, welche stets Gegenstand unserer Nachahmung sind; er ist das Resultat des Verdrusses, der in uns erweckt wird über das Jenen begegnende Gute, sowie des Missvergnügens, welches wir beim Anblick der mehr oder minder hervorragenden Qualitäten, mit denen die Natur unsere Rivalen ausgestattet hat, empfinden. Diese Leidenschaft ist eine Art verdorbenen Wetteifers; obgleich unzertrennlich von unserer moralischen Constitution, scheint sie doch keinen nützlichen Zweck in der Bestimmung des Menschen zu haben, da sie weder dessen Kräfte befördert noch die Mittel seiner Erhaltung vermehrt«. — Indem wir den Charakter stärken und den Menschen mit den richtigen Begriffen von den Dingen um ihn her und deren Werth für seine Exsistenz erfüllen, ersetzen wir einen guten Theil des von der Natur dem Einzelwesen Versagten, reduciren Habsucht und Egoismus, und vermindern dadurch in dem beträchtlichsten Maasse alle Disposition zum Neide. »Alle Neidige«, bemerkt M. A. WEIKARD[181]), »haben eine besondere Eigenliebe oder Habsucht; und allen fehlt ein Vorzug an Talenten oder andern Gaben. Sie haben es versäumt, ihre Talente auszuarbeiten, oder die Natur hat ihnen gewisse Güter des Körpers oder Gemüthes versagt; daher ist es ihnen nun unausstehlich, an andern Menschen dergleichen Vorzüge wahrzunehmen, oder erhoben zu sehen. Also, nur Jene, deren Verstandes-Fähigkeit enge Grenzen hat, sind mit dem Neide geplagt. Daher sind es nur Kinder, Weiber und seichte Mannsköpfe. Ein grosser, mit Kenntnissen ausgerüsteter Kopf ist selten oder nie mit diesem Schmerz geplagt«. Und ferner sagt WEIKART: »Man sieht den Neidigen ihre grämende Unruhe und ihren Verdruss auf dem Gesichte an; sie sind kummervoll, schlaflos, blassgelb, ohne Esslust, werden endlich träg, mager und elend; sie bekommen Kachexie oder Dörrsucht. Eine üble Erziehung, welche nichts als Selbstsucht und Habsucht einpflanzt, und eine Erziehung, bei welcher Cultur des Kopfes und Herzens versäumt wird, werden für die gewöhnlichsten Ursachen der Ausbrüche des

---

180) ALIBERT, Physiologie des passions, ou nouvelle doctrine des sentimens moraux. 3. Auflage. Paris 1837. in 8⁰. Bd. I. pag. 331 u. fg.

181) WEIKARD, M. A., Der philosophische Arzt. Neue Auflage. Frankfurt am Main. 1798—99. in 8⁰. Bd. III. pag. 198.; 200 u. fg.

Neides zu halten sein«. Endlich lässt er über die Verhinderungs- und Heilmittel des Neides also sich aus: »Man suche solche Menschen dahin zu bringen, dass sie mit wichtigeren Dingen (als Lappalien) sich beschäftigen, und jede Sache in ihrem wahren Werthe betrachten. Man lehre sie die Welt im Grossen kennen. Handwerksneid ist um so geringer und unbedeutender, je grösser die Stadt ist, in welcher man wohnt. Man predige den Neidigen philosophische Kaltblütigkeit. Das Herz solcher Menschen muss gebessert werden. Man schildere ihnen die hässlichen Wirkungen des Neides. Man suche, so viel es möglich, sie verträglich, mitleidig, patriotisch, wohlthätig, wohlmeinend zu machen. Man erwecke Menschenliebe, und errege in ihnen den Wunsch, alle Menschen im Zustande der Vollkommenheit und Glückseligkeit zu sehen«. — Hierzu muss ich bemerken, dass es leider auch Neidhämmel gibt, deren Verstand sehr gebildet ist; aber, was ihnen das charakteristische Schandmal des Neides aufdrückt, ist eine falsche, eine schlechte Erziehung des Gemüthes in lauter Kleinlichkeit und Erbärmlichkeit; eine Erziehung, wie man sie hauptsächlich in kleinen Städten und bei Menschen findet, denen jedes Verständniss des Mitbruders, jede richtige Beurtheilung seiner Handlungsweise abgeht. Solche Leute kennen die Welt nur in der Nussschale und werden von Manifestationen des grossen öffentlichen Lebens, von den grossen socialen Interessen nur durch Bücher unterrichtet. Moralisch bleiben sie demnach Zwerge, und unfähig aller praktischen Philosophie. Ihre Kenntnisse verhelfen ihnen nicht zur Erkenntniss, zu dem Vermögen, die Sache von der Person zu trennen; darum geifern sie Jeden an, der mehr wiegt, als sie selbst, und erblicken ihren Feind in Jedem, der über Lappalien erhaben ist.

Solche Thiere zu bessern, ist schwer, wo nicht unmöglich; man müsste, wollte man mit Erfolg operiren, zunächst eine Zahl kleiner Nester zu einer grossen Stadt zusammenschmelzen, und damit den Gesichtskreis der Bewohner erweitern. Von der immer mehr zunehmenden Bildung wird Manches zu erwarten sein; die Steigerung des Verkehrs durch die Vermehrung seiner Mittel wird viel Gutes im Gefolge haben; — aber, ohne die Herrschaft einer naturgemässen und mit der Geistesbildung vermittelten Moral lässt dauernde Verminderung unsittlicher Leidenschaften, insbesondere des Neides, nicht sich erhoffen.

Die philosophische Kaltblütigkeit (von der so viel gesprochen, die aber so selten begriffen und noch seltener angetroffen, so oft geheuchelt wird), ist die sicherste Schutzmauer wider den Neid. Sie setzt aber philosophisch angelegte Menschen voraus. Wie wenig zahlreich diese Klasse vertreten ist, und wie überwiegend die Pflanzen- und Thiermenschen sind, gehört zu den bekannten Thatsachen. Da immer die Dummheit siegt, die Weisheit immer in die verborgensten Winkel sich zurückziehen muss, wird auch der Neid niemals sich ausrotten lassen.

§ 35.

Der Geiz kennzeichnet seinen Träger als gemeinen Menschen, unfähig jedes Aufschwungs des Herzens, voll von Schwäche gegenüber einer abscheulichen Leidenschaft, die despotisch den Unglücklichen beherrscht. Die Organisation des ausgesprochen Geizigen krankt an irgend einem Orte; der wirkliche Geiz setzt immer gewisse Störungen voraus. Der normale Mensch hat ein be-

stimmtes Maass von Verlangen nach Besitz, aber nicht Geiz; steigert dieses Verlangen sich zur Sucht, so entsteht daraus der Geiz. Ueberall, wo ein Verlangen zur Sucht wird, findet krankhafte Störung Statt. Der Geiz ist Ausdruck von Erkrankung, von Erkrankung eben so ekelhafter wie verächtlicher Art.

Kein Mensch kommt als Geizhals zur Welt; viele Menschen bringen eine gewisse Disposition zur Welt, woraus in Folge schlechter Erziehung und ungeeigneter Lebensverhältnisse der Geiz sich entwickelt. Es steht in unserer Macht, die Ausbildung des Geizes zu verhindern; würde ein Jeder der Vorhergehenden seine Schuldigkeit thun und das Prädicat eines guten, ehrenfesten und edlen Menschen sich erringen: Keiner der Nachfolgenden verfiele der Pest des Geizes!

»Der Geiz«, sagt Daniel Langhans[182]), »ist eines der abscheulichen Laster der Seele, und kann in der That mit allem Recht die Wurzel alles Bösen genannt werden. Er unterdrückt nach und nach in dem Herzen des Menschen alle Liebe gegen seinen Nächsten; man kann ihn im grössten Mangel und Elend ungerührt sehen zu Grunde gehen, und ihm auf eine barbarische Weise allen Beistand und Hülfe in der grössten Noth versagen: ja, wenn der Geizige nur die geringste Hoffnung für sich hat, seine Schätze vermehren zu können, macht er sich gar kein Bedenken, wo er kann, seinen Nächsten . . . zu betrügen. Er beneidet alle Die, welche er in Glück und Wohlstand erblickt, und spottet der Armen, weil sie sein Beispiel, Geld zu erlangen, nicht nachahmen wollen. Keine Handlung ist für ihn zu niederträchtig und zu ehrerührend, die er, um des Gewinnstes willen, nicht mit Lust begeht. Die unersättliche Begierde seiner Seele nach Reichthum, welche alle seine Sinne auf das Stärkste belebt, macht ihn unfähig, an etwas Anderes mit Vernunft zu denken, das nicht dahin zweckt. Sobald er am Morgen aufwacht, fängt er gleich an, nachzuforschen, womit er den Tag hindurch sein Gut um etwas vermehren könne; alles Uebrige aber, wozu ihn bisweilen sein Stand und die Menschlichkeit . . . verbindet, hält er für eine unerträgliche Last, und die Zeit, die er dafür anwendet, für verloren: erreicht er hingegen seinen Zweck, es sei im Kleinen oder Grossen, so schätzt er sich für glücklich«. . . Und weiter bemerkt Langhans: »Was für Beistand und Nutzen soll die menschliche Gesellschaft von einem solchen Menschen hoffen können, der sich selbst um des Geldes willen auf die abscheulichste Weise misshandelt, seine Kinder aus Mangel rechtschaffener Verpflegung und vor Hunger halb verderben lässt, für ihre Auferziehung und künftiges wahre Glück nicht das Geringste anwendet, im Gegentheil aber durch sein schändliches Beispiel und durch Zwang in seine lasterhafte Denkungsart sie einführt; man setze ihn in welche Stelle des menschlichen Lebens es nur sein kann, so wird man bald beobachten, dass er allenthalben gleich unnütz ist, und stets lasterhaft denkt und handelt. Die meisten Laster verschwinden endlich mit den abnehmenden Kräften des Menschen, dass er am Ende seiner Tage tugendhaft und ganz verehrungswürdig der Welt vorkommt, . . . Das Laster des Geizes aber, . . wächst mit dem Abnehmen des Körpers immerdar fort, und behält seine ganze Stärke in den

---

182) Langhans, D., Von den Lastern die sich an der Gesundheit der Menschen selbst rächen u. s. w. Bern 1773. in 8⁰. pag. 221 u. fg.; 224 u. fg.

gefährlichsten und schmerzhaftesten Krankheiten des Leibes, ja im Tode selbst«... — Diese Worte von LANGHANS bedürfen eines Commentares nicht; sie bringen die Alltagserfahrung zum Ausdruck.

So wie alle andern Uebel, an denen die Menschheit krankt, zu Zeiten sich verschlimmern, zu Zeiten sich mässigen, in derselben Weise vermehrt und vermindert sich der Geiz. Die Perioden der Herrschaft des praktischen Materialismus sind zugleich die Zeiträume, in denen der Geiz die grösste Zahl seiner Repräsentanten unter den Zweihändern findet. Wir wissen dies aus der zweiten Hälfte der Kaiserzeit Roms, und wissen es aus der Gegenwart. Dem epidemischen Geize der Wohlhabenden verdanken Millionen aus den armen Klassen ihr fürchterliches Loos, Wissenschaft und Kunst ihre gefährlichste Beeinträchtigung; alle Keime des Guten, Wahren und Grossen werden erstickt, und die Gesittung geht mit schnellen Schritten ihrem Untergange entgegen.

Der Geiz steckt an; aber, er erregt auch Abscheu, wenn er einen höhern Grad erreicht hat. Da indessen nur selten dieser hohe Grad des Geizes angetroffen wird, und das Laster meistens als Filzigkeit, Knauserei sich offenbart: aus diesem Grunde ist es so gefährlich und verbreitet sich so rasch und doch unmerklich.

Zu den Ursachen des Geizes gehören zunächst in der Organisation selbst liegende Verhältnisse, weiter eine falsche Moral oder der Mangel der Moral, und eine falsche Philosophie des Lebens. Eine genaue Bestimmung derjenigen Körperverhältnisse, deren Gesammtheit die Anlage zum Geize man nennen darf, kann nicht leicht ermöglicht werden, weil die Physiologie und Pathologie noch nicht den hierzu erforderlichen Grad der Vollkommenheit erlangt haben. Im Allgemeinen ist es zutreffend, wenn man behauptet, dass solche Menschen, bei denen das melancholische Temperament ausgebildet ist und Störungen in den Functionen der Unterleibsorgane mehr oder weniger in das Gewicht fallen, die dem Geize entsprechende Verfassung haben. J. B. F. DESCURET [183]) bemerkt über die körperliche Anlage zum Geize: »Im Allgemeinen sind die lymphatischen, melancholischen und schlechtsäftigen Individuen mehr zu dieser Leidenschaft geneigt, als die Sanguiniker und die Biliösen«. — Ausser der Constitution und dem Temperamente, bestimmt das Alter die Anlage zum Geiz; in den Jugendjahren findet man die wenigsten, in den Perioden des höheren Alters die meisten Geizigen. DESCURET nennt den Geiz die herrschende Leidenschaft bei den Greisen, den Ehrgeiz die herrschende Leidenschaft im Alter der Reife, die Liebe die herrschende Leidenschaft in der Jugend.

Dass der Geiz im Alter so stark hervor zu treten pflegt, scheint uns zweifach begründet zu sein: einmal markiren alle moralischen Eigenschaften sich um so mehr, je mehr die festen Bestandtheile in der Mischung der Organisation über die flüssigen im Verhältniss hervor treten, und anderntheils verfallen die meisten Menschen, welche in der Jugend in dem Extrem der Verschwendung sich umhertrieben, wenn sie älter werden, in das andere Extrem, in den Geiz. Der Unvernünftige, der Durchschnittsmensch hat weder in der Jugend, noch

---

183) DESCURET, J. B. F., La Médecine des passions ou les passions considérées dans leurs rapports avec les maladies, les lois et la religion. 3. Auflage. Paris 1860. in 8⁰. Bd. II. pag. 277 u. fg.

im Alter die richtigen Begriffe von dem Werthe der Güter; er unterschätzt und überschätzt diesen; darum ist er ein Sklave seiner Thorheit, und gibt, wenn Geiz und Verschwendung die unheilvollen Medien sind, in die er gerieth, der Welt ein elendes Schauspiel, halb Posse, halb Drama.

Menschen, die es verstehen, in Wahrheit jugendfrisch sich zu erhalten, werden im Alter vom Geize nicht unterjocht, ob sie auch körperlich dazu disponirt seien. Und jugendfrisch erhält sich Jeder, der mehr Zeit und Mühe auf Bildung des Verstandes und Veredelung des Gemüthes, als auf pöbelhafte Vergnügungen, Ausschweifungen und Pflege des praktischen Materialismus im Sinne der Nationalökonomie verwendet. Sorgfältige Erziehung, gesunde Lebensanschauung und Nächstenliebe, parallel gehend mit körperlicher Frische, sie bewahren das Alter vor der Pest des Geizes.

Sehr richtig bemerkt Descuret: »Der Geiz ist auch manchmal ein Familienfehler, der, wenn nicht durch das Blut, doch wenigstens durch das Beispiel oder die schlechte Erziehung übertragen wird«. — Das Beispiel und die schlechte Erziehung wirken mit noch viel grösserer Macht, als die körperliche Anlage; denn sie erzeugen oft genug dort Disposition, wo vorher noch keine war, und bilden diese Anlage im weiteren Fortgange ihrer Einwirkung zu dem Uebel selbst aus. Dagegen vermag in den meisten Fällen das gute Beispiel, die gute physische und moralische Erziehung, die Disposition gänzlich auszutilgen. Geizige Eltern erziehen oft verschwenderische, verschwenderische Eltern oft geizige Kinder; weil ein Extrem sehr leicht in das andere übergeht.

Bei Leuten, welche aus traurigen Verhältnissen zu besseren Lebenslagen mit Aufwand aller Kräfte sich emporarbeiteten, kommt der Geiz viel häufiger vor, als bei Jenen, welche einen Wechsel ihrer Situation nicht herbei führten oder nicht herbei führen konnten. Hätte mit dem äussern Glück die Bildung des Geistes zugenommen, und wäre in demselben Maasse das Gemüth veredelt worden, so hätte der Geiz niemals eine Stätte gefunden. Es gilt hier im Kleinen, was anderswo im Grossen seine Geltung hat: die Zunahme des Reichthums hat nur dann für den Menschen Nutzen im Gefolge und bringt nur dann ihm wahrhaft Glück, wenn parallel mit den äusseren Gütern die Güter des Geistes und des Herzens zunehmen; Vernunft und Nächstenliebe erst verleihen dem Reichthum eigentlichen Werth, und bewahren das sittliche Leben vor Störungen.

Helvetius [184]) vergleicht die Geizigen mit den Hypochondristen, welche in immerwährenden Aengsten leben, jederzeit Gefahren sehen, und besorgt sind, dass Alles, was ihnen sich nähert, sie zu Grunde richte. — Diese pöbelhafte und andererseits kindische Besorgniss, welche auf das »vielleicht« und auf das »es könnte« sich gründet, das Leben ihres Trägers und seiner Umgebung in so hohem Grade verbittert, seine Person so unausstehlich macht, entspringt immer aus einer sehr beschränkten Auffassung von Menschen und Verhältnissen; sie ruft tausend Uebel in das Dasein, bringt körperliche Krankheiten und moralische Leiden. Michael von Lenhossék [185]) nennt unter

---

184) (Helvetius,) De l'esprit. Paris 1769. in 8⁰. pag. 244.

185) Lenhossék, M. v., Darstellung des menschlichen Gemüths . . . Wien 1824—25. in 8⁰. Bd. II. pag. 231.

den somatischen Affectionen, welche als Folgen höherer Grade des Geizes und der Habsucht sich zeigen: »ein beständiger gereizter Zustand des Arteriensystems, der einem Zehrfieber nicht unähnlich ist; kurzer, durch häufige Träume, die an das Schlafwachen grenzen, unterbrochener Schlaf, oder gänzliche Schlaflosigkeit; Entkräftung und Muthlosigkeit, die den Geiz, als eine Gattung von Furcht, mit jeder Stunde vermehrt; übele Verdauung und Appetitlosigkeit«. »Unter diesen Umständen«, bemerkt er weiter, »werden die festen Theile erschlafft und die Säfte verdorben; die Secretionen und Excretionen kommen in Unordnung, und der ganze Ernährungsprocess wird gehemmt; es erfolgen Stockungen im Unterleibe, im Pfortadersystem, in der Leber und Milz, worauf Wassersuchten, offenbare Auszehrung, hypochondrische Affectionen, Melancholie, Manie, stilles Delirium oder Wuth, und nicht selten ein unwiderstehlicher Trieb zum Selbstmord. Werden habsüchtige und geizige Menschen durch erlittenen Schaden in Schrecken versetzt, so werden sie nicht selten plötzlich wahnsinnig, oder sterben einen apoplectischen Tod«. — Geisteskrankheiten und Selbstmord finden bei sehr geizigen Menschen öfters Statt, nervöse Affectionen fast bei allen Geizhälsen, und jene oben erwähnte Aufsegung und Besorgniss charakterisirt alle Glieder dieser verächtlichen Sippschaft.

So wie gute Erziehung im Stande ist, die Anlage zum Geize zu tilgen; so ist bei dem einmal ausgebildeten Geize kein Mittel mächtig genug, diese Leidenschaft zu brechen: der vollendete Geiz ist unheilbar. Schon Aristoteles[186]) lehrte diese Wahrheit. Und Plutarchos[187]) weiset darauf hin, dass alle andern Begierden durch den Besitz der begehrten Gegenstände befriedigt, also gemässigt würden, der Geiz aber durch das begehrte Object, das Geld etc., nur Steigerung erfahre; es passe hier der Ausspruch, der an den berühmten Arzt gerichtet wurde: »dein Heilmittel vergrössert die Krankheit«.

Wie innig der Geiz mit dem Ganzen der Organisation zusammen hängt, haben wir theilweise schon angedeutet; wir wollen hier noch einige, das bereits Ausgesprochene ergänzende Bemerkungen uns erlauben. »Bei dem Menschengeschlechte«, sagt Alibert[188]), »ist der Geiz gemeiniglich die Leidenschaft der Schwächlinge; Die, welche er quält, sind in der Regel alt und von schlechten Säften. Er mag weder mit der Fülle der Jugend sich vereinigen, noch mit einer kräftigen und blühenden Constitution; gut organisirte Wesen sind voll des Vertrauens auf ihre Zukunft; sie können nicht sich einbilden, dass eines Tages etwas ihnen fehlen würde. Ich habe beobachtet, dass insbesondere solche Personen, welche mit einem ausgeprägten Fehler im lymphatischen System behaftet waren, weit mehr dem Geiz unterworfen sich zeigten, als solche, bei denen die sanguinische oder biliöse Complexion vorherrschte«. — Diese Worte sind ein treuer Spiegel der Erfahrung: sie leiten zu dem Ver-

---

186) Aristotelis, Ethica. Buch IV. Hauptstück 3.

Aristotelis Stagiritae, Operum nova editio, graece et latine. Aureliae Allobrogorum. (Excudebat Petrus de la Roviere.) 1606—07. in 8⁰. Bd. II. pag. 57 u. fg.

187) Plutarchi, De cupiditate divitiarum libellus.

Plutarchi Chaeronensis, Quae exstant omnia, cum latina interpretatione Hermanni Cruserii, Gulielmi Xylandri. Francofurti 1620. in Fol.⁰ Bd. II. pag. 523.

188) Alibert, Physiologie des passions, ... 3. Auflage. Paris 1837. in 8⁰. Bd. I. pag. 31.

fahren, welches eingeschlagen werden muss, um die Constitution zu bessern: zu einer umfassenden Diät des physischen wie des moralischen Lebens. Und diese Diät vereinigt kräftigende Nahrung, entsprechende Leibesbewegung, Hautpflege und Salubrität der Wohnung, mit Bildung des Geistes und Veredelung des Gemüthes.

§ 36.

Wir zählen die Unduldsamkeit und ihre höhere Potenz, die Verfolgungssucht, zu den gefährlichsten Leidenschaften, und ihre Verhütung wie Heilung zu den schwierigsten Aufgaben der moralischen Hygieine; denn Vernunft und Liebe, die einzigen Bollwerke wider Unduldsamkeit und Verfolgungssucht, lassen nur bei sehr wenigen Menschen in solchem Maasse sich zur Geltung bringen, dass sie das rein Bestialische dauernd überwiegen.

Unduldsamkeit und Verfolgungssucht setzen eine gewisse körperliche Disposition voraus; jene Gesammtverfassung, welche das Substrat heftiger Leidenschaften überhaupt ist und Einseitigkeit in dem moralischen Leben unterhält, diese ist die Constitution der Unduldsamen und der Verfolger.

Eine heftige Gemüthsart ist der Ausdruck solcher Constitution, und Vorurtheile sind das Oel, welches die Lampe der genannten Leidenschaften speiset. Nur Wenige vermögen es, der Vorurtheile sich zu entledigen, nur Wenige sind im Stande, die Herrschaft über sich selbst und die volle Erkenntniss des eigenen Selbst zu erlangen, Liebe an statt Leidenschaft walten zu lassen; darum wird Unduldsamkeit so lange exsistiren, als das Menschengeschlecht, wenn auch die Verfolgung im Laufe der Zeit an Innigkeit und Ausbreitung sich vermindert.

»Der Verstand«, bemerkt W. E. Hartpole Lecky [189]), »kann die Wolken des Vorurtheils durchdringen; in den Momenten seiner Kraft kann er sogar über seine Freiheit frohlocken und triumphiren; doch werden die Begriffe der Kindheit lange im Geiste verborgen bleiben, um in jeder schwachen Stunde, wenn die Spannkraft der Vernunft erschlafft und die Gewalt der alten Ideenassociation überwiegend ist, wieder zu erscheinen. Es ist nicht überraschend, dass sehr Wenige den Muth und die Ausdauer besitzen, um den Seelenkampf aufzunehmen. Die grosse Mehrzahl untersucht entweder niemals die ihr überkommenen Meinungen, oder prüft sie so vollständig unter dem vorherrschenden Einfluss der Erziehungs-Vorurtheile, dass, welcher Art auch die angelernten Lehren sein mögen, sie den Schluss ziehen, dieselben seien so ohne Frage wahr, dass nur eine Verblendung des Urtheils ihre Verwerfung veranlassen könne. Von den Wenigen, die einen Lichtblick von höheren Dingen erlangt haben, kann ein grosser Theil den Kampf nicht aushalten, dem die alten Ideenverbindungen und vor Allem die alte Lehre von der Strafbarkeit des Irrthums eine besondere Bitterkeit verleiht; sie unterdrücken die Stimme der Vernunft, sie wenden sich ab vom Pfade der Erkenntniss, sie erkaufen den Frieden auf Kosten der Wahrheit«. Und weiter sagt Lecky: »Es ist viel leichter anzunehmen, als zu prüfen, viel weniger mühsam zu glauben, als zu zweifeln; es liegt ein solcher Reiz in der Ruhe des Vorurtheils, wenn keine misshellige Stimme die Harmonie des Glaubens stört; es erregt einen durch-

---

189) Lecky, W. E. H., Geschichte des Ursprungs und Einflusses der Aufklärung in Europa. Mit Bewilligung des Verfassers übersetzt von H. Jolowicz. Leipzig & Heidelberg 1868. in 8⁰. Bd. II, pag. 73 u. fg.

dringenden Schmerz, wenn liebevoll gehegte Träume gescheucht und die alten Bekenntnisse aufgegeben werden, dass es nicht überraschen darf, wenn die Menschen ihre Augen dem unwillkommenen Licht verschliessen. Daher die Zähigkeit von Systemen, die seit lange als falsch erwiesen worden sind. Daher die Schwankungen und die Schüchternheit, welche die Forschung der meisten Menschen charakterisirt, die Gleichgültigkeit gegen die Wahrheit und die Hingebung an das Passende, welche bei nicht Wenigen die schönen Hoffnungen wieder verdunkeln, die sie erregten«. — Es werfen diese Worte von LECKY viel Licht auf die Entstehungsart der Unduldsamkeit und der Verfolgung.

Die Organisation des Durchschnittsmenschen entspricht nicht der Entfaltung eines so grossen Maasses von moralischer Kraft, wie es zu völliger Selbstüberwindung und dauernder Selbstbeherrschung sich nöthig macht. Aus diesem Grunde wird Duldsamkeit so selten angetroffen und lässt auch so schwer allgemein sich zur Geltung bringen. Ich meine hier nur die Toleranz aus Ueberzeugung, nicht aber die Duldsamkeit, deren bei trägen und erschlafften Nationen, Stämmen, Familien, Einzelnen nicht selten wir begegnen.

Vorurtheil und Härtigkeit des Herzens, Denkfaulheit und Selbstsucht sind die moralischen, Disharmonieen des Besitzes und der Bildung die socialen Quellen der Unduldsamkeit und weiter auch der Verfolgung. Alle die genannten Verhältnisse wurzeln aber so fest in der Organisation, dass nur eine tief greifende und vielseitige Erziehung in der Familie und in der Schule Besserung zu bringen vermag; denn die Einflüsse der Erziehung bestimmen die Organisation, insbesondere des Nervensystems, inniger als fast alle andern Einflüsse der Aussenwelt.

Man darf mit Recht die Menschen in edle und gemeine unterscheiden; jene sind vortheilhafter für das moralische Leben, diese vortheilhafter für das grob-materielle Leben organisirt; bei jenen finden die Strahlen guter Erziehung den geeigneten Boden und wirken alsbald erwärmend, bei diesen müssen sie lange und intensiv einwirken, bis sie einen gewissen Grad von Wärme erzeugen. »Die gemeinen Seelen«, bemerkt DEGERANDO [190], »werden belästigt durch die Gegenwart des für sie Höheren, erschreckt durch die Rathschläge, der Spur des Höheren zu folgen; sie suchen ihre Sicherheit in der (moralischen) Unthätigkeit, ihre Glückseligkeit in der Trägheit des Geistes; sie haben tausend Vorwände, um wider den Fortschritt sich zu vertheidigen, weil dieser ihnen Arbeit machen würde; zuweilen affectiren sie eine Art von Verachtung gegen den Hervorragenden, um dadurch ihre Eitelkeit zu beruhigen, während sie in ihre Weichlichkeit fallen; sie haben ihren Geist nur, um Unmöglichkeiten zu begreifen, ihre Beredtsamkeit nur, um Hindernisse zu rühmen; sie treiben gewissermaassen einen Cultus der Beschränktheiten. In den Augen gewisser Leute ist das stetige Verhältniss eine Art Ideal von Klugheit und Weisheit; sie verwechseln Unbeweglichkeit und Beharrlichkeit, verdammen jeden Fortschritt als Vermessenheit, jede Hoffnung als Illusion. Man befestigt sich, man beschränkt sich, man verpuppt sich in ein gewissermaassen mechanisches Dasein, wo die einzige Art zu handeln in Fortsetzung des Angefangenen be-

---

190) DEGERANDO, Du perfectionnement moral, ou de l'éducation de soi-même. 3. Auflage. Bruxelles. 1828. in 12° Bd. II. pag. 171. u. fg.

steht, wo man sich selbst bestärkt und aneifert in seinen Irrthümern, in seinem Unrecht, in seinen Schwächen, als ob man durch einen unwiderruflichen Richterspruch dazu verdammt worden wäre, niemals sich befreien zu können: Alles erkaltet, gerinnt, lähmt sich; der Mensch geht in eine Art von Versteinerung über; selbst das Gute, welches man vollbringt, verliert seinen Zauber; die Gewohnheiten treten an Stelle der Gefühle; die Gewandtheit entscheidet; man ist getragen, anstatt thätig zu sein; man dreht immer sich in dem nämlichen Kreise, ohne das Bedürfniss eines Beweggrundes zu haben«. — So sind die Menschen, welche DEGERANDO sehr richtig mit dem Namen von gemeinen Seelen belegt.

Wie verhalten nun solche Menschen sich zur Duldsamkeit? Sie sind nur dann tolerant, wenn ihre Trägheit sie bestimmt, Handlungen zu unterlassen; sie werden aber höchst intolerant, wenn ihre Trägheit gestört wird. Es gibt Bevölkerungen, die aus Trägheit und Beschränktheit liberal sind, die aus Faulheit nicht verfolgen, die aber sofort das Grösste in Verfolgung leisten, wenn ihre Eitelkeit gekränkt, ihr Vorurtheil angegriffen, ihre Gewohnheit alterirt wird.

Die Frage, ob die Unduldsamkeit ganz sich beseitigen lasse, muss mit Nein beantwortet werden. HELVETIUS [191] sagt: »Der Sauerteig der Intoleranz ist gar nicht auszurotten; mithin lässt sich weiter nichts dawider thun, als dass man der Gährung und Wirksamkeit desselben vorbeugt. Mithin müssen ihm, so gut wie dem Diebstahle, strenge Gesetze steuern. Ist die Frage von einem Personalinteresse, so bindet die Intoleranz der Obrigkeit dadurch die Hände, dass sie alle Thätlichkeiten untersagt. Warum lässt sie ihr denn nun die Hände frei, wenn unter der Maske der Religion eben die Intoleranz die grössten Grausamkeiten verüben kann? Die Menschen sind von Natur intolerant. Leuchtet ihnen die Sonne der Vernunft einmal einen kleinen Augenblick, so mögen sie diesen Augenblick ja dazu nutzen, dass sie durch weise Gesetze sich selbst Fesseln anlegen und in die glückliche Unmöglichkeit sich setzen, einander alsdann zu schaden, wenn sie auf's Neue einen Anfall von intoleranter Raserei bekommen sollten. Gute Gesetze können den wüthenden Betbruder so gut, wie den verrätherischen Pfaffen in Schranken halten«. — HELVETIUS bezeichnet nicht mit Unrecht gute Gesetze als Verhinderungsmittel der Unduldsamkeit.

Allein die Ausführung guter Gesetze ist nur möglich unter normalen Verhältnissen der Aufklärung und Sittlichkeit; unmöglich in Zeiten, wo Staat und Gesellschaft verderbt sind, und Kasten die Herrschaft üben. Und auch unter dem Walten der besten Gesetze lässt Intoleranz nicht gänzlich sich ausrotten, weil immer Organisationen es gibt, die nicht vermögen, auch nur einen Theil ihrer Bestialität über Bord zu werfen. Solchen Menschen gegenüber, verhindern strenge Gesetze viel des Unheils, welches sonst aus intolerantem Treiben entspringt.

Die besten Mittel wider die Unduldsamkeit sind das Licht des Geistes und die Wärme der Liebe; und zur Erweckung dieser Mittel dienen sorgfältige Erziehung und richtige Diät.

---

191) HELVETIUS, J. C. A., Hinterlassenes Werk vom Menschen, von dessen Geisteskräften und von der Erziehung desselben. Aus dem Französischen. Breslau 1774. in 8⁰. Bd. I. pag. 360. u. fg.

§ 37.

Wir kommen zum Ehrgeiz. Diese Leidenschaft ist durch sich selbst meistens schädlich, durch ihre Folgen dem gemeinen Besten theils nützlich, theils schädlich. Sie wird für ihren Träger um so verderblicher, je mehr sie sich steigert, je mehr sie zur Ehrsucht wird; sie bringt die Interessen der Gesammtheit um so mehr in Gefahr, je weniger von Nächstenliebe und Vernunft ihrem Inhaber eigen ist. Es ist Regel, dass man dort am meisten Ehrgeiz antrifft, wo, bei lebhaftem Temperament und überwiegender Phantasie, aus Lieblosigkeit der Nächste unterschätzt, aus Mangel an Wissen und an Erfahrung die Wirklichkeit nicht erkannt wird. Fehler in der Erziehung verschulden diese Missverhältnisse, unpassende Einflüsse während des Lebens deren Unterhaltung und Vermehrung. Wie bei andern Leidenschaften, ist auch beim Ehrgeiz Unterschätzung der Aussenwelt und Ueberschätzung des eigenen Selbst die Ursache des Uebels.

Man soll den Ehrgeiz des Menschen zum gemeinen Besten und zum Wohle des Ehrgeizigen selbst benutzen; empor zu streben, und all' seine Kräfte dem Vaterlande und der Gesittung zu widmen, uneigennützig das Beste und Edelste zu vollbringen, der Wahrheit zu dienen, und überall die Wahrheit an den Tag zu fördern, — dies soll der Gegenstand der Ehrgeizes sein. Eine solche Art des Ehrgeizes kann nur erwünscht sein, nur anerkannt und belobt werden. Der Ehrgeiz aber, welcher lediglich aus Selbstsucht entspringt und Gutes, Grosses, Wahres nicht erstrebt, muss verdammt werden.

Vom Standpunkte der moralischen Hygieine erscheint es als Nothwendigkeit, den Ehrgeiz nach wahrhaft sittlichen Zielen hin zu lenken, seine Potenzirung zu Ehrsucht bestimmt zu verhindern, und den ganzen Menschen mit Hülfe umfassender Diät in einen Zustand zu versetzen, in welchem der ehrgeizige Trieb weniger sich geltend machen kann.

Der, wenn wir ihn so nennen sollen, unsittliche Ehrgeiz wirkt stets nachtheilig auf das Gemüth und die Organisation seines Trägers, gefährlich dem gemeinen Besten gegenüber. »Aus dem Laster des Ehrgeizes«, sagt Daniel Langhans [192], »entsteht im Herzen des Menschen, der damit stark behaftet ist, allemal Feindseligkeit, Hass, Verläumdung und Rachgier gegen alle Die, welche ihm ein Hinderniss sind, seine gesuchte Ehre oder Ruhm in der Welt zu erlangen, es sei nun im Kleinen oder Grossen. Er sieht sie deswegen auch als seine grössten Feinde an, und glaubt berechtigt zu sein, ihnen bei allen Gelegenheiten, wo er nur kann, zu schaden, und sie zu unterdrücken«. Und weiter bemerkt Langhans: »Man lasse einen ehrgeizigen gemeinen Mann neben einem seiner besten Freunde um eine Ehrenstelle sich bewerben, die er in seinen Gedanken sehr hoch schätzt; wie bald wird er nicht die ungerechtesten Mittel ergreifen, um dessen Verdienste bei seinem Fürsten zu verkleinern, ihn zu verläumden, und von allen Seiten so zu hintergehen, dass er den Vorzug erhalte. Ist er in einem republikanischen Staate ein wirkliches Mitglied von der Regierung, welche verschiedene Stufen von Ehrenstellen in sich hat, so führt sein unersättlicher Ehrgeiz von einer zur andern bis zur höchsten hin. Aber,

---

192) Langhans, D, Von den Lastern, die sich an der Gesundheit der Menschen selbst rächen u. s. w. Bern. 1773. in 8⁰. pag. 226. u. fg.

ehe er seinen Zweck erreicht, was für unbeschreibliche Mühe und Sorge kostet es ihm nicht; er wird ein Sclave aller Derjenigen, die bei seinen Erwählungen ihre Stimme geben können; er wird ein Schmeichler der Grossen, weil er von ihrem Beistande Vieles hofft; er beugt sich oft vor ihnen auf eine niederträchtige Weise, er lobt alle ihre Handlungen, so ungerecht und schädlich sie immer sein mögen, und opfert bisweilen noch sein ganzes Vermögen, ja sogar seine Kinder auf, die er wider ihren Willen in gewisse Familien verheirathet, welche dadurch seinen Anhang verstärken, wenn er schon vorsieht, dass sie eine unglückliche Ehe führen werden«. — Und welches Beispiel gibt ein solcher hündisch kriechende Mensch? Wie zerstört er, wenn seine Wünsche nicht erfüllt werden, seine Gesundheit und damit auch das Wohl der von ihm noch zu zeugenden Nachkommen, indem er ununterbrochen dem Aerger, dem Neide und andern höchst pöbelhaften Leidenschaften sich hingibt? Dürfen wir uns wundern, dass wir den unsittlichen Ehrgeiz so weit verbreitet, den sittlichen so selten finden, wenn das schlechte Beispiel der Eltern die Kinder ansteckt, und die Alten mit allen zu Gebote ihnen stehenden Mitteln die Ehrsucht der Jungen erwecken, und stets als ein treffliches Resultat der Erziehung es betrachten, wenn die Nachkommen rücksichtslos die Forderungen ihrer Eitelkeit und ihres Durstes nach Auszeichnung befriedigen, die Edelsten und Besten brutal über den Haufen rennen, und vor Selbstüberschätzung und Egoismus fast platzen?

Es werden die Ehrgeizigen von Helvetius [193]) in zwei Klassen geschieden. »Es gibt«, sagt er, »unglücklich angelegte Menschen, welche, dem Glücke des Nächsten feindselig gegenüber, hohe Stellungen wünschen, nicht um deren Vortheile zu geniessen, sondern um das einzige Vergnügen der Unglücklichen zu eigen sich zu machen, um die Menschen zu quälen und über deren Missgeschick sich zu freuen. Diese Art von Ehrgeizigen hat einen den Scheinheiligen sehr ähnlichen Charakter«. . . »Die Zahl dieser Ehrgeizigen ist sehr klein; in der Seele dieser Menschen liegt weder Grosses noch Nobles; man findet sie vertreten nur unter den Tyrannen; und, wegen der Natur ihres Ehrgeizes, sind aller Freuden sie baar«. Zu der zweiten von ihm unterschiedenen Art der Ehrgeizigen rechnet Helvetius das Heer der Ehrgeizigen, die grosse Mehrzahl dieser Gattung. — Zum grossen Glücke für die Menschheit sind jene Bösewichte, welche von Helvetius als die eine Art der nach Ehre Durstenden bezeichnet werden, nur spärlich vorhanden. Aber, ihre Zahl vermehrt sich mit der Zunahme sittlicher Verderbniss, mit der Ausbreitung des Despotismus, mit dem Wachsen der Unterthänigkeit und der Finsterniss auf dem Gebiete des Geistes. Ueberall, wo Pfaffenherrschaft die Moral und Despotismus das geistige Leben ruinirt, bilden die schlechten Seiten des Menschen sich aus, und der Sinn für das Gute, Grosse und Wahre schrumpft zusammen; unter solchen Verhältnissen nun kommt jener absolut menschenfeindliche Ehrgeiz zur Ausbildung und findet eine beziehungsweise grosse Menge von Repräsentanten.

»Verderblich ist der Ehrgeiz in einer Republik«, bemerkt Montesquieu [194]). »Er hat gute Wirkungen in der Monarchie; er gibt dieser Regierungsform das Leben«. — Alle Republiken sind durch den Ehrgeiz zu

---

193) (Helvetius), De l'esprit. Paris. 1769. in 8⁰. pag. 251. u. fg.

194) (Montesquieu), De l'esprit des lois. Nouvelle édition, revue, corrigée & considérablement augmentée par l'auteur. Amsterdam 1784 in 12⁰. Bd. I. pag. 50. (Oeuvres de monsieur de Montesquieu. Amsterdam. 1785. Bd. I.).

Grunde gegangen, alle Monarchieen durch diese Leidenschaft centralisirt, und zuletzt in Despotieen verwandelt worden. Der Ehrgeiz maassgebender Personen ist stets der gefährlichste Feind aller Freiheit; er vermag unter Umständen der allgemeinen Wohlfahrt zu nützen, aber weniger durch sich selbst, als vielmehr durch seine nicht beabsichtigten Folgen.

Zum Gedeihen einer jeden Republik ist vor Allem die Ausbildung der Persönlichkeit nöthig; in der Despotie exsistirt das Individuum nur als Ziffer, nicht als moralisches Wesen. Die Republik gibt dem Ehrgeize aller Bürger Raum, die Despotie nur jenem Einzelner; dort wird Ehrgeiz nicht immer gefährlich, weil er in den ausgebildeten bürgerlichen und menschlichen Tugenden seine Compensation findet; in der Despotie aber wird er durch Tugenden nicht alterirt, und nimmt aus dieser Ursache die grössten, dem allgemeinen Wohle gefährlichsten Dimensionen an.

Sind in einer Republik die Sitten nicht verderbt, so zeigt sich überall eine Fülle natürlicher Kraft, ein Drang zur Thätigkeit, zum Handeln, der, wenn vernünftig regulirt, nicht durch sckrankenlosen Ehrgeiz, sondern durch Wahrnehmung des gemeinen Besten und dessen intensive Förderung sich ausdrückt. Willenskraft charakterisirt den freien Bürger, Mangel an Willen, Trägheit den Knecht. Die Ehrsucht Einzelner scheitert an der Willenskraft Aller; nur der sittliche Ehrgeiz findet bei der Willenskraft seine Stätte. Der Willenlosigkeit, der Trägheit gegenüber verhält die Ehrsucht sich als fürchterlicher Parasit. »Starke Antriebe«, bemerkt John Stuart Mill [195]), »sind nur ein anderer Name für Willenskraft. Man kann diese auf schlechte Zwecke wenden; allein mit einer willenskräftigen Natur lässt sich unter allen Umständen mehr Gutes ausrichten, als mit einer trägen und stumpfen. Mit einem starken natürlichen Gefühl geht die Möglichkeit eines vollkommen gebildeten Gefühls Hand in Hand. Die Stärke der Empfänglichkeit, die unseren Antrieben ihre Lebendigkeit und Kraft verleiht, ist zugleich die Quelle, woraus die leidenschaftlichste Liebe zum Guten und die strengste Selbstüberwindung entspringen. Nur, indem die Gesellschaft diese Eigenschaften pflegt, erfüllt sie ihre Pflicht und schützt sie zugleich ihre Anliegen; nicht, indem sie den Stoff, woraus Thaten sich bilden, wegwirft, weil sie ihn nicht zu bilden versteht«. — Starke Antriebe, guten Zwecken zugewandt, verbürgen die Erhaltung des Ehrgeizes in der Breite der Natürlichkeit und in den Schranken der Sittlichkeit.

Wie schon angedeutet wurde, ist das sicherste Verhinderungs- und Heil-Mittel des Ehrgeizes eine gute physische und moralische Erziehung. Aber, es gibt ausser dieser noch einige andere, wenn auch nicht so tief eingreifende Momente, welche wir nicht unerwähnt lassen wollen. Zu den physischen Mitteln wider den Ehrgeiz rechnet J. B. F. Descuret [196]) das Leben auf dem Lande, ausgedehnte Spaziergänge, und vorzugsweise die Jagd; ferner hält er eine leichte und erfrischende Diät, längeren Schlaf, laue Bäder mit Reibungen der Haut, Aufmunterung zu einer den Kräften und Fähigkeiten entsprechenden schöpferischen Thätigkeit, endlich verschiedenartige, interessante Lectüre für sehr empfehlenswerthe Mittel wider den Ehrgeiz. — Betrachten wir dies

---

195) Mill, J. St. Ueber die Freiheit. Aus dem Englischen übersetzt von E. Pickford. Frankfurt am Main. 1860. in 8⁰. pag. 83. u. fg.

196) Descuret, J. B. F., La médecine des passions, . . . 3. Auflage. Paris. 1860. in 8⁰. Bd. II. pag. 230. u. fg.

genauer. Wir wollen sehr gerne die angeführten Momente als solche auffassen, durch deren Einwirkung der Ehrgeiz gemässigt wird; nur, was die Jagd betrifft, können wir nicht der Meinung von Descuret sein, weil die Erfahrung lehrt, dass die grossen und kleinen Herren, denen die Jagd tägliches Bedürfniss ist, trotzdem sehr viel von Ehrgeiz zu bekunden pflegen.

Das Leben auf dem Lande ist in Verbindung mit andern, aber tiefer greifenden diätetischen Mitteln gut wider den Ehrgeiz; ohne diese Verbindung jedoch ganz wirkungslos. Woher käme der maasslose Ehrgeiz so vieler Bewohner des flachen Landes, wenn die Landluft allein der Leidenschaft entgegen wirkte? Ausgedehnte Spaziergänge wirken günstig, indem sie ermüden und ebenso den Schlaf, wie des Unterleibes Offenerhaltung befördern. Je länger ein Mensch schläft, desto weniger kommen bei ihm heftige Leidenschaften zur Ausbildung.

Sehr gründlich lässt, meiner Meinung nach, die Ehrsucht sich heilen, wenn man ihren Inhaber fleissig klystirt, und ihn veranlasst, zuweilen Brechweinstein in der sogenannten dosis refracta zu nehmen. Der durch das letztere Mittel bewirkte Ekel gibt ehrsüchtigen Gefühlen nicht Raum; das Freisein des Dickdarms von Excrementen vermindert die krankhafte Selbstsucht, welche in den meisten Fällen die Quelle der Ehrsucht ist.

Erfrischende, kühlende Nahrung, Reinigung der Haut durch kühle Bäder, und Reibungen der Haut wirken bei cholerischen und sanguinischen Menschen besonders vortheilhaft in Hinsicht der Mässigung heftiger Leidenschaften. Je reizender, substanziöser, erhitzender die Nahrung, desto mehr befördert sie Passionen und, in unserem Falle, den Ehrgeiz. Darum müssen Menschen, welche an einem Zuviel dieses Uebels leiden, stark gewürzte, sehr üppige Speisen und aufregende Getränke vermeiden, und der einfachen Nahrung sowie des klaren, frischen Quellwassers sich bedienen.

Beschäftigung des Geistes leitet von dem Wahnwitz des Ehrgeizes ab; je mehr dem Menschen die Nichtigkeit alles Menschlichen einleuchtet, desto mehr schwindet der Ehrgeiz, und wird endlich auf jenes kleine Maass reducirt, wie es nöthig ist, wenn die Gesellschaft weiter bestehen soll. Der durch seine Arbeit Befriedigte fällt dem Nächsten durch Ehrgeiz nicht zur Last, sondern lebt selbst und lässt Andere leben.

In der Religion erkennt man sehr häufig eines der besten Mittel wider den Ehrgeiz. Dies ist nur dann richtig, wenn die Religion durch die Macht einer naturgemässen Moral die Ueberzeugung der Menschen gewinnt; nicht der Fall, wenn ihre Dogmatik den Verstand fesselt und die Phantasie bis zum Excess aufregt, ohne dabei den Menschen einzuschüchtern. Wahre Moral ist das Heilmittel des Ehrgeizes; denn sie macht vollkommen; und die Vollkommenheit schliesst jeden ausserhalb des Bereiches der Vernunft und Sitte liegenden Ehrgeiz aus.

Doch, was ist Vollkommenheit? Lassen wir hierauf Friedrich Ancillon [197]) antworten: »Die Vollkommenheit des Menschen besteht nicht darin, dass die physischen Kräfte und Fähigkeiten den geistigen aufgeopfert werden, noch weniger die letztern den erstern; nicht darin, dass die Sinne ein ent-

---

197) Ancillon, F., Zur Vermittlung der Extreme in den Meinungen. Berlin. 1828 —31. in 8⁰. Bd. II. pag. 337.

schiedenes Uebergewicht über die Phantasie oder die Phantasie über die Sinne erhalten, dass der Verstand die Vernunft oder die Vernunft den Verstand zum Schweigen bringe, dass man dem gröberen Vergnügen ganz entsage oder sich ihm ganz hingebe, dass man ein Gefühl bis zur Leidenschaft steigere, von dieser sich beherrschen lasse, und allen andern Gefühlen fremd bleibe, dass man die äussern Güter, die Gesundheit, den Reichthum, die Ehrenstellen, den Ruhm entweder überschätze oder verachte; mit einem Worte, dass irgend etwas in der menschlichen Natur und im menschlichen Leben ausschliesslich empor rage, und Alles Andere hebe oder überflügele: sondern die Vollkommenheit fordert, dass ein Jedes, dem Ganzen gemäss und nach seinem eigenthümlichen Werth, Aufmerksamkeit und Pflege erhalte, auf eine Weise und in einem Grade, der, weit entfernt die Harmonie zu stören, dieselbe vielmehr begründe und befördere«. — Diese wahre Harmonie ist die Vollkommenheit, und die Erziehung ist nur dann der Natur entsprechend, wenn sie Harmonie erstrebt, erzeugt.

Um den Ehrgeiz in den Schranken der Natürlichkeit und Sittlichkeit zu erhalten, oder dort, wo er bereits zu Ehrsucht sich potenzirte, auf das normale Maass ihn zurück zu führen, macht directe Einwirkung auf das Individuum sich erforderlich. Sehr trefflich scheinen uns einige Punkte zu sein, welche J. G. E. Maass[198] zu dem angedeuteten Zwecke aufstellte. Er will, man solle den Verstand über die Nichtigkeit der eitlen Ehre belehren, »dass er sich deutlich überzeuge, wie wenig zufällige, von Vorurtheilen abhängige, oder ohne alle Rücksicht auf Verdienst vertheilte Güter, als Ahnen, ererbtes Vermögen u. s. w. für sich allein wahre Ehre zu geben vermögen. Ebenso belehre man ihn über die Natur der wahren Ehre, dass er den Werth derselben richtig schätze, und nicht zu hoch anschlage, dabei auch nicht vergesse, wie unwissend und wankelmüthig der grosse Haufe, und wie oft daher der lauteste Beifall desselben weniger werth sei, als das Urtheil eines einzigen echten Kenners«. »Die glänzenden Vorstellungen von Ehre und Ruhm, womit die Einbildungskraft angefüllt ist, suche man zu verdunkeln, also die Aufmerksamkeit davon abzulenken.« »Das süsse Gefühl aus der Ehre bestrebe man sich zu mässigen«. »In Hinsicht auf das Begehrungsvermögen«, sagt Maass endlich, »richte man sein Bemühen hauptsächlich dahin, dass man eines Theils die Ehrsucht bezähmen lerne, und zu dem Ende Befriedigungen derselben, die sich darbieten, öfters sich versage; und dass man andern Theils sein Begehrungsvermögen mit andern Dingen beschäftige und dadurch von dem Gegenstande der Ehrsucht abbringe«. — Der directe Kampf gegen die Ehrsucht ist ein Krieg wider das Vorurtheil und eine allzu thätige Einbildung. Diese beiden Mächte waren von jeher die Zerstörer aller Wohlfahrt und alles Glückes; sie sind die Urheber der Ehrsucht, der Verfolgung, der persönlichen Jämmerlichkeit und Erbärmlichkeit; sie beleben sich und lodern Flammen gleich empor unter der Herrschaft der Pfaffen und Weiber; sie mässigen sich und treten in den Hintergrund, wenn das Licht der Philosophie leuchtet und die Wärme der Nächstenliebe strahlt.

§ 38.

Die Eitelkeit ist eine sehr verächtliche Leidenschaft, welche mit allen erlaubten Mitteln bekämpft werden muss. Sie ist viel schlimmer als der Ehr-

198) Maass, J. G. E., Versuch über die Leidenschaften. Theoretisch und praktisch. Halle und Leipzig 1805—07. in 8⁰. Bd. II. pag. 389 u. fg.

geiz, und der Ausdruck einer Schwäche, die lächerlich wäre, wenn sie minder verderbliche Folgen hätte. »Wenn die Eitelkeit«, sagt DE LA ROCHEFOUCAULT[199]), »die Tugenden auch nicht gänzlich zerstört, sie erschüttert mindestens alle«. »Die heftigsten Leidenschaften«, bemerkt er weiter, »lassen uns zuweilen in Ruhe; die Eitelkeit aber beunruhigt uns immer«. ALIBERT[200]) nennt die Eitelkeit den Hochmuth der Schwachen; sie gehe gleichsam auf Stelzen, um die Höhe der Starken zu erreichen; sie sei bei Kindern und Greisen sehr in Thätigkeit, insbesondere aber rege sie sich beim weiblichen Geschlecht. BLAISE PASCAL[201]) bezeichnet die Eitelkeit als so tief eingewurzelt im menschlichen Herzen, dass ein Soldat, ein Packknecht, ein Koch, ein Lastträger eitel sei und seine Bewunderer haben wolle: und selbst die Philosophen wollten dies. Und Die, welche gegen die Eitelkeit schrieben, wollten den Ruhm, gut geschrieben zu haben; und Die, welche es lesen, wollten den Ruhm, es gelesen zu haben. — Je mehr der Mensch an moralischer Kraft gewinnt, desto weniger vermag Eitelkeit ihn zu bewegen. Die sittliche Stärke vermehrt sich in dem Maasse der Zunahme der Selbstbeherrschung, der Herzens- und Verstandesbildung, in dem Maasse, als der Mensch eine nüchterne Anschauung von Menschen und Dingen sich aneignet, vernünftig wird. Ist ein Philosoph eitel, so beweist dies nur, dass noch nicht so weit in Ueberwindung der Thierheit er es gebracht habe, um den Namen eines Philosophen zu verdienen; der echte Weltweise kann nicht eitel sein. Das Weib ist mit Nothwendigkeit eitel, weil es, vermöge seiner Organisation, mit der Vernunft, mit der Philosophie nicht zu pactiren im Stande ist. Durch gute Erziehung kann die Eitelkeit des Weibes entweder beschränkt oder zur Förderung edler Interessen benutzt, niemals aber kann sie ausgerottet werden. Ebenso wird der Alltagsmensch seine Eitelkeit auch unter den glücklichsten Constellationen niemals ganz verlieren, weil er unfähig ist, die erforderliche sittliche Kraft zu erwerben.

Selbstmord und Eitelkeit, Selbstmord und Hochmuth stehen in sehr inniger Beziehung, da Verletzung der Eitelkeit und des Hochmuths bei Schwachköpfen nicht selten die Vernichtung des eigenen Lebens verursacht. Die Anmerkungen, welche man über diesen Punkt A. BRIERRE DE BOISMONT[202]) verdankt, sind sehr interessant.

Hochmuth ist eben so verächtlich, als Eitelkeit. Wir wollen gerne einen gerechten, edlen Stolz zugeben, vom Standpunkte der moralischen Hygieine ihn billigen, ja unter vielen Umständen ihn anempfehlen, durch die Erziehung ihn befestigen: aber die Ausartung des Stolzes in Hochmuth, die Aufgeblasenheit, den Dünkel, verdammen wir für alle Fälle, und wir betrachten jene armseligen Geschöpfe, welche Sklaven so niedriger Leidenschaften wurden, als missrathene Pflanzen, welche die Lebensluft der Edlen mit unerträglichen Dünsten schwängern.

---

199) DE LA ROCHEFOUCAULT, Reflexions et maximes morales. Nouvelle edition plus correcte qu'aucune de celles qui ont paru jusqu'ici. Avec des commentaires par MANZON. Amsterdam 1772. in 8⁰. pag. 445.

200) ALIBERT, Physiologie des passions . . . 3. Auflage. Paris 1837. in 8⁰. Bd. I. pag. 45 u. fg.

201) PASCAL, B., Oeuvres complètes. Paris 1861—65. in 8⁰. Bd. I. pag. 251.

202) BRIERRE DE BOISMONT, A., Du suicide et de la folie suicide considérés dans leurs rapports avec la statistique, la médecine, et la philosophie. Paris 1856. in 8⁰. pag. 299 u. fg.

Der Eitelkeit erkennt CHARLES LONDE[203]) auch gute Wirkungen für das individuelle und für das allgemeine Beste zu. Wir theilen diese Ansicht nicht, weil die Eitelkeit, auch wenn als sehr gemässigt sie in die Erscheinung tritt, doch aller Vernunft zuwider läuft und den Mitbürger mehr oder weniger belästigt. Mittelbar mag sie ja hier und da Gutes stiften; aber an sich wirkt sie niemals Gutes; sie ist immer etwas Dummes und Unsittliches.

LONDE sagt unter Anderem: »Die Eitelkeit ist, wie alle unsere moralischen Grundeigenschaften, sowohl unserem Eigenwohle wie dem Wohle unserer Mitmenschen nützlich; nur ein Allzuwenig und ein Allzuviel von ihr sind schädlich. Wenn sie gemässigt ist, erzeugt sie in allen gesellschaftlichen Verhältnissen nur Gutes: sie unterstützt den Gelehrten in seinen Arbeiten; sie ist beim Krieger die Quelle der grössten Heldenthaten; sie entreisst täglich selbst dem Geize und der Unempfindlichkeit der Grossen Almosen und bestimmt zur Uebung anderer guten Werke« . . . »Es exsistirt nicht ein Fall, wo die gemässigte Eitelkeit, in welchem Individuum sie auch zum Ausdruck kommen mag, und bei welchem Professionisten sie auch sich zeige, nicht die Quelle des Guten wäre«. »Wenn man innerhalb des Organismus der Gesellschaft alle Vortheile überblickt, welche aus dem Gefühle der Eitelkeit sich ergeben, so kann man nicht umhin, zu begreifen, dass die Eitelkeit eines der schönsten und nützlichsten Geschenke der Natur ist, weil sie den Menschen befähigt, in Gesellschaft zu leben«. Nachdem LONDE die Nachtheile eines Allzuwenig und eines Allzuviel von Eitelkeit dargelegt, spricht er von der Regulirung dieses Lasters, und will, dass man dasselbe in seinen normalen Schranken erhalte, es mässige, wo es zu stark, es vermehre, wo es zu schwach ist. — Hierzu erlaube ich mir einige Bemerkungen.

Die Eitelkeit wegen eines indirecten Nutzens gut heissen, ist unserer Ansicht nach gänzlich ungerechtfertigt. Wenn bei einem Gelehrten Eitelkeit als Triebfeder erforderlich ist, dann ist der Gelehrte nichts werth; er sucht dann nicht die Wahrheit um ihrer selbst willen, sondern um seine Eitelkeit zu befriedigen. Solche niedrige Beweggründe sind moralisch unzulässig, und tragen das Ihrige zur Gefährdung des Gemeinwohles bei.

Eine Heldenthat aus Eitelkeit ist sittlich werthlos; Almosen, Wohlthaten aus Eitelkeit sind verächtlich. Ich unterscheide die Eitelkeit sehr wohl vom Ehrgeize, und bin mir darüber ganz klar, dass auch maassloser Ehrgeiz bei Weitem weniger schädlich ist, als Eitelkeit. Dem weiblichen Geschlechte und den Schwachköpfen unter den Männern werden wir schwerlich die Eitelkeit nehmen können; aber aus der Erziehung müssen wir sie bannen, an dem Starken und Zurechnungsfähigen sie verachten.

Wir halten dafür, dass die Eitelkeit ihre Quelle in mangelhafter Kenntniss von Menschen, von Dingen und dem eigenen Selbst, in einem Allzuviel von Phantasie, in einem Allzuwenig von Verstand, und in einem Uebermaass von Vorurtheilen habe. Nun aber sind alle moralisch Schwachen gerade so organisirt, dass Gefühle den Geist überwiegen. demzufolge wirklicher Nutzen aus den Vorkommnissen des Lebens nicht gezogen werden kann. Daher wird es auch bei Aufwand aller Kräfte niemals uns gelingen, mehr zu erzielen, als Verminderung der Eitelkeit; und die moralische Hygieine ist zufrieden, wenn sie das abscheuliche Laster nur vermindert hat.

203) LONDE, CH., Nouveaux éléments d'hygiène. 3. Auflage. Paris 1847. in 8°. Bd. I. pag. 315 u. fg.

§ 39.

Hochmuth ist in der Regel den einseitig gebildeten Individuen und Nationen eigen, Völkern und Einzelnen, welchen die Gelegenheit fehlt, Welterfahrung zu machen und das Allzuviel des in der Schule Gelernten richtig anzuwenden. Stolz, eine edle Leidenschaft, erwächst aus vielseitiger Bildung, richtiger Beurtheilung des eigenen Selbst; zielt ab auf Wahrung der günstigen sittlichen Constitution und auf die allgemeine Wohlfahrt. Den Hochmuth soll die moralische Hygieine in seinem Keime ersticken, ihn verbannen, wo er bereits vorhanden ist; den Stolz aber soll sie pflegen, weil er zu den obersten Bedingungen eines normalen öffentlichen Lebens gehört. Republikaner sind stolz und tugendhaft, Knechte hochmüthig und lasterhaft.

Es spricht Michael von Lenhossék[204]) vom Stolze des Weisen, und hält diese Art von Stolz mit Recht für die edelste. »Der philosophische Stolz«, sagt er, »geht aus der höher gebildeten Vernunft, aus wahrer Weisheit hervor, die dem Menschen Selbstgenügsamkeit gewährt. Zufrieden mit der Achtung, die sich der Weise selbst geben kann, indem er sich selbst zu beherrschen vermag, seine moralische Freiheit gegen die Ankämpfungen seiner Begierden zu verwahren und zu behaupten weiss, legt er der Achtung und Ehre, die von Aussen kommt, keinen Werth bei; er ist weit davon entfernt, Andere ihrer Vorzüge wegen, sie mögen nun wie immer beschaffen sein, zu beneiden; er erkennt die moralischen und geistigen Vorzüge anderer Personen: sie dienen ihm aber zum Vorwurf und eifern ihn zur Nachbildung an. Allenthalben seine Unabhängigkeit behauptend, und immerfort nach weiterer Vervollkommenung seiner selbst trachtend, begehrt er nichts von der Welt, gibt ihr aber gerne Alles was er ihr geben kann, und was er nicht für leere Eitelkeit hält. Dieser Stolz charakterisirt sich durch wahren philosophischen Geist und richtige Begriffe von dem Werthe der Dinge und der Bestimmung des Menschen, durch warmen Eifer für das Gute und Nützliche; durch schwermüthige Theilnahme an den Leiden der Menschheit; durch Unzufriedenheit über die Unvollkommenheiten und Thorheiten der Menschen: durch Liebe zur Abgeschiedenheit und Abscheu gegen das gezwungene Geschäftsleben; durch Mässigkeit, Sittlichkeit und einfache, selbstgewählte, von der gebräuchlichen abweichende Lebensweise: durch ein kaltes, herabwürdigendes Benehmen gegen Personen, die auf Vorzug und äussere Ehre Anspruch machen; durch Freundlichkeit und Liebe gegen Menschen, die von allem Stolze frei sind, vorzüglich gegen Geringere, Unterdrückte, Verfolgte; durch warme und treue Freundschaft; durch Muth und Tapferkeit; u. s. w. Das Aeussere der Menschen von philosophischem Stolze hat gewöhnlich etwas Rauhes, Pedantisches; von aller Eitelkeit entfernt, neigen sich solche Menschen mehr zum ungefälligen Cynismus hin«.

Halten wir hierzu das Bild, welches Lenhossék vom Hochmuth entwirft: »Der Hochmüthige gibt seine Sucht durch offenbare Zeichen von unvernünftiger Ueberschätzung seiner selbst, und durch Geringschätzung und Verachtung Anderer zu erkennen; ist aber dort, wo seine moralische Person in geringere Betrachtung kommt, kriechend und heuchlerisch«. Sehr wahr ist es,

---

204) Lenhossék, M. v., Darstellung des menschlichen Gemüths in seinen Beziehungen zum geistigen und leiblichen Leben. Wien 1824—25. in 8⁰. Bd. II. pag. 338 u fg.; 337.

wenn LENHOSSÉK den Hochmuth eine Beleidigung der menschlichen Gesellschaft, ein verachtungswürdiges Laster nennt.

Zwischen den beiden Extremen des philosophischen Stolzes und des gemeinen Hochmuths liegen viele Glieder, deren Charakter durch den Grad der moralischen Vollkommenheit des Individuums bestimmt wird; je grösser die Perfection, desto edler, je geringer die Perfection, desto gemeiner die Leidenschaft: hier nähert sie sich dem plebejischen Hochmuth, dort dem philosophischen Stolze.

In so weit durch die Erziehung die Organisation sich beeinflussen lässt, ist es möglich, gemeinen Hochmuth in seiner Entwickelung zu hemmen, hier und da auch in eine Art edlen Stolzes zu verwandeln; aber der philosophische Stolz kann nicht durch die Erziehung allein erwirkt werden: er setzt angeborene Anlage voraus. Darum ist er sehr selten, gleichwie die Philosophen selten sind, und wird so selten verstanden. Zum grössten Theil besteht die menschliche Gesellschaft aus Pöbel; und der Pöbel ist unfähig, von den Philosophen auch nur annäherungsweise eine richtige Vorstellung sich zu machen. So lange der Pöbel in Staat und Gesellschaft maassgebend ist, ziehen die Philosophen immer den Kürzern, und dem edlen Stolz wird immer barsch die Thüre gewiesen, dem gemeinen Hochmuth werden Thüren und Thore geöffnet, und Blumen auf seinen Weg gestreut.

Herrschsucht ist dem Hochmuth verwandt; sie lässt als eine Fortsetzung dieses Lasters sich betrachten; sie ist noch abscheulicher als Hochmuth, weil sie nicht Einzelne, sondern ganze Gemeinwesen gefährdet. IMMANUEL KANT[205]) sagt von der Herrschsucht: »Diese Leidenschaft ist an sich ungerecht und ihre Aeusserung bringt Alles wider sich auf. Sie fängt aber von der Furcht an, von Andern beherrscht zu werden, und ist darauf bedacht, sich bei Zeiten in den Vortheil der Gewalt über sie zu setzen; welches doch ein missliches und ungerechtes Mittel dazu ist, andere Menschen zu seinen Absichten zu gebrauchen; weil es theils den Widerstand anruft und unklug, theils der Freiheit unter Gesetzen, worauf Jedermann Anspruch machen kann, zuwider und ungerecht ist«. — Herrschsucht steckt an, und untergräbt die bürgerlichen Tugenden, bringt die Vernunft zum Schweigen, und treibt den Genius in die Ferne; sie verschuldet sehr häufig das geistige Darniederliegen und den sittlichen Ruin der Völker, und zerstört die Quellen ihres Wohlstandes.

Die Herrschsucht hat nicht, wie so viele andere Leidenschaften, ihre guten Seiten, sondern ist in jeder Beziehung fürchterlich, verhängnissvoll. Mit Recht bemerkt FRIEDRICH ANCILLON[206]) über die ausübende Herrschsucht unter Anderem: »Der Despotismus ist wesentlich eine zerstörende, nicht eine schaffende Kraft. Auch wenn er zu schaffen scheint, kann er sein Wesen nicht verändern. Das Leben, welches er hervor bringt, ist nicht das wahre Leben, sondern eine kunstvolle Mumie, höchstens eine gut gerathene Injection. Die Macht lässt sich ertrotzen; allein Cultur lässt sich weder übereilen, noch erzwingen. Freiheit erblühet nie auf Befehl, und geht nicht aus dem Gerippe der Verordnungen hervor. Die Macht, welche der kräftige Wille eines Despoten schafft, ist immer nur eine physische; und, da die dauernde, wirkliche

205) KANT, J., Anthropologie in pragmatischer Hinsicht abgefasst. Königsberg 1798. in 8⁰. pag. 238.

206) ANCILLON, F., Ueber den Geist der Staatsverfassungen und dessen Einfluss auf die Gesetzgebung. Berlin 1825. in 8⁰. pag. 103.

Macht von den moralischen Triebfedern eines Volkes unzertrennlich ist, so ist auch diese physische Macht nur eine vorübergehende«. — Alles Gute ist das Product individueller Entwicklung; diese nimmt ihre Richtung nicht von Aussen nach Innen, sondern von Innen nach Aussen. Der Despotismus will von Aussen nach Innen wirken; darum zerstört er die Organisationen, sowohl die moralischen wie die physischen. In tyrannisch regierten Staaten ist Moral unbekannt, und die durchschnittliche Dauer des Lebens viel geringer, als in freien Ländern. T. R. MALTHUS[207]) zeigt, wie Despotismus und Unwissenheit Vorsicht so wie Vernunft zerstören. Diese beiden Momente fehlen in tyrannisch regierten Ländern, und sie entwickeln sich in dem Maasse, als der Despotismus abnimmt.

»Die Sucht zu herrschen, und über Andere hervor zu ragen«, bemerkt PAUL DIETRICH VON HOLBACH[208]), »ist eine allen Menschen inne wohnende Leidenschaft; sie ist gegründet auf die unserer Gattung so wesentliche Selbstliebe, welche verursacht, dass wir ohne Unterlass den Mitmenschen verpflichten wollen, für unser Wohlsein zu arbeiten, unsere Wünsche zu befriedigen, und Vergnügen uns zu bereiten. Die Mehrzahl der Menschen will in ihrem Kreise absolut herrschen«. »Jeder Mensch«, entwickelt HOLBACH weiter, »den die Vernunft weder erleuchtet noch zurückhält, ist ein Feind der Freiheit Anderer; er besorgt, dass die Unabhängigkeit, in deren Genuss er Andere sieht, der Dienste und Hülfe, welche er von Anderen für sich wünscht, ihn berauben könnte; er schmeichelt sich, dass die Gewalt sie verpflichten werde, seine Interessen zu fördern. Der für seine eigene Freiheit am meisten eingenommene Mensch ist häufig ein Tyrann den unter ihm stehenden Wesen gegenüber. Die Hälfte des Menschengeschlechts ist genöthigt, unter dem Joche der andern Hälfte zu seufzen«. So weit HOLBACH.

Faustrecht nennt man das Recht, dem die Herrschsucht zur Grundlage dient. Und weil die Herrschsucht immer exsistirt, darum waltet auch immer das Faustrecht; und weil Gewalt immer geübt wird, darum sucht man die Freiheit nur — in Büchern. Die Freiheit wird wahr, wenn die Herrschsucht aufhört; das Elend verschwindet, wenn Liebe an Stelle der Herrschsucht tritt; das Leben dauert länger, die Gesundheit wird fester, das Glück sicherer und allgemeiner, wenn die Herrschsucht sich vermindert.

Welche vorbeugenden und heilenden Mittel bietet die moralische Hygieine wider die Herrschsucht? Unserer Ansicht nach, ist es das Beste, wenn der Mensch seine Herrschsucht auf ein Object lenkt, welches ihm noch viel näher steht, als der Nächste, nämlich auf sich selbst, und wenn er alsdann seinen Schwächen und Jämmerlichkeiten gegenüber ein rechter Tyrann ist. Auf diese Art fügt er dem Nächsten Leid nicht zu, nützt sich selbst am meisten, und befriedigt doch seinen Trieb zu herrschen. Mit andern Worten: ein Jeder gebe die Ohrfeigen, die er Andern zudachte, sich selbst, und werde Herr über seine Begierden und Leidenschaften.

Es hat J. G. E. MAASS[209]) einige sehr wichtige Mittel gegen die Herrsch-

---

207) MALTHUS, T. R., An essay on the principle of population; or, a view of its past and present effects on human happiness; . . . 3. Auflage. London 1806. in 8⁰. Bd. II. pag. 286 u. fg.

208) (HOLBACH, P. D. v.,) La politique naturelle. Ou discours sur les vrais principes du gouvernement. Londres 1773. in 8⁰. Bd. II. pag. 7 u. fg.

209) MAASS, J. G. E., Versuch über die Leidenschaften. Theoretisch und praktisch Halle und Leipzig 1805—07. in 8⁰. Bd. II. pag 410 u. fg.

sucht angegeben. Mit Recht verlangt er von den Erziehern, herrisches Wesen an den Kindern nicht zu dulden, sondern Freundlichkeit und Achtung gegen Dienende ihnen einzuflössen. In der Erweckung einer andern Leidenschaft auf Kosten der Herrschsucht erkennt er ein bedeutsames, aber nur im äussersten Nothfalle anwendbares Mittel wider die Sucht zu herrschen. Wir für unsern Theil, obgleich im Allgemeinen den Radicalkuren zugethan, wollten doch nicht gern andere Leidenschaften erwecken, weil nur selten eine andere Passion im Stande ist, die Herrschsucht zu vermindern; die Liebe allein vermag dies bei edel gearteten Menschen, und auch da nur gründlich, wenn von der Vernunft Unterstützung ihr sicher ist. Alle Leidenschaften abseitens der Liebe beleben die Herrschsucht eher, als dass sie dieselbe vermindern.

Wir wollen noch drei Punkte anführen, auf welche Maass Gewicht legt. Zunächst sagt er, man müsse hauptsächlich den Verstand davon zu überzeugen suchen, wie ungerecht und unsittlich die Herrschsucht sei, und solle diese Ueberzeugung stets lebendig zu erhalten suchen. Alsdann möge man das Mitgefühl erwecken und erhalten. Endlich sei es erforderlich, dahin zu streben, dass die Menschen stets Achtung einander bewahrten. — Die Menschen treiben sich, wegen ihrer Thierheit, in Extremen umher, und nur selten kommt ein Zweihänder zu der wahren Harmonie der moralischen Kräfte. Darum ist einmal die Achtung Anbetung, ein andermal barbarische Unterschätzung; darum auch ist es so schwer, das wahre Mitgefühl zu erwecken und dauernd zu erhalten, den Verstand von der Ungerechtigkeit und Unsittlichkeit der Herrschsucht zu überzeugen.

Die Herrschsucht löst sich auf in Null, wenn Herrschsucht ihr entgegen gesetzt wird; sie ist ihr eigenes, ihr sicherstes Heilmittel; ein Mittel, welches wirkt, wenn alles Andere als unwirksam sich erwies.

§ 40.

Rachsucht kennzeichnet in der Regel Menschen, deren Bildung und Erziehung ungenügend war, von der Nichtigkeit alles Menschlichen sie zu überzeugen, die Schwäche und Erbärmlichkeit der Organisation ihnen klar zu machen. Ausnahmsweise werden auch die edelsten, besterzogenen und feinstgebildeten Menschen rachsüchtig, wenn nämlich sie in ein Kreuzfeuer der schmählichsten Verläumdung, bittersten Verfolgung, raffinirtesten Quälerei und ungerechtesten Behandlung gerathen. Rachsüchtig kann der bravste, philosophisch denkende und edel fühlende Mensch werden, wenn das Unglück in die Residenzstadt eines Kleinstaates ihn verschlägt und er nicht Geld oder Lust genug besitzt, um den Krähwinklern auf dem Gebiete der höheren Fress- und Saufkunst zu imponiren; denn er wird alsdann vollständig in die Acht erklärt, mit Schmutz beworfen und als Verbrecher betrachtet. Die jämmerliche Beschränktheit, Gemeinheit, Feigheit und Charakterlosigkeit, welche hierbei von den Krähwinklern an den Tag gelegt wird, ist so Abscheu erregend, dass auch des geduldigsten, nachsichtigsten und humansten Menschen Entrüstung, Hass und auch Rache erregt wird. Wenn nicht zuletzt immer noch der Gedanke an die Nichtigkeit alles Menschlichen und an die vollständige Thierheit und Unzurechnungsfähigkeit der Zweihänder sich geltend machte, so steigerte ganz gewiss die Entrüstung sich zur Rachsucht.

Abgesehen nun von der Ausnahme der ungewöhnlich naturwidrigen Behandlung eines Menschen durch seine elenden Mitbürger und durch die jäm-

merlichen Verhältnisse, unter denen er gezwungen ist, des Lebens Phasen abzuspinnen, ist Rachsucht ein Ergebniss mangelhafter und einseitiger Bildung. Unpassende Nahrung, gewisse Bedingungen des Klima, der Profession und der Wohnung pflegen die unheilvolle Wirkung falscher oder einseitiger Erziehung in der beträchtlichsten Weise zu vermehren. Hunger so gut wie Ueberfluss, heisses Klima mit den Ausdünstungen von Sümpfen, Beschäftigungsweisen, bei denen das Blut mit Gewalt nach den Centralorganen der Nerven, der Circulation und der Verdauung getrieben wird, elende Wohnungsräume mit verpesteter Luft; dies sind die rein materiellen Einflüsse, welche bei Erzeugung der Rachsucht ihre Gewalt geltend machen.

Ungemein viel verschuldet das schlechte Beispiel; viele Menschen hätten niemals im Leben eine rachsüchtige Regung wahrgenommen, wenn nicht ihre Eltern, Erzieher, Genossen u. s. w. Rachsucht als nothwendiges Attribut des gesellschaftlichen Lebens würden demonstrirt haben.

Verhinderung und Heilung der Rachsucht ist eines der am schwierigsten zu lösenden Probleme; denn wir haben die Lebensverhältnisse der Menschen nicht in unserer Gewalt; wir sind nicht im Stande, jeder Ungerechtigkeit, Härte, Bosheit, Gemeinheit zuvor zu kommen. Das, was uns zu thun möglich ist, besteht in der Vorbeugung vermittelst sorgfältiger und umfassender Diät, und Einflössung eines wahrhaft humanen Geistes, in dem guten Beispiel, und in Erziehung wahrer Harmonie der moralischen und physischen Kräfte.

In Erziehung, Gesetzgebung u. s. w. wird die Rachsucht durch den Einfluss der Lehren des sogenannten Alten Testamentes immer genährt. Die Rache, welche dieses Monument des alten Judenthums athmet, theilt allen Institutionen sich mit, welche vom Alten Testament oder den aus ihm gezogenen Doctrinen inspirirt werden. Die Menschen gestalten sich nach den Institutionen, denken und handeln in deren Geiste, und sind somit weit davon entfernt, der Rachsucht Abbruch zu thun.

Kein Gebrauch drückt deutlicher das Walten der Rachsucht aus, als das Duell. So lange diese Unsitte noch besteht, ist die Rachsucht edleren Gefühlen nicht gewichen, Barbarei von Civilisation nicht abgelöst. In seiner Schrift über das Duell spricht Joseph W. Nahlowsky[210]) unter Anderem also sich aus: »Es liegt fürwahr etwas Beschämendes und Niederschlagendes darin, wenn man bedenkt, wie viele Stimmen sich bereits gegen diese Unsitte erhoben, wie viele Federn dieselbe gezüchtigt, wie viele staatliche und kirchliche Gesetze dieselbe verpönt, und die dawider Handelnden mit weltlichen Strafen und kirchlichen Censuren bedroht haben; und doch immer wieder von Neuem Kunde erhält, dass das verrottete Vorurtheil, gleich den fabelhaften Ungethümen der alten Sage, im Finstern schleichend, bald da bald dort sich ein Opfer, und zwar zumeist aus den höheren und gebildeten Ständen erkoren hat! Klingt das nicht wie ein bitterer Hohn, wie eine demüthigende Satyre«? — Es wäre sehr beschämend und niederschlagend, Kunde von vollzogenen Duellen zu vernehmen, wenn die Menschen ihre Thierheit abgestreift und in durchaus edle Wesen sich verwandelt hätten; da aber, trotz aller äusseren Cultur und Bildung, der Zweihänder seine specifisch thierischen Eigenschaften immer behält, seine Rachsucht täglich Nahrung findet, seine Leidenschaften

---

210) Nahlowsky, J. W., Das Duell. Sein Widersinn und seine moralische Verwerflichkeit. Leipzig 1864. in 8⁰. pag. 1.

immer gähren, auch wenn eine Decke darüber gehängt ist: deshalb konnte bis zu dieser Stunde der Zweikampf nicht ausgerottet werden.

Wir sind weit entfernt davon, zu läugnen, dass im Laufe der Zeit Vieles besser wurde, dass auch, wie August Comte[211]) richtig bemerkt, durch den Einfluss der industriellen Sitten die Zweikämpfe sich verminderten; aber wir müssen fest dabei beharren, dass die menschliche Rachsucht nur um ein Unbedeutendes kleiner wurde, und dass das Duell morgen eben so zahlreich auftritt, wie vor dreihundert Jahren es der Fall war, wenn heute durch irgend ein Ereigniss die modernen Wege der Rachsucht verschüttet werden. Gegenwärtig nimmt der Mensch, in dem Bestreben, seine Rache zu befriedigen, seine Zuflucht viel mehr zu Feigheit, Hinterlist, Verrath, als zu dem offenen Zweikampf. Es scheint uns demnach ein unmittelbares Verbot des Duells etwas der Moral Förderliches nicht zu sein; aber, nur unter der Voraussetzung, dass durch veredelnde Erziehung, Beseitigung des Alten Testaments und seines unheilvollen Geistes aus Lehre und Institutionen, endlich durch allgemeine Aufklärung die menschliche Thierheit beschränkt wird, die gemeinen Leidenschaften gedämpft, vermindert werden, wird ein solches Verbot wirklich nützen.

Paulus Voet[212]) sucht zu beweisen, dass die Zweikämpfe nicht immer schädlich seien, sondern auch Nutzen brächten. — Wenn man will, hat auch die grösste Scheusslichkeit ihre gute Seite, indem sie als abschreckendes Beispiel dient. Wir sind nicht dafür, einer eben so dummen wie grausamen Sache, weil sie vielleicht mittelbar nützlich sein könnte, das Wort zu reden: aber wir sehen erst dann von einem Verbote des Zweikampfes Nutzen, wenn durch Vorbeugung die Rachsucht überhaupt verhindert wird.

Falsche Begriffe von Ehre, wie in verschiedenen Ständen sie geläufig sind, begünstigen ganz besonders das Duell. Diese falschen Begriffe zu beseitigen, und durch richtige, natur- und vernunftgemässe zu ersetzen, muss Aufgabe der Erziehung, Gesetzgebung und Belehrung sein, vor Allem aber durch das gute Beispiel bewerkstelligt werden. Zweikämpfe laufen den Gesetzen wahrer Ehre zuwider; Loyseau, den Descuret[213]) citirt, sagt, die Ehre schreibe dem Beleidigten vor, von dem Urheber der Beleidigung gerechte Genugthuung zu fordern, verbiete ihm aber auch, zu diesem Behufe einen Weg einzuschlagen, den das Naturrecht, das bürgerliche Gesetz, die Moral und Religion zugleich verdammen. — Indem ich die Betrachtungen über das Duell schliesse, kann ich nicht umhin, auf die schönen Worte zu weisen, welche William Paley[214]) gegen den Zweikampf richtete.

§ 41.

Eifersucht, wenn sie aus der Liebe zwischen Mann und Weib ihren Ursprung nimmt, ist eine der gefährlichsten Leidenschaften; die moralische

---

211) Comte, A., Cours de philosophie positive. Deuxième édition augmentée d'une préface par É. Littré. Paris 1864. in 8⁰. Bd. V. pag. 298.

212) Voet, P., De duellis, licitis & illicitis, liber singularis. Ultrajecti 1646. in 12⁰. pag. 202 u. fg.

213) Descuret, J. B. F., La médecine des passions . . . 3. Auflage. Bd. II. pag. 384.

214) Paley, W., The principles of Moral and Political Philosophy. 12. Auflage. London 1799. in 8⁰. Bd. I. pag. 272 u. fg.

Hygieine erkennt dieser Passion gegenüber ihre Ohnmacht an. Die besterzogenen, die aufgeklärtesten, die edelsten Menschen sind Sklaven der Eifersucht geworden. Es ist sehr leicht, wider die Eifersucht zu predigen, den Leuten zu rathen, nicht eifersüchtig zu sein, darzulegen, dass Vernunft und Eifersucht sich ausschliessen: allein, wer sein Weib innig liebt und, von dieser Liebe getragen, beseligt wird, wird er im Stande sein, auch bei Aufgebot aller moralischen Kräfte die Eifersucht zu bannen, wenn ein Anderer nach dem theuersten Kleinod lüstern seine Krallen ausstreckt?

Die Eifersucht ist zu verdammen, wenn der Mann von der Tugend des Weibes, das Weib von der Tugend des Mannes überzeugt, denn doch den andern Gatten quält; sie muss als berechtigt anerkannt werden, wenn sie in dem tugendhaften Gatten gegen die treulose Gattin, oder umgekehrt, sich geltend macht; sie ist in diesem Falle ein sittliches Schutzmittel, und sie bleibt in dieser Eigenschaft so lange, als sie die Grenzen der Moral nicht überschreitet.

Jede Art von Eifersucht, deren Quelle nicht die Liebe ist, hat in unseren Augen keinen Anspruch auf Berechtigung, und ist von vorne herein verwerflich. In Erziehung wie in Schule sie zu erregen, oder gar zu nähren, dies halten wir für ein Verbrechen am Wohle der Gemeinschaft.

Aus der Eifersucht in der Liebe entstehen viele Leiden, insbesondere Geisteskrankheiten. Johann Georg Zimmermann[215]) bemerkt über diesen Punkt: »Am gefährlichsten ist die Eifersucht in der Liebe, die gleich der ihren Zweck verfehlenden Liebe und dem Hochmuth den Menschen am meisten wahnsinnig macht. Ich habe den grossen Narrenhospital in Paris genau betrachtet, und eigentlich in demselben nur drei Klassen von Narren gefunden, die Männer aus Hochmuth, die Mädchen aus Liebe, die Frauen aus Eifersucht. Aber diese eifersüchtigen Ausnahmen einer Nation sahen alle aus wie Teufel«. J. J. Virey[216]) gedenkt der Thatsache, dass mehr Frauen als Männer durch Eifersucht toll werden. C. J. Tissot[217]) weist nach, dass bei Kindern die Eifersucht Abmagerung bewirke und von dem nachtheiligsten Einfluss auf chronische Krankheiten sei. Man kann täglich wahrnehmen, wie mit der Zunahme der Eifersucht die Beleibtheit abnimmt, die Farbe der Haut an Frische verliert, die Verdauung schwächer, das Nervensystem reizbarer wird.

Selbstmord wird häufig durch Eifersucht veranlasst. A. Brierre de Boismont[218]) hat über diesen Punkt sehr interessante Mittheilungen gemacht.

De la Rochefoucault[219]) nennt die Eifersucht das grösste aller Uebel. Wir stimmen ihm bei, und zwar um so mehr, weil die Verhütung dieses Uebels so schwer, die Heilung oft genug unmöglich ist. Allgemeine Tugendhaftigkeit

---

215) Zimmermann, J. G., Von der Erfahrung in der Arzneykunst. Zürich 1763—64. in 8°. Bd. II. pag. 496.

216) Virey, J. J., Jalousie. — Dictionaire des sciences médicales. Paris 1812—22. in 8°. Bd. XXVI pag. 303.

217) Tissot, C. J., Ueber den Einfluss der Leidenschaften auf Krankheiten und von den Mitteln ihre schädlichen Wirkungen zu verbessern. Aus dem Französischen übersetzt von J. G. Breiting. Leipzig und Gera 1799. in 8°. pag. 158 u. fg.

218) Brierre de Boismont, A., Du suicide et de la folie suicide considérés dans leurs rapports avec la statistique, la médecine, et la philosophie. Paris 1856. in 8°. pag. 266 u. fg.

219) De la Rochefoucault, Reflexions et maximes morales. Nouvelle edition... Avec des commentaires par M. Manzon. Amsterdam 1772. in 8°. pag. 345.

und Vernunft vermögen allein die Eifersucht zu verhindern, Liebe und Gerechtigkeit sie zu heilen; aber Tugend, Vernunft, Liebe, Gerechtigkeit, diese seltenen Schätze, werden sie jemals Gemeingut Aller werden? Mit blutendem Herzen sagen wir: Nein.

§ 42.

Einem Theile der Menschen wird die Zeit zu kurz, dem andern wird die Minute zur Ewigkeit; er empfindet Langeweile. Ein schreckliches Leiden ist die Langeweile; den Einzelnen und ganze Nationen macht sie unglücklich. Der Mann von Geist langweilt sich nicht; der fleissig Arbeitende spürt nichts von jener Leere, welche Langeweile wir nennen; — HELVETIUS [220]) fasst die Langeweile sehr richtig als eine Krankheit des reichen Müssiggängers auf, und gibt gleich das Heilmittel dieser Krankheit an, indem er sagt: »Zwingen uns unsere mittelmässigen Glücksumstände zum arbeiten; haben wir uns das Arbeiten zur Gewohnheit gemacht; eilen wir auf der Bahn der Künste und Wissenschaften dem Ruhme nach: so sind wir vor der Langenweile gesichert«. — Aber nicht allein reiche Müssiggänger, sondern Müssiggänger überhaupt empfinden Langeweile, und Arbeit bleibt immer das einzige Mittel wider dieses Uebel.

M. A. WEIKARD [221]) zeichnet die Wirkungen der Langenweile, indem er anmerkt: »Eine vollkommene lange Weile ist ein beschwerlicherer Zustand, als selbst der Schmerz. Beim Schmerze gibt es Nachlassungen, Erholungen, man macht sich Hoffnungen, fröhlichere Aussichten; aber die lange Weile macht uns unsere Exsistenz unerträglich, und tödtet alle unsere Leidenschaften. Selten hat sich Jemand aus Uebermaass der Schmerzen das Leben genommen; aber sehr häufig ist es aus Missmuth und langer Weile geschehen«. »Eine lästige lange Weile«, sagt er weiter, »lähmt nun*) Geist und Leben; denn nichts wird eine reichere Quelle zu langer Weile, als Mangel an Arbeit oder Beschäftigung«. — Für das physische und moralische Leben ist Langeweile verhängnissvoll; jenes wird durch sie erschlafft, dieses bedenklich alterirt: denn es machen Gefühle und Gedanken sich geltend, welche oft genug das Glück und den Frieden des sich Langweilenden und anderer Personen zerstören, zu Lastern und Verbrechen führen, und den Organismus so beeinflussen, dass er unglückliche Anlagen auf seine Nachkommen vererbt. Wer im Schweisse des Angesichts sein Tagewerk vollbracht, fühlt eine Befriedigung, die durch Nichts in der Welt aufgewogen werden kann, und eine Frische, von welcher der Müssiggänger ausser Stand ist, eine richtige Vorstellung sich zu bilden. Diese Befriedigung, diese Frische, sie sind Schutzmauern wider physische und moralische Leiden, insbesondere verhindern sie Attentate auf das Glück anderer Menschen; wo sie sich geltend machen, gehen in der Regel gesunde Nachkommen aus dem Ehebette hervor, Kinder, deren sittliche Anlagen zu den besten Hoffnungen berechtigen.

---

220) HELVETIUS, J. C. A., hinterlassenes Werk vom Menschen, von dessen Geisteskräften, und von der Erziehung desselben. Aus dem Französischen. Breslau 1774. in 8⁰. Bd. II. pag. 200.

221) WEIKARD, M. A, Der philosophische Arzt. Neue... Auflage. Frankfurt am Main 1798—99. in 8⁰. Bd. I. pag 362 u. fg.

*) beim Müssiggange.

Vielfältig sind die Quellen der Langenweile. Es bemerkt Joseph W. Nahlowsky[222]) unter Anderem: »Den Menschen langweilt . . Alles, was hoch über, oder tief unter seinem geistigen Horizonte liegt; ferner Alles, was ihm einen rascheren, forcirteren Gedankenlauf zumuthet, als dessen er normaliter fähig ist; aber auch Alles, was seinen Gedankenlauf ungewöhnlich verzögert. Jeder Mensch hat nämlich einen individuell ihm eigenen, durchschnittlichen Rhythmus des Vorstellungslaufs, und dieser Rhythmus ist physiologischer Seits bedingt durch die eigenthümliche Structur und Lebensentwickelung seines Cerebralsystems; psychologischer Seits dagegen durch die grössere oder geringere Summe erworbener Vorstellungen und deren vollkommenere oder minder vollkommene Verbindung. Was ihm nun einen forcirteren Gedankenlauf zumuthet, als dessen er nach seinem Bildungsstande fähig ist, das überspannt und erschöpft ihn; was ihm dagegen eine langsamere Gedankenbewegung, als seine gewohnte, aufnöthigt, spannt ihn ab, und weckt in ihm eine Art geistigen Ekels«. — Hiervon ausgehend, müssen wir erkennen, dass es unter keiner Bedingung möglich sei, die Langeweile aus der Welt zu bannen, selbst wenn wir im Stande wären, nach Art einer Vorsehung für den Menschen zu sorgen. So lange das Individuum Einflüsse empfängt, die seiner Organisation und seinen Bedürfnissen entsprechen, kommt es nicht in den Fall des geistigen Ekels; da aber auch eine väterlich sorgende Regierung und eine minutiöse Erziehung solche Begegnungen, welche einen verstärkten oder geschwächten Gedankenlauf voraus setzen, nicht abwenden können, so ist es unmöglich, die (wenn wir so sie nennen sollen) acute Langeweile zu verhindern.

Um so mehr Mittel stehen uns wider die chronische Langeweile zu Gebote. Die Erziehung verfügt über eine Zahl passender Strafen, das Gemeinwesen über Arbeitshäuser, Besserungsanstalten, Colonieen, und in den Schicksalen liegen neben den glücklichen die unglücklichen. Alles, was zur Arbeit nöthigt, sei es mittelbar oder unmittelbar, moralisch oder physisch, wirkt gegen die Langeweile und die aus derselben entspringenden Uebel, und es wirkt um so sicherer, je mehr es die Unerlässlichkeit der Activität zur Ueberzeugung macht. An diese letztere müssen Erziehung und staatliche Fürsorge immer sich wenden, wenn sie mit Sicherheit zu Erfolgen gelangen wollen; Zwang bleibt zu jeder Zeit das am wenigsten geeignete, am wenigsten verlässliche Mittel.

Der chronischen Langenweile kann das gute Beispiel ungemein viel Abbruch thun. »Und wenn wir in Betrachtung ziehen«, merkt Amariah Brigham[223]) an, »wie gross bei den Kindern die Anlage zur Nachahmung ist, so fühlen wir, wie sehr es sich nöthig macht, sowohl in unserem Betragen, als in unseren Handlungen nur solche Empfindungen zu äussern, welche denen gleich sind, welche wir den Kindern einimpfen wollen. Die Eltern, deren Anlagen ärgerlicher und ekelhafter Natur sind, theilen dieselben unfehlbar ihren Kindern mit«. — Wenn Kinder die Langeweile bei den Eltern täglich wahrnehmen, werden sie psychisch angesteckt und zur Langenweile ausser-

---

222) Nahlowsky, J. W., Das Gefühlsleben. Dargestellt aus praktischen Gesichtspunkten, nebst einer kritischen Einleitung. Leipzig 1862. in 8°. pag. 119.

223) Brigham, A., Remarques sur l'influence de la culture de l'esprit et de l'excitation mentale sur la santé. Avec des notes par Robert Macnish. Traduit de l'anglais par Mme. de Rohaut. Bruxelles 1838. in 18°. pag. 143.

ordentlich geneigt. Verkehrte Erziehung trägt zur Vermehrung dieser Anlage in hervorragender Weise bei, und macht somit nicht allein an sich, sondern auch durch Erregung einer so unheilvollen Disposition sich fürchterlich. Die Eltern und Erzieher müssen den Kindern und Pflegebefohlenen stets das Beispiel des Fleisses geben, weil ihre Worte allein, ohne Unterstützung durch das gute Beispiel, wirkungslos bleiben.

»Unter dem Schutze der Arbeit«, sagt Degerando[224]), »unter dem Einfluss der ernsten und geregelten Gewohnheiten, welche sie bedingt, geniesst der Mensch einer grösseren Sicherheit. Er ist besser geschützt gegen die Leidenschaften, welche man das Vagabundenthum der Neigungen nennen könnte. Seine Schwäche findet eine Zuflucht, seine Weichlichkeit ein Heilmittel. Genöthigt, ohne Unterlass sich zu beherrschen, in der Regel wider Schwierigkeiten kämpfend, Entbehrungen unterworfen, insbesondere der Freiheit nicht geniessend: stärkt der Arbeitende sich täglich durch seine Anstrengungen, mögen diese auch noch so beschwerlich sein; sein Wille wird gestählt; durch die Geduld gewinnt er eine Kraft, welche ihn langer Ausdauer fähig macht. Arbeitsame Menschen, auch in untergeordneten Verhältnissen, beweisen in der Regel, welcher Art auch die von unseren Vorurtheilen ihrer bescheidenen Arbeit zugewandte Verachtung sei, eine innere ruhige Würde, ein schweigsames Wesen, wovon die Welt nichts vermuthet, der oberflächliche Forscher nichts entdeckt, welches aber sehr wohl von Denen bemerkt wird, die Vertrauen bewahrten und geheime Verachtung für die Müssiggänger nährten«. — So verleiht denn die Arbeit jenes Maass sittlicher Kräfte, jene Ruhe und Würde, wie sie geeignet sind, den Menschen vor allen Anfechtungen böser Leidenschaften zu bewahren, und insbesondere vor Müssiggang und Langerweile ihn zu schützen.

§ 43.

Die Leidenschaft des Spieles pflegt ihre Opfer nicht in den Reihen der Philosophen zu finden; denn jeder wahre Philosoph hat so viel von der ursprünglichen Thierheit verloren, dass er Passionen von der Niedrigkeit des Spieles unzugänglich ist. Um so mehr werden die Durchschnitts-Menschen durch das Spiel berauscht, entzündet und ruinirt; denn sie verfügen nicht oder nur sehr selten über das Vorbauungs- und Heilmittel des Spieles: über moralische Kraft; sie haben nicht die Energie, welche allein durch Vernunft und Selbstbeherrschung eingeflösst wird; sie verstehen das Wesen nicht und greifen, den Raben gleich, nach der schimmernden Form.

»Das Spiel ist eine Leidenschaft«, bemerkt H. A. Frégier[225]), »welcher die lasterhafte Klasse der Bevölkerung mit dem grössten Eifer sich hingibt. Die Individuen dieser Klasse, welche von der Liebe zum Spiele beherrscht sind, werden über kurz oder lang der Schrecken aller Besseren; denn diese arbeiten, um mit dem Zurückgelegten zu wirthschaften, während jene nur arbeiten, um ihre Leidenschaft zu sättigen«. Nachdem Frégier gezeigt, wie aus dem Spieler endlich ein Verbrecher wird, sagt er weiter: »Das Spiel ist

---

224) Degerando, Du perfectionnement moral, ou de l'éducation de soi-même. 3. Auflage. Bruxelles 1828. in 12°. Bd. II. pag. 315.

225) Frégier, H. A., Des classes dangereuses de la population dans les grandes villes, et des moyens de les rendre meilleures. Paris 1840. in 8⁰. Bd. I. pag. 149 u. fg.

eine der zähesten Leidenschaften bei den Bösewichten. Diese Menschen, welche von so Wenigem leben, wenn sie nicht Gelegenheit finden, ehrbare Leute auszuziehen, sind hingerissen von der Sucht zu verschwenden, wenn ein unerwarteter Raubzug in den Besitz einer beträchtlicheren Summe sie bringt. Beständig von der Besorgniss, sie könnten von der Polizei entdeckt und verhaftet werden, gequält, betreiben sie das Spiel mit Eile. Die heissen Wallungen des Spieles machen einen ihrer höchsten Genüsse aus; die Ausschweifung und die Gefrässigkeit kommen gleich nachher«. — Welches Zerrbild macht das Spiel aus dem Menschen! Es degenerirt ihn vollständig; oder aber: es beruht auf einer gewissen Entartung, und steigert diese bis zu dem Höhepunkte. Wenn wir dies festhalten, erklären wir die Thatsache, dass echte Spieler durch keine Macht von ihrer Leidenschaft befreit werden können.

Es gründet sich die Entstehung der Spielsucht auf das Zusammenwirken zweier Factoren, nämlich individueller Anlage und geeigneter Gelegenheits-Ursachen. Wenn ein Kind Neigung zum Spiele verräth, wird nichts mehr erforderlich sein, als diese Neigung auf einen andern und besseren Gegenstand hinzulenken. Man wird unterscheiden müssen, ob Ehrgeiz oder Geldgier die Quelle der Spielsucht sei. Ist es der Ehrgeiz, so vollzieht die erwähnte Ablenkung sich leicht; wogegen der Fall schon viel mehr Schwierigkeiten bietet, wenn Habsucht die Triebfeder ausmacht.

Stets erblicken wir in Vernunft, Liebe und dem Besitze des zum Leben Unentbehrlichen die wirksamsten Mittel zur Verhinderung der Spielsucht. Gut ist es, wenn die Gelegenheit zu Glücksspielen nicht geboten ist, namentlich wenn alle öffentlichen Glücksspiele durch das Gesetz untersagt sind. Aber auch in Staaten, wo die strengsten Gesetze wider das Spiel herrschen, findet man Spieler, Individuen, die ihr persönliches Wohl und das Glück ihrer Familie in die Schanze schlagen, um der Leidenschaft des Spieles zu fröhnen. Es wird also zuletzt immer an die Erziehung appellirt werden müssen, um die Anlage zu der fürchterlichen Leidenschaft in dem Kinde schon zu tilgen.

Der Spieler ist wie ein räudiges Schaf; die Berührung mit ihm steckt den Schwachen an. Es wäre darum sehr gut, wenn man es vermöchte, Spieler sofort ausser Umlauf zu setzen, entweder nach Ackerbau-Colonieen sie zu schaffen, oder je nach ihrer Qualität auch in Irrenhäuser, Siechenanstalten oder Besserungs-Institute sie zu bringen.

§ 44.

T r u n k s u c h t und F r e s s s u c h t, einerlei ob diese letztere als Feinschmeckerei oder als Vielesserei sich zeigt, sind verächtliche Laster, welche mit allen humanen Mitteln auf das Strengste und unablässig bekämpft, verfolgt werden müssen. Wir haben an anderen Orten[226] und [227] über die Trunk-

---

226) Reich, E., Die Ursachen der Krankheiten, der physischen und der moralischen. Leipzig 1867. in 8⁰. pag. 186 u. fg.

Reich, E., Ueber die Entartung des Menschen, ihre Ursachen und Verhütung. Erlangen 1868. in 8⁰. pag. 235 u. fg

227) Reich, E, Die Nahrungs- und Genussmittelkunde, historisch, naturwissenschaftlich und hygieinisch begründet. Göttingen 1860—61. in 8⁰. Bd. II. Abtheilung 1. pag. 5 u. fg.

Reich, E, Ueber Unsittlichkeit. Hygieinische und politisch-moralische Studien. Neuwied und Leipzig 1866. in 8⁰. pag. 228 u fg.

sucht und über die Fresssucht des Genauern gehandelt, und dürfen daher hier darauf uns beschränken, nur vom Standpunkte der moralischen Gesundheitspflege den Gegenstand zu behandeln.

Die Säuferei muss verhütet werden; denn die schon bestehende zu heilen, ist schwierig, nicht selten unmöglich. Verhütung der Säuferei geschieht durch Erziehung und durch Entfernung des Elends; denn schlechte Erziehung und Elend sind die vorzüglichsten Quellen des Lasters der Trunksucht. Das Elend ist aus dem Grunde so häufig die Wurzel der Säuferei, weil der Mensch für die Leiden, die Qualen, den Hunger und die Kälte, welche die Armuth mit sich bringt, durch Betäubung sich zu entschädigen, durch den Rausch dem nagenden Gefühle des Jammers und der Noth für einige Augenblicke sich zu entreissen strebt. Also, Wohlstand und Bildung sind die besten Prophylaktika der Säuferei.

Das Laster der Fresserei entspringt aus Ueberfluss materieller Mittel und aus Unbildung. In freien Staaten lässt der Ueberfluss nicht sich beschränken; es bleibt demnach zur Verhütung der Leidenschaft nur übrig, Bildung und Veredelung mit allen Kräften zu befördern.

Wir wollen mit der Frage von der unmittelbaren Bekämpfung des Lasters der Trunk- und Fresssucht einige Augenblicke uns beschäftigen. »Die Trunkenheit«, entwickelt JOHANN PETER SÜSSMILCH [228], »ist eine Quelle unzähliger Laster; aber sie ist ein Laster, das ganz ungestraft ausgeübt werden kann. Die Polizei, die Magistrate, die Justizcollegia, die Consistoria, keines von allen bekümmert sich darum. Die Prediger können allein nichts ausrichten, weil keine Kirchenzucht vorhanden. Ein Bürger, ein Ehemann kann sich und seine Familie durch den Soff*) ganz zu Grunde richten; Niemand achtet darauf. Muss ein ruinirtes Eheweib auf die Scheidung klagen, uud sie kann die Völlerei erweisen, so wird sie geschieden, und das ist auch Alles. Der Mann und sein Laster, das die Scheidung verursacht, geht frei aus. Ist das nicht ein grosser Mangel unserer bürgerlichen, unserer christlichen Verfassung? Man lässet es geschehen, dass ein Mensch sich durch Trunk um das Leben bringt, dass er sich und seine Familie an den Bettelstab bringt, dass er auf einem Wege zu allen möglichen Lastern ungestört wandelt. Man siehet es an, man schweigt dazu, und lässt ihn in das Verderben laufen. Ist das verantwortlich«? — Es ist unverantwortlich, entgegnen wir; aber, fügen wir hinzu, es ist ungemein schwierig bei dem Eingriff in private Verhältnisse genau jenes Maass zu beobachten, wie es erforderlich ist, wenn die bürgerliche Freiheit Kränkung nicht erfahren soll.

Der Prediger kann gegen die schon vorhandene Trunk- und Fresssucht sehr wenig ausrichten; denn, abgesehen davon, dass er häufig genug ohne Tact sich benimmt und nicht geleitet ist durch die Maximen, welche aus einer genauen Kenntniss des Menschen und seiner Verhältnisse sich ergeben, — wird er im besten Falle doch nur ermahnen und rathen, jedoch nicht im Stande

---

228) SÜSSMILCH, J. P., Die göttliche Ordnung in den Veränderungen des menschlichen Geschlechts, aus der Geburt, dem Tode und der Fortpflanzung desselben erwiesen. (Bd. I. und II. in 4. Auflage, Bd. III. in 2. Auflage.) . . . genau durchgesehen und näher berichtigt von CHRISTIAN JACOB BAUMANN. Berlin 1775—87. in 8⁰. Bd. I. pag. 547.

*) Säuferei.

sein, den moralischen Einfluss durch Maassregeln zu unterstützen. Und Trunkenbolden wie Fressern gegenüber sind moralische Einflüsse für sich allein in der Regel gänzlich wirkungslos; sie müssen durch Maassregeln unterstützt werden, und diese wären nirgends übler angebracht, als in der Hand des Geistlichen. Demnach ist es eigentlich Sache der Gemeinschaft Aller, Trunkenbolden und Prassern durch unmittelbaren Eingriff ein Ziel zu setzen, und zur Annahme eines besseren Lebenswandels sie zu zwingen. Besserungsanstalten und richtige Arbeitscolonieen halten wir für die besten Mittel zur Bekämpfung der schon vorhandenen Trunk- und Fresssucht; nur müsste man sie wider alle Lasterknechte ohne Unterschied des Standes und des Reichthums in Anwendung bringen.

Bestrafung Unmässiger durch Gefängniss, Geldbusse oder dergleichen, wäre unter Umständen ganz an dem geeigneten Orte. »Würde überdies jeder Bürger, der einer öftern Trunkenheit überzeugt werden könnte«, bemerkt Johann Peter Frank [229]), »von Obrigkeits Wegen gewarnt und bei Fortsetzung seines gesundheitswidrigen und sonst verderblichen und ärgerlichen Lebenswandels bestraft und . . ausser Stand gesetzt werden, seiner unglücklichen Leidenschaft nachzuhängen: so könnte man sich schmeicheln, auf dem Lande wenigstens der öffentlichen Schwelgerei in Baldem grössten Theils abhelfen zu können«. — Nun aber handelt es sich davon, ob die Obrigkeit oder die Gesellschaft den Unmässigen bestrafen soll. Die Obrigkeit besteht aus Menschen; viele von diesen Menschen sind selbst trunksüchtig und gefrässig. Wie kann also die Obrigkeit Unmässige bestrafen, wenn sie Unmässige in ihrer Mitte hat? Der Beamte der öffentlichen Sicherheit käme zum Trunkenbold, um diesen wegen seiner Unmässigkeit zu verhaften und in den Kerker zu werfen. Der Trunkenbold lüde den Beamten zu einer Flasche Wein ein; der Beamte, ein Freund des Weines, zechte mit dem Trunkenbold bis zum frühen Morgen und müsste am Ende von Dem nach Hause geführt werden, den er arretiren sollte! Ja, es ist schwer, den Staat um Hülfe anzurufen.

Nun fragen wir nach der Gesellschaft. Diese verachtet nur den armen, nicht aber den reichen und mächtigen Saufaus und Vielfrass; ja, sie bemäntelt das Laster des Reichen und Mächtigen, um bei ihm sich einzuschmeicheln und an seinen Gelagen Theil zu nehmen.

Vielleicht wären die Mässigkeitsvereine ohne pietistische Färbung die besten Mittel zur Erreichung des Zieles; aber diese Vereine richten wieder nichts aus, wenn nicht in entscheidenden Augenblicken der Staat seine Hülfe ihnen leiht; sie sind gleichfalls nutzlos, wenn sie nicht es vermögen, die materielle Noth des Armen für die Dauer zu beseitigen, wenn sie alsdann den Menschen zur Selbsthülfe nicht anleiten, wenn sie nicht den eigentlichen Weg zu dessen Bildung und Veredelung betreten. Die frommen Vereine suchen mittelst des Kirchenglaubens zu wirken, und legen auf diesen das grösste Gewicht; eine Procedur, die eben so falsch als nutzlos sich beweist. Nur Wenige sind auf dem kindlichen Standpunkt des Köhlerglaubens; die Meisten haben sich emancipirt und dadurch der ganz dem Mittelalter angehörigen Dogmatik entfremdet; die Argumente des kirchlichen Glaubens kommen ihnen vor wie Blitze auf dem Theater. Derjenige, bei welchem das Elend die Unmässigkeit

229) Frank, J. P., System einer vollständigen medicinischen Polizey. Frankenthal 1791—94. in 8⁰. Bd. IX. pag. 70 u. fg.

veranlasste, wird durch den Glauben nicht auf den rechten Weg gebracht werden; es ist nur der Wohlstand, welcher ihn rettet, nur die von allem Glauben unabhängige und naturgemässe Moral, welche ihn festhält; und erst neben dieser Moral wird Bildung des Geistes zu einem Mittel von der grössten Wirksamkeit wider Säuferei und Völlerei.

H. A. Frégier[230]) hält das von Villermé empfohlene Mittel, Kinder und junge Leute dem Einflusse des von ihren Eltern oder Verwandten in Unmässigkeit und Unsittlichkeit gegebenen Beispiels zu entreissen, für ein Mittel, welches des Uebels Wurzel durchschneidet. — In der That wäre nichts geeigneter, Trunksucht und Völlerei bei unzähligen Menschen zu verhüten, als wenn die öffentliche Gewalt die Einwirkung bösen Beispiels unmöglich machte, das heisst: einen unmässigen Vater von seiner Familie trennte, jenen der Besserungsstrafe anheim gäbe, diese entsprechend versorgte. Die zu solchem Behufe verwendeten Gelder brächten wahren Nutzen; denn sie dienten dazu, eine Unmasse von Jammer und Elend zu verhüten. Unserer Ansicht nach wären auch da, wo von der Entfernung der Person, welche das böse Beispiel gibt, es sich handelt, Mässigkeits-Gesellschaften ohne fromme Färbung die vortrefflichsten Vermittler; natürlich müsste ihnen die Staatsgewalt jederzeit hülfereich zur Seite stehen.

Verminderung der Gelegenheit zur Trinkerei ist gleichbedeutend mit Reducirung der Zahl der Wirthshäuser und Branntweinschenken. Aber, wenn wir auch diese Zahl auf ein Minimum herab setzen, so haben wir damit die Gewissenlosigkeit der Wirthe noch nicht herab gesetzt; und so lange dies nicht geschieht, tragen unsere Maassregeln den Charakter der Halbheit. — Chipman, den N. H. Julius[231]) citirt, sprach unter Anderem also sich aus: »Könnten wir die Frauen und Kinder dieser Säufer auf einer grossen Schaubühne versammeln, rings um dieselben aber die Branntweinbrenner und Verkäufer stellen, und sie fest halten, bis jede Mutter und jedes Kind ihre Leidensgeschichte auserzählt hätten, sowie ihr Herabsinken von Wohlstand oder genügendem Auskommen, von Achtbarkeit und häuslichem Glück zu Armuth, Elend und Verworfenheit: könnten alle Auftritte häuslichen Zwistes von ihnen wiederholt werden; könnte man die Schläge des geschworenen, einst geliebten Beschützers, der jetzt zum Tollhäusler und wilden Thiere geworden ist, ihnen nebst dem Geschrei der Frauen und Mütter und dem Gewimmer der schuldlosen Kinder in die Ohren tönen machen, nachdem diesen die Gewalt der Rede zur Schilderung ihrer Tage voll Mühsal und Elend, und ihrer Nächte voll ungemilderter Sorge und Angst verliehen wäre; könnte man jenen Zuschauern alle die Todesangst vorstellen, welche die Seelen dieser Dulder bedrängt hat, allen Schreck und Zittern, Ekel und Widerwillen, die sie bei dem Lebenswandel ihrer Gatten ertragen mussten, . . . : dann dürfte wohl kaum ein Gemüth, das nicht schon unwiderruflich mit dem Bösen im Bunde steht, noch einen einzigen Tag oder Stunde ein so gottloses Geschäft der Giftmischerei*) fortsetzen«. — Aber, die Gewinnsucht der Menschen ist grösser, als die Macht des Gewissens, des Mitgefühls, der Liebe; sie reisst zu Handlungen hin, welche

---

230) Frégier, H. A., Des classes dangereuses de la population dans les grandes villes, et des moyens de les rendre meilleures. Paris 1840. in 8⁰. Bd. II. pag. 222.

231) Julius, N. H., Nordamerikas sittliche Zustände. Nach eigenen Anschauungen in den Jahren 1834, 1835 und 1836. Leipzig. 1839. in 8⁰. Bd. I. pag. 317. u. fg.

*) Verkauf von Schnaps.

Entsetzen erregen und aller Gesittung, aller Humanität Hohn sprechen. Um die Gelegenheit zur Säuferei zu vermindern, müssen wir die Gewissenhaftigkeit vermehren, und die Spitzen des Staates und der Gesellschaft sollen zunächst mit gutem Beispiel voran gehen.

In dem Maasse als das Barometer der intellectuellen und moralischen Bedürfnisse steigt, fällt jenes der rein sinnlichen, also in erster Reihe der Trunksucht und Völlerei. A. P. Deseilligny [232]) hat gezeigt, dass die Unmässigkeit bei den älteren Arbeitern viel häufiger anzutreffen ist, als bei den jüngeren, und dass diese letztern entschieden mehr geistige Interessen bekunden, denn die Arbeiter aus früheren Zeitabschnitten. Er weist nach, wie in Frankreich das Kaffeehaus von den Arbeitern in weit grösserem Maasse aufgesucht werde, als das Wirthshaus. »Das Kaffeehaus«, sagt er, »ist seit einigen Jahren vielfach an Stelle des Wirthshauses getreten. Man raucht, man spielt Billard, man liest die Zeitungen. . . . Die Trunkenheit ist hier viel weniger zu befürchten, und ein würdigeres Vergnügen zieht heutzutage weit mehr die Arbeiter an«. — Kaffeehäuser waren von jeher Orte, welche den Interessen der Aufklärung und der Wohlfahrt dienten. Durch die Lectüre, die sie darbieten, lenken sie den Sinn des Besuchers ernsteren Dingen zu. Die Unterredung mit nüchternen, verständigen Menschen übt eine vortreffliche Wirkung auf Jeden aus, der nur einigermaassen geistig sich zu emancipiren im Stande ist. So kann denn die zunehmende Frequenz der Kaffeehäuser und die Abnahme des Besuches der Wirthshäuser als ein guter Fortschritt zum Besseren angesehen werden, und man kann für überzeugt sich halten, dass überall, wo der Arbeiter das Wirthshaus meidet, dagegen Lectüre und Unterhaltung im Kaffeehause sucht, die geistigen Interessen das Uebergewicht gegen die materiellen bekommen, Säuferei und Völlerei fortschreitend sich vermindern.

Vereine, welche zu ihrer Aufgabe es sich machen, Bildung zu verbreiten und Menschen aus allen Schichten der Gesellschaft für ihren edlen Zweck zu gewinnen, werden mit grösster Sicherheit Trunksucht und Völlerei verhüten. Weil sie die beste Seite und die vornehmsten Triebe erwecken und so den Menschen seiner ursprünglichen Rohheit wie Sinnlichkeit entreissen, werden sie zu den mächtigsten Verbesserungsmitteln der Gesellschaft, und gewähren dem der Bildung bedürftigen Geiste und dem der Veredelung bedürftigen Gemüthe die wahrste Stätte der Zuflucht. Sie müssen kräftig gefördert uud von allen frömmelnden Tendenzen frei gehalten werden, wenn sie ihrem Zwecke vollständig genügen sollen.

Bildungs- so gut wie Mässigkeits-Vereine, wenn entsprechend thätig, verhindern ungemein viel von Elend, Müssiggang und Trunksucht. Besteht neben ihnen ein gutes Gesetz wider Säuferei und Völlerei, so ist Alles geschehen, was überhaupt geschehen kann, um das Laster zu verhüten und zu heilen. Ohne die Vereine nützt das Gesetz wenig; ohne das Gesetz können die Vereine nachdrücklich nicht wirken. Beide bedingen sich gegenseitig. Dass ein solches Gesetz in der That zu den wichtigsten Erfordernissen gehört, darüber wird kein Vernünftiger zweifelhaft sein. Aber, es exsistiren Gesetze der gewünschten Art selbst in den civilisirtesten Ländern nicht. »In Frankreich«, sagt

---

232) Deseilligny, A. P., De l'influence de l'éducation sur la moralité et le bien-être des classes laborieuses. Paris 1868. in 8⁰. pag. 170. u. fg.

C. C. Brillaud-Laujardière[233]), »wird die Trunksucht von keinem Gesetze erreicht. Man muss gestehen, es ist ein Unglück und eine Schande, bei einem civilisirten Volke, wo edle Gefühle immer ihr Echo finden, diese durch Alkohol und Ausschweifung verthierten Wesen zu sehen, die frei unsere Strassen durchlaufen, und deren Anblick für den ehrbaren Menschen hinreicht, seine Schritte zu beschleunigen, um eine widerliche Begegnung zu vermeiden. Alle Welt tadelt und verdammt diese Wesen; das Gesetz allein ist stumm. Die Polizei selbst greift nur ein, wenn die Trunkenheit ihr Opfer nieder reisst, wenn dieses auf der Strasse liegt und den freien Verkehr hindert: man beseitigt das Hinderniss; oder, noch mehr: der beleidigende Lärm des Trunkenen, indem er Leute zusammen häuft, führt auch die nächste Wache herbei, welche den Kerl arretirt, um ihn am folgenden Tage wieder in Freiheit zu setzen«. . . . »der Betrunkene bleibt unbestraft«. — Nichts ist mehr wünschenswerth, als Bestrafung der Trunksucht und Völlerei, insbesondere bei den gebildeten Klassen der Bevölkerung.

§ 45.

Die Furcht, wenn sie dauernd dem Menschen anhaftet, ist in der Regel eine Folge verkehrter Erziehung. Viele Eltern haben die abscheuliche Gewohnheit, ihre Kinder durch Schrecken, Furcht, Angst erregende Momente einzuschüchtern; sie wollen damit die Kleinen zum Gehorsam zwingen, ohne sie zu bestrafen; aber, sie bestrafen sie damit auf das Härteste, auf das Unheilvollste. Ein eingeschüchterter, ein furchtsamer, ein ängstlicher Mensch ist selbst unglücklich, und wird für Andere Gegenstand des Gelächters, des Ekels oder des Erbarmens; er ist der traurigste Statist im Theater des Lebens, und taugt zu keinem Geschäfte.

Bei furchtsamen, ängstlichen Menschen wird der Verstand durch die Phantasie verdunkelt, und es entwickelt sich ein Zustand, der eben so bedenklich wie unnatürlich ist; der Mensch wird zum Sklaven seiner Einbildung. Von den Wirkungen der Furcht sprechend, bemerkt Ottomar Domrich[234]) unter Anderem: »Die Eine Vorstellung drohender Gefahr bleibt vor dem Bewusstsein fixirt. Dies Moment haben sie von den traurigen Gemüthsbewegungen. Aber nun führt die erregte Phantasie die Vorstellungen in wechselnden Reihen vor dem Bewusstsein vorüber. Dies Moment theilen sie mit dem hoffnungsvollen Erwarten. Wie aber bei diesem die im Grunde der Seele liegende freudige Stimmung alle Gebilde der Phantasie in rosigem Lichte sieht und prächtige Luftschlösser baut, so gibt die in den Affecten der Sorge, der Furcht und der Angst bestehende traurige Stimmung der gleichfalls geschäftigen Phantasie eine umgekehrte Richtung, formt ihre Schöpfungen zu drohenden Gestalten, bekleidet sie mit dunklen Farben, und hüllt Alles in Nacht und Grauen. Daher lassen diese Affecte Dinge sehen, die gar nicht exsistiren. Die erhöhte Einbildungskraft erschöpft sich in Hallucinationen und Illusionen der Sinne, erkennt in jedem Pfahle einen Räuber, in jedem weissen Flecke ein Gespenst, in jedem

---

233) Brillaud-Laujardière, C. C., De l'ivresse considérée dans ses conséquences médico-légales. Paris. 1866. in 8⁰ pag. 206.

234) Domrich, O., Die psychischen Zustände, ihre organische Vermittelung und ihre Wirkung in Erzeugung körperlicher Krankheiten. Jena. 1849. in 8⁰. pag. 321. u. fg.

leisen Geräusche einen Tritt unsichtbarer Geister. Durch solche scheinbar objective Wahrnehmungen muss natürlich der Affect selbst wieder verstärkt werden. . . . Dazu kommen somatische Veränderungen, welche das körperliche Gefühl der Bangigkeit erzeugen, das psychische Gefühl dadurch noch mehr verstärken, das Bewusstsein damit erfüllt halten, ein ruhiges Vergleichen der Vorstellungen und vernünftiges Urtheil ganz unmöglich machen, Gedanken und Bewegungen verwirren, und die Besonnenheit vernichten«. — Da die Furcht auf das Ueberwiegen der Einbildung gegen den Verstand sich gründet, so ist es nöthig, zu ihrer Beseitigung den Verstand auf Kosten der Phantasie zu entwickeln. Die Vortrefflichkeit dieses Mittels haben die letzten Jahrhunderte bewiesen: die durch den starren Kirchenglauben und dessen Vertreter allgemein verbreitete Furcht nahm in dem Maasse ab, in welchem durch den Fortschritt der Wissenschaft und Erkenntniss der Verstand zur Herrschaft über die Einbildung gelangte.

Es handelt sich aber bei Heilung der Furcht noch von einer andern Sache; die körperliche Verfassung, aus der die Furcht einer Blüthe gleich hervor geht, muss verbessert werden. Furchtsame, ängstliche Menschen sind in der Regel von schlechten Säften und schwachen Nerven, verdauen nicht gut, und entbehren der Schnellkraft. Es wird also zunächst nöthig sein, durch passende Diät im weiteren Sinne ihren Organismus dahin zu bringen, dass er das Gepräge von Kraft und Elasticität annimmt, und so in den Stand kommt, moralische Einflüsse zu dem Behufe der Tilgung der Furcht aufzunehmen und zu verwerthen.

Die Furcht ist häufig eine integrirende Eigenschaft ganzer Völker, und entsteht durch den Einfluss der umgebenden Natur. Aber, so wenig auch die Natur des Landes verändert werden kann, so ist es doch durch Bildung des Geistes und Beschränkung der Phantasie möglich, den Einfluss der Natur auf das Bedeutendste abzuschwächen. HENRY THOMAS BUCKLE [235], indem er von der Wirkung der Erdbeben auf das Gemüth des Menschen spricht, sagt unter Anderem: »Der Schrecken, den sie einflössen, erregt die Phantasie in einem schmerzlichen Grade, überwiegt das Urtheil, und macht den Menschen zu abergläubischen Vorstellungen geneigt. Und höchst merkwürdig ist es, dass Wiederholung, weit entfernt diese Gefühle abzustumpfen, sie vielmehr nur tiefer aufregt. In Peru, wo Erdbeben gewöhnlicher sind als in irgend einem andern Lande, erhöht jedes neue Unglück die allgemeine Entmuthigung, so dass manchmal die Furcht fast unerträglich wird. So wird das Gemüth fortdauernd beunruhigt; und wenn der Mensch die ernstlichen Gefahren vor sich sieht, die er weder vermeiden noch begreifen kann, so überzeugt er sich von seiner Schwäche und von der Unzulänglichkeit seiner Hülfsmittel. In demselben Maasse wird die Phantasie aufgeregt und der Glaube an übernatürliche Einwirkung mächtig unterstützt. Wo menschliche Macht nicht ausreicht, wird übermenschliche zu Hülfe gerufen; an die Gegenwart des Geheimnissvollen und Unsichtbaren wird geglaubt, und unter dem Volke gedeihen jene Gefühle von Furcht und Hülfelosigkeit, worauf sich der Aberglaube gründet und ohne die er nicht sich halten kann«. — In den Ländern, wo

---

235) BUCKLE, H. TH., Geschichte der Civilisation in England. Deutsch von ARNOLD RUGE. 2. Ausgabe. Leipzig & Heidelberg. 1864—65. in 8⁰. Bd. I. Abtheilung 1. pag. 105 u. fg.

grossartige Naturerscheinungen und insbesondere Erdbeben vorkommen, wird die Furcht der Bewohner von einer herrschenden Kaste ausgebeutet und mit allen dieser zu Gebote stehenden Mitteln vermehrt. Das Volk versinkt demnach immer mehr, und ist zuletzt nur ein blindes Werkzeug in der Hand seiner Pfaffen, seiner Despoten. Wäre es aber möglich, Aufklärung zu verbreiten, die Macht der herrschenden Kaste zu brechen, so könnte dadurch mit aller Gewissheit die Furcht gebannt und dem Verstande das Uebergewicht verschafft werden.

Ueberall, wo die Furcht herrscht, ist die Neigung zu epidemischen Krankheiten gross. Es ist diese Thatsache so allgemein bekannt und wird bei jeder Seuche so deutlich wahrgenommen, dass wir für überflüssig es halten, durch Citate Beweise zu liefern. Während des Wüthens von Seuchen ist nichts von grösserer Wichtigkeit, als durch alle Mittel der Moral und Gesundheitspflege, der Presse und der Sicherheitspolizei die Furcht zu bannen, ihr Entstehen zu verhindern. Wo die Furcht einreisst, reisst auch die grösste Sittenlosigkeit ein, und Grausamkeit ist der letzte Act des Trauerspiels.

»Wer einen Feigen oder Furchtsamen heilen will«, sagt M. A. Weikard[236]), »muss zuerst suchen, das Gemüth munter, ohne Sorgen und Kummer zu machen. Die Vorstellungen von Tod und Gefahren müssen leichter oder unbedeutender gemacht werden. Es muss von Ehrgeiz, Heldenmuth und edler Ruhmbegierde, quantum satis, in die Gemüther der Sterblichen eingepflanzt werden. Man meide anhaltendes Studiren, Müssiggang oder Unthätigkeit des Körpers, niederschlagende Leidenschaften, Venusmissbrauch. Man muss sich bestreben, festeren Faserbau und schweres, hitziges, substanziöses Blut zu verschaffen. Man muss zu einem freien, kräftigen und etwas schnellen Kreislauf behülflich sein. Die Dauungskraft muss gut, und der Magen ohne Blähungen und Unreinigkeit sein«. — Diese Rathschläge sind vortrefflich; aber, da wir die Lebensverhältnisse und Schicksale der Menschen nicht zu lenken im Stande sind, können wir Kummer und Sorgen nur dann mindern oder gänzlich tilgen, wenn das Individuum dem Einflusse der Philosophie zugänglich ist, oder durch den Trost der Religion sich umstimmen lässt. Für die Stärkeren benutzen wir die Philosophie, für die Schwächeren die Religion. Mit diesen beiden Mitteln, an dem rechten Orte und zu der rechten Zeit angewandt, kommen wir zum Ziele, unter der Bedingung, dass die Oekonomie des Leibes durch passende Diät in den normalen Zustand versetzt werde. Es wird gerade dieser Punct von den Seelsorgern und Erziehern am meisten ausser Acht gelassen, und darum die Furcht selten gebannt.

Der Mensch ist in Gesellschaft seines Gleichen weniger furchtsam, als in der Einsamkeit oder unter Leuten anderer als seiner eigenen Art. Alibert[237]) sagt unter Anderem: »Die Furcht verfolgt uns in der Einsamkeit«. Und in der That ist Einsamkeit stets die grösste Folter für furchtsame Gemüther. Aber, sie wird unserer Ansicht nach zum Heilmittel der Furchtsamkeit, wenn nämlich der Mensch durch Bildung so weit gebracht wurde, mit sich selbst fertig

---

236) Weikard, M. A., Der philosophische Arzt. Frankfurt am Main. 1798—99. in 8⁰. Bd. III. pag. 238 u. fg.

237) Alibert, Physiologie des passions, . . . 3. Auflage. Paris. 1837. in 8⁰. Bd. I. pag. 163.

zu werden und gerne seinen eigenen Gedanken Audienz zu geben. Weltbildung verscheucht auch die Furcht in Gesellschaft fremder Leute, befestigt Selbstbewusstsein, Selbstvertrauen, und vertreibt jene Blödigkeit, welche den in engen Kreisen sich bewegenden Menschen ckarakterisirt.

»Für jede schöne Seele«, bemerkt JOHANN GEORG ZIMMERMANN [238]), »ist Einsamkeit das Gegengift der Misanthropie. Aber Seelen voll Begierde nach ihrer eigenen Vervollkommenung, voll Trieb zur Thätigkeit im Stillen und zu grösserer Wirksamkeit und Ausbreitung ihrer Kraft; Seelen, die etwas mehr wirken wollen, als man bei dem alltäglichen Lebenstritt wirkt; die auch etwas für Menschen sein möchten, die sie nicht kennen und von denen sie nicht gekannt sind: solche Seelen sind berechtigt zum edlen Widerwillen gegen alle Zerstreuung, und zu einiger Nichtachtung für die müssige Art, womit man gewöhnlich das Leben weg tändelt. Treibt aber auch Unlust an Welt und Leben mit solcher Absicht in die Einsamkeit, so lohnt uns diese dann wieder mit einer Energie von Gedanken und Gesinnungen, durch die man gleichgültig wird für alle schiefe und falsche Urtheile der Menschen, und stark genug an Geist und Herz zu jeder schweren Tugend«. Und weiter: »Geist und Herz werden in der Einsamkeit erweitert, belebt, geschärft und gestärkt. Philosophen, Redner, Dichter und Helden, die ihre Kenntnisse vermehren und sich erheben wollten über den gemeinen Ton, suchten und liebten darum immer die Einsamkeit«. — Die Einsamkeit, wenn sie mit Weltumgang entsprechend wechselt, und auf moralisch für sie vorbereitete Menschen wirkt, erhöht die Kraft und den Muth, und ist somit das beste Gegenmittel wider die Furcht. Der Thatkräftige, der Strebsame, der Sittliche, sie können nicht furchtsam sein; in dem Maasse, als Thatkraft, Strebsamkeit, wahre Sittlichkeit sich entwickeln, vermindert sich die Furcht.

Wir wollen noch mit wenigen Worten einer Art von Furcht gedenken, welche das ihr ergebene Individuum quält, und die andere Leute theils ansteckt und unglücklich macht, theils langweilt oder ärgert; es ist die Furcht vor dem Tode. »Keine Furcht macht unglücklicher«, sagt CHRISTOPH WILHELM HUFELAND [239]), »als die Furcht vor dem Tode. Sie fürchtet etwas, was ganz unvermeidlich ist, und wofür wir keinen Augenblick sicher sein können; sie geniesst jede Freude mit Angst und Zittern; sie verbietet sich Alles, weil Alles ein Vehikel des Todes werden kann; und so über der ewigen Besorgniss, das Leben zu verlieren, verliert sie es wirklich. Keiner, der den Tod fürchtete, hat ein hohes Alter erreicht«.

Die Furcht vor dem Tode zerstört die Gesundheit und ist der Entwickelung wahrer Moral entgegen. Sie mussbekämpft werden. Dies geschieht durch physische und moralische Mittel, nämlich durch Stärkung und Abhärtung des Leibes durch Gymnastik, Schwimmen, Reiten, Fechten, Reisen und Landbau, durch Dämpfung der Phantasie und Entwickelung der Vernunft-Menschen, welche oft in Lebensgefahr gerathen, sind ohne Furcht vor dem Tode; feige Spiessbürger aber fürchten den Tod am meisten.

---

238) ZIMMERMANN, J. G., Ueber die Einsamkeit. Leipzig 1784—85. in 8⁰. Bd. I. pag. 105. u. fg.

239) HUFELAND, CH. W., Die Kunst das menschliche Leben zu verlängern. 2. Auflage. Jena. 1798. in 8⁰. Bd. II. pag. 42.

§ 46.

Muth ist die oberste Bedingung eines gesunden sittlichen Lebens. Wir unterscheiden mit J. B. F. Descuret[240]) physischen und moralischen Muth, und wir halten es für nöthig, dass beide Arten des Muthes gleichmässig cultivirt werden. Descuret definirt: »Der physische Muth, welcher in Verachtung der Gefahr besteht, ist nicht wie die Furcht ein natürliches Gefühl sondern eine gewohnte Ruhe, durch unsere Organe bedingt: er entwickelt sich mit dem Alter durch häufige Wiederholung der nämlichen Kämpfe, er wird gestärkt in Mitten des Getümmels, er erschlafft in Mitten der Ruhe. Die Gesundheit, der Grad der Wärme, die Nahrung, die Muskelkraft, die Energie gewisser Leidenschaften, die Vortheile der Menge und der Oertlichkeiten, die Ueberlegenheit der Waffen, sie tragen ohne Zweifel dazu bei, den physischen Muth für den Augenblick zu entwickeln; aber die Gewohnheit des Lärmes und der Gefahr ist unläugbar seine unmittelbarste und mächtigste Erweckerin«. Und weiter sagt Descuret: »Der moralische Muth besteht in der Herrschaft des Menschen über seine Leidenschaften: er ist die Frucht einer verständigen Erziehung, welche den Zögling zu Mässigung seiner Begierden anleitete, und ihn dazu brachte, seine Bedürfnisse und Pflichten in Harmonie zu setzen«. Und endlich: »Diese beiden Arten des Muthes gehen nicht aus einander hervor, ob man gleich geneigt sein sollte, es zu glauben; sie unterstützen, sie stärken sich gegenseitig, aber sie erzeugen einander nicht; ihre Vereinigung macht den wahren Muth aus«. — Wir beherrschen die Lebensverhältnisse nicht; wir können demnach den Menschen Gefahren, die seinen physischen Muth erwecken und kräftigen, nicht aussetzen.

Es gibt aber ein treffliches Surrogat der Gefahren des Schicksals; dies ist eine kräftigende, abhärtende Erziehung vermittelst der körperlichen Uebungen und der Einfachheit in Nahrung, Kleidung und andern materiellen Bedürfnissen. Von der Gymnastik bei den alten Griechen bemerkt Friedrich Cramer[241]) unter Anderem: »Der Mensch sollte durch die gymnastischen Uebungen körperlich abgehärtet und gekräftigt, dem Körper sollte dadurch Stärke, Biegsamkeit, Wachsthum, Gesundheit und zugleich eine solche Haltung beigebracht werden, dass er ein würdiges Abbild des Geistes sei, und so die schöne Seele im schönen Körper sich male; denn nur der Mensch war den Griechen menschlich vollkommen, in dem geistige und körperliche Entwickelung sich gegenseitig in schöner Harmonie, freier Wechselwirkung und lebendiger Einheit innig durchdrangen«. — Dass nur eine solche Erziehung im Stande ist, wahren Muth zu entzünden und zu nähren, liegt klar vor Augen.

Die in einer Zahl europäischer Culturländer gegenwärtig ertheilte Erziehung hat, ungeachtet ihres Anfluges von Gymnastik, nicht die Wirkung, wahren Muth, sondern echte Feigheit und Charakterlosigkeit zu erzeugen. Ihr rother Faden ist der Despotismus, die Mode, ihr Endziel die Zerstörung der Individualität zu Gunsten der herrschenden Kasten, zu Gunsten der Allmacht der Gesellschaft. Eine solche erbärmliche Erziehung ist das Todesurtheil des

---

240) Descuret, J. B. F., La médecine des passions . . . 3. Auflage. Paris 1860. in 8⁰. Bd. II. pag. 61 u. fg.

241) Cramer, F., Geschichte der Erziehung und des Unterrichts im Alterthume. Elberfeld. 1832—38. in 8⁰. Bd. I. pag. 211.

Muthes und der Freiheit. Darum schwindet der Sinn für echte bürgerliche Freiheit immer mehr, ob einige Exaltirte auch seine Zunahme bewiesen zu haben glauben.

In jedem Verhältnisse des Lebens ist Muth ein Talisman. »Tagtäglich«, schreibt CASIMIR BROUSSAIS 242) vom Muthe, »haben wir in den Hospitälern Beispiele dieser glücklichen Wirkungen; wir prophezeien selbst von einer sehr schweren Krankheit ein gutes Ende, wenn wir sehen, dass der Kranke sein Uebel muthig trägt und den Mitteln vertraut; während unsere Prognostik betrübend wird, wenn der Patient sich von dem Schmerze niederbeugen lässt, und die ersten Mittel alle Energie ihm entziehen .... Der physisch muthige Mensch ist es stets auch moralisch, wofern nicht eine schlechte Erziehung seinen Verstand verdreht hat. Der Muth schützt nicht vor Furcht; aber er verhindert doch, dass die Furcht bleibender Zustand werde. Der muthigste Mensch kann nicht über eine flüchtige Gemüthsbewegung gebieten, wenn etwas Schreckliches sie in ihm anregt; aber er verweilt nicht bei dem niederdrückenden Schlage, der ihn nur selten betrifft, und erhebt sich augenblicklich wieder«. — Am meisten concentrirt sich der wahre Muth in den best und vielseitigst physisch und moralisch erzogenen, und andererseits in den von der Nachtseite der Civilisation nicht behelligten Schichten der Bevölkerung. Alles, so zwischen diesen beiden Polen steht, leidet im Allgemeinen mehr oder weniger an dem Uebel der Jämmerlichkeit.

§ 47.

Das Heimweh ist eine Leidenschaft eigenthümlicher Art, und kann zu einer Heftigkeit sich steigern, dass der Tod die Folge ist. Das Ableben wird durch sinnlich wahrnehmbare materielle Störungen bedingt.

Es hängt der Mensch mit dem Boden, auf welchem er geboren und erzogen wurde, innigst zusammen; er ist kein Kosmopolit, wie J. CH. M. BOUDIN 243) trefflich nachwies; er krankt, wenn die gewöhnten Eindrücke des Bodens, des Klima, der Nahrung, der Sitten und Gebräuche seines Volkes, seines Stammes, seiner Familie, fremdartigen Eindrücken das Feld räumen, und krankt um so mehr, je weniger seine moralischen Kräfte entwickelt sind, je weniger er im Stande ist, sich selbst zu beherrschen. Der vollkommen geistig-sittlich Entwickelte unterliegt in der Regel dem Heimweh nicht.

»Das Heimweh«, bemerkt J. H. G. SCHLEGEL 244), »hat mit der Erotomanie in vielen Stücken Aehnlichkeit, wenigstens dann, wenn der Gegenstand erotischer Huldigungen entfernt, oder gar nicht zu erreichen ist. Sowohl der vom Heimweh Niedergedrückte, als der von einem geliebten Gegenstande Gefesselte, fühlt sich einsam und verlassen, und sieht jenseits eines unzugänglichen Abgrundes das Original des Bildes, welches vor Allem seine Seele beschäftigt«. — Mit der Sucht der Liebe kann auch der Weiseste und moralisch

---

242) BROUSSAIS, C., Moralische Gesundheitslehre oder Anwendung der Physiologie auf Moral und Erziehung. Deutsch bearbeitet von SIEGMUND FRANKENBERG. Braunschweig. 1838. in 12⁰. pag. 95.

243) BOUDIN, Des races humaines, considérées au point de vue de l'acclimatement et de la mortalité dans les divers climats. — Journal de la société de statistique de Paris. Jahrgang I. [Paris & Strasbourg. 1860. in 8⁰.] pag. 29 u. fg.

244) SCHLEGEL, J. H. G., Das Heimweh und der Selbstmord. Hildburghausen. 1835. in 8⁰. Bd. I. pag. 12 u. fg.

Kräftigste nicht fertig werden, eben so wenig wie mit der Sucht des Essens; denn die Werkzeuge der Fortpflanzung und der Verdauung sind beständig Mahner, deren Stimme jeden Widerstand auslöscht. Anders mit dem Heimweh: hier vermag Bildung des Geistes und Selbstbeherrschung ausserordentlich viel, und kann ganz gewiss allen Schaden verhüten, der aus der genannten Leidenschaft zu entspringen pflegt.

Verhinderung des Heimweh ist eben so schwierig als dessen Heilung. Wenn wir dem von Natur moralisch Schwachen auch die beste Erziehung geben und noch so sehr dessen Ausbildung zum Weltbürger zu bewirken suchen: er wird immer dem Heimweh unterliegen, so wie er seine Heimath mit einer andern Gegend vertauscht. Bei solchen Individuen bleibt nur die Heilung des schon ausgebrochenen Uebels Object unserer Thätigkeit. J. B. Fonssagrives[245]) sagt über die Kur des Heimweh unter Anderem: »Wenn Sicherheit darüber besteht, dass das Heimweh nicht erheuchelt ist, möge man ihm das einzig wirksame Mittel entgegen setzen, nämlich die Rückkehr in die Heimath. Gestattet die Natur des Landes die Rückkehr nicht, so soll die psychische Behandlung mit jener Beharrlichkeit und jener Milde, welche die beiden Bedingungen des Erfolges sind, vollzogen werden. Das Vertrauen des Kranken sich erwerben, häufig mit ihm Unterredung pflegen; das an die Heimath ihn knüpfende Band erkennen und erhalten; darüber wachen, dass der Leidende von seinen Kameraden nicht verletzt werde; mit Wohlwollen die Neigung desselben zur Vereinsamung bekämpfen; eine Stellung ihm geben, welche ihm zusagt, und ihm gestattet, eine gewisse Activität zu entfalten; ihn veranlassen, an den Spielen seiner Kameraden Theil zu nehmen; seinen Landsleuten anempfehlen, in der Unterhaltung mit ihm ihres Dialektes nicht weiter sich zu bedienen; mit einem Worte, der fixen Idee ihn entreissen, welche ihn beherrscht; — dies ist die Formel der moralischen Behandlung, welche unglücklicher Weise viel leichter vorgeschrieben, als befolgt werden kann«. — Was bei der Kur des Heimweh von ganz besonderer Wichtigkeit uns vorkommt, ist Wohlwollen, Nachsicht, Milde, die dem Leidenden gegenüber stets im vollsten Maasse an den Tag gelegt werden müssen. Uebelwollen, Härte treibt gar manchen Heimwehkranken zur Flucht, zum Selbstmord, zum Verbrechen.

Durch liebevolles Entgegenkommen gewinnen wir das Herz des Bösewichts; warum sollten wir nicht durch dasselbe Mittel im Stande sein, den Drang eines unter fremden Verhältnissen lebenden Menschen nach seiner Heimath zu vermindern, dessen Entwickelung zur Leidenschaft zu verhüten? Bei dem Heimweh wie in jeder andern Beziehung sehen wir die Nächstenliebe die grossartigsten Erfolge wirken, und wir sind überzeugt, dass, wenn sie waltete, das Heimweh wohl nicht Krankheitsursache, geschweige denn Veranlassung des Todes werden könnte. So ist das letzte Mittel der moralischen Hygieine immer die Nächstenliebe; sie verhindert Leiden und erhält die Wohlfahrt; sie zerstört selbst bereits vorhandene Uebel, und tilgt auch die Spuren, welche diese zurück liessen. Aber Nächstenliebe lässt weder sich commandiren noch aus der Apotheke verschreiben; sie ist lediglich die Frucht eines veredelnden, auf gut disponirte Menschen angewandten Systems der Erziehung.

---

245) Fonssagrives, J. B., Traité d'hygiène navale ou de l'influence des conditions physiques et morales dans dans lesquelles l'homme de mer est appelé à vivre et des moyens de conserver sa santé. Paris. 1856. in 8⁰. pag. 718 u. fg.

§ 48.

Uebermässiger Trieb zu geistiger Beschäftigung, zu künstlerischem Schaffen zieht für den thierischen Haushalt die mannigfaltigsten Beeinträchtigungen nach sich; Menschen, die mehr wirken, als ihren physischen Kräften angemessen ist, verfallen leicht in allerhand materielle Leiden, die in den verschiedensten Formen zu Tage treten. Aus diesem Grunde muss die Gesundheitspflege zur Pflicht es sich machen, den übermässigen Trieb des immateriellen Schaffens so weit zu dämpfen, dass Schaden für die individuelle Wohlfahrt daraus nicht erwächst.

Die Thätigkeit des Gelehrten, des Künstlers wird erst dann wahrhaft fruchtbringend, wenn sie das Gepräge der Einseitigkeit nicht trägt, und die physischen Kräfte nicht ruinirt. Und es wird dies erzielt durch Beschränkung jenes allzu grossen Triebes auf sein normales Maass.

Menschen, welche nur ihre Production und ausser dieser nichts kennen, die Welt verachten, und den Nichtproducirenden als einen Paria ansehen, versimpeln meistens in kürzerer oder längerer Zeit, und isoliren sich so, dass sie, wie der Dachs, von ihren eigenen Fette zehren, und der Welt des geistigen Fortschritts gegenüber bald als Versteinerungen sich documentiren. Nichts ist bedenklicher und gefährlicher, als übermässiger Trieb zu einseitiger Geistesthätigkeit, und das insbesondere, wenn er mit der Sucht der Abschliessung parallel geht. Darum muss schon der jugendliche Mensch zu Vielseitigkeit herangebildet und zu einem vernünftigen Wechsel von Weltumgang und Einsamkeit angeleitet werden. Es erfährt hierdurch der übermässige Trieb zur Production eine gleichmässige Vertheilung auf mehrere Objecte, und hört auf, schädlich zu wirken.

Wenn der Trieb zur Thätigkeit des Geistes grösser ist, als der ganzen Organisation es entspricht, und wenn diesem Triebe Folge gegeben wird, sei dies aus freien Stücken oder gezwungener Maassen: so entstehen leicht verschiedene Störungen, die entweder das Gehirn und die Nerven oder die Eingeweide betreffen. Die grosse Häufigkeit des Wahnsinns in den Vereinigten Staaten von Nordamerika schreibt AMARIAH BRIGHAM [246]) der übermässigen Anspannung der geistigen Thätigkeiten zu, und speciell folgenden Ursachen: »Allzu anhaltender und intensiver Aufregung des Geistes, welche in diesem freien Lande *) das natürliche Ergebniss des Aufwandes der Kräfte ist und der Kämpfe, denen man sich hingibt, um Glück, Ehrenstellen und Erfolg zu erreichen«. »Das vorherrschende Thätigsein, welches man dem Nervensystem versichert, indem man allzu frühe den Geist der Kinder cultivirt und bei ihnen vorzeitige Empfindungen erweckt«. »Die Nachlässigkeit in der physischen Erziehung der Kinder, und insbesondere in der gleichzeitigen Entwickelung aller Organe des Körpers«. »Die Aufregung des Geistes bei den Frauen«. BRIGHAM leitet ferner die gegenwärtig so oft vorkommenden organischen Fehler des Herzens von der allzu grossen Aufregung des Geistes und des Gemüthes ab. — Es ist jetzt der sehr unheilvolle Grundsatz »Zeit ist Geld« in das Stadium der Herrschaft getreten, und dadurch jedes würdige und wahr-

246) BRIGHAM, A., Remarques sur l'influence de la culture de l'esprit et de l'excitation mentale sur la santé. Avec des notes par ROBERT MACNISH. Traduit de l'anglais par MME. DE ROHAUT. Bruxelles. 1838. in 12⁰. pag. 113 u. fg.; 122 u. fg.; 131 u. fg.

*) Nord-Amerika.

haft humane Leben in seinen Keimen erstickt worden. Wer nicht alle seine Kräfte, und oft genug über das höchste Maass des Möglichen hinaus, anstrengt, erhält nicht schwimmend sich auf dem Strome und geht unter. So weit haben die Consequenzen beschränkter und hartherziger Theorieen in der öffentlichen Oekonomie und der Mangel wahrer Moral sammt der immer weiter um sich greifenden Halbbildung und Grossmannssucht es gebracht. Menschen, die über ererbte Reichthümer nicht verfügen oder fetter Aemter nicht theilhaftig sind, müssen nun über ihre Kräfte hinaus arbeiten, um den überspannten Anforderungen der elenden Gesellschaft zu genügen; daher die viele Ueberbürdung in den Schulen, die Ueberanstrengung des Geistes, die ununterbrochenen Gemüthsbewegungen, und die mannigfaltigen Leiden, welche ein charakteristisches Kennzeichen der jetzigen Zeit der Halbheit sind.

Menschen, die ihrem grossen Triebe zu geistiger Thätigkeit ohne Schaden für ihre physische und moralische Gesundheit Folge geben wollen, müssen ihre Constitution durch kräftig nährende Diät, gute Pflege der Haut, passende Wohnung, entsprechende Bewegung des Leibes, und Sorge für ein stets heiteres Gemüth, befestigen und zu geistigen Exercitien tauglich machen. Alle Jene, welche dies versäumen, werden früher oder später Opfer ihres edlen Eifers, und sterben entweder frühzeitig, oder gelangen zu einem mehr oder minder bedeutenden Grade von geistiger Ohnmacht. Heutzutage gehen Hunderttausende der besten Köpfe durch den Mangel körperlicher und gemüthlicher Pflege bei Uebermaars geistiger Thätigkeit jämmerlich zu Grunde. Die öffentlichen Gelder werden in der schändlichsten und nutzlosesten Art vergeudet, und der Genius wird zertreten; wundern wir uns daher nicht, wenn auf dem Continent von Europa das geistige Leben seine Kraft verliert und die Förderer dieses geistigen Lebens die Freiheit mit der Sklaverei vertauschen.

Es ereignet sich sehr häufig, dass Menschen ohne die entsprechende Anlage einem Fache sich zuwenden, welches grosse Anstrengung des Geistes fordert; sie besitzen leidenschaftlichen Trieb zur Geistesthätigkeit nicht, sind überhaupt ohne allen Trieb zu geistiger Arbeit. Diese Unglücklichen, durch Vorurtheile des Standes, durch eigenen Dünkel, Ehrgeiz, Eitelkeit der dummsten Art an den für sie am wenigsten passenden Ort gebracht, sind sehr jämmerliche Comödianten im Theater der Welt, und pflegen Nachkommen von sehr trauriger Complexion das Leben zu geben.

»Mangelt es den Menschen an hinreichenden Geisteskräften«, exponirt Michael von Lenhossek[247]), »so kostet ihm jede Kopfarbeit sehr viel Mühe und Anstrengung, und diese ist mit unangenehmen Empfindungen verbunden, welche ihm alle Geistesbeschäftigung verhasst machen. Diese Art von geistiger Unthätigkeit ist wohl sehr schwer zu überwinden; selten mag es gelingen, dass die Talente des geistesträgen Menschen, indem er zu beständiger Uebung seiner Seelenkräfte angehalten und angeeifert wird, allmälig sich steigern, oder dass er gleichsam maschinenmässig gewohnt wird, die Anstrengung seiner schwachen Geisteskräfte zu dulden«. — Es ist der grösste Missgriff und gereicht der Menschheit zu dem empfindlichsten Schaden, wenn Personen ohne Anlage zu geistiger Thätigkeit hierzu genöthigt werden. In der Regel werden Vorurtheile des Standes und Ehrgeiz, Eitelkeit der Eltern die Ursachen solcher

247) Lenhossék, M. v., Darstellung des menschlichen Gemüths in seinen Beziehungen zum geistigen und leiblichen Leben. Wien 1824—25. in 8⁰. Bd. II. pag. 103 u. fg.

verhängnissvollen Schritte: so ein dummer, aufgeblasener, eitler, ehrgeiziger Staatsbediente kann mit dem Gedanken, dass sein ebenso dummer Sohn höchstens zum Stiefelwichser passe, nicht sich befreunden; er will den idiotischen Sprössling durchaus als hohen Staatsbedienten glänzen sehen, und zwingt ihn desshalb, Studien zu treiben. Was aus solchen unglücklichen Halbköpfen wird, und wie sie nachher als Bürokraten gemeinschädlich sich beweisen, lehrt die Erfahrung. — Hier Besserung erwirken, heisst: zunächst den Despotismus, den Kastengeist und die Vorurtheile des Standes zertreten, und alsdann bürgerliche Tugenden erwecken.

Wenn wir die Leidenschaften und die Bewegungen des Gemüthes im Grossen und Ganzen betrachten, und zugleich die Aufgabe der moralischen Hygieine uns vergegenwärtigen, so finden wir, dass zur Regulirung guter, zur Verhütung böser Leidenschaften und zur Mässigung der Affecte zweierlei Einflüsse ganz besonders verwerthet werden müssen: nämlich die Diät und die Erziehung. Jene bereitet den Organismus vor; diese bestimmt den Menschen unmittelbar. Ein Mittel ohne gleichzeitige Anwendung des andern, bleibt fruchtlos; beide gleichzeitig und beziehungsweise gleichmässig benutzt, dies führt zu dem gewünschten Erfolg.

Auf die Art der Leidenschaften und Affecte, auf deren Innigkeit und Ausdehnung haben körperliche Zustände ausschliesslich den entscheidenden Einfluss; darum ist es nöthig, durch entsprechende Regulirung der Diät die physischen Zustände in den normalen Status zu versetzen, um den Einflüssen der Erziehung gute Aufnahme und glückliche Verwerthung zu sichern. Die moralische Hygieine operirt immer und gleichzeitig mit der Diät und Erziehung.

Den Leidenschaften und Gemüthsbewegungen gegenüber laufen die Bemühungen der moralischen Hygieine darauf hinaus, den Menschen zur Selbstbeherrschung anzuleiten. So lange Jemand nicht im Stande ist, seinen eigenen Begierden die Zähne zu zeigen und im Zaume sie zu halten, so lange ist er ein Spielball von Passionen und Affecten. Die Selbstbeherrschung gründet sich auf den Besitz eines grösseren Maasses physischer und moralischer Kraft; nicht auf viel Kraft der Muskeln, sondern auf Kraft in den Nerven; nicht auf viel Stärke der Verdauungswerkzeuge, sondern auf die Stärke des Widerstandes. Ein Mensch, den wir durch Diät und Erziehung zur Selbstbeherrschung führen wollen, braucht weder Glas verdauen zu können, noch auch im Stande zu sein, Herkulesse zu besiegen: er muss aber so organisirt sein, dass die Mittel der moralischen Hygieine sein Nervensystem treffen und dasselbe zur Ausbildung bringen. Wo diese Anlage nicht vorausgesetzt werden kann, haben unsere ganzen Bemühungen, Selbstbeherrschung zu erwecken, einen geringen, oft genug gar keinen Erfolg.

»Es gibt«, sagt Ernst von Feuchtersleben[248]), »kein wirksameres und herrlicheres Mittel, die Affecte zu zähmen, als: ihr Verständniss. Wenigstens lässt sich innerhalb der Grenzen unserer Macht kein anderes erdenken; denn darin einzig besteht die Gewalt unseres Geistes: klare Ideen zu bilden«. »Je mehr die Vernunft«, bemerkt er weiter, »alle Dinge unter dem Begriffe der Nothwendigkeit auffasst, desto mehr erlangt sie Gewalt über die Leidenschaften, desto

---

248) Feuchtersleben, E. v., Zur Diätetik der Seele. 29. Auflage. Wien 1866. in 12⁰. pag. 85 u. fg.

weniger leiden wir also. Je deutlicher also diese Einsicht in uns jedes einzelne Verhältniss beleuchtet, desto mehr wächst die Gewalt«. — In Folge der schlechten Unterrichtung des Menschen über sein eigenes Wesen, und der meist noch so verkehrten Erziehung, kommt selten Jemand zum Verständniss seiner Leidenschaften und Affecte, mithin auch nicht zu deren Unterdrückung oder Regulirung. Besserung lässt also sich nur erwarten durch guten Unterricht und passende Erziehung.

Je mehr der praktische Materialismus herrscht, desto weniger kann von Regulirung und Dämpfung der Leidenschaften und Gemüths-Bewegungen die Rede sein; denn die übermässige Befriedigung natürlicher Triebe und die Sucht nach Besitz, sie verhindern den Menschen, über sich selbst Gewalt zu bekommen, und leisten den Affecten wie Passionen auf das Bedeutendste Vorschub. Der praktische Materialismus findet sein Gegengewicht in der Ruhe des Gemüthes und in der Klarheit des Geistes, in der Liebe zum Nächsten und in dem Streben nach der Erkenntniss. Gelingt es, die Liebe zum Nächsten und das Streben nach der Erkenntniss für die Dauer zu erwecken, so ist der praktische Materialismus überwunden, und mit ihm sind die Leidenschaften besiegt. —

Wir wollen unsere Betrachtungen über die Leidenschaften nicht früher schliessen, als bis wir einige Worte von Helvetius[249]) gehört und einige Bemerkungen daran geknüpft haben. »Ein Lebensprincipium«, sagt Helvetius, »belebt den Menschen. Dieses Principium ist die physische Empfindlichkeit. Was fliesst bei ihm aus dieser Empfindlichkeit? Ein Gefühl von Liebe zum Vergnügen und von Hass gegen den Schmerz; und aus diesen beiden im Menschen vereinigten und seinem Geist immer gegenwärtigen Empfindungen entsteht bei ihm Dasjenige, was man die Empfindung der Selbstliebe nennt. Diese Selbstliebe erzeugt die Begierde nach Glück; die Begierde nach Glück aber erzeugt die Begierde nach Gewalt, und aus dieser letztern haben wieder ihren Ursprung der Neid, der Geiz, die Ehrsucht und überhaupt alle selbst gemachten Leidenschaften, die bei uns, ihrer verschiedentlichen Benennungen ungeachtet, weiter nichts sind, als eine verkleidete Liebe zur Gewalt, nur angewendet auf die verschiedentlichen Mittel, sich Gewalt zu verschaffen«. Und weiter bemerkt Helvetius: »Diese Mittel sind nicht immer die nämlichen. Daher sehen wir auch, dass die Menschen nach den mancherlei Lagen, worin sie sich befinden, und nach der Regierung worunter sie leben, bald auf dem Wege des Reichthums, bald auf dem Wege der Intrigue, bald auf dem Wege der Ehrsucht, bald auf dem Wege der Ruhmbegierde, bald auf dem Wege der Talente, u. s. w., zur Gewalt forteilen; dass sie aber auf allen diesen Wegen immer einerlei Ziel vor Augen haben«. — Die Leidenschaften sind in der That nur Mittel zum Fortbestand des Individuums; ihre Steigerung über die Grenze des Unerlässlichen hinaus, ist etwas Krankhaftes, Gemeinschädliches. Mit der Zunahme der Selbstliebe wachsen die Leidenschaften; mit der Vermehrung der Vernunft und der Selbstbeherrschung werden sie auf ihr normales Maass immer mehr zurück geführt. Die Liebe zur Gewalt ist am grössten in den Dummsten, am kleinsten in den Weisesten; daher wird die Weisheit immer das beste Mittel wider die Gewalt und wider die Leidenschaften sein.

---

249) Helvetius, J. C. H., Hinterlassenes Werk vom Menschen, von dessen Geistes-Kräften und von der Erziehung desselben. Aus dem Französischen. Breslau 1774. in 8⁰. Bd. I. pag. 367.

Wenn der Mensch dazu angeleitet wird, sein höchstes Glück in dem Bewusstsein des Glückes seines Nächsten zu finden und mit allen Kräften nach der Begründung der allgemeinen Glückseligkeit durch eigene Tugend zu streben: verlieren alle bösen Leidenschaften den Boden, und nur die guten gelangen zur Entwickelung. Glaubenslehren, trockene Kenntnisse und gesellschaftliche Formalitäten bieten dem Menschen jene Anleitung nicht; sondern im Gegentheil, indem sie die Aussenseite abschleifen und elastisch machen, tragen sie mittelbar sehr häufig zur Verwilderung des Innern bei, kräftigen die Liebe zur Gewalt, die bösen Leidenschaften, und zerstören die Glückseligkeit.

Das geistige Leben.

§ 49.

Thätigkeit des Gehirns und geistiges Leben sind zwei Bezeichnungen für einen Begriff; Gesundheitspflege des Gehirns und der Natur gemässe Cultivirung des Geistes sind gleichbedeutend; Cultivirung des Geistes ist Erziehung im weitesten Sinne des Wortes; Erziehung zeigt in ihrem Wesen sich als ein Theil der Hygieine.

Wenn wir das geistige Leben normal erhalten wollen, müssen wir den ganzen Menschen, und insbesondere dessen Gehirn-, Sinnes- und Nerventhätigkeit normal erhalten; mit andern Worten: wir müssen der Erziehung immer die Pflege der Gesundheit überhaupt parallel gehen lassen. Geschieht dies nicht, so weicht das geistige Leben bald von der Norm ab, und gestaltet sich mehr oder weniger krankhaft: die Disharmonie der Gehirnverrichtung mit den Verrichtungen der anderen Organe führt zu leiblichen und sittlichen Störungen bei dem Einzelwesen und im Organismus der Gesellschaft.

Der Satz der Alten, dass nur in einem gesunden Leibe ein gesunder Geist sein könne, bleibt im Grossen und Ganzen immer wahr; denn ein siecher Körper hat krankes Blut, und dieses ist im Allgemeinen nicht geeignet, das Gehirn normal wieder zu erzeugen. Ein Blick auf das geistige Leben siecher Bevölkerungen belehrt uns sofort, dass die normale Thätigkeit des Gehirns ein grösseres Maass von leiblichem Wohlbefinden voraussetzt, als diesen Armen eigen ist. Immer leisten die Klassen, welche durch einen gewissen Grad körperlicher Gesundheit sich auszeichnen, geistig mehr, als jene, bei denen dieser Grad nicht angetroffen wird. Wie wir schon in einem früheren Paragraphen zeigten, hat J. Moreau de Tours[250]) behauptet, es sei erhärtet, dass das Hervorragen geistiger Fähigkeiten einen gewissen krankhaften Zustand des Nervencentrums als organische Bedingung voraus setze; allein, es hat dieser Satz nur für Einzelne von den grossen Männern seine Gültigkeit, und lässt die

---

250) Moreau de Tours, J., La psychologie morbide dans ses rapports avec la philosophie de l'histoire, ou de l'influence des névropathies sur le dynamisme intellectuel. Paris. 1859. in 8⁰. pag. 468 u. fg.; 481 u. fg.

Massen völlig unberührt. Die Geistesthätigkeit hängt immer mit der Nahrung und Pflege überhaupt zusammen, und der Mensch gestaltet jederzeit sein intellectuelles Leben nach dem Grade seines Wohlseins und nach der Gunst der Einwirkung der Aussenwelt.

In wie weit das geistige Leben von der Nahrung abhängig ist, von der Wohnung, vom Klima und anderen Einflüssen der Aussenwelt, kann täglich wahrgenommen werden, wenn man die wohlhabenden Gesellschafts-Schichten mit den Noth leidenden vergleicht. Bei jenen finden wir immer geistige Initiative, bei diesen immer geistige Passivität. Obschon dieser Satz vielfach Ausnahmen erleidet: als Regel wird er stets gelten. Der Hungernde, der Frierende, der in elenden Löchern Wohnende, sie denken immer und ununterbrochen an die Verbesserung ihrer materiellen Lage; sie werden so von den gewöhnlichen Trieben der Erhaltung des Lebens in Anspruch genommen, dass nur in den Fällen seltenster Ausnahme ein höheres Streben des Geistes, der Trieb zur Erkenntniss, der Drang, Grosses zu vollbringen, sich geltend macht. Nicht umsonst werden die Worte Wohlstand und Bildung stets zusammen genannt; Bildung ist ohne Wohlstand nicht möglich, und ein Volk, welches geistig produciren will, muss zunächst durch seine Wohlhabenheit in den Stand gesetzt sein, seines Leibes Bedürfnisse genügend zu befriedigen. Geistesthätigkeit ist nicht möglich, ohne den Drang dazu; und wahrer Drang dazu ist nicht möglich, ohne entsprechende Pflege des Leibes. So wie wir diese als die eigentliche Voraussetzung aller Moral erkennen, so betrachten wir sie auch als die Conditio-sine-qua-non jeder nachhaltigen und echten Geistesarbeit.

Es kann nicht in Zweifel gezogen werden, dass gewisse Nahrungs- und Genussmittel einen besonderen Einfluss auf das geistige Leben ausüben. Kaffee und die anderen warmen erregenden Getränke, sie wirken anders als die alkoholischen Flüssigkeiten, und von diesen verhält der Wein wieder sich anders als das Bier. Gewürzreiche und gewürzarme Nahrung beeinflussen das geistige Leben verschieden.

Sicher hat das geistige Leben in Europa seit der Einführung des Kaffee und Thee sich modificirt. »Die Kaffeehäuser«, sagt W. E. Hartpole Lecky[251]), »waren die entschiedenen Vorläufer der Clubs des achtzehnten Jahrhunderts. Sie wurden die wichtigsten Mittelpunkte der Gesellschaft, und verliehen den nationalen Sitten eine neue Färbung. In England haben sie keine Wurzel gefasst, obgleich sie einst sogar volksthümlicher als in Frankreich waren, und obgleich sie mit einer der glänzendsten Perioden der Literaturgeschichte unauflöslich verbunden sind; aber die Wirkung der warmen Getränke auf das häusliche Leben ist wahrscheinlich sogar grösser gewesen, als auf dem Festlande. Indem sie die lärmenden Gelage zügelten, die einst allgemein waren, und die Frau zu einer neuen Stellung im häuslichen Kreise empor hoben, haben sie sehr viel zur Verfeinerung der Sitten, zur Einführung einer neuen Geschmacksrichtung, und zur Milderung und Ausbildung des menschlichen Charakters beigetragen«. Und Carl Vogt[252]) bemerkt unter

251) Lecky, W. E. H., Geschichte des Ursprungs und Einflusses der Aufklärung in Europa. Mit Bewilligung des Verfassers übersetzt von H. Jolowicz. Leipzig & Heidelberg. 1868. in 8⁰. Bd. II. pag. 267.

252) Vogt, C., Untersuchungen über Thierstaaten. Frankfurt am Main. 1851 in 8⁰. pag. 5 u. fg.

Anderem: »Das ganze staatliche und gesellschaftliche Leben, ja die ganze Denkweise des Menschen ist in ihren Grundanschauungen durch die Einführung des Kaffee, dieses wühlerischen, höllenschwarzen Getränkes verändert worden. Der Kaffee hat der Menschheit den legitimen Staatsschlaf geraubt, und sie in die beunruhigenden Traumphantasieen gestürzt, in welchen sie sich schlaflos umher wälzt«. — Angesichts der Thatsachen, welche das Studium der Weltgeschichte uns bietet, können wir dem Kaffee keineswegs einen so bedeutenden Einfluss auf das geistige und politische Leben zuerkennen, als von VOGT dies geschieht; aber, wir sind überzeugt, dass durch die unmittelbare, noch mehr durch die mittelbare Wirkung des Kaffee und auch des Thee die intellectuelle Thätigkeit nicht ganz unwesentliche Modificationen erfuhr. Kaffee und Thee erregen angenehm, ohne zu berauschen; sie befördern die Geistesarbeit, und die durch sie bewahrte Nüchternheit macht Combinationen und eine Erhebung des Geistes möglich, wie der Alkohol der spirituösen Getränke mehr oder weniger sie ausschliesst. Indem Kaffee und Thee die Wahrnehmung schärfen und den Geist klären, leisten sie unmerklich höheren Interessen Vorschub, und unterstützen jede intellectuelle Bewegung, vorausgesetzt, dass sie mit Maass und Ziel gebraucht, und durch den gleichzeitigen Genuss alkoholischer Flüssigkeiten nicht überwogen oder auch nur theilweise alterirt werden.

Den Kaffee nennt A. CHEVALLIER[253]) das materielle Nahrungsmittel der Intelligenz. Wir stimmen bei, wenn hier unter Kaffee das normale Getränk dieses Namens, nicht aber jene Brühe verstanden wird, welche bei einigen Stämmen der Deutschen zum täglichen Gebrauche dient. In den durch Fürstenwirthschaft ausgesaugten Ländern vermag der wegen der allgemeinen Dürftigkeit und Armseligkeit nur sehr verdünnte und mit Surrogaten vermischte Kaffeeaufguss das geistige Leben nicht zu kräftigen; noch weniger ist er im Stande, den unheilvollen, den Geist zerstörenden Wirkungen des übermässigen Biertrinkens Abbruch zu thun.

§ 50.

Unmässigkeit wie Entbehrung sind dem geistigen Leben gleich hinderlich; nur die wahre Mässigkeit, unter deren Walten den Anforderungen des Nahrungstriebes in normaler Weise Rechnung getragen wird, begünstigt den Aufschwung und die Kraft der intellectuellen Thätigkeit. Kaffee und Thee fördern die Mässigkeit, Bier und Wein die Unmässigkeit; darum wird überall, wo von Erweckung und Befestigung des geistigen Lebens es sich handelt, nicht ausser Acht zu lassen sein, den Menschen lieber an die Kaffeïn, als an die Alkohol enthaltenden Genussmittel zu gewöhnen, mehr die Kaffee- als die Wirthshäuser zu begünstigen, und in der Gesellschaft mehr dem Gebrauch von Kaffee und Thee, als von Bier und Wein das Wort zu reden.

Der geistigen Thätigkeit gegenüber kommen auch die festen Nahrungsmittel in Betrachtung. Die Frage, ob ausschliesslich Pflanzen- oder Fleischnahrung für das Gedeihen des intellectuellen Lebens geeignet sei, beantwortet sich dahin, dass ein Gemisch von Pflanzen- und Fleischspeisen, wie es für den

---

253) CHEVALLIER, A., Du café, son historique, son usage, son utilité, ses altérations, ses succédanés, les falsifications qu'on lui fait subir; condamnations prononcées contre les falsificateurs. — Annales d'hygiène publique et de médecine légale. 2. Reihe. Band XVII. [Paris. 1862. in 8⁰.] pag. 30.

Menschen überhaupt erforderlich ist, auch der Thätigkeit des Gehirns gegenüber am meisten als geeignet sich erweist.

Es ist sicher und gewiss, dass die Speisen aus dem Pflanzenreiche anders auch auf die psychische Seite des Menschen wirken, als die aus dem Thierreiche. »Die thierischen Stoffe«, bemerkt P. J. G. CABANIS[254]), »üben auf den Magen eine viel mehr reizende Wirkung aus, als die pflanzlichen: bei gleichem Volum ersetzen sie viel vollständiger und erhalten viel constanter die Kräfte. Gewiss besteht ein grosser Unterschied zwischen Menschen, welche Fleisch essen, und solchen, welche keines geniessen. Jene sind unvergleichlich mehr activ und stark. Unter sonst gleichen Verhältnissen, haben zu allen Zeiten die Fleisch verzehrenden Völker in den Künsten, welche viel Thatkraft und viel Trieb voraus setzen, das Uebergewicht gegen die Nationen, die von Pflanzen sich nähren. Nicht allein, dass sie bedeutend muthiger im Kriege sind, sondern sie legen auch bei ihren Unternehmungen im Allgemeinen einen kühneren und hartnäckigeren Charakter an den Tag«. *) — Wo wir ein grösseres Maass von Thatkraft finden, begegnet uns auch ein grösseres Maass geistiger Thätigkeit. Thatkraft ist überall dort zu Hause, wo substanziöse Nahrung in der entsprechenden Menge genossen wird. Die Engländer verzehren unter allen Nationen Europa's am meisten von Nahrungsmitteln aus dem Thierreich; ihr Geistesleben ist am meisten intensiv und extensiv; sie haben stets am meisten Thatkraft und Initiative bekundet, die grössten Denker und die grössten Praktiker hervorgebracht. J. ROBERT DE MASSY[255]) unterzog den Verbrauch an Nahrungsmitteln in Paris und London einer vergleichenden Untersuchung, und fand für London, Paris gegenüber, einen definitiven Vortheil hinsichtlich der Solidität der Nahrung. London repräsentirt England, Paris Frankreich. So sehr wir überzeugt sind, dass Frankreich intellectuell an der Spitze der Staaten des Continents von Europa steht: in demselben Maasse sind wir von der Wahrheit durchdrungen, dass das geistige Leben bei den Engländern stets intensiver war, als bei den Franzosen.

Das Verhältniss der Nahrung zu der Entwickelung der Geistesthätigkeit bei dem jugendlichen Menschen bildet einen der wichtigsten Gegenstände der Erziehung und der moralischen Hygieine überhaupt; A. CLAVEL[256]) bemerkt mit Recht, es seien die Sorgen um die Nahrung in dem Alter, welches zwischen der Kindheit und dem Jünglingsalter liegt, nicht minder von Wichtigkeit, als in der Kindheit. — Es kommt gerade in dieser Periode des Lebens darauf an, dem Organismus Festigkeit und Ausdauer zu geben. Durch Gymnastik und Uebung der geistigen Kräfte erreicht man nur dann das Ziel, wenn sorgfältige Ernährung und sonst gute Pflege des Leibes vorausgesetzt werden können. Selten kommt der Mensch zu Aufschwung und Dauerhaftigkeit seines Geisteslebens, wenn als Knabe und Jüngling er hungert und friert, in Spelunken

---

254) CABANIS, P. J. G., Rapports du physique et du moral de l'homme Paris. 1802. in 8⁰. Bd. II. pag. 134 u. fg.

*) Wir führten diesen wichtigen Ausspruch schon auf einem früheren Blatte an; wir setzen ihn aus dem Grunde nochmals hierher, weil er eine unerlässliche Voraussetzung unserer Darlegungen ist.

255) MASSY, J. R. de, Des objets de consommation à Londres et à Paris, au point de vue commercial et administratif. — Annales d'hygiène publique et de médecine légale. 2. Reihe. Bd. XVII. pag. 317 u. fg.; 379.

256) CLAVEL, A., Traite d'éducation physique et morale . . . Paris. 1855. in 12⁰. Bd. I. pag. 240.

wohnt und dürftig sich bekleidet; meistens gehen unter solchen Verhältnissen seine intellectuellen Anlagen zurück, verkümmern.

Ungenügende gleich wie allzu üppige Nahrung beeinträchtiget auch im Mannesalter in den bei weitem meisten Fällen die Thätigkeit des Geistes; allein, wurde durch entsprechende Nahrung in der Jugend der Organismus gekräftigt und dessen volle Ausbildung ermöglicht, so erleidet das geistige Leben im Mannesalter nur dann Schädigung, wenn Elend oder Ueppigkeit das Maass des Erträglichen überschreiten.

§ 51.

»Es ist anerkannt«, sagt G. J. MULDER[257], »dass es*) keine allgemeine Schnellkraft des Geistes gibt, und nach meiner Ueberzeugung ist diese schon deshalb unmöglich, weil der Körper zu schwach ist, um einen kräftigen Geist zu fassen, ohne dass ich damit im Mindesten behaupten wollte, dass moralische Ursachen nicht im Spiele sind«. Zu den Ursachen dieses Mangels an Schnellkraft und des Vorhandenseins mangelhafter Körper-Constitution rechnet MULDER in vorderster Reihe die unpassende Nahrung. »Es gibt noch eine Ursache«, bemerkt er weiter, »die Reiche und Arme, die uns Alle drückt: nämlich die Nahrung, die wir zu uns nehmen; eine Ursache, die zwar scheinbar in einigen Ständen nicht exsistirt, die uns aber Alle mehr oder weniger antastet, wenn auch die Reichen eine ganz andere Diät führen, als die Armen, die Armen eine andere, als Diejenigen, welche zum Mittelstande gehören. Wenn nämlich die Nahrung in keinem Stande gut ist, so muss, trotz aller Verschiedenheit, das Endresultat dennoch sein, dass der Körper darunter leidet, und die Beeinträchtigung des Körpers muss sich kund geben in Demjenigen, was vom Körper abhängig ist, das heisst: in dem Geiste«. »Unter den Pestübeln unserer Zeit«, führt MULDER endlich an, »sind zwei zu nennen, durch welche alle Stände unter uns mehr oder weniger afficirt werden; der Missbrauch lauer warmer Getränke und der geistigen Getränke. Diese beiden Aeussersten berühren einander darin, dass sie, das eine durch Erschlaffung, das andere durch Ueberreizung, die Schnellkraft lähmen, die wahren physischen Kräfte erschöpfen, und den Körper untauglich machen, um zur Entwickelung eines kräftigen Geistes Gelegenheit zu geben«. In Hinsicht auf die feste Nahrung beklagt MULDER, dass die Proteïnstoffe in derselben, zumal bei den arbeitenden Klassen immer mehr abnehmen, und die Kartoffeln, denen für sich allein ein so geringer Nahrungswerth zukommt, die Stelle der stärker nährenden Substanzen einnehmen; daher überall der Mangel an Thatkraft und Energie des Geistes.

Das Allzuviel der geistigen Getränke und das Allzuwenig der substanziösen Nahrung ist in der That die fruchtbarste Quelle des Daniederliegens der Intelligenz und der Anwendung des Wissens auf das praktische Leben. Warum vermissen wir in den von Zaunkönigen ausgesaugten Ländern, wo Bürokraten ihr Wesen treiben, die wahre Initiative des Geistes, die Anwesenheit aller wahren und fruchtbringenden Praktik des Lebens? Der grosse Regierungs-Apparat lähmt die materiellen Kräfte, das Vorurtheil sieht mit Verachtung auf

---

257) MULDER, G. J., Die Ernährung in ihrem Zusammenhange mit dem Volksgeist. Utrecht und Düsseldorf. 1847. in 8⁰. pag. 4 u. fg.; 6 u. fg.

*) gegenwärtig.

die Arbeit herab; die Sitte, oder besser: die elendste Unsitte, fordert von Jedem, nach Aussen hin zu glänzen. Und das Resultat: die Familien müssen von Brod und Kartoffeln leben, und die Väter beschwichtigen den knurrenden Magen mit Bier. Dies ist das Elend, welches die Intelligenz zerstört und den Fortschritt hemmt, den Menschen zum Idioten macht, und alle Fähigkeit ihm raubt, die grosse Welt zu verstehen, in ihr sich zu bewegen.

Am meisten ist der Missbrauch des Bieres dazu angethan, die Intelligenz grosser Massen der Bevölkerung zu untergraben. Das Bier übt eine erschlaffende Wirkung aus, und in dem Grade der Ausbreitung seines Gebrauchs nimmt es dem geistigen Leben die Kraft und das Feuer, erzeugt überall eine grosse Gleichgültigkeit gegen höhere Interessen, und befördert gemeinen Materialismus. In Ländern, wo ehedem reges Geistesleben angetroffen wurde, herrscht seit Einzug des Bieres Schlaffheit und Gleichgültigkeit. Es gibt Völker, die den letzten Rest ihres Verstandes in Bier ersäufen, und von dem ekelhaften und ununterbrochenen Biergenuss so albern geworden sind, dass sie ihren Jammer als das höchste Maass von Freiheit und Gesittung proklamiren. Wir fordern von allen Erziehern, sie möchten mit Aufbietung ihrer Kräfte die Zöglinge von dem Genusse geistiger Getränke, aber ganz besonders des Bieres abhalten; wir fordern von allen Hausvätern, das Biertrinken in ihren Familien nicht zur Gewohnheit werden zu lassen, und an Statt des Bieres lieber kräftige Speise und gutes Wasser den Kindern zu verabreichen; wir wünschen vom Herzen, dass die Sitte wider den täglichen Biergenuss insbesondere bei Menschen, die wenig körperlich thätig sind, ihren Stachel kehre.

Durch den spärlichen Gebrauch des Bieres wird das geistige Leben nicht alterirt; aber, wie wenige Menschen in den sogenannten Bier-Ländern können so weit sich beherrschen, um von dem übermässigen Genusse des Bieres Abstand zu nehmen! Dort, wo der Wein das allgemein genossene Getränk ausmacht, nehmen die Menschen, nach JOHANN PETER FRANK's[258]) sehr richtiger Bemerkung, doch grössten Theils nur Wasser; es kann demnach hier von dem Genusse eines berauschenden Mittels von Seiten der ganzen Bevölkerung nicht die Rede sein. Ueberdies wirkt der Wein, auch wenn in demselben Verhältniss getrunken, wie das Bier in den sogenannten Bier-Ländern, nicht lähmend auf die Thätigkeit des Geistes; erst wenn sein Gebrauch in schlimmen Missbrauch ausartet, wenn die vorher bescheidenen Wein-Trinker in Wein-Säufer sich verkehren, löscht der Wein des Geistes Leuchte aus.

§ 52.

Klimatische Verhältnisse drücken der geistigen Thätigkeit mehr oder minder bestimmte Merkmale auf; das Leben des Gehirn's wird in jedem Klima in anderer Weise beeinflusst, und darum sind auch in jedem Lande die einzelnen Richtungen des Geistes verschieden, die Tiefe und Ausbreitung des Denkens bekunden verschiedene Dimensionen, und der Aufschwung der Intelligenz sinkt hier fast auf den Nullpunkt, während er dort bis zu den höchsten Höhen sich erhebt.

---

258) FRANK, J. P., System einer vollständigen medicinischen Polizey. Frankenthal. 1791—94. in 8⁰. Bd. VIII. pag. 112.

Dasjenige, welches Heinrich Thomas Buckle[259]) als die Naturerscheinung auffasst, kommt unter den klimatischen Einflüssen, welche das geistige Leben unmittelbar treffen, zunächst in Betrachtung. Buckle unterscheidet die Naturerscheinungen in solche, welche vorzugsweise auf die Phantasie wirken, und in solche, welche insbesondere den Verstand treffen. »Was«, sagt er, »die Naturerscheinungen angeht, so hat natürlich Alles, was die Gefühle der Furcht erregt oder das Gemüth mit grosser Verwunderung und dem Begriff des Unbestimmten und Uebermächtigen erfüllt, eine besondere Anlage, die Phantasie zu entflammen und die langsamere und bedächtigere Operation des Verstandes unter ihre Herrschaft zu bringen. In solchen Fällen vergleicht sich der Mensch mit der Gewalt und Majestät der Natur, und gewinnt das peinliche Gefühl seiner eigenen Unbedeutendheit. Ein Bewusstsein seiner Unterordnung kommt über ihn. Von allen Seiten schränken ihn unzählige Hindernisse ein und hemmen seinen eigenen Willen. Sein Geist erschrickt vor dem Unendlichen und Unergründlichen, und bemüht sich kaum noch um das Einzelne, woraus jene erhabene Grösse besteht. Wo hingegen die Werke der Natur klein und schwach sind, gewinnt der Mensch Vertrauen und scheint sich mehr auf seine eigene Kraft verlassen zu können; denn er kann sich so zu sagen hindurch arbeiten und nach allen Richtungen seine Obmacht ausüben. Wie die Erscheinungen zugänglicher werden, wird es ihm leichter, mit ihnen zu experimentiren oder sie mit Genauigkeit zu beobachten; ein untersuchender, analysirender Geist wird ermuthigt, und er fühlt sich versucht, die Erscheinungen der Natur zu verallgemeinern und sie auf die Gesetze zu ziehen, durch die sie regiert werden«. So weit Buckle.

Wir rechnen die Naturerscheinungen, wie sie durch Gebirge, Gewässer, Gewitter u. s. w. uns sich darbieten, zu dem Klima der Gegend, und erkennen in ihrem Einfluss den mächtigsten Anstoss für die Richtung des geistigen Lebens. Dort, wo die Naturerscheinung dem Menschen nicht imponirt, gelangt dieser zu einer Weltanschauung, die in der Philosophie wurzelt; dort, wo die Naturerscheinungen den Menschen überwältigen, tritt mit der Herrschaft einer auf Furcht und Aberglauben sich gründenden Weltanschauung die Herrschaft der Pfaffen ein: die wahre Todesglocke des menschlichen Geistes!

Es sind noch andere klimatische Verhältnisse, als die Naturerscheinung im Grossen und Ganzen, welche das geistige Leben beeinflussen; wir meinen die Wärme, die Beschaffenheit des Bodens, die Menge der wässerigen Niederschläge, die Bewegungen der Atmosphäre, das Pflanzenleben, u. dgl. Diese Momente jedoch wirken mittelbar auf den Verstand; aber sie wirken mit solcher Intensität, dass sie dem Einflusse der Naturerscheinungen unter keiner Bedingung nachstehen. John William Draper[260]) studirte die Wirkungen des europäischen und asiatischen Klima auf den menschlichen Geist, und kam unter Anderem zu folgenden Ergebnissen: »Durch den lange fortgesetzten Einfluss der Klima-Thätigkeit ist den Bewohnern Europa's und Asien's eine verschiedene geistige Beschaffenheit mitgetheilt worden. Der Geist der

---

259) Buckle, H. Th., Geschichte der Civilisation in England. Deutsch von Arnold Ruge. 2. rechtmässige Ausgabe. Leipzig & Heidelberg. 1864—65. in 8⁰. Bd. I. Abtheil. 1. pag. 103 u. fg.

260) Draper, J. W., Gedanken über die zukünftige Politik Amerikas. Aus dem Englischen von A. Bartels. Leipzig. 1866. in 8⁰. pag. 40 u. fg.

letztern hat sich wesentlich verbindend, der der erstern zergliedernd gestaltet. Der Asiat ist der Schöpfer von Systemen der Theologie, Philosophie, Gesetzgebung geworden, deren einige Tausende von Jahren gedauert haben und von einem grossen Theile des Menschengeschlechtes angenommen worden sind. Der Europäer verfolgt seine Bahn in weniger grossartiger Weise, die aber, da sie eine gewissere Grundlage hat, auch zu sichereren Ergebnissen führt und im Laufe der Jahrhunderte mächtigere, verbreitetere und gleich dauernde aufweisen wird«. »In Asien bleiben«, bemerkt Draper weiter, »Sitten und Gebräuche unverändert; Alles befindet sich in einem Zustande, wie wir es nennen, der Versumpfung oder, wie sie es ansehen, der Ruhe. Auf der andern Seite hat die zergliedernde Neigung des Europäers zu der geistigen und staatlichen Zerrüttung unserer Zeiten geführt« . . . . — Das Klima von Europa und das von Asien weichen wesentlich von einander ab; jenes ist ungleichmässig, dieses gleichmässig; jenes zeichnet durch mehr oder minder grosse Wechsel sich aus, und diese Wechsel sind die mächtigsten Erreger der Bewegungen und Thätigkeiten des Geistes. Wir wissen es aus der täglichen Erfahrung, wie anders unsere Denkungsart sich gestaltet, wenn wir unter dem Einflusse heftiger Witterungswechsel uns befinden, oder wenn wir in einem gleichmässigen Klima dahin leben.

Weil das Klima sehr bestimmend auf die Mässigkeit oder Unmässigkeit des Menschen wirkt, wirkt es auch hierdurch auf das geistige Leben ein. Montesquieu[261]) behauptet mit Recht, die verschiedenen Getränke seien es in den verschiedenen Klimaten, welche die verschiedenen Lebensarten erzeugten, und diese wären es, welche die verschiedenen Arten der Gesetze in das Dasein riefen. — In Ländern, wo Mässigkeit zu den nationalen Sitten gehört, begegnet uns eine andere Lebensanschauung und Denkungsart, als dort, wo Unmässigkeit den stehenden Zug im Charakter der bürgerlichen Gemeinschaft ausmacht. Das Klima beschränkt in dem einen Erdstriche den Gebrauch geistiger Getränke, in dem anderen leistet es ihm Vorschub; in dem einen ladet es zur Vielesserei ein, in dem andern lässt es nur den mit Wenigem Zufriedenen normal exsistiren.

Bei der Ausbildung der geistigen Thätigkeiten mittelst der Erziehung, wird es unter Anderem auch von der grössten Bedeutung, auf das Klima und dessen Beziehung zu dem Gebrauche von Speisen und Getränken Rücksicht zu nehmen, und danach den Codex der Lebensweise zu bestimmen. Wenn das Klima dem Gebrauche geistiger Getränke und eines Uebermaasses von Speisen Vorschub leistet, oder aber ein gewisses Mehr von Nahrung dringend erfordert: so darf der Erzieher das Maass des dem Munde zu Uebermittelnden nicht allzu sehr einschränken, sondern muss es stets in der Weise reguliren, dass dem durch das Klima bedingten erhöhten Bedürfniss in jeder Weise Rechnung getragen werde. Es wäre ein grosser Fehler und ein bedeutender Nachtheil für die Entwickelung der geistigen Kräfte, von einem Zögling in England oder in der Schweiz die Enthaltsamkeit eines Indiers zu verlangen. Aber, es hiesse eben so irren, wollte man den jugendlichen Menschen dem Einflusse eines dem Klima entsprechenden Mässigkeits-Gesetzes entziehen, und ihm gestatten, ohne Weiteres dem Bauche zu dienen.

---

261) Montesquieu, De l'esprit de lois. Nouvelle édition, . . . Amsterdam. 1784. in 12⁰. Bd. II. pag. 48 u. fg.

Georg Harris[262]) entwickelt, dass gemässigte Klimate der Civilisation am meisten günstig sind, indem sie die höheren Qualitäten ausbilden und die niederen Triebe nicht befördern. — In der That finden wir auch weder in den kalten noch in den heissen Erdgürteln ein intensives Geistesleben, sondern sehen immer nur in der gemässigten Zone das Territorium des menschlichen Verstandes. Die gemässigten Himmelsstriche allein haben grosse Geister hervor gebracht. In den kalten und heissen Ländern setzen der vollkommenen Ausbildung des Gehirns die grössten natürlichen Hindernisse sich entgegen. In der Kälte des Nordens verkümmert der Geist, in der Hitze des Südens wird durch die Gluth der Leidenschaften er gelähmt. Der Mensch vermag unter den Verhältnissen des gemässigten Himmels die Natur zu beherrschen, darum auch zu harmonischer Ausbildung seiner physischen und moralischen Kräfte zu gelangen; gegen die Pole aber und gegen den Aequator hin, wird er von der Natur beherrscht und seine Intelligenz unterjocht. Weil der Mensch in den gemässigten Klimaten den Sieg über die rohe Gewalt der Natur errungen hat, ist er auch dahin gekommen, die Unbilden der Aussenwelt ihres Stachels zu berauben, die durch das Klima bedingten Verschiedenheiten zwischen den gesitteten Nationen immer mehr auszugleichen, und die Civilisation durch die gleichmässige Thätigkeit des Geistes aller Genossen fest zu begründen.

Wir haben erwähnt, dass in den heissen Erdstrichen das geistige Leben mehr oder minder beträchtlich Einbusse erleide. C. Meiners[263]) hat einige Thatsachen gesammelt, welche die Wahrheit dieses Ausspruchs trefflich beweisen; wir können nicht umhin, wörtlich Einiges mitzutheilen. »Das Klima und der Boden der Westküste von Afrika richten den Geist und das Gemüth von europäischen Ankömmlingen nicht weniger als ihre Leiber zu Grunde . . . Die Heiterkeit und Humanität der Europäer gehen an der afrikanischen Küste eben so unwiederbringlich verloren, als ihre Gesundheit und Geistesstärke«. Und weiter merkt Meiners an: »Die Einflüsse des Klima und Bodens in den heissen Gegenden der neuen Welt auf die geistige und sittliche Natur der dahin verpflanzten Europäer sind noch auffallender, als die Veränderungen, welche dieselben Ursachen in dem Körper hervorbringen. Die Sinne der Kreolen, sowohl in West-Indien als im spanischen Amerika schärfen sich um viele Grade . . . . Dieselben Kreolen aber verlieren viel mehr an Geist, als sie an Sinnenschärfe gewinnen. Alle europäischen Reisenden erstaunten darüber, dass die Geisteskräfte der Kreolen sich noch schneller entwickeln, aber auch schneller sinken, als die Kräfte des Körpers . . . . Die Geistesschwäche und Trägheit der Kreolen waren . . . die Ursache, dass im spanischen Amerika die Kreolen der Regel nach von allen angesehenen weltlichen und geistlichen Würden ausgeschlossen wurden und dass man sie nicht einmal in die Kapitel und Klöster aufnahm«. — Diese Angaben mögen den vernichtenden Einfluss mancher heissen Klimate auf den Geist illustriren, wir wollen sie noch durch

262) Harris, G., Civilization considered as a science, in relation to its essence, its elements, and its end. London. 1861. in 8⁰. pag. 27.

263) Meiners, C., Untersuchungen über die Verschiedenheiten der Menschennaturen (die verschiedenen Menschenarten) in Asien und den Südländern, in den Ostindischen und Südseeinseln, nebst einer historischen Vergleichung der vormahligen und gegenwärtigen Bewohner dieser Continente und Eylande. Tübingen. 1811—15. in 8⁰. Bd. III. pag. 41; 49 u. fg.

folgenden Ausspruch von Theodor Waitz[264]) ergänzen: »Indessen lässt sich doch so viel behaupten, dass ein heisses Klima leibliche und in noch höherem Grade geistige Arbeit erschwert, jede Art von Anstrengung zu einem grösseren Uebel und die Faulheit zu einem grösseren Genusse macht, als dies in gemässigten und in kalten Ländern der Fall ist. Vor Allem macht der Europäer diese Erfahrung, wenn er in ein Tropenland übersiedelt, und man wird schwerlich voraus setzen dürfen, dass dies bei dem Eingeborenen der heissen Zone anders sich verhalte« . . . — Wie unbedeutend, wie nichts sagend das geistige Leben der Neger in Afrika, der Spanier in Mexiko, u. s. w. ist, weiss Jedermann. Es liegt diese geistige Impotenz viel weniger in der Rasse, als im Klima.

In der gemässigten Zone der nördlichen Erdhälfte sind nicht alle Klimate dem geistigen Leben gleich erspriesslich; in dem einen Lande findet die Intelligenz mehr Ermunterung von Seiten der Natur, in dem andern mehr Hindernisse. Dass das alte Griechenland das Aufblühen der Philosophie begünstigte, das alte Rom mehr die Praxis förderte, lag entschieden zu sehr grossem Theile im Klima. J. H. Reveille-Parise[265]) sagt: »Ein fruchtbarer Boden, ein milder Himmel, sie befreien im Süden den Menschen von den Sorgen der Gegenwart, von der Beunruhigung über die Zukunft, und sichern ihm jenen glücklichen Zustand der Seele, welcher dem Fluge der Einbildung so günstig ist. Aber, in unseren nebeligen Klimaten heisst es, ohne Unterlass wider die Unbilden der Witterung kämpfen; dadurch verliert die Intelligenz die Hälfte von ihrer Kraft«. — Aus diesem Grunde kann in Ländern mit wechselvollem, rauhem Klima die Philosophie weder allgemein werden, noch auch ihres plebejischen Beigeschmacks sich entledigen, sondern sie muss auf sehr wenige Einzelne beschränkt und ohne Wirkung auf die Gemeinschaft Aller bleiben. Die Engländer, welche durch ihre hohe Civilisation befähigt sind, den Unbilden des nördlichen Himmels mehr als alle andern Europäer Trotz zu bieten, haben auch in der Philosophie bis zu der höchsten Stufe es gebracht, sind das philosophischeste Volk der Gegenwart geworden. Wo durch intensive Cultur der Mensch den Einflüssen nördlicher Klimate sich entzieht, erhöht sich auch die Intelligenz, und es entwickelt sich die Philosophie in dem Maasse, in welchem sie unter dem günstigen Einfluss eines milden Himmels sich entfaltet hätte.

Die Gesittung also ist das Gegengewicht klimatischer Schädlichkeiten, welche dem geistigen Leben Beeinträchtigung zufügen, dessen Aufschwung hindern und dessen Kraft lähmen. Und unter den Einflüssen der Gesittung beansprucht die Hygieine am meisten das Verdienst, dem verhängnissvollen Klima den Stachel wider das Aufblühen der intellectuellen Fähigkeiten genommen zu haben. So erkämpft die Hygieine dem Geiste fruchtbaren Boden auch auf kahlen Felsen und unter rauhem Himmel.

---

264) Waitz, Th., Anthropologie der Naturvölker. Bd. I. (Ueber die Einheit des Menschengeschlechts und den Naturzustand des Menschen.) Leipzig. 1859. in 8⁰. pag. 397.

265) Reveille-Parise, J. H., Physiologie et hygiène des hommes livrés aux travaux de l'ésprit, ou recherches sur le physique et le moral, les habitudes, les maladies et le régime des gens de lettres, artistes, savans, hommes d'état, jurisconsultes, administrateurs, etc. 4. Auflage. Paris 1843. in 8⁰. Bd. II. pag. 226.

§ 53.

»Der menschliche Geist ist nicht methodisch«, bemerkt HIPPOLYT RIGAULT[266]. Sollte diese Eigenschaft des Geistes nicht auch im Klima wurzeln? Sollten nicht die täglichen und jährlichen Veränderungen des Luftkreises, der Wärme, des Lichtes u. s. w. mächtige Hindernisse für ein methodisches Geistesleben abgeben? Es gibt Völker, die dem Ideal des Methodischen näher stehen, und es exsistiren Nationen, welche von diesem Ideale weit entfernt sind. Wenn wir Grund haben, die Chinesen zu der ersteren, die Europäer zu der letzteren Art zu rechnen, so finden wir, indem wir weiter den chinesischen Himmel mit dem europäischen vergleichen, dass das gleichmässige, milde Klima und der fruchtbare Boden des Reiches der Mitte viel mehr geeignet sind, den Menschen vor Störungen zu bewahren, somit die Methodik in seinem Geiste zu entwickeln, als das wechselvolle Klima von Europa.

In gewissen Klimaten wird die Phantasie besonders begünstigt; wir haben oben schon das Beispiel Ost-Indiens gebracht, und erwähnt, wie dort die Naturerscheinungen es sind, welche der Einbildung das Uebergewicht gegen den Verstand sichern. Aber, ich glaube, es seien nicht die Naturerscheinungen ausschliesslich die Ursache des Wucherns der Phantasie, sondern Nahrung, Beschaffenheit der Luft, Wasser und Qualität des Bodens tragen reichlich das Ihrige dazu bei.

In einer Zahl von Klimaten werden Phantasie und Verstand, wie überhaupt alle geistigen Thätigkeiten, gleichmässig deprimirt. Wir gedenken nur der Sumpfgegenden, wo von Aufschwung der Einbildung kaum die Rede ist, und wo der Verstand von schweren Bleigewichten belastet wird. J. B. MONFALCON[267] spricht über die Bewohner der am meisten sumpfigen Gegenden von Frankreich also sich aus: »Der Bressaner, so wie der Solognese, lebt unter dem Drucke einer grossen Apathie dahin; ein enger Kreis umschliesst seine Ideen; er hat die heitere Sorglosigkeit der Jugend nicht gekannt, auch nicht die starke Fassungskraft des reifen Alters. Niemals bewegt ihn sein trauriges Loos: nichts liegt ihm weniger am Herzen, als die Mittel, seine Lage zu verbessern, so unbedeutend dieselben an sich sein mögen. Seine Unwissenheit und das hierdurch erzeugte tiefe Elend, sie verthieren ihn; seine ganze Philosophie besteht in einem dummen Fatalismus; sein Denken ist ein träger Keim; sein Charakter ist kalt, traurig, ärgerlich, fähig der Berechnung und der Rache, wenig geneigt zur Aufwallung«. — Die Erfahrung hat gelehrt, dass mit Ausrottung der Sümpfe die Schnellkraft des Geistes bei den Bewohnern wieder sich einfindet, und das moralische Leben in seinem ganzen Umfange wieder sich geltend macht.

Die Ungleichheit der Menschenarten auch in geistiger Beziehung hängt, unserer Ueberzeugung nach, sehr vom Klima ab. A. DE GOBINEAU[268] hat die Exsistenz der genannten Ungleichheit bewiesen. Versetzt man eine Menschen-

---

266) RIGAULT, H., Histoire de la querelle des anciens et des modernes. Paris 1856. in 8⁰ pag. 460.

267) MONFALCON, J. B., Histoire médicale des marais, et traité des fièvres intermittentes causées par les émanations des eaux stagnantes. 2. Auflage. Paris 1826. in 8⁰. pag. 126 u. fg.

268) GOBINEAU, A. de, Essai sur l' inégalité des races humaines. Paris 1853—55. in 8⁰. Bd. I. pag. 259 u. fg.

art, oder eine Rasse, oder einen Stamm, in ein fremdes Klima, so ändert mit seinen physischen Besonderheiten sich auch sein geistiges Leben. Auf diesen Erfahrungssatz gestützt, wird die Ungleichheit der Menschenarten in psychischer Beziehung nicht mehr auffällig sein und auch nicht bestritten werden können.

§ 54.

Von sehr grossem Einfluss auf das geistige Leben und dessen Wohlfahrt ist die Beschäftigung. Prüfen wir zunächst den Unterschied, welchen in der ganzen geistigen Thätigkeit die mit dem Landleben verbundenen Beschäftigungen und die Unternehmungen, die der Aufenthalt in den Städten mit sich bringt, erzeugen. W. E. HARTPOLE LECKY[269]), dem eine genauere Erforschung dieser Verhältnisse man verdankt, spricht unter Anderem also sich aus: »Das Land ist immer der Vertreter des Stillstandes, der Unbeweglichkeit und der Reaction. Die Städte sind die Vertreter des Fortschritts, der Neuerung und der Revolution. Die Landbewohner mögen immerhin sehr lasterhaft sein; aber gerade selbst in ihrer Lasterhaftigkeit sind sie äusserst abergläubisch, äusserst verbissen auf die religiösen Gewohnheiten, die anderwärts verschwunden sind, und besonders der religiösen Anschauung ergeben, die dem Geiste der Aufklärung am meisten entgegengesetzt ist. All' der alte Aberglauben von Hexen, Feen, erblichen Flüchen, prophetischen Träumen, Zauberkräften, glücklichen oder unglücklichen Tagen, Orten oder Ereignissen, ist noch unter den Armen im Schwange, während selbst die Gebildeten sich durch den rückwärts gekehrten Charakter ihres Geistes und durch die ausserordentliche Abneigung gegen Neuerungen auszeichnen«. »Der allgemeine Charakter der grossen Städte, und besonders der Fabrikstädte, ist ganz und gar verschieden. Wohl ist es wahr, dass die grosse Theilung der Arbeit, während sie in hohem Grade günstig auf die Entwickelung des Wohlstandes wirkt, eine Zeit lang der geistigen Entwickelung des Arbeiters nachtheilig ist; denn der Geist, dessen Aufmerksamkeit ausschliesslich auf die Verfertigung eines einzelnen Theiles von einem einzigen Gegenstande concentrirt ist, befindet sich auf jeden Fall in einer weit weniger glücklichen Lage, als wenn er mit der Anfertigung eines complicirten Gegenstandes beschäftigt wäre, der die Anstrengung aller seiner Thätigkeiten fordert. Allein, dieser Nachtheil wird mehr als ausgeglichen durch den intellectuellen Impuls der Associationen und durch die vermehrten günstigen Gelegenheiten, welche höhere Löhne und beständiger Fortschritt erzeugen. So viel ist gewiss, weder die Tugenden noch die Laster der grossen Städte nehmen die Form der Reaction in der Politik oder des Aberglaubens in der Religion an. Die Vergangenheit liegt ihnen leicht, oft zu leicht am Herzen. Daz Neue wird bewillkommnet, der Fortschritt wird eifrig angestrebt. Unbestimmte Ueberlieferungen werden scharf kritisirt, alte Lehren werden aufgelöst und nach dem Urtheil des Einzelnen umgestaltet«. — Wie gross die Verschiedenheit in der Wirkung der Beschäftigung auf dem Lande und in Städten dem geistigen Leben gegenüber!

---

269) LECKY, W. E. H., Geschichte des Ursprungs und Einflusses der Aufklärung in Europa. Mit Bewilligung des Verfassers übersetzt von H. JOLOWICZ. Leipzig & Heidelberg 1868. in 8⁰. Bd. II. pag. 268 u. fg.

Für die Wohlfahrt des Geistes erspriesslicher ist jedenfalls der Aufenthalt und die Beschäftigung in Städten. Der Fortschritt, an dessen rothem Faden die Bewohner grösserer Städte immer spinnen, kann dem intellectuellen Leben nur sehr günstig, ja dessen Vehikel sein. Auf dem Lande dagegen, wo Alles auf Stillstand hin arbeitet, pflegt der Geist Blüthen nicht zu entfalten, demnach auch die moralische Gesundheit nicht zu befördern. Der Bauer bringt es in der Regel nicht zu dem Grade moralischer Kraft, wie er in den Städten angetroffen wird; darum erliegt er auch leichter als der Städter den Krankheiten, und gelangt weniger zur Beherrschung des eigenen Selbst. Je mehr Wille und Verstand ausgebildet sind, in desto geringerem Grade macht die Phantasie ihren Einfluss geltend. Die Einbildung, ohne das Gegengewicht des Willens und des Verstandes, macht dem Fortschritt und dem Ganzen des geistigen Lebens sich gefährlich. Auf dem Lande entwickelt die Phantasie sich stärker, als Verstand und Wille; die Ideen werden durch Thatsachen nicht corrigirt; das Ueberlieferte bohrt sich fest und schliesst den Fortschritt aus; der Mensch wird hartnäckig, weil der Gesichtskreis des Geistes von einer chinesischen Mauer umschlossen ist.

Die verschiedenen Klassen der Städtebewohner haben, den Dorfmenschen gegenüber, etwas Gemeinsames in ihrem intellectuellen Leben; unter einander aber sind sie in dieser Hinsicht ziemlich verschieden. Je mehr Sitte oder Gesetz der Vermischung der Gesellschafts-Schichten sich entgegenstellen, desto mehr werden die Unterschiede im geistigen Leben befestigt. Ueberall, wo diese Unterschiede zu gross, zu grell sind, beobachtet man Störungen in der moralischen Gesundheit des Volkes; der geistig Schwache wird von dem geistig Starken beherrscht, und, da Wohlwollen wie Liebe leider nicht den allgemeinen Charakter der Menschen ausmacht, zuletzt von ihm tyrannisirt. Der Fluch der Knechtschaft setzt die intellectuelle Thätigkeit des Armen auf den Nullpunkt, und vergiftet die Moral des Mächtigen. Bürgerliche Gleichheit und thatsächliche Unterdrückung alles Kastengeistes wie Standesdünkels durch die Sitte, dies ist die alleinige Bürgschaft eines normalen Geisteslebens. Nächstenliebe führt zu bürgerlicher Gleichheit; Nächstenliebe löscht den Kastengeist und den Standesdünkel aus; darum glauben wir, dass ohne sie der menschliche Geist niemals in Wahrheit gedeihen könne. Wir sind überzeugt, dass die Ungleichheit der Stände ihren tiefen physiologischen Grund habe; allein wir halten eben so gewiss dafür, dass diese Ungleichheit durch Vermischung der verschiedenen Stände sich beseitigen lasse, und auch zu Gunsten der normalen Entwickelung aller sittlichen Kräfte im Allgemeinen entfernt werden müsse. »Die Verschiedenheit des Ursprungs schliesst eine natürliche Ungleichheit der Kräfte in sich«, sagt V. Courtet de l'Isle[270]) »und aus dieser Ungleichheit ergiebt sich für die Rassen eine unvermeidliche Abstufung, derjenigen entsprechend, welche die Ungleichheit der Intelligenz bei den Individuen hervor bringt. Die Wiedervereinigung verschiedener Bevölkerungen zerstört, wenn sie Entäusserung der beziehungsweisen Kräfte zur Voraussetzung hat, die hierarchische Eintheilung der Rangklassen.« — Es wird also naturgemässe Vermischung der verschiedenen Schichten der Gesell-

---

270) Courtet de l'Isle, V, La science politique fondée sur la science de l'homme, ou étude des races humaines sous le rapport philosophique, historique et social. Paris 1838. in 8⁰. pag. 276.

schaft das wahre Mittel sein, die Hindernisse der geistigen Entwickelung des ganzen Volkes zu entfernen. Wir bezeichneten oben die Nächstenliebe als Bahnbrecherin der bürgerlichen Gleichheit: für sich allein wirkt sie, wegen der bestialischen Natur des Menschen, nicht nachhaltig, wenn wahre Bildung nicht sie unterstützt. Es ist demnach Verbreitung der Bildung in allen Ständen, in Verbindung mit der Veredelung des Gemüths, die Basis alles eigentlichen Geisteslebens und die alleinige Voraussetzung der Geistesfreiheit. Und Geistesfreiheit füllt die Klüfte aus, welche die verschiedenen Klassen der Gesellschaft trennen.

In dem Maasse, in welchem die Beschäftigungen mannigfaltiger werden, potenzirt sich das geistige Leben. »Je grösser die Mannigfaltigkeit der Beschäftigungen ist«, entwickelt H. C. CAREY[271]) »desto grösser ist die Nachfrage nach intellectueller Thätigkeit . . ., und je zahlreicher die Schattirungen der Mannigfaltigkeit in der Gesellschaft sind, desto grösser wird die Tendenz zu Vereinigung der Thätigkeit, die zur Entwickelung der besondern Eigenschaften der einzelnen Glieder der Gesellschaft nöthig ist, und desto leichter wird das Ziel erreicht . . . . Die Gelegenheit macht den Mann. In jeder Gesellschaft birgt sich eine Fülle latenter Fähigkeit, die nur auf die Gelegenheit wartet, sich zu offenbaren; und so kommt es, dass in Ländern, wo keine Mannigfaltigkeit der Beschäftigungen besteht, so grosse Massen von Intelligenz zu Grunde gehen, ohne etwas geleistet zu haben«. — Wenn die Beschäftigungen mannigfaltiger, die geistigen Thätigkeiten also intensiver werden sollen, dürfen die Regierungen der Entwickelung der Individualität durch Zwangsmaassregeln und vernunftwidrige Gesetze nicht in den Weg treten, die Bevormundung der Regierten nicht zu ihrer Aufgabe machen. Andererseits ist es Sache der Staatsbürger, selbst mit der Zeit vorwärts zu schreiten, sich zu bilden, an Statt materiellen Genüssen jenseits des Bedürfnisses zich hinzugeben, und durch den Impuls der eigenen Geisteskraft dem intellectuellen Leben die Grundlage zu sichern.

Wenn eine Bevölkerung bei der nämlichen Arbeit verharrt und Wechsel im Orte des Aufenthalts nicht eintreten lässt, wird sie geistig stabil, verschliesst sich dem Fortschritte, und es nimmt immer mehr und mehr mit der Innigkeit des geistigen Lebens die Grösse des Horizontes ab, es wird die geistige Gesundheit vermindert, und die zum normalen Leben nöthigen Mengen von Intelligenz fehlen zuletzt; man kann alsdann von Versumpfung im eigentlichen Sinne sprechen. Von solchen Bevölkerungen sagt JOHN WILLIAM DRAPER[272]): »Das Festhalten am Alten ist ihnen fest eingedrückt. Sie zeigen keine Neigung zum Fortschritt und befinden sich daher, gleichviel wie thätig ihr inneres Leben sein mag, in gesellschaftlicher Beziehung in einem Zustande der Ruhe. Diese Versumpfung ist es, welche in europäischen Ländern die eigentliche Schwierigkeit bildet, die sich der Hebung der unteren Klassen entgegen stellt. An ihre Lebensregeln, gleichviel wie schlimm, an ihre religiösen Vorstellungen, gleichviel wie abgeschmackt, klammern sie sich mit

---

271) CAREY, H. C., Die Grundlagen der Socialwissenschaft. Deutsch mit Autorisation des Verfassers unter Mitwirkung von H. HUBERWALD, herausgegeben von CARL ADLER. München 1863—64. in 8⁰. Bd. I. pag. 59.

272) DRAPER, J. W., Gedanken über die zukünftige Politik Amerikas. Aus dem Englischen von A. BARTELS. Leipzig 1866. in 8⁰. pag. 93 u. fg.

einer Verkehrtheit an, die fast jeglichen Glauben übersteigt. Besten Falles lehrt man sie vielleicht, nachzuahmen, nie aber zu begreifen. Sie sind unzugänglich für Belehrung und unduldsam gegen Neuerungen zugleich. Der Bauer, welcher den Acker seiner Vorväter mit dem alterthümlichen Werkzeuge, das zu den Zeiten der Römer in Gebrauch war, bebaut, sieht mit einem gemischten Gefühl des Spottes und des Abscheues auf einen verbesserten Pflug. Seine geistige Versumpfung lässt sich durch keine Gesetze, ja nicht einmal durch die Kraft des Beispiels überwinden. Die niederschlagendste Erfahrung lehrt uns, dass er nur gewaltsam aufzurütteln, nur gewaltsam zu verbessern ist«. Und weiter entwickelt Draper: »Ein Volk, dem das Klima, worin es lebt, neu ist, das noch keine physiologische Uebereinstimmung mit den Bedingungen desselben erlangt hat, das unaufhörlich, durchweg und tief gehend durch Beimischung fremden Blutes gestört wird, pflegt das Schauspiel angespannter gesellschaftlicher Thätigkeit zu bieten. Man wird darunter jenes todte Bleigewicht alter Gemeinwesen, eine stumpfe, für Belehrung fast unzugängliche und Verbesserungen hassende niedere Klasse vermissen; Statt dessen nimmt bei allen gesellschaftlichen Gliedern das Denken die Richtung allgemeiner und Einzeln-Verbesserung an. Aus dem Schoosse einer derartigen Masse tauchen mit grösserer Leichtigkeit und zahlreicher Diejenigen auf, welche mit höheren Anlagen begabt sind, wogegen dieselben in alten Gemeinwesen nur mühsam oder gar nicht aus der Verborgenheit sich empor ringen. Hier gibt es keine Versumpfung; Alles ist Bewegung und Fortschritt«. — Es ist diese Auffassung der Verhältnisse die allein richtige, und Draper's Worte zeichnen vortrefflich den Unterschied zwischen den niederen Klassen in dem verrotteten Europa und in dem lebensfrischen Nord-Amerika. Man darf aus dem Angeführten den Schluss ziehen, es seien Aus- und Einwanderungen die besten Mittel, ganze Gesellschafts-Schichten, ja ganze Nationen vor Versumpfung zu bewahren, das geistige Leben normal zu erhalten. Schon der Wechsel in der Beschäftigung genügt, um neue Frische in das intellectuelle Thätigsein zu bringen. Diejenigen Länder, welche einen solchen Wechsel und auch Ortsveränderung vermöge der Vielheit der Beschäftigungen und der Verkehrsmittel gestatten, bekunden immer das grösste Maass geistigen Lebens.

§ 55.

Das geistige Leben der arbeitenden Klassen gestaltet je nach deren materieller Lage und nach deren Bildung sich verschieden. Elend und Verwahrlosung zerstören die Geistesthätigkeit und machen den Menschen zum Idioten. Wohlstand und Unterrichtung erhalten das intellectuelle Leben normal und geben dem Arbeiter die Mittel an die Hand, sich und seine Nachkommen vor der Versumpfung zu bewahren, wie sie Jahrtausende lang das charakteristische Merkmal seines Standes war.

Es lässt die allzu angestrengte Arbeit der Kinder in den Fabriken die Keime des geistigen Lebens nicht zu gesunden Pflanzen sich entwickeln, sondern vernichtet dieselben grössten Theils. Léon Faucher[273]) erzählt, dass Robert Owen in der von ihm erworbenen Fabrik zu New-Lanark in Schottland fünfhundert Kinder im Alter zwischen fünf und acht Jahren be-

273) Faucher, L., Études sur l'Angleterre. (2. Auflage.) Paris 1856. in 12°. Bd. I. pag. 447 u. fg.

schäftigte. Obgleich diese kleinen Arbeiter gut genährt, gut gekleidet waren und gut wohnten, und demgemäss einen gewissen Schein von Frische und Gesundheit bekundeten, konnte OWEN doch nicht umhin, zu erkennen, dass die Mehrzahl verunstaltete Beine hatte, und dass sie wegen Schwäche ihrer Intelligenz durch Ermüdung, selbst das Buchstabiren nur schwer erlernte. — Hier war das Elend nicht anwesend, und doch wurde Schwächung der Intelligenz wegen körperlicher Ueberanstrengung wahrgenommen; wie traurig erst gestalten sich die Verhältnisse, wenn zu solcher Ueberanstrengung das Elend tritt!

Zwei Ursachen machen die Arbeit in den Fabriken bei Kindern der Entwickelung der geistigen Fähigkeiten nachtheilig; die Arbeit selbst, wenn sie das Maass der Kräfte überschreitet, und die aus der Ueberbürdung mit Arbeit entspringende Unmöglichkeit, die Kinder entsprechend zu unterrichten und zu erziehen. Darum ist völliger Ausschluss der Kleinen von der Arbeit, oder doch Beschränkung dieser auf wenige Stunden des Tages, das wichtigste Erforderniss zur Hebung der Intelligenz.

Wenn das Kind die Fabrik betritt, wird es einem Erwachsenen untergeordnet; es arbeitet unter seiner Aufsicht, und der Einfluss des Aelteren beherrscht bald das Kind. Hieraus erwächst in der Regel kein Vortheil für die Entwickelung des Verstandes, noch auch der Sitte; denn der Lehrmeister pflegt dem Kinde mit gutem Beispiele nicht voran zu leuchten, den Geist des zarten Arbeiters nicht auf den rechten Weg zu bringen, dessen Gemüth nicht zu veredeln; im Gegentheil vergiftet seine sittliche Verderbtheit das Kind, und tritt mittelbar aber sehr nachhaltig dem Erwachen und Aufblühen der intellectuellen Thätigkeit entgegen. Auch fesselt der Lehrmeister das Kind nicht durch liebevolles Entgegenkommen, sondern stösst es durch hartes, rauhes Benehmen leider so häufig von sich.

S. Sr. CORONEL 274) hat einen umständlichen Bericht über die Thätigkeit der Commission zur Erforschung der Verhältnisse der arbeitenden Kinder in Gross-Britannien geliefert. Es sind darin die interessantesten Daten über die Arbeit der Kinder und deren Folgen auf das physische und moralische Wohlsein der jugendlichen Arbeiter niedergelegt, Thatsachen, welche in Wahrheit das Herz jedes gefühlvollen Menschen zerpressen, und beweisen, dass alle Momente dazu beitragen, die Intelligenz des Kindes zu vernichten. Lassen wir, die Eisenschleifereien von Sheffield betreffend, CORONEL selbst sprechen: »Man sah in dieser Fabrik einen Knaben von etwa zehn Jahren unter Aufsicht seines Vaters durch drei Tage und drei Nächte, von Dienstag bis Donnerstag, arbeiten. Nur während der Essensstunde schlief er. »Wir hätten noch länger arbeiten müssen«, sagte er, »wäre die Maschine nicht schadhaft geworden«. Der Knabe, voll von Feuer und Intelligenz für die Arbeit, beklagte bei dem Commissär der Regierung sich ungemein, dass sein Vater ihm nicht gestattete, ein wenig des Unterrichts zu geniessen«. CORONEL erzählt noch mehrere Beispiele von Ueberbürdung der Kinder mit Arbeit, die schwarze Schatten auf die Humanität der Fabrikanten und der Eltern werfen. Die Nachtarbeit, die grosse Hitze, unter deren Einfluss die Kinder so häufig ihr Werk vollbringen

---

274) CORONEL, S. Sr., De arbeid van vrouwen en kinderen in Groot-Britannie. — Separat-Abdruck aus: »De Economist« Onder redactie van J. L. DE BRUYN KOPS. 1867. Amsterdam. in 8⁰. — pag. 18 u. fg.; 34 u. fg.

müssen, das schlechte Beispiel der Eltern und Lehrmeister, — sollen diese und ähnliche Momente nicht den zerstörendsten Einfluss auf die Intelligenz üben? »Die immerwährende Wirksamkeit des Leibes«, sagt JOHANN GEORG ZIMMERMANN[275]), »und der damit verbundene Stillstand des Geistes, macht den Geist unendlich schwach«. — Nehmen wir nun, dass ein Knabe von zehn Jahren bei ungenügender Pflege des Leibes Tag für Tag viel mehr arbeiten muss, als seinen Kräften es entspricht, so lässt leicht sich begreifen, dass der Trieb nach geistiger Thätigkeit zuletzt nur gänzlich verlöschen kann; die körperliche Uebermüdung ist, abgesehen von allem Andern, der Fels, an dem alle Versuche, das geistige Leben dieser unglücklichen Kinder zu erwecken, scheitern. CORONEL bemerkt, indem er die in verschiedenen engländischen Glasfabriken wirkenden Kinder vor Augen hat, in dieser Beziehung: »Es ist unschwer einzusehen, dass Kinder, die in so jugendlichem Alter in einem solchen Berufe thätig sind, wenig Gelegenheit und Lust haben, eines geregelten Unterrichtes in der Schule zu geniessen. Die von den Geistlichen sowohl als von den Fabrikbesitzern in der Absicht, die Kinder zu unterrichten, gemachten Versuche, missglückten zum grössten Theile. Die Kinder sind viel zu ermüdet nach ihrem Tagewerke, und die Verhältnisse der Arbeitszeiten sind zur Beförderung regelmässigen Schulbesuches so ungeeignet, dass Früchte nicht erwachsen können«. Also immer die Ueberanstrengung der körperlichen Kräfte die Ursache geistigen Versinkens.

Wo durch Beschränkung der Arbeitsstunden und Besserung der materiellen Lage die Möglichkeit für den Arbeiter gegeben ist, geistig sich zu entwickeln, verlieren alle Schädlichkeiten, welche in der Art der Beschäftigung liegen, die Hälfte von ihrer Kraft, und es verschwindet die Lethargie, welche ehedem ein charakteristisches Kennzeichen des über sein physisches Vermögen hinaus Angestrengten war. JOSEPH KAY[276]) hat den Nachweis geliefert, dass die traurige Lage und die moralische Verthiertheit eines so grossen Theiles der Armen in England eine ihrer mächtigsten Quellen in Vernachlässigung des Unterrichts und der Erziehung haben. — Woher kommt aber diese Vernachlässigung? Gewiss nicht allein vom Mangel des Schulzwanges, sondern wohl hauptsächlich von dem aus der Ueberbürdung mit Arbeit entsprungenen Mangel an Zeit, dem Unterrichte sich zu widmen. Aller Schulzwang, alle Bemühungen, dem Armen die Interessen des geistigen Lebens einzuflössen, sind nutzlos, so lange der Mensch mehr arbeiten muss, als seinen Kräften dies entspricht. Beständige Ermüdung der Muskeln hat beständiges Daniederliegen des geistigen Lebens im Gefolge. Leider begreifen dies viele Menschenfreunde nicht, und somit bleiben sie stets unwissend über die Wurzel des Uebels. Der Kampf der Arbeiter um Verminderung ihrer täglichen Arbeitsstunden ist durchaus ein gerechtfertigter; und sein glücklicher Ausgang ermöglicht die Einsetzung des Hebels der Bildung wie Veredelung der arbeitenden Klassen.

---

275) ZIMMERMANN, J. G., Von der Erfahrung in der Arzneykunst. Zürich 1763. in 8⁰. Bd. II. pag. 500.

276) KAY, J., The social condition and education of the people in E Europe; shewing the results of the primary schools, and of the div property, in foreign countries. London 1850. in 8⁰. Bd. I pag. 579

§ 56.

Eine jede Beschäftigung wirkt in anderer Weise auf das geistige Leben ein. MÉRAT[277]) hat einige allgemeine Andeutungen über diesen Punkt gemacht, und nachgewiesen, dass mit Fortsetzung geistiger Arbeiten die Intensität des intellectuellen Lebens zunimmt und ehedem nicht vermuthete Fähigkeiten zu Tage treten. »Ununterbrochene Beschäftigung des Gehirnes«, sagt er, »bringt neue Ideen zur Entwickelung, erzeugt glückliche Einfälle, veranlasst Productionen, deren man ehedem nicht fähig war, und macht oft dort einen Genius erblühen, wo nichts auf dessen Exsistenz deutete; in derselben Weise beobachten wir, dass Uebung des Leibes das Wachsthum der Statur, der Glieder, der Organe befördert und deren Verrichtungen regulirt, bei Individuen, die vorher zart, schwach, und selbst missgestaltet waren. Wenn PLATO, SOKRATES, CICERO, NEWTON, BOILEAU, RACINE, ROUSSEAU, MONTESQUIEU, LAGRANGE etc. unterlassen hätten, ihren Geist zu cultiviren, wenn sie nicht ihn geübt hätten durch ununterbrochenes Nachdenken, konnten sie wohl so hohe Gedanken fassen, die Früchte des edelsten Genius, diese Meisterwerke, welche dem Menschengeschlechte zur Ehre gereichen und ihre unsterblichen Urheber durch eine unermessliche Kluft von ihren Mitmenschen trennen«? Und weiter bemerkt MÉRAT, was den Einfluss der Beschäftigung auf den Geist betrifft: »Die Erfahrung hat gelehrt, dass je grober eine Beschäftigung ist, je mehr an physischer Kraft sie erfordert, je einfacher sie ausgeführt wird, desto weniger Wirkung auf die Intelligenz sie ausübt«. — Geistig thätige Menschen, das heisst: solche, die wirklich aus innerem Beruf mit dem Gehirn arbeiten, gelangen zu einer immer grösser werdenden Intelligenz, zu einer wahrhaft harmonischen Ausbildung aller geistigen Fähigkeiten, zu der Vollkraft des Geistes; unter sonst normalen Verhältnissen lebend, erfährt weder ihr physisches noch ihr moralisches Wohlsein irgend welche Trübung, sondern es wird immer mehr gekräftigt. Leute dagegen, welche zu vorwaltend geistiger Thätigkeit nicht befähigt sind, somit den Beruf dazu nicht empfinden, werden, wenn äussere Verhältnisse oder falscher Ehrgeiz zu ununterbrochener Anstrengung des Gehirns sie treiben, nicht nur körperlich leidend, sondern die Richtung ihrer Gedanken nimmt den Charakter der Verschrobenheit an, ihre Weltanschauung gestaltet sich auf falschen Unterlagen, ihre Logik geht von den Personen aus, an Statt von den Sachen; mit einem Worte: sie sind Jämmerlinge, und hinterlassen überall, wo sie ihre vorwitzigen Nasen hin stecken, die Spuren ihres unheilvollen Wirkens. Alle Unklarheit und Verkehrtheit ist durch diese Sorte in die Wissenschaft, alle Unduldsamkeit und Beschränktheit in das politische und religiöse Leben gekommen. Die ausschliessliche Geistesthätigkeit hat hier nicht herrliche Blüthen getrieben, wie bei den Berufenen, sondern Auswüchse erzeugt, welche die Luft verpesteten, den Frieden störten und Geisseln des Menschengeschlechts herauf beschwörten. Der Unsinn der Schulphilosophie, die thörichten Theorieen der Staatsmänner, die hirnverbrannten Systeme der Aerzte, dies Alles entspringt [illegible] der Thätigkeit des Gehirns der zur Geistesarbeit nicht Geeigneten. Vor- [illegible] falscher Ehrgeiz u. dgl. hielt diese Unglücklichen ab, Bäcker, Karren-

[illegible] Professions. — Dictionaire des sciences médicales. Paris 1812—22. [illegible]g. 339 u. fg.

Sent in this state J. B.

schieber, Klempner zu werden; in diesen Berufen hätten Treffliches sie geleistet. Da sie aber gelehrte Professionen ergriffen, schadeten sie sich und der Welt, und förderten den Fortschritt nur durch ihre schreiende Dummheit.

Einseitigkeit, mechanisches Wirken ohne Wechsel, tödtet die Intelligenz, indem der Horizont des Geistes immer mehr und mehr sich verengt. Doch gibt es Beschäftigungsweisen, die trotz ihres Einerlei doch der Entwickelung der geistigen Kräfte Vorschub leisten; wir nennen die Profession der Schneider und der Schuhmacher, den Beruf der Hirten, der Schmiede und der Tabakarbeiter. Freilich wirken die meisten Berufsarten, welche Wechsel in der Beschäftigung ausschliessen, verdummend auf den Menschen ein; man braucht nur einen Blick auf Weber, Verwaltungs-Beamte und die Arbeiter einer grossen Zahl von Fabriken zu werfen, um sofort die volle Wahrheit dieses Ausspruchs zu begreifen.

Ganz eigenthümlich verhält es sich mit dem intellectuellen Leben der Höflinge, dieser Schmarotzer-Gewächse. Da sie Alles auf höchsten Befehl thun, so denken sie auch auf höchsten Befehl, und ihr geistiger Horizont ist da zu Ende, wo die Schwanzwedelei zu Ende ist. So wenigstens verhält es sich mit den Höflingen des Durchschnitts.

Daniel Langhans[278]) spricht über die Höflinge also sich aus: »Aber auch der politische Stand, dem sich bald alle Hof- und Weltleute schon in frühem Alter widmen, ist mit eben so vieler Gefahr für ihre Gesundheit begleitet, und verkürzt sehr vielen das Leben, ja er ist oft noch weit gefährlicher, als der erstere [die Nahrungs- und sonstige Lebensweise der Höflinge]; denn solche Leute müssen nicht nur die Kunst besitzen, Jedermann zu gefallen, und solche bei allen Anlässen ausüben: sondern sie müssen zugleich in einer unaufhörlichen Aufmerksamkeit über alle nur möglichen Veränderungen am Hofe, in einer beständigen Sorge, und in Abwechselung von sehr flüchtigen Freuden und stark nagenden Verdriesslichkeiten leben; sie müssen aber zugleich auch einen Theil derjenigen Zeit, die sie zur Ruhe und zum Schlafe von Nöthen hätten, um dadurch ihre verlorenen Kräfte wieder herzustellen, mit Erlernung gewisser Wissenschaften zubringen, damit sie zum wenigsten, wenn die Umstände es erfordern, mit einem Scheine von Gelehrtheit auftreten« . . . — Die Worte des ehrenwerthen schweizerischen Arztes skizziren die moralischen Verhältnisse, unter denen die Höflinge leben. Sind vielleicht solche Lebensumstände geeignet, grosse Geister zur Entwickelung zu bringen? Muss nicht in der erstickenden Luft eines Hofes Alles dahin siechen, was Genius heisst? Selten, dass Grösse des Geistes in dieser Atmosphäre gedeiht! In den meisten Fällen geräth der Verstand auf falsche Bahnen, und der Zwang der Hofsitte verhindert ihn, sich zu verbessern, den Irrthum zu erkennen, und den richtigen Weg einzuschlagen. Die Philosophie der Höflinge ist die Selbstsucht. Und, wo dieses Gespenst sein Wesen treibt, zieht weinend der Genius von dannen.

Freiheit des Geistes und Zwang alberner Hofsitte, sie sind diametral entgegengesetzt, sie schliessen einander aus; das eine verlischt unter der Herrschaft des andern. Und weil wahres Wohlsein des Geistes gleichbedeutend ist

---

278) Langhans, D., Von den Krankheiten des Hofes und der Weltleute. Bern 1770. in 8⁰. pag. 68 u. fg.

mit Geistesfreiheit, so findet man bei den Höflingen in der Regel nicht ein normales psychisches Leben. —

Auch bei den Soldaten pflegt der Zwang die Freiheit des Geistes auszuschliessen; nur Wenige von den Kriegern der Despoten sind genügend stark, die Freiheit des Geistes zu wahren. Darum kann das Geistesleben der Militärsleute im Grossen und Ganzen ein normales nicht genannt werden. Hier ist aber mehr, als bei den Höflingen, es möglich, der intellectuellen Thätigkeit naturgemässe Grundlage zu sichern; der Soldat ist denn doch dem Zwange der Sitte nicht in dem Maasse unterworfen, wie der Höfling, und verfügt über eine Zahl freier Stunden, in denen er von der Aufmerksamkeit der Vorgesetzten nicht getroffen wird. Was nützt aber dies Alles der Grundidee des Soldatenthums, den Mitbruder zu ermorden, gegenüber? In welcher falschen Richtung bewegt sich nicht das ganze geistige Leben der Soldaten, trotz aller wissenschaftlichen Bildung, die man ihnen übermittelt, wenn ihr Stand keinen andern Zweck hat, als dessen Glieder zu Automaten, zu Mordmaschinen, zu Zierpuppen zu machen, vernunftwidrige Begriffe von Ehre zu pflegen, die Gewalt anzubeten, und in jedem Augenblicke zu Unterdrückung des Verstandes, der Geistesfreiheit sie anzuwenden! —

In Staaten, wo die Beamten eine Kaste bilden, und von dem Satze ausgehen, dass die anderen Menschen ihrer wegen da seien, ist auch das geistige Leben der Angestellten mehr einem Sumpfe vergleichbar, als einem lebensfrisch dahin brausenden Gebirgswasser; es gestaltet sich nach Schablonen und bewegt sich in Rubriken, und wenn man dessen Anfang sucht, ist man schon am Ende; Kopf, Rumpf und Schwanz fallen in Eins zusammen; wenn man dieses Monstrum photographirt, erscheint auf dem Papiere eine grosse Null; und destillirt man das Monstrum, so geht in das Vorlagegefäss unter keiner Bedingung Spiritus über. Dort, wo die Nation in gewissen kleineren Zeiträumen ihre Beamten selbst wählt, ist am meisten Bürgschaft für normale Erhaltung des geistigen Lebens gegeben; die Angestellten sind auch, schon um wieder gewählt zu werden, gezwungen, mit der Zeit vorwärts zu schreiten und ihren Verstand entsprechend zu kultiviren. —

Nur die Hälfte der Geistlichen ist auf den Kopf gefallen; die andere Hälfte pflegt ganz logisch zu denken und naturgemäss den Verstand zu bilden, ob sie gleich der Welt gegenüber den Anschein sich giebt, als bestehe sie lediglich aus Idioten. Dass die Erziehung der Geistlichen in deren Facultäten und Seminaren aller Vernunft in das Gesicht schlägt, die Philosophie verspottet, und den gesunden Menschenverstand verhöhnt, davon ist ein jeder Sachkundige und Vorurtheilsfreie überzeugt; wenn demnach die Hälfte der den Priesterstand Erwählenden intellectuell Schiffbruch leidet, so finden wir dies sehr erklärlich, da Durchschnitts-Menschen unter den erwähnten Verhältnissen der Erziehung zum Berufe geistig verkommen müssen. Die Befähigteren nur wahren ihre Normalität und setzen über den ihnen dargebotenen Unsinn mit Leichtigkeit sich hinweg. Reformirung des Studiums der Seelsorge oder, was das Nämliche ist, der praktischen Moral, auf Grund wahrer Natur- und Menschenlehre, wahrer Gesundheitspflege und Socialwissenschaft, dies wird auch Durchschnitts-Menschen vor geistiger Versumpfung bewahren.

Am besten kennzeichnet sich die geistige Qualität des Pfaffenthums, wenn dieses die Staatsgewalt ausübt, oder die Erziehung der Jugend leitet. Alsdann schrumpft der Geist der Regierten oder der Zöglinge zusammen, und es beginnt

eine Zeit, in welcher an Stelle der Forschung und der Kritik, blinde Leidenschaften und automatische Unterwerfung treten.

§ 57.

Eine Zahl von Professionen setzt ein gewisses Maass von Studien voraus, jedoch nur so viel, dass die Beschäftigten Dasjenige, welches man halbe Bildung nennt, zu bekunden pflegen. Halbe Bildung ist viel schlimmer als Unwissenheit; sie hat der Welt am meisten Schaden zugefügt, den Fortschritt sehr häufig in Frage gestellt. Wenn auch die Halbbildung der Arzneibereiter und Zähneausreisser der Civilisation ein Hemmniss nicht ist, so schadet sie doch in den Kreisen, wo jene Professionisten den Ton angeben, indem sie die freie Entwickelung des Geistes beeinträchtigt, dorthin Zweifel setzt, wohin solche nicht passen, dorthin verschrobene Kritik bringt, wo nur wahrhaft philosophische Beurtheilung am Platze wäre. Gute Volksbildung wird hier das beste Gegenmittel sein und die Halbheit sicher paralysiren. Jedoch muss die Unterrichtung auf das Wesentliche sich beschränken und in scrupulöser Weise die Anwendung des Wissens auf das Leben lehren; denn nur in diesem Falle arbeitet sie der Halbheit entgegen.

Professionen, welche weder die Thätigkeit des Geistes erwecken, noch irgend welche Denkkraft für sich in Anspruch nehmen, sind der Erschlaffung in hohem Grade günstig, und befördern somit die Unwissenheit. Wenn diese Beschäftigungsweisen ihres verdummenden Einflusses beraubt werden sollen, muss ein kräftiger Anstoss von Aussen das Interesse der Bildung nähren. Es geschieht dies durch ein gesundes Vereinsleben, welches überall den glimmenden Körper von der Asche befreiet, und den Funken zur Flamme anbläst. Ohne dieses versinken ganze Schichten der Bevölkerung in den Pfuhl der Unwissenheit.

»Die Unwissenheit«, sagt Helvetius[279]), »versenkt nicht nur die Völker in Weichlichkeit, sondern sie erstickt auch bei ihnen selbst das Gefühl der Menschlichkeit. Die grössten Ignoranten sind die wildesten Menschen«.

§ 58.

Wohlstand und geistiges Leben stehen zu einander in mehr als einer Beziehung. Zum vollen Aufblühen der intellectuellen Kräfte gehört Musse; und Musse setzt Wohlstand voraus. Dort, wo der Kampf um das tägliche Brod Musse nicht gewährt, Wohlstand nicht erzeugt, bleibt alles Geistesleben im Zustande der Kindheit, und der Mensch befindet nicht sich in der Lage, die ihn treffenden Schädlichkeiten physischer und moralischer Natur zu bekämpfen. Es fehlt ihm an Zeit, Kenntnisse sich zu erwerben und dieselben zu seinem Wohle zu verwerthen.

»Wenn die Bewohner eines Landes«, entwickelt Lecky[280]) »mit Dem sich begnügen, was lediglich zur Fristung des Lebens hinreicht, werden sie nur dar Minimum von Arbeit verrichten, sie werden keine anhaltenden und

---

279) Helvetius, J. C. A., hinterlassenes Werk vom Menschen, von dessen Geistes Kräften, und von der Erziehung desselben. Aus dem Französischen. Breslau 1774. in 8⁰. Bd. II. pag. 75.

280) Lecky, W. E. H., Geschichte des Ursprungs und Einflusses der Aufklärung in Europa. Mit Bewilligung des Verfassers übersetzt von H. Jolowicz. Leipzig & Heidelberg 1868. in 8⁰. Bd. II. pag. 290 u. fg.

andauernden Anstrengungen zur Verbesserung ihrer Lage machen; und da sie ihrer Fortpflanzung wenig oder gar keinen Zwang auflegen werden, muss ihre Zahl schneller als ihre Subsistenzmittel wachsen, und das schrecklichste Elend schliesslich über sie herein brechen. Um ein solches Volk aus seiner Barbarei zu erheben, ist das erste wesentliche Erforderniss, mit seiner Lage es unzufrieden zu machen. Sobald der Maassstab seiner Bedürfnisse sich vergrössert, sobald die Menschen dahin gelangen, einen gewissen Grad von Lebens-Behaglichkeit für eine Nothwendigkeit zu erachten, bilden sich die Gewohnheiten der Sparsamkeit und Selbstbeschränkung, und der materielle Fortschritt beginnt. Aber es ist den Menschen unmöglich, hiermit ihre Bedürfnisse zu befriedigen. Der Horizont ihrer Begehrlichkeit erweitert sich immer mehr. Jeder befriedigte Wunsch weckt viele andere, und auf diese Weise werden neue Anstrengungen gemacht, und damit ist die weitere Entwickelung der Gesellschaft gesichert. In der Atmosphäre des Luxus, welche der erhöhte Reichthum erzeugt, treten verfeinerter Geschmack und Sinn für das Schöne und für geistige Bestrebungen hervor. Fähigkeiten, die früher geschlummert haben, werden geweckt, der menschlichen Thatkraft eröffnen sich neue Richtungen, und unter dem Antrieb des Verlangens nach Reichthum suchen die Menschen sich jedes neue Bedürfniss zu verschaffen, welches der Reichthum erzeugt hat. So heben sich meistentheils Kunst und Literatur und Wissenschaft, und alle die Verfeinerungen und Entwickelungen der Civilisation, und alle die Erfindungen, welche die Leiden der Menschen gemildert oder ihre Genüsse vermehrt haben. Und dasselbe Princip, welches die Civilisation schafft, schafft auch die Freiheit und regelt und erhält die Sitten. Die ärmeren Klassen hören auf, die hülflosen Werkzeuge ihrer Herren zu sein, da in Folge des grösseren Reichthums die Nachfrage nach ihrer Arbeit zunimmt. Die von der politischen Oekonomie verurtheilte Sclaverei verschwindet allmälig. Das der Arbeit aufgedrückte Brandmal wird beseitigt, der Krieg als eine Dummheit, und der Despotismus als ein Einbruch in die Rechte des Eigenthums verworfen. Der Sinn für gemeinschaftliche Interessen vereinigt die verschiedenen Schichten der Gesellschaft, und die Ueberzeugung, dass jedes Volk seine Thatkraft auf diejenige Art Production richten muss, für welche es von der Natur am geeignetsten ist, bewirkt eine Theilung der Arbeit, welche die Völker jedes von dem andern unabhängig macht. Unter dem Einfluss der industriellen Beschäftigungen werden die Leidenschaften zurück gedrängt, die alten kriegerischen Gewohnheiten zerstört, eine Achtung vor dem Gesetz, eine Rücksichtnahme auf die Interessen Anderer, eine Besonnenheit und Ausdauer des Charakters eingeschärft«. — Um die volle Bedeutung des Wohlstandes dem geistigen Leben gegenüber zu zeigen, haben wir diese Worte von Lecky angeführt. Sie beweisen deutlich, dass intellectuelle Regsamkeit und Reichthum ursächlich zusammenhängen, und dass der Reichthum die Voraussetzung geistigen Wohlseins einer Bevölkerung ist.

Je ärmer ein Volk, desto weniger producirt es geistig; oder um noch deutlicher es auszudrücken, desto weniger Gehalt haben seine Kopfarbeiten. Es wird in verarmten, von Fürsten, Schreibern und Pfaffen ausgesaugten Ländern viel Druckerschwärze oft verbraucht; aber die geistigen Erzeugnisse stehen in Ansehung ihres inneren und ihres praktischen Werthes weit hinter jenen aus reichen Ländern zurück. Ausgebeutete, gedrückte Nationen bringen auch Denker hervor; aber es fehlt diesen armen Schluckern an Mitteln, um

wohlbestellt andere Länder und Erdtheile zu bereisen, Erfahrungen zu sammeln, leben zu lernen; sie werden auf das Gebiet der philosophisch sein sollenden Speculation und der Schulweisheit getrieben, sinnen Systeme des Unsinnes aus, bleiben unpraktisch, ungeschliffen, pöbelhaft, geben ihrem Volke kein erquickliches Beispiel, und bleiben ohne alle Wirkung auf die Gesellschaft, unter welcher sie leben. Das Volk kennt ihre Namen nicht; es weiss nichts von ihren Thaten; es geht seinen eigenen Weg und, weil von seinen Weisen nicht gelenkt, von ihrem Wissen, ihrem Können, ihrer Tugend nicht erwärmt, versinkt es in einen gemeinen Materialismus, der in Ersäufung aller moralischen Kräfte sein Ende erreicht. Will ein Volk seine moralischen Güter retten, sein Geistesleben sicher stellen, seine Arbeit mit Erfolg verrichten, so muss es zuerst die Hemmnisse seines Wohlstandes entfernen: die Parasiten.

Die Armuth ist das grösste Hemmniss geistiger Erhebung bei einem ganzen Volke. Wenn auch Einzelne trotz tiefster Armuth die höchsten Höhen des Geistes erreichen, so sind dies eben Menschen mit einem ausserordentlichen Maasse moralischer Kräfte, und Ausnahmen; dagegen wird für die Gesammtheit der Mangel des Wohlstandes immer das grösste Hemmniss intellectueller Entwickelung bleiben.

Zu den Mitteln, durch deren Einfluss die moralischen Fähigkeiten am meisten ausgebildet werden, gehören, ausser Lehranstalten und Sammlungen, Reisen, Theater, Kunstwerke und Reden. Je mehr ein Jeder von diesen Mitteln Gebrauch machen kann, desto mehr ist er auch im Stande, seinen Geist zu cultiviren, zu veredeln. Aber, um über Mittel solcher Art zu verfügen, ist Wohlstand der Nation die unbedingte Voraussetzung. Ueber Lehranstalten, wissenschaftliche Sammlungen und Reisen auch nur ein Wort zu verlieren, wäre überflüssig; denn Niemand wird deren ausserordentlichen Nutzen zum Behufe der Geistesbildung in Abrede stellen. Wir wollen hier nur dem Theater, den Kunstwerken und den Reden einige Worte widmen.

Das Theater bildet unmittelbar und intensiv; es wendet sich an den Geist und das Gemüth zugleich, und zieht durch die Werkzeuge des Sehens und Hörens in uns ein. Darum ist sein Erfolg grösser, als jener von solchen Bildungsmitteln, die nur auf einen Sinn und nur auf eine Seite des moralischen Lebens wirken. Louis Peisse[281]), indem er die treffliche Abhandlung von Bonnaire[282]) kritisch beleuchtet, ermisst die hohe Bedeutung des Theaters für die Pflege des geistigen Lebens; aber, er verschliesst sein Auge auch nicht dem Schaden, welchen das Theater unter Umständen dem moralischen Wesen des Menschen zufügen kann. Wenn wir das Theater so gestalten, dass es von allen die Leidenschaften erhitzenden Momenten frei bleibt, und die Phantasie nicht mit Gegenständen erfüllt, welche dieselbe krankhaft steigern, über Verstand und Gemüth wuchern machen: dann entspricht das Theater vollständig seinem Zwecke, zu bilden und zur Erzeugung von Harmonie der sittlichen Kräfte beizutragen.

Das geistige Leben eines Volkes wird durch Kunstwerke weniger unmittelbar befördert, als mittelbar sehr günstig impulsirt. Wir betrachten die Kunst, und zumal die täglich in die Augen springende, als eine Bedingung

281) Peisse, L., La médecine et les médecins; philosophie, doctrines, institutions, critiques, moeurs et biographies médicales. Paris 1857. in 18⁰. Bd. II. pag. 217 u. fg.

282) Bonnaire, De l'influence du théâtre sur la santé publique. Paris. in 4⁰. — Thèse.

schwungvollen geistigen Lebens. Wo die Kunst fehlt, pflegt der Genius ohne Kraft zu sein, die Gelehrsamkeit als trocken und unfruchtbar sich zu erweisen, und die Nation wenig Anlage zu wirklich harmonischer Geistesthätigkeit zu haben. »Die Kunst«, sagt Ludwig Pfau[283]), »erfüllt eine doppelte Mission: sie ist unentbehrlich zur Hervorbringung der Wahrheit, weil sie die Idee entbindet; sie ist aber auch nothwendig zur Darstellung der Wahrheit, weil sie diese vervollständigt, indem sie dem Gefühle offenbart, was die Wissenschaft nur dem Verstande zugänglich machen kann. Die Kunst ist die Gebärerin des Gedankens, den sie in ihrem Schoosse trägt, so lange er noch an der Nabelschnur der Empfindung hängt; sie ist aber auch die Miterzieherin der Erkenntniss, indem sie den Gegenstand sich aneignet, durch die Sinne führt, im Bewusstsein zusammen fasst, und in einer höheren Form, die sein Wesen veranschaulicht, der Wirklichkeit zurück gibt«. »Das Bild«, schliesst Pfau, »ist somit die Versinnlichung des Gegenstandes; das Ideal ist die Vergeistigung des Bildes; und die Kunst ist die Verkörperung des Ideals. Die Wissenschaft verfasst die Biographie der Wahrheit, und die Kunst liefert das Bildniss dazu; das ist ihre Verrichtung in der Werkstatt des menschlichen Geistes«. — In diesen Worten erkennen wir den wahren Ausdruck für die Bedeutung der Kunst als Bildungsmittel des Geistes, und ermessen auch den Schaden, welcher aus Abwesenheit der Kunst dem geistigen Leben erwächst.

Von grosser Bedeutung für das Aufblühen der intellectuellen wie überhaupt der ganzen moralischen Kräfte sind Reden; nicht gehalten von Baalspfaffen und Advocaten, nicht von Schreiern und Besserwissern, sondern von Menschenfreunden tiefer, harmonischer Bildung. Das Alterthum in Griechenland und Rom verdankte seinen Rednern die grössten Erfolge im bürgerlichen und im geistigen Leben. Michael de Montaigne[284]), über die Meisterwerke der Redekunst im klassischen Alterthum sprechend, bemerkt unter Anderem: »Ihre Beredsamkeit ist nicht nur fliessend und angenehm, sondern auch stark und nachdrücklich; sie gefällt nicht nur, sie ist auch einnehmend und entzückend, und entzückt die grössten Geister am allermeisten. Wenn ich ihre starken, lebhaften und scharfsinnigen Ausdrücke sehe, so spreche ich nicht, dass sie schön schreiben, sondern dass sie schön denken«. — Ueberall, wo wahre Beredsamkeit uns begegnet, ist ein reges Geistesleben zu Hause, und die Menschen sind weniger die Sklaven grob materieller Interessen. Aber, zum Gedeihen der Eloquenz gehört zunächst Freiheit; und wir sehen in der That in allen freien Ländern die Beredsamkeit in Blüthe; in despotisch regierten Staaten sucht man Eloquenz vergebens, und dort, wo die Freiheit in Knechtschaft sich verkehrt, verstummt die Rede, indem Furcht und leidender Gehorsam ihre Stelle einnehmen. »Die Natur«, sagt Voltaire[285]), »macht die Menschen beredsam in den grossen Interessen und in den grossen Leidenschaften. Jeder lebhaft Bewegte sieht die Dinge mit andern Augen, als die übrigen Menschen. Alles ist für ihn Gegenstand rascher und metaphorischer Vergleichung, ohne dass er darauf Acht hat«. . . — Wo aber die Freiheit fehlt, da gibt es

---

283) Pfau, L., Freie Studien. Stuttgart 1866 in 8⁰. pag. 38.

284) Montagne, M. v., Versuche, nebst des Verfassers Leben, nach der neuesten Ausgabe des Herrn Peter Coste ins Deutsche übersetzt. Leipzig 1753–54. in 8⁰. Bd. II. pag. 906.

285) Voltaire, Dictionnaire philosophique, dans lequel sont réunis les questions sur l'encyclopedie . . . Édition stéréotype . . . Paris 1809. in 12⁰. Bd. VII pag 15.

weder grosse Interessen, noch grosse Leidenschaften, somit auch keine Beredsamkeit; und wo die Eloquenz fehlt, ist das geistige Leben in einem Zustande des Schlummers, der Erstarrung. Zur Gesundheit der psychischen Thätigkeiten gehört zuletzt immer die Freiheit.

§ 59.

Intensität und Extensität des geistigen Lebens hängen von den Verhältnissen der Individualität, also von Alter, Geschlecht, Constitution, Temperament u. s. w. ab. Im Laufe des Lebens erweitert sich der Kreis der Ideen immer mehr, die Fähigkeit der Beurtheilung wird grösser, der Verstand entwickelt sich und pflegt in einem gewissen Alter die Phantasie zu überwiegen. So erreicht der Geist den Höhepunkt; und erst im Greisenalter, wo das Gehirn die rückschreitende Metamorphose besteht, wird er mit immer geringer werdender Innigkeit und Ausdehnung producirt.

Dem jugendlichen Menschen fehlt die Voraussetzung selbständigen Geisteslebens: die Erfahrung; es überwiegt die Phantasie noch den Verstand, das Gefühl den Geist. Wird nun durch die Erziehung die Einbildung krankhaft gesteigert, das Gefühl vorwiegend ausgebildet, der Verstand vernachlässigt oder doch nicht genügend cultivirt, so resultiren jene jämmerlichen Wesen, die der kleinen oder grossen Welt seit Alters her mehr zur Geissel wurden, als ihr nützten.

Im Jugendalter, und beim weiblichen Geschlechte in allen Zeiträumen des Alters, herrschen specifisch thierische Triebe über die Vernunft; das Geistesleben pflegt auf die Wissenschaft von Erhaschung des Futters, auf Aeusserlichkeiten, Redensarten, Kleidungsstücke und andere Lappalien sich zu beschränken. Kind und Weib verstehen nichts von dem moralischen Gewichte des Menschen; ihnen imponirt sein Reichthum, seine Mimik, seine Redensart, sein Titel, seine Dummdreistigkeit; sie folgen nicht den Fährten seines Geistes, sie steigen nicht hinab in die Schachte seines Wollens und Fühlens. Darum sind sie nicht maassgebend im öffentlichen Leben, sind absolut ungeeignet zur Regierung von Staaten, und ohne alle Fähigkeit moralischer Autonomie. Frauen-Emancipation ist gleichbedeutend mit Wahnwitz. Wir wünschen den Frauen die ihnen gebührende Stellung in der Gesellschaft; wir wünschen ihnen das erforderliche Maass naturgemässer Bildung: aber, ferne sei es von uns, zuzugeben, dass das weibliche Geschlecht die von der Natur ihm gesetzten Schranken überschreite.

»Charakteristisch für das Kindesalter«, bemerkt OSKAR HEYFELDER[286], »ist die vorwiegende Bethätigung der Phantasie. Zwar ist auch beim Erwachsenen die Einbildungskraft, vermöge welcher wir Das, was nicht realiter vorhanden oder nicht gegenwärtig ist, für unsere innere Anschauung wirklich oder gegenwärtig machen, mehr bethätigt, als die gewöhnliche Meinung annimmt; sie ist es, so oft er producirt oder reproducirt, also im alltäglichen Leben, wie bei ernster künstlerischer oder wissenschaftlicher Beschäftigung. Aber, beim Erwachsenen wird sie durch die Vernunft controlirt, durch die Erfahrung corrigirt, durch den Willen eingeschränkt und zum Dienste ernster Zwecke auf bestimmte Bahnen gelenkt. Diese Herrschaft und Controle über die Phan-

286) HEYFELDER, O., Die Kindheit des Menschen. Ein Beitrag zur Anthropologie und Psychologie. 2. Auflage. Erlangen 1858. in 8⁰. pag. 20.

tasie fehlt dem Kinde, daher ihre Thätigkeit bei ihm bis ins Maass- und Schrankenlose gehen, und ihre Gebilde ihm Realität werden können«. — Die Phantasie pflegt bei ganzen Völkern, welche auf der Stufe der Kindheit stehen bleiben oder durch Despoten darauf zurück gehalten werden, den Verstand zu überwiegen, und dadurch oft die schlimmsten Folgen zu veranlassen; insbesondere treten diese traurigen Folgen zu Tage, wenn plötzlich der Druck der Regierung aufhört: ohne Erfahrung, ohne Harmonie der moralischen Fähigkeiten, ohne von der Vernunft geleitet und vor dem Irrthum bewahrt zu werden, stehen die Knechte da, und ihre Einbildung lässt die Dinge der Welt in mikroskopischen oder in riesenhaften Dimensionen ihnen erscheinen, führt sie an der Nase herum, verhindert sie, den Kern unter der Schale zu suchen, und bestimmt sie, in ihr eigenes Fleisch zu schneiden. Der Despotismus will nur erwachsene Kinder; die Freiheit will Männer.

Kindern fehlt die Vernunft, und an Statt des Willens bekunden sie Eigensinn. Dasselbe ist der Fall bei ganzen Nationen, die auf der Stufe der Kindheit zurück gehalten wurden. »Wenn schon eine Rangordnung im Reiche des Geistes Statt finden soll«, sagt Ernst von Feuchtersleben [287]), »so mag die Phantasie die niedrigste, der Wille die mittlere, die Vernunft die höchste Stufe einnehmen. Dies ist wenigstens die Ordnung, in welcher sich während unseres Lebens jene Thätigkeiten entwickeln. Der Knabe phantasirt, der Jüngling begehrt, es denkt der Mann, und wenn es wahr ist, dass die Natur bei ihrem Wirken vom Kleineren zum Grösseren fortschreitet, so ist jener Stufengang bewiesen«. — Wenn ganze Völker die Kinderschuhe ausziehen und männlich werden sollen, so müssen sie durch eine geregelte Erziehung den Eigensinn verlieren; indem nun an dessen Stelle der mit relativer Beschränkung der Phantasie parallel sich ausbildende Wille tritt, ist damit die Unterlage der Vernunft gesichert, und die Nationen haben, wenn sie solcher Gestalt weiter sich entwickeln, alle Aussicht, männlich oder, was Gleiches bedeutet, vernünftig und frei zu werden. Ohne diese Erziehung aber keine Vernunft, keine Freiheit, kein wahrhaftes geistiges Wohlbefinden.

Dass die Frauenzimmer nur erwachsene Kinder sind, ist eine ausgemachte Sache, die höchstens Halbköpfe in Abrede stellen können. Nichts desto weniger soll durch die Erziehung auf Beschränkung der Phantasie und Ausbildung der Vernunft bis zu einem gewissen Grade hingearbeitet werden; denn ein Weib ohne alle Vernunft und mit orientalischer Einbildung ist sich selbst und andern Leuten eine krankmachende Grösse. Aber, zu viel Vernunft und zu wenig Phantasie macht das Weib unausstehlich; denn ein Jeder weiss aus der Erfahrung, was für Scheusale weibliche Schriftsteller sind, und wie ekelhaft Frauen sich darstellen, denen die Einbildung fehlt. Aus diesen Gründen muss bei dem weiblichen Geschlechte die Erziehung so naturgemäss wie möglich sein, da nur so die wahre und beglückende Harmonie der moralischen Fähigkeiten der Frau erzielt werden kann, und nur auf solche Art das Weib in den Stand gesetzt wird, das Geistesleben des Mannes wohlthuend zu beeinflussen.

Henry Thomas Buckle [288]) handelt von dem Einflusse der Frauen auf

---

287) Feuchtersleben, E. v., Zur Diätetik der Seele. 29. Auflage. Wien 1866. in 12⁰. pag. 26 u. fg.

288) Buckle, H. Th., Essays; nebst einer kurzen Lebens-Beschreibung des Verfassers. Aus dem Englischen übersetzt von David Asher. Leipzig & Heidelberg 1867. in 8⁰. pag. 121.

die Fortschritte der Wissenschaft, und bemerkt über denselben, indem er die gegenwärtige Gesellschaft von Europa im Auge hat, unter Anderem: »Er hat verhindert, dass das Leben zu ausschliesslich praktisch und selbstsüchtig werde, und es vor der Ausartung in einen geistlosen und eintönigen Schlendrian dadurch gerettet, dass er ihm ein ideelles und romantisches Element beigegeben hat. Dieses Element hat die Heftigkeit der Männer gemildert, ihre Sitten veredelt, ihre Grausamkeit vermindert«. — Es ist dies ein getreues Bild des Einflusses, welchen das weibliche Geschlecht auf das moralische Leben in Europa ausübte; aber zugleich ist es der Ausdruck des höchsten Maasses dieses Einflusses. Um nun die heilsame, Wissenschaft und Gesittung mittelbar fördernde Wirkung der Frauen zu sichern, gibt es nur ein Mittel; wir erwähnten seiner schon öfters; es ist die naturgemässe Erziehung des weiblichen Geschlechts.

Nur unter gewissen äusseren Bedingungen ist solche Erziehung möglich, entfaltet das Weib jenen guten Einfluss, und entrückt eben so sich der Sklaverei, wie es, unter beständiger Voraussetzung normaler Verhältnisse, der Emancipation ferne bleibt. H. C. Carey [289]) hat diese Bedingungen richtig erkannt, indem er bemerkt, dass mit jedem Stadium des Fortschritts das Weib eine höhere Bedeutung gewinne als die Herrin des Hauses, die Gefährtin der Freuden und Sorgen des Mannes, und als die Mutter seiner Kinder. Mit jedem Stadium des Fortschrittes entstehe grössere Nachfrage nach den verschiedenen Fähigkeiten des schwächeren Geschlechtes, und die verschiedenen Individualitäten seiner Glieder würden mehr und mehr entwickelt, wie der Mann selbst mehr befähigt werde, die ihm überwiesene Stellung einzunehmen. »Indem dann das Denkvermögen an die Stelle der blossen Körperkraft tritt«, sagt Carey weiter, »wird das schwache Weib mehr und mehr dem starken Manne gleich, und erhebt sich in langsamen Abstufungen aus der Stellung einer Sklavin des Mannes zu der einer Gefährtin und Freundin desselben. Der Werth des Menschen steigt mit dem Zuwachs des Reichthums, da der Reichthum in der Kraft, über die Dienste in der Natur zu verfügen, besteht. Der Werth der Frau steigt mit dem Zuwachs der Nachfrage nach ihren eigenthümlichen Fähigkeiten, und auch diese wächst mit dem Zuwachs des Reichthums« . . . . »So tritt im Zustand der Frau die Verbesserung ein, wenn der Mann mehr individualisirt und selbständig wird.« — Wohlstand und Fortschritt in der Gesittung ermöglichen dem Weibe dessen normale Stellung, und befähigen es dadurch, dem geistigen Leben der Nation mittelbar, nämlich durch die Erziehung der Jugend, im ausgedehntesten Maasse förderlich zu sein. Nicht Gesetze erheben das Weib, nicht Beschlüsse von Versammlungen, sondern lediglich jene Aussenverhältnisse, welche unter den Namen der Bildung, des Wohlstandes, der Gesittung man zusammen fasst, thun dies.

Mit Recht verlangt Gavairon [290]), es solle die Erziehung des weiblichen Geschlechtes darauf gerichtet sein: alle häuslichen Tugenden zu erwecken; die Frau allen Verführungen, welche ihre Einbildung, ihr Herz, ihre Sinne

---

289) Carey, H. C., Die Grundlagen der Socialwissenschaft . . . Bd. III. pag. 486 u. fg.

290) Gavairon, Régénération de l'homme, de la famille, de la société, des administrations gouvernementales, ou conditions uniques de paix, de salut, de vie, de progrès humanitaires, . . . Paris 1846. in 8⁰. pag. 316 u. fg.

irre leiten, die fürchterlichen Leidenschaften der Eitelkeit, der Hoffarth, des Ehrgeizes, oder lächerliche und übertriebene Prätensionen erregen, zu entziehen; den Geist des Weibes ernsthaft, das Urtheil solide zu machen, und die nicht in das Bereich des weiblichen Lebens fallenden Wissenschaften und Künste, deren Betrieb nur den Verlust kostbarer Zeit verursachte, aus dem Spiele zu lassen; die Frau an die ihrem Geschlechte zukommenden Arbeiten zu gewöhnen. — Eine solche Erziehung allein ist geeignet, das Weib in seiner Sphäre zu erhalten und in demselben Maasse vor Sklaverei wie vor Emancipation zu bewahren. Die moderne Erziehung, welche aus der Frau eine übergebildete, an geistigen Verdauungs-Krankheiten leidende Zierpuppe macht, ist ein grobes Attentat auf die Wohlfahrt des Weibes selbst und der ganzen Familie. Georg Harris[291]) schildert den grossen Einfluss der Frauen auf die Gesittung. Aber dieser Einfluss hört, unserer Ansicht nach, sofort auf, wo die Emancipation beginnt; und, wir glauben nicht zu irren, wenn wir behaupten, dass die unfreie Stellung des weiblichen Geschlechtes weit weniger Unheil anrichte, als die Emancipation. Der Kopf der Frauen thut nur seine Schuldigkeit unter der Herrschaft naturgemässer Gesetze; grosse Freiheit kann er nicht vertragen, weil sein Inhalt nicht danach organisirt ist.

P. J. G. Cabanis[292]) sagt vom Geiste der Frauen, es sei derselbe mehr geneigt, fein und durchdringend, als ausgebreitet und tief zu werden, und bemerkt weiter, dass die Weiber ihre Schwäche fühlen, und dass ihre Koketterie als die Vereinigung oder als das Ergebniss ihrer guten und schlechten Eigenschaften betrachtet werden müsse. — Da der weibliche Geist nicht die Anlage dazu hat, ausgebreitet und tief zu werden, und andererseits eine grosse In- und Extensität desselben den Verlauf der verschiedenen Lebens-Verrichtungen des Weibes wesentlich beeinträchtigen müsste, so darf die Unterrichtung des Weibes eine bestimmte Grenze nicht überschreiten, und das Frauenzimmer unter keiner Bedingung dahin gebracht werden, das Gefühl seiner geistigen Schwäche dem Manne gegenüber zu verlieren. Immer bedarf die Frau der Ergänzung, der Leitung, der Correctur durch den Mann: wo der Mann diese Thätigkeiten nicht walten lässt, geräth das Geistesleben des Weibes auf Abwege, schwankt zwischen unheilvollen Extremen, und hindert jede naturgemässe Erziehung der Kinder. An der falschen Behandlung der geistigen Seite des weiblichen Geschlechtes liegt es zu nicht geringem Theile, dass in despotischen Staaten, heissen sie Despotieen oder Monarchieen, unter den gebildeten Schichten ein Ton sich entwickelt, der zuletzt nur zu völliger Entartung, zum Aufhören alles geistigen Lebens führen muss, ein Ton, der am besten durch folgenden Ausspruch A. von Knigge's[293]) gekennzeichnet wird: »Entfernung von der Natur; Gleichgültigkeit gegen die ersten und süssesten Bande der Menschheit; Verspottung der Einfalt, Unschuld, Reinigkeit und der heiligsten Gefühle; Flachheit; Vertilgung, Abschleifung jeder charakteristischen Eigenheit; Mangel an gründlichen, wahrhaft nützlichen Kenntnissen; an deren Stelle hingegen Unverschämtheit, Persifflage, Ungebührlichkeit, Geschwätzigkeit,

291) Harris, G., Civilization considered as a science, in relation to its essence, its elements, and its end. London 1861. in 8⁰. pag. 301 u. fg.

292) Cabanis, P. J G., Rapports du physique et du moral de l'homme. Paris 1802. in 8⁰. Bd. I. pag. 323 u. fg.

293) Knigge, A. v., Ueber den Umgang mit Menschen. 6. Auflage. Hannover 1799. in 8⁰. Bd. III. pag. 53 u. fg.

Inconsequenz, Abhängigkeit von fremder Thorheit; Kälte gegen Alles, was gut, edel und gross ist; Ueppigkeit, Unmässigkeit, Unkeuschheit, Weichlichkeit, Ziererei, Wankelmuth, Leichtsinn; abgeschmackter Hochmuth; Flitterpracht als Maske der Bettelei; schlechte Hauswirthschaft; Rang- und Titelsucht; Vorurtheile aller Art; Abhängigkeit von den Blicken der Despoten und Mäcenaten; sklavisches Kriechen, um etwas zu erringen; Schmeichelei gegen Den, dessen Hülfe man bedarf, aber Vernachlässigung auch des Würdigsten, der nicht helfen kann; Aufopferung auch des Heiligsten, um seinen Zweck zu erlangen; Falschheit, Untreue, Verstellung, Eidbrüchigkeit, Klatscherei, Kabale; Schadenfreude, Lästerung, Anekdotenjagd; lächerliche Manieren, Gebräuche und Gewohnheiten; — das sind zum Theil die herrlichen Dinge, welche unsere Männer und Weiber, unsere Söhne und Töchter, von dem liebenswürdigen Hofgesindel lernen; dass sind die Studien, nach welchen die Leute von feinem Tone sich bilden«. — Falsche Unterrichtung und Erziehung, insbesondere die Ueberspannung des weiblichen Geistes, ist das Verhängnissvollste für das ganze moralische Leben eines Volkes; und die moderne Bildung der Frauen, weil sie auf solche Ueberspannung hinarbeitet, wird darum zu einem wahren Pestgift.

§ 60.

Im Geistesleben des Mannes pflegt der Verstand über die Einbildung und über das Gefühl zu herrschen. Schon der ununterbrochene Wechselverkehr mit der äusseren Welt und der Kampf um das physische und moralische Bestehen der Familie, macht den Verstand beim Manne kräftig und gestattet der Einbildung nicht, krankhaft sich zu vermehren; auch das Gefühl lässt er nicht die Oberhand gewinnen. Männer, deren Verstand unter der Herrschaft von Phantasie und Gefühl steht, dürfen als Jammergestalten bedauert werden; und es verhält sich mit dem Schaden, den solche Unglücksvögel in der bürgerlichen Gemeinschaft anrichten, ähnlich wie mit dem Jammer, der aus Ueberbildung der Frauen entspringt. Alles muss, wenn es gedeihen soll, in den von der Natur ihm gesetzten Schranken bleiben.

Des Mannes Geist wird merklich beeinträchtigt durch Einseitigkeit; denn nichts vermag in einem höheren Grade das Gesichtsfeld zu beschränken, wahrhaft praktisches Handeln unmöglich zu machen, und die Kraft der Combination zu lähmen, als einseitige Geistesbildung. Jeder soll sein Fach verstehen, und gründlich seiner Beschäftigung Mechanik kennen: aber, Niemand soll aufgehen in seinem Fache, Niemand soll der Welt, die ausserhalb des Kreises seiner Beschäftigung liegt, sich verschliessen. Die Schulen sind im Allgemeinen noch sehr schlecht, trotz aller Gedächtnisskünste, die daselbst den vornehmsten Gegenstand ausmachen; darum wird auch des Mannes Geist so häufig zur Einseitigkeit erzogen, und dadurch der Fortschritt verlangsamt, die Reaction gegen alles Gute und Grosse verewigt, und Tausenden der hellsten Köpfe Verfolgung, Elend und frühzeitiger Untergang durch die Dummheit der Mitlebenden versichert.

Es steigt und fällt die Innigkeit und Ausdehnung des Geisteslebens mit der Entwickelung des Gehirns. Nach den Forschungen von Emil Huschke [294])

294) Huschke, E., Schädel, Hirn und Seele des Menschen und der Thiere nach Alter, Geschlecht und Raçe. Dargestellt nach neuen Methoden und Untersuchungen, Jena 1854, in fol. pag. 57 u. fg.

erreicht das Gehirn im mittleren Lebensalter und im hohen Alter die Culminationspunkte. Hören wir, was Huschke hierüber ausspricht: »Die grösste Schwere erreicht das Gehirn . . . während des Laufs der dreissiger Jahre, nämlich im männlichen Geschlecht ein Gewicht von 1424 Grammen, im weiblichen ein Gewicht von 1272 Grammen. Vorher und nachher sinkt es aber bei beiden Geschlechtern. Jedoch ist es merkwürdig, dass es im Weibe, wie im Manne, im höchsten Alter wieder steigt«. »In demjenigen Jahrzehend erreicht das Gehirn also auch seine grösste Schwere, wo die geistige und körperliche Productionskraft ihre vollste Stärke hat. . . . In diesen Jahren entwickelt der Mann seine grösste Thätigkeit und schafft sich den neuen Weg, die neuen Ideen, die er auch später verfolgt und weiter ausbildet, ohne das ihm in diesen Jahren aufgedrückte Gepräge wesentlich zu verändern, indem vielmehr von da an die Richtung seines Lebens einen mehr stationären Charakter hat, wenn es nicht gar schon abwärts geht«. — Für die moralische Hygieine erwächst aus den angeführten Thatsachen der Schluss, wider Ueberbürdung in der Jugend zu kämpfen, um den Eintritt der höchsten Entwickelung des Gehirns nicht zu verfrühen; denn, da der Culminationspunkt in der Entwickelung des Gehirns eintritt, wenn der ganze Organismus das höchste Maass der Vollendung erreicht hat, und bei einem früheren Eintreten des geistigen Höhepunktes der Leib die Kosten bezahlen muss: so ist es immer am meisten gerathen, mit Hülfe naturgemässer Erziehung den Gang der physiologischen Processe nicht zu beschleunigen, sondern den richtigen Takt ihm zu sichern. Zu der Zeit der Blüthe des Gehirns kommen im Allgemeinen Geisteskrankheiten am häufigsten vor; man kann deren Zahl bedeutend verkleinern, wenn man den Eintritt geistiger Reife nicht künstlich beschleunigt.

Vielfach hängt das Weibischwerden der Männer, deren Zimperlichkeit und Blasirtheit, mit der Ueberbürdung des jugendlichen Kopfes und mit der leider so häufig allzu frühe eintretenden geistigen Reife zusammen. Das Nervensystem tritt auf Kosten anderer Systeme hervor; der Mensch wird ein Schwächling, nicht selten ein Feigling, und verliert das Bewusstsein des Zusammenhanges mit der Natur; überspannt, überreizt, wird er von jedem freien Worte erschüttert, und sinkt in den Jammer eines gesellschaftlichen Zustandes, der zuletzt immer damit endigt, dass die nackte Gewalt den Geist in Fesseln schlägt und der Dummheit den Triumph sichert.

§ 61.

Constitution und Temperament modificiren beträchtlich das geistige Leben; sie bilden für Gesundheitspflege und Erziehungskunst die gewichtigsten Factoren, und ihre Nichtbeachtung hat den verhängnissvollsten Einfluss auf das geistige Wohlsein, mittelbar auf die ganze Gesundheit.

F. Frédault[295], abweichend von der alten Ueberlieferung der vier Temperamente, nimmt nur drei Haupttemperamente an; das eine derselben ist ihm der Ausdruck vorwaltender Vegetation, das andere jener der vorwaltenden Animalität, das dritte jener der überwiegenden Intelligenz. Es kann hier weder unser Interesse noch unsere Aufgabe sein, zu ermitteln, in wie weit die alte Lehre von den Temperamenten und Frédault's Ansicht theoretisch berechtigt

295) Frédault, F., Physiologie générale. Traité d'Anthropologie physiologique et philosophique. Paris 1863. in 8°. pag. 684 u. fg.

sind; so viel aber glauben wir für gewiss halten zu dürfen, dass die Menschen in drei Hauptklassen zerfallen, deren eine besonders dem Magen und der Fortpflanzung lebt, also vegetirt, wogegen die zweite besonders durch Empfinden und Thun sich geltend macht, also thierisch lebt, und die dritte überwiegend mit dem Geiste arbeitet. Diesen drei Entäusserungen entsprechen genau die Constitutionen der Menschen; oder besser: die Constitution in ihrer ganzen Besonderheit bedingt nothwendig die Art der allgemeinen Lebensäusserung, das Temperament, und ist somit maassgebend für das geistige Thätigsein. Um auf den Geist dauernd Einfluss zu üben, macht es sich erforderlich, die Constitution zu beeinflussen. Je nach deren Art geschieht dies in anderer Weise; Pflanzenmenschen gegenüber verhält die Hygieine und Erziehung sich anregend, Thiermenschen gegenüber schwächt sie die Leidenschaften, und bei Geistesmenschen sucht sie das pflanzliche und thierische Leben des Organismus zu steigern. So wird das Wohl Aller gesichert.

Der Einfluss des Temperaments, in letzter Reihe also der Constitution, auf die Ideen macht leicht sich erkenntlich: Menschen lebhaften Temperamentes bekunden eine grössere, Menschen ruhigeren Temperamentes erzeugen eine kleinere Menge von Ideen; bei jenen sind die Ideen weniger tief greifend, als bei diesen; bei jenen muss die Erziehung das Quantum dämpfen und das Quale verbessern, bei diesen manchmal das Quantum erhöhen. Ohne Zweifel findet man bei Menschen cholerischen Temperaments im Verhältniss am meisten und die tiefsten Ideen, zugleich am meisten Anlage, die Gedanken im Leben zu verwerthen. Doch auch der Choleriker, ob sein Temperament gleich mehr als alle anderen Temperamente des Charakteristischen zeigt, ist nicht geeignet, eine Harmonie der Ideen, und der Phlegmatiker trotz der ihm eigenen Ruhe nicht im Stande, eine Harmonie der Ideen mit Abstraction von den Gefühlen und Leidenschaften hervor zu bringen, wie jene Wenigen es vermögen, welche infolge ihrer glücklichen Constitution alle Temperamente vereinigen, ihre eigenen Triebe und Begierden unter die Herrschaft eines festen Willens stellten, und wahrer Erkenntniss fähig wurden. Dies sind die Philosophen in des Wortes wahrer Bedeutung, und sie sind auch praktisch im eigentlichen Verstande. Hygieine und Erziehung dürfen nicht dahin arbeiten, die einzelnen Temperamente einseitig auszubilden mit allen deren Schroffheiten und Kanten, sondern müssen darauf bedacht sein, jenen glücklichen Zustand zu erzielen, welchen die Alten Temperamentum temperatum nannten, und den die Engländer und Nordamerikaner durch das Wort temper bezeichnen. Wilhelm Anton Ficker[296]) stellt dieses Temperament, als Temperamentum aequale oder moderatum, an die Spitze der von ihm unterschiedenen fünf Temperamente*).

---

296) Ficker, G. A., Commentatio de temperamentis hominum quatenus ex fabrica corporis et structura pendent. Gottingae 1791. in 4⁰. pag. 20.

»Vires vitales omni, quae quidem ad cujuscunque partis functiones requiritur, aequalitate distributae esse videntur. Fibrae musculares justa fruuntur rigiditate et irritabilitate. Systema nervosum sensibile est, neque tamen exiguo quodlibet stimulo excitatum. Hinc circulatio sanguinis quietum suum et aequalem tramitem pergit, donec irritatio seu corporea, seu mentalis sufficiens in partes vitalitate praeditas agat. Organa sensoria eandem cum toto corpore nacta sunt bonitatem, quae, nisi exercitatio deest, functiones suas optime absolvunt. Constitutio sane felicissima et oeconomiae humani corporis consentanea; verum, ut videtur, rarior, cum victus partim a necessitate, partim a luxu inventus, et animi corporisque intensio, et relationes qualescunque in societate humana obviae tantam discrepantiam immiserint; attamen natura aliquando

Weil im Laufe des Lebens durch den Einfluss vorher gänzlich unberechenbarer Verhältnisse Constitution und Temperament Aenderungen erfahren, darum weicht auch die Denkweise der früheren Jahre von jener der späteren oft genug sehr bedeutend ab, und das geistige Wohlsein ist Modificationen unterworfen. Die Aenderung des Temperaments kann nach P. J. G. Cabanis[297]) bewirkt werden durch Krankheiten, Klima, Diät, Körper- und Geistesarbeiten. In der That, und Cabanis hat genau es nachgewiesen, bewirken diese Einflüsse die beträchtlichsten Anderungen in Temperament und Constitution; und wenn wir ungünstige Constitutionen verbessern wollen, müssen wir mit dem Klima, der Diät und der Arbeit rechnen, und diese Potenzen in der einen oder der andern Art zur Wirkung gelangen lassen.

Man muss jedem Temperamente gegenüber anders sich verhalten, jedes Temperament anders behandeln. Johann Georg Heinrich Feder[298]) sagt von dem sanguinischen Temperamente, es habe Empfindlichkeit für Vieles, weniger Eigensinn und Beharrlichkeit als andere Temperamente, und man dürfe als Feind des Vergnügens nicht ihm sich zeigen. — Um vortheilhaft auf Sanguiniker zu wirken, ist vor Allem es nöthig, das Angenehme geschickt mit dem Nützlichen zu verbinden, und der Erziehung jenen Grad von Elasticität zu geben, wie er erforderlich ist, um der geistigen Entwickelung hinreichend Spielraum zu sichern. Bei Cholerikern handelt es viel weniger sich von dem Einfluss des Angenehmen; hier müssen wir, um das Richtige zu treffen, einer jeden Appellation an den Geist eine Appellation an das Ehrgefühl parallel gehen lassen, beziehungsweise die eine mit der andern organisch verbinden. Der Phlegmatiker bedarf im Allgemeinen eines grösseren Maasses von Zeit, um den an seinen Geist gestellten Forderungen zu genügen; ihm, so wie dem Choleriker gegenüber ist Gründlichkeit in der Unterrichtung mehr an ihrem Platze, als bei Menschen anderer Temperamente. Nervöse und Melancholische bedürfen nicht des Spornes der Ehre, um intellectuell Fortschritte zu machen, auch nicht allzu viel des Vergnügens; aber wir müssen, wollen wir bei ihnen Erfolg unserer Bemühungen sehen, mit den Einflüssen, welche nach dem Verstande ihre Richtung nehmen, zugleich die Einflüsse wirken lassen, welche das Gemüth beruhigen, Rebellion in den Nerven nicht erregen.

Das wahrhaft philosophische Temperament bedarf nur der Appellation an die Vernunft; Vergnügen, Ehre, Nervosität u. dgl. braucht man hier nicht besonders zu erregen, beziehungsweise zu beaufsichtigen; die Inhaber des Temperamentum moderatum haben zu einem sehr guten Theile von der Thier-

---

haecce vincere impedimenta, atque illud, quod aequale vocavi, temperamentum efficere potest, quod e corporis habitu pulchro, mediocri magnitudine, pulsu magno, raro, tardo, duriusculo, e constantia corporis animique actionum & c. facile dignoscitur«.

*) Temperamentum aequale seu moderatum.
Temperamentum vehemens.
Temperamentum irritabile.
Temperamentum nervosum seu debile.
Temperamentum iners seu tardum.

297) Cabanis, P. J. G., Rapports du physique et du moral de l'homme. Paris 1802. in 8⁰. Bd. II. pag. 596 u. fg.

298) Feder, J. G. H., Untersuchungen über den menschlichen Willen, dessen Naturtriebe, Veränderlichkeit, Verhältniss zur Tugend und Glückseligkeit, und die Grundregeln, die menschlichen Gemüther zu erkennen und zu regieren. Göttingen und Lemgo 1779—93. in 8⁰. Bd. IV. pag. 27.

heit sich frei gemacht, und sind damit im Stande, die geistige Unmittelbarkeit mit Nutzen aufzunehmen. Es wird das philosophische Temperament, wenn es gleich in der Anlage schon von Urbeginn vorhanden zu sein pflegt, in der Ausbildung doch erst im Laufe des Lebens erworben. »Wer«, bemerkt M. A. WEIKARD[299]), »durch Erfahrungen, Erziehung, Organisation, Kultur und Wissenschaft es dahin gebracht hat, dass er allenthalben durch echte Begriffe oder reine Empfindungen zu richtigen Schlüssen und Grundsätzen gelangt, und durch diese zu ordentlichen Handlungen geleitet wird, so dass er nicht, von Temperaments-Fehlern, Vorurtheilen, Leidenschaften u. s. w. überrascht, zu übereilten Schlüssen und Unternehmungen hingerissen wird: der hat die wahre Weisheit erlangt; er ist ein Freund und Bekenner der Wahrheit, welche er allenthalben zu vertheidigen und zu verbreiten suchen wird. Er ist unser Philosoph; sein Temperament ist das philosophische«. — Werden Menschen dieses Temperaments naturgemäss erzogen, dann erhebt des Geistes Schnellkraft sie zu den höchsten Höhen, und führt sie zur Erkenntniss des ursächlichen Zusammenhangs im grossen Ganzen. Systeme, den Kartenhäusern zu vergleichen, entspringen nicht aus ihren Köpfen; die Thierheit des grossen Haufens, des hohen und niedrigen Pöbels, ist ohne Einfluss ihnen gegenüber; unverstanden von der überwiegenden Menge auch der Besseren von ihren Mitbürgern, leben sie dahin in dem Glücke der Erkenntniss, und brechen neue Bahnen dem Geiste der späteren Geschlechter.

Die Wenigsten von Denen, welche den Namen der Philosophen sich anmaassen, sind Träger des philosophischen Temperaments; die Mehrzahl steckt tief in der Thierheit der Leidenschaften und Temperaments-Gebrechen, und ist gemeines Menschenfleisch in eine schimmernde Maske gehüllt.

§ 62.

Von der Gewohnheit wird die intellectuelle Thätigkeit wohl in demselben Grade beeinflusst, als von den meisten anderen Verhältnissen der Individualität. Gewohnheiten können im Allgemeinen als Hemmnisse des geistigen Fortschrittes betrachtet werden, als Unterdrücker des Genius; sie üben eine Gewalt über den Menschen aus, die an Intensität alles Andere übertrifft: sie bestimmen die Neigungen, und diesen folgen, wie FRANCIS BACO VON VERULAM[300]) entwickelt, die Gedanken der Menschen. Eine kleine Zahl von Gewohnheiten ist dem geistigen Leben förderlich; hierher gehören diejenigen Gewohnheiten, welche durch gute Erziehung dem Menschen angeeignet werden, oder die er, auf Erfahrung gestützt und durch Vernunft geleitet, sich selbst aneignete.

»In Wahrheit«, bemerkt MICHAEL DE MONTAGNE[301]), »die Gewohnheit ist eine strenge und betrügerische Lehrmeisterin. Sie setzt ihr Ansehen nach und nach ganz unvermerkt in uns fest. Allein nach diesem freundlichen und geringen Anfange, zeigt sie uns endlich, wenn sie dasselbe einmal mit Hülfe

---

299) WEIKARD, M. A., Der philosophische Arzt. Frankfurt am Main. 1798—99. in 8⁰. Bd. II. pag. 58 u. fg.

300) BACONI baronis DE VERULAMIO, F., Opera omnia, quae extant philosophica, moralia, politica, historica . . . Francofurti ad Moenum 1665. in Fol. pag. 1203. — Sermones fideles, ethici, politici, oeconomici: sive interiora rerum. XXXVII.

301) MONTAGNE, M. v., Versuche, nebst des Verfassers Leben, nach der neuesten Ausgabe des Herrn PETER COSTE ins Deutsche übersetzt. Leipzig 1753—54. in 8⁰, Bd. I. pag. 159. ; 174 u. fg.

der Zeit bestätigt hat, gar bald ein so grimmiges und tyrannisches Gesicht, dass wir uns nicht unterstehen, die Augen aufzuschlagen«. Und weiter sagt MONTAIGNE: »Die Gesetze des Gewissens, welche unserem Vorgeben nach aus der Natur entspringen, entspringen vielmehr aus der Gewohnheit. Jeder verehrt in seinem Herzen die in seinem Lande gebilligten und eingeführten Meinungen und Sitten, so dass er sich denselben nicht ohne Gewissensbisse entziehen kann, und niemals ohne inniges Vergnügen denselben gemäss handelt«. — Für die Denkweise des Einzelnen sind in der Regel die Gewohnheiten Aller maassgebend; selbst im Gedanken der allgemeinen Gewohnheit Opposition machen, kommt den meisten Halbköpfen *) als ein Verbrechen vor, welches mit Schrecken und Angst sie erfüllt; und Diejenigen, welche in Gedanken, Worten und Werken wider den Strom blödsinniger Gewohnheit schwimmen, werden von der grossen Mehrzahl der Automaten verfolgt, gelästert, beschimpft, geschädigt oft an Leib und Leben.

Für das hygieinische Bestehen der Menschen ist nichts von grösserer Bedeutung, als die Austilgung verrotteter Gewohnheiten, alberner Vorurtheile. Desshalb wünschen wir nicht, dass die Erziehung zu Befestigung von Gewohnheiten leite, sondern wir wollen, dass sie jenes Maass von Tugend und Schnellkraft erstrebe, welches geeignet ist, uns mit einem Male der Nothwendigkeit besonderer Gewohnheiten zu entrücken; welches uns sicher bewahrt vor jener Eintönigkeit und Lethargie, zu der in letzter Reihe eine jede Gewohnheit führt. Nun aber sind nicht alle Leute Genien und fähig, das oben angedeutete Maass von Tugend und Schnellkraft zu erwerben; aus diesem Grunde soll die Erziehung gute Gewohnheiten, auch wenn diese zu einer gewissen Einseitigkeit führen, nicht stören, sondern nur schlimmen und dummen Gewohnheiten in den Weg treten.

§ 63.

Die Arbeit des Geistes soll nun unsere Andacht fesseln. Wir haben bisher die Einflüsse betrachtet, welche die Thätigkeit des Gehirns modificiren und bestimmen. und konnten die Ueberzeugung gewinnen, dass von den Verhältnissen der Individualität und der äusseren Welt die Gedanken abhängen, gleich wie die Wirkungen von der Ursache. Wir wollen bei den Gedanken selbst bleiben, und untersuchen, wie deren mehr oder minder umfangreiche und innige Erzeugung die ganze Wohlfahrt des Menschen beeinflusst, und in welcher Art diese Production geleitet werden müsse, um immer die Wohlfahrt zu fördern.

Der Verfasser des »Système de la nature«, PAUL DIETRICH VON HOLBACH [302]) bemerkt unter Anderem: »Wenn wir nach unsern Grundsätzen die intellectuellen Fähigkeiten der Menschen, oder deren moralische Besonderheiten betrachten, so gelangen wir zu der Ueberzeugung, dass sie erregt werden durch materielle Veranlassungen, welche die Organisation in ihren Theilen in einer mehr oder weniger dauerhaften und bestimmten Weise beeinflussen. Aber, woher kommt diese Organisation, wenn nicht von den Eltern, von denen wir die Elemente unserer, der ihrigen nothwendig analogen Maschine empfangen?

---

*) und die Welt besteht zum grössten Theile aus solchen.

302) Systême de la nature. Ou des loix du monde physique et du monde moral. Par M. MIRABAUD. Londres 1770. in 8⁰. Bd. I. pag. 126 u. fg.

Woher kommt die mehr oder weniger grosse Gluth oder belebende Wärme, welche unseres Verstandes Qualitäten bestimmt? Von der Mutter, welche unter ihrem Herzen uns trug, welche uns etwas von dem Feuer übermittelte, von dem sie selbst durchdrungen war und das mit ihrem Blute in ihren Adern umlief; von den Nahrungsmitteln, welche uns erhalten; von dem Klima, in dem wir leben; von dem Luftkreise, der uns umgibt. Alle diese Ursachen wirken auf die flüssigen und festen Theile unseres Leibes, und entscheiden über unsere natürlichen Anlagen. Wenn wir diese Dispositionen, von denen unsere Fähigkeiten abhängen, prüfen, so finden wir immer, dass dieselben körperlich, materiell sind«. — Es sind alle Einflüsse, welche uns treffen, zuletzt stets materieller Art; die Rede wirkt durch den Gehörsinn, das Bild durch den Gesichtssinn auf unser Gehirn, und ein jeder unserer Gedanken gründet sich auf gewisse Veränderungen im Denkorgane, im Gehirn. Da also Alles, was uns trifft, was geistig uns afficirt, zuletzt materiell auf das Gehirn wirken muss, so steht es in unserer Gewalt, die Einflüsse von der Aussenwelt und vom Organismus selbst so zu reguliren, dass sie in günstiger Weise das Gehirn und das Denken beeinflussen, das allgemeine Wohlsein und die Gesundheit der Gehirnorgane sichern.

Unsere Gedanken werden verändert durch den Styl, in welchem die Orte des beständigen oder des vorübergehenden Aufenthalts erbaut sind; sie werden verändert zugleich mit den Gefühlen, welche die Form des Hauses erweckt. Diese Thatsache ist für die moralische Hygieine von der äussersten Wichtigkeit; denn, wenn der Baustyl die Gedanken und Gefühle leitet, sie erhebt, deprimirt, in ihrer Art bestimmt, so werden wir, in Berücksichtigung des Charakters und der Bedürfnisse eines Volkes, zu ermitteln haben, welcher Styl wohl am meisten geeignet sei, die guten Seiten des Geistes- und Gemüthslebens hervor zu heben, die schlimmen Seiten zu entfernen oder doch in ihrer Innigkeit und Ausbreitung zu mässigen.

Ein Ausspruch von W. E. H. Lecky[303]) wird dazu dienen, jene oben erwähnte Thatsache trefflich zu beleuchten. »Der griechische Tempel«, sagt Lecky, »konnte den Geschmack befriedigen, niemals aber berührte er eine tiefere Saite des Gemüths, oder schuf eine Täuschung, oder erweckte eine Vorstellung von dem Unendlichen. Das Auge und der Verstand erfassten sofort seine Verhältnisse und begriffen das volle Maass seiner Grösse. Ganz verschieden davon ist die Empfindung, welche wach gerufen wird durch die gothische Kathedrale mit ihren fast unendlichen Perspectiven der zurück tretenden Bogen, mit ihrem Hochaltar, der, durch Hunderte von Lichtern beleuchtet, mächtig sich empor hebt mitten aus dem Düster der bemalten Fenster, während das Auge weiter und immer weiter sich in die unbestimmbare Entfernung zwischen den reichen Verzierungen der reich geschmückten Kanzel oder den düstern Säulen der Marienkapelle verliert. Das Sichtbare führt da die Einbildung zu dem Unsichtbaren. Das Gefühl der Endlichkeit ist überwunden. Eine Ahnung der Unermesslichkeit und ein Schauer drückt unwiderstehlich auf das Gemüth. Und diese Ahnung, welche die Bauart und das Dunkel des Tempels erzeugen, ist im Katholicismus immer geschickt durch Bräuche unterstützt

---

303) Lecky, W. E. H., Geschichte des Ursprungs und Einflusses der Aufklärung in Europa. Mit Bewilligung des Verfassers übersetzt von H. Jolowicz. Leipzig & Heidelberg 1868. in 8⁰. Bd. II. pag. 250.

worden, die vorwiegend darauf berechnet sind, durch das Auge auf das Gemüth zu wirken«. — Durch die Eigenthümlichkeit des gothischen Baustyles, insbesondere da dieser mit gewissen Ceremonieen in Verbindung trat, mit Ceremonieen nämlich, welche gleich ihm die Sinne fesselten und das Gefühl mit Beschlag belegten, dadurch den Verstand in das Schlepptau nahmen: hat die Kirche Roms während einer solchen Reihe von Jahrhunderten auch den menschlichen Geist beherrscht, seine Bahnen ihm vorgezeichnet, und ihn gezwungen, nur in der einen Richtung hin und nicht über eine gewisse Grenze hinaus zu denken.

§ 64.

Unsere Gedanken werden angeregt und nach dieser oder jener Richtung hin gelenkt durch das Interesse. Im Grossen und Ganzen kann man sagen, dass überall dort, wo die Gedankenfabrik in Thätigkeit gebracht werden soll, ein Interesse erregt werden müsse. Wenn der träge Esel nicht gehen will, bindet der Reiter an das eine Ende seines langen Stockes einen Kohlkopf, und hält diesen immer dem Esel vor; siehe da, der Esel geht wacker darauf los: aus Interesse. Beim Menschen ist es gerade so.

Sehr richtig bemerkt Helvetius[304]: »Ehe man gewisse Begriffe fassen kann, muss man nachdenken. Ist aber hierzu wohl Jedermann fähig? Ja, sobald ihn hierzu ein mächtiges Interesse antreibt. Aldann begabt dieses Interesse den Menschen mit einer Stärke der Aufmerksamkeit, ohne welche man zwar sehr gelehrt, aber nimmermehr ein Mann von Verstand sein kann. Das Nachdenken allein kann uns die Einsicht in jene ersten allgemeinen Hauptwahrheiten verschaffen, welche die Schlüssel und Principien aller Wissenschaften sind«. — Irgend ein Interesse muss der Wecker der Gedanken sein; je grösser dieses Interesse, desto intensiver das Nachdenken.

Das Interesse philosophischer oder wissenschaftlicher Forschung, künstlerischen Schaffens etc. erfüllt nur wenige Menschen, und lässt auch nur wenigen sich einprägen. Die grösste Mehrzahl der Vettern des Orang-Utang, Schimpanse und Gorilla hat nur das Interesse, Geld oder Geldeswerth zu besitzen, sich zu nähren und sich fortzupflanzen, materiell zu geniessen. Bei dieser ganzen Masse von Menschenfleisch bestimmt das genannte Interesse ausschliesslich Richtung, Menge und Besonderheit der Gedanken, und es wird fast unmöglich, auf dessen Kosten den Sinn für immaterielle Güter zu erwecken. Aus diesem Grunde wird eine moralische Hygieine dem grossen Haufen gegenüber sehr schwer, weil sie immer Interessen voraussetzt, welche weit jenseits der materiellen liegen, und eine Denkungsart fordert, welche von der gemeinen sehr verschieden ist. Feine und ordinäre Plebejer wetteifern in der Rohheit der Gedanken, in dem elendsten Materialismus, in der Sucht, Alles an sich zu reissen. Darum sind sie unfähig, sittliche Wahrheiten zu begreifen, und jene feste sittliche Basis zu gewinnen, die erforderlich ist, wenn die moralische Hygieine nicht ein leeres Wort, sondern eine Wirklichkeit sein soll.

Es ist das Interesse, welches Gegenstände ausser uns betrifft, im Grossen und Ganzen weit weniger vorhanden, als das die eigene Person angehende.

---

304) Helvetius, J. C. A., Hinterlassenes Werk vom Menschen, von dessen Geistes-Kräften und von der Erziehung desselben. Aus dem Französischen. Breslau 1774. in 8⁰. Bd. I. pag. 168. u. fg. Anmerkung.

Von dem eigenen Balg kann selten Einer absehen; überall hinein schleppt der Durchschnittsmensch seinen allerwerthesten Leib; und weil er immer diesen Leib hütet und alles Andere zertritt wegen augenblicklicher, meistens nur scheinbarer Vortheile: deshalb besorgt er sich selbst gerade am schlechtesten, fügt seinen Mitmenschen am meisten Schaden zu, und seine Gedanken verlassen niemals den beschränkten Kreis, welchen die Minute zieht. Das tiefere Nachdenken, die Meditation, bleibt ihm ferne, und damit wahre Erkenntniss so wie der Aufschwung zum Grossen. Sein Interesse weniger auf sich, als auf äussere Dinge richten, erfordert einen gewissen Grad von Selbstverläugnung. Ohne Selbstverläugnung ist wahre Meditation nicht möglich; ohne Meditation die Vollbringung geistiger Thaten nicht. Daraus folgt, dass wir durch die Erziehung ein bestimmtes grösseres Maass von Selbstverläugnung erstreben müssen, um die Meditation zu ermöglichen; und dass wir höhere Interessen erwecken müssen, um der Selbstverläugnung und der Meditation ein Flussbett zu bereiten. »Die Meditation«, sagt DEGERANDO[305], »ist die Mutter der starken Gedanken und der tiefen Empfindungen; aber, die einen wie die andern sollen aus unserem Geiste auf eine natürliche Art quellen; man soll ihren Aufschwung befördern; man hemmt diesen Aufschwung durch Eingriff und Zwang; je mehr die Ursprünglichkeit man bewahrt, desto mehr sichert man die Schnellkraft. Die Kunst, seinen Verstand zu lenken, besteht nicht in Unterdrückung und Gewalt, sondern in weiser und sanfter Leitung«. — Weil sie zwingen und unterdrücken, überall an die Gewalt appelliren, wo sie mit Liebe und Nachsicht leiten sollten, deshalb vermögen die Erzieher gewöhnlichen Schlages auch nicht, höhere Interessen zu erwecken, die Selbstsucht einzuschränken, die Selbstverläugnung zu befestigen, die Meditation zu sichern, damit dem geistigen Leben die wahre Grundlage zu geben und die Vollbringung grosser Thaten vorzubereiten.

§ 65.

Die beste Bürgschaft moralischer und physischer Gesundheit ist der Besitz einer wahren Lebens-Philosophie. Jene Völker und Einzelnen, welche dieses Besitzes sich erfreuen, pflegen geistig und auch leiblich frisch zu sein, lange zu leben, und auf dem Höhepunkte der Gesittung zu stehen. Die Grundlage wahrer Lebens-Philosophie ist naturgemässe Erziehung und Unterrichtung, unbefangenes Nachdenken über Welt und Menschen, Beobachtung und Erfahrung. Es führt dies Alles zur Philosophie überhaupt, das heisst: nicht zu jener Hirnverbranntheit, welche man Schulphilosophie nennt und als Wissenschaft auffasst, sondern zur Erkenntniss des ursächlichen Zusammenhangs, des Grossen und Ganzen, und zu der Kunst, alles Wissen glücklich anzuwenden.

Zu gewissen Zeiten sucht ein jeder Halbkopf die Philosophie zu zertreten, zu verspotten, während einige Decennien vorher ein jeder Unhold den Philosophen spielen und alle Forschung zertreten wollte. Diese Einseitigkeit damals und jetzt hat höchst schädlich auf die Richtung der Gedanken gewirkt und sehr viel Unheil in die Welt gebracht; sie hat wahre Entwickelung der Hygieine in vielen Ländern verhindert, und Millionen von Erkrankten zu unglücklichen Opfern einer jämmerlichen Theorie und einer eben so erbärmlichen

---

305) DEGERANDO, Du perfectionnement moral. Ou de l'éducation de soi-même. 3. Auflage. Bruxelles 1828. in 12⁰. Bd. II. pag. 142 u. fg.

Praxis werden lassen; sie liess die besten Talente zu Grunde gehen, um die ungeschicktesten hoch zu erheben, und sie zeichnete den Gedanken Bahnen vor, auf denen weder der rothe Faden der Erkenntniss, noch die eigentliche Anleitung zur Anwendung und Ausführung zu finden war, sondern die nur zu einem fatalen Schwanken zwischen recht schlimmen Gegensätzen führten.

»Das Feld des Gedankens«, bemerkt Henry Thomas Buckle[306], »erweitert sich mit reissender Schnelligkeit, und da der Gesichtskreis auf jeder Seite zurück weicht, so wird es der blossen logischen Thätigkeit des Verstandes bald unmöglich sein, die ganze Fläche dieses unermesslichen und weit sich erstreckenden Gebietes zu umfassen. Schon ist die Arbeitstheilung so weit getrieben worden, dass wir in der drohenden Gefahr schweben, an Uebersicht mehr zu verlieren, als wir an Genauigkeit gewinnen. In unserem Forschen nach besonderen Wahrheiten laufen wir keine geringe Gefahr, unsern eignen Geist zu verkrüppeln. Indem wir unsere Aufmerksamkeit ausschliesslich auf einen Punkt richten, beschränken wir leicht unsere Fassungsgabe und verfehlen jene Fernsicht, welche wir durch einen weiteren, wenn auch vielleicht weniger genauen Ueberblick erreichen würden. Es ist nur zu klar, dass etwas Derartiges bereits eingetreten und bedenklicher Schaden angerichtet worden ist. Höret nur die Sprache und Gesinnungen Derjenigen, welche die öffentliche Meinung in der wissenschaftlichen Welt zu leiten vorgeben und sie einigermaassen wirklich leiten. Nach ihrem Wahlspruch erregt ein Mann, der etwas Specifisches und Unmittelbares thut, z. B. eine neue Säure oder ein neues Salz entdeckt, grosse Bewunderung, und wird sein Lob laut verkündet; stellt aber ein Mann wie Goethe eine grosse und folgenreiche Idee auf, die dazu bestimmt ist, in einem ganzen Forschungszweig eine Umwälzung und, durch Einleitung eines neuen Gedankenganges, eine Epoche in der Geschichte des menschlichen Geistes hervor zu rufen, und, wie das stets der Fall ist, gewisse Thatsachen jener Ansicht widersprechen: dann erheben sich die so genannten Männer der Wissenschaft in Waffen gegen den Urheber einer solchen Neuerung; ein Sturm sammelt sich um sein Haupt, und man erklärt ihn für einen Träumer, einen müssigen Phantasten, einen Zwischenläufer in Dingen, die er nicht mit gehöriger Nüchternheit durchforscht hat. So geschieht es, dass man grosse Geister niederdrückt, um kleine zu erheben. Dieser falsche Maassstab der Vortrefflichkeit hat selbst unsere Sprache verdorben und die gewöhnlichen Ausdrucksweisen entstellt. Bei uns ist ein Theoretiker thatsächlich ein Ausdruck des Tadels, an Statt, wie es sich geziemte, ein Ausdruck der Ehre zu sein; denn Theorieen bilden, ist die höchste Function des Geistes, und die grössten Philosophen müssen stets die grössten Theoretiker sein«. — Wer immer nach Thatsachen forscht und in diesem Suchen aufgeht, bleibt stets auf einer niederen Stufe geistiger Entwickelung zurück, und nützt weder durch Erkenntniss noch durch Anwendung; ja, er schadet durch seine Beschränktheit und Ausschliesslichkeit, und unmittelbar durch die von ihm ausgehende Anfeindung sowohl des philosophischen Geistes wie der wahren und nutzbringenden Anwendung. Forscher ohne Philosophie und ohne das Talent der Anwendung sind schlechte Lehrer der Jugend; allein man gibt ihnen fast immer

---

306) Buckle, H. Th., Essays, nebst einer kurzen Lebensbeschreibung des Verfassers. Aus dem Englischen übersetzt von David Asher. Leipzig & Heidelberg 1867. in 8°. pag. 143 u. fg.

den Vorzug philosophischen Köpfen und wahrhaften Praktikern gegenüber, weil man irre geleitet ist durch die falschen Begriffe vom Werthe des Denkens und des Entdeckens einer Thatsache. Philosophie, positives Wissen und Geschicklichkeit in der Anwendung müssen immer harmonisch sich vereinigen, wenn der Unterricht dazu dienen soll, des Einzelnen und Aller Wohlsein zu fördern.

Erziehung und Bildung einer Nation im Geiste wahrer Philosophie und wahrer Praxis führt zu angemessener Beurtheilung der Dinge in und ausser uns, und verleiht jene Kraft des Widerstandes, wie sie ein Attribut der moralischen Gesundheit ausmacht. Sie erweckt Besonnenheit und Voraussicht, Tugenden, ohne die weder rechte Gesittung, noch auch Wohlfahrt sich denken lässt. Sie verschafft der Vernunft das Uebergewicht gegen die krankhaften wie unsittlichen Gefühle, und führt den Menschen dazu, unzähligen Leiden die Spitze zu bieten.

P. Foissac[307]) bemerkt unter Anderem also: »Die Mehrzahl der Menschen bildet die Idee des Glückes nur nach dem Erfolge ihrer Unternehmungen, nach dem Gedeihen weltlicher Angelegenheiten, während sie von dem Philosophen anderwärts gesucht und gefunden wird. Das Glück und die Herrlichkeiten führen den Menschen in eine solche Verblendung, dass man der grossen Menge niemals die Ueberzeugung beibringen kann, es wären die Reichen und Mächtigen nicht die Glücklichsten. Man wird vergebens ihnen beweisen, dass die Glücksgüter und die Fülle der Macht nicht allein wandelbar und vorüber gehend sind, sondern dass Derjenige, welcher selbst ohne Störung dieselben besitzt, häufig sehr zu beklagen ist; man wird niemals Erfolg haben bei dem Versuche, die grosse Masse von diesem Trachten und neidischen Begehren zu befreien. Die entgegen gesetzten Strebungen sind Antheil einer nur sehr geringen Zahl von Weisen. Dieser besteht das Glück in den Freuden des Geistes, in der Treue der Pflichten, in dem Frieden des Gewissens, und in einer souveränen Macht über die Leidenschaften«. — Die Mehrzahl der Menschen ist schlecht erzogen worden, hat darum auch den falschen Begriff des Glückes, und befindet sich in einem Zustande, der von dem Ideale moralischer Gesundheit ungemein weit entfernt ist. In jenen Staaten, wo die Grundlage der Erziehung Bürgertugend ist, wo die Vernunft mehr des Bodens hat, und das Streben nach Titeln, Orden, Ehrenstellen nicht sich geltend macht, in jenen Republiken allein ist moralische Gesundheit der Gemeinschaft für die Dauer möglich, und der menschliche Geist bewegt sich in dem Fahrwasser echter Lebens-Philosophie und wahrer Praxis.

§ 66.

Wir wissen, dass zu viel sowie zu wenig Denken der Gesundheit nachtheilig ist; es sind auch die Ursachen dieser Erscheinung hinlänglich bekannt. Aber die Begriffe von Zuviel und von Zuwenig sind sehr relativ, und müssen demzufolge für ein jedes Individuum nach dessen gesammten Verhältnissen aufgestellt werden. Menschen, die vorzugsweise geistig leben, vertragen ohne Schaden für ihr Wohl ein solches Maass von Geistesarbeit, dass Andere, die vorzugsweise mit den Muskeln thätig sind, schon bei der halben Menge

307) Foissac, P., Hygiène philosophique de l'ame. 2. Auflage. Paris 1863. in 8⁰. pag. 37.

von Anstrengung des Gehirns in schwere Leiden verfielen. Die moralische Hygieine stellt den Satz auf, es solle ein Jeder so viel Kopfarbeit verrichten, als er im Stande ist, ohne Schaden für seine Gesundheit zu thun.

Man kann nur einem Herrn dienen. Wer das Gehirn in Bewegung setzt, darf zu gleicher Zeit nicht viel mit anderen Organen thätig sein. IMMANUEL KANT[308]) schreibt an HUFELAND: »Einem Gelehrten ist das Denken ein Nahrungsmittel, ohne welches, wenn er wach und allein ist, er nicht leben kann; jenes mag nun im Lernen (Bücher lesen) oder im Ausdenken (Nachsinnen und Erfinden) bestehen. Aber beim Essen oder Gehen sich zugleich angestrengt mit einem bestimmten Gedanken beschäftigen, Kopf und Magen oder Kopf und Füsse mit zwei Arbeiten zugleich belästigen, davon bringt das eine Hypochondrie, das andere Schwindel hervor. Um also dieses krankhaften Zustandes durch Diätetik Meister zu sein, wird nichts weiter erfordert, als die mechanische Beschäftigung des Magens, oder der Füsse, mit der geistigen des Denkens wechseln zu lassen, und während dieser der Restauration gewidmeten Zeit das absichtliche Denken zu hemmen und dem, dem mechanischen ähnlichen freien Spiele der Einbildungskraft den Lauf zu lassen; wozu aber bei einem Studirenden ein allgemein gefasster und fester Vorsatz der Diät im Denken erfordert wird. Es finden sich krankhafte Gefühle ein, wenn man in einer Mahlzeit ohne Gesellschaft sich zugleich mit Bücherlesen oder Nachdenken beschäftigt, weil die Lebenskraft durch Kopfarbeit von dem Magen, den man belästigt, abgeleitet wird«. — Es ist eine schreckliche Unsitte, während des Essens geistig sich zu beschäftigen, Zeitungen oder Bücher zu lesen, gelehrte Vorträge zu halten u. s. w., und es beruht diese Gewohnheit in der Regel auf dem völligen Mangel der Lebenskunst und Lebens-Philosophie. Zahlreiche Verdauungs- und Nerven-Beschwerden nehmen daraus ihren Ursprung, und Unannehmlichkeiten aller Art sind die Folgen von so üblen Gewohnheiten.

Die sogenannte Dyspepsie geht sehr häufig aus Geistes-Anstrengung während des Essens oder unmittelbar nach dem Essen hervor; ROBERT MACNISH[309]) bemerkt über diesen Punkt unter Anderem: »Die Gewohnheit des Studirens unmittelbar nach dem Essen ist eine sehr schädliche und führt fast unausweichlich zur Dyspepsie; diese Krankheit befällt im Allgemeinen mehr oder weniger Diejenigen, welche kurz nach der Mahlzeit ihren Geist stark anstrengen; die Indigestion ist sehr allgemein in den Vereinigten Staaten von Nord-Amerika, und entspringt ohne Zweifel aus der daselbst sehr verbreiteten Gewohnheit, unmittelbar nach dem Essen geistig sich zu beschäftigen«. — Ich weiss aus eigener Erfahrung, dass eine jede Mahlzeit, während welcher ich genöthigt war, viel zu sprechen, viel mehr Zeit zur Verdauung in Anspruch nahm, als eine solche, während welcher ich meinem natürlichen Hange gemäss schweigen konnte. Abscheuliche Menschen, die während des Essens schwatzen, und während geistiger Beschäftigung essen; sie verstehen die Kunst zu leben nicht, und sind Thoren!

---

308) KANT, J., Von der Macht des Gemüthes durch den blossen Vorsatz seiner krankhaften Gefühle Meister zu seyn. Ein Schreiben an Herrn . . . HUFELAND. Königsberg und Jena. in 8⁰. pag. 29 u. fg.

309) BRIGHAM, A., Remarques sur l'influence de la culture de l'esprit et de l'excitation mentale sur la santé. Avec des notes par ROBERT MACNISH. Traduit de l'anglais par Mme. DE ROHAUT. Bruxelles 1838. in 12⁰. pag. 201.

Essen während des Studiums und tieferes Nachdenken während des Essens, dies erzeugt nicht nur Verdauungs- und nervöse Beschwerden: es lenkt auch die Gedanken von der Wahrheit ab und erzeugt Verwirrung der Begriffe. Der Organismus ist nicht so vielseitig und mächtig, um ohne Schaden für sein Wohl Magen und Gehirn zu gleicher Zeit und in gleichem Maasse anstrengen zu können. Aus diesem Grunde möge man immer an dem alten Satze fest halten, der ausdrückt, dass man nur einem Herrn zu dienen im Stande sei.

Menschen, die bei sitzender Lebensweise überwiegend geistig sich beschäftigen, leiden mindestens an Trägheit im Verdauungs-Geschäfte. Wenn sie nun noch der Gewohnheit, Magen und Gehirn zu gleicher Zeit zu beschäftigen, sich hingeben, so kann zuletzt nur eine bedeutende Störung in der Verrichtung des Denkens die Folge sein. Eine nervöse Reizbarkeit beherrscht alsdann den Menschen, und drückt allen Producten seines Geistes den Stempel der Unruhe, der Uebereilung, der Unbehaglichkeit auf. Ein Unglück für die Wissenschaft, wenn Gelehrte während der ersten Verdauung arbeiten, forschen, oder auch nur lehren. Ich habe den Vorlesungen eines der Grössten von den so genannten physiologischen Chemikern beigewohnt, und immer beobachtet, dass der Mann seine Vorlesung unmittelbar nach dem Mittagsessen hielt: nicht allein, dass ein beständiges Aufstossen (Rülpsen) seinen Vortrag für ihn und die Zuhörer zur Qual machte: er vergass auch so viel der wesentlichsten Momente, dass der Student aus der Lektüre des Buches einen bedeutend höheren Nutzen zog.

Leichte, erheiternde Gespräche befördern die Verdauung und regen gut die Gedanken an; aber witzige Reden u. dgl. sind weit verschieden von ernsthaften Studien und systematischen Vorträgen. »Eine lebhafte, nicht allzu animirte Conversation, angenehme Unterhaltungen«, sagt J. H. Reveille-Parise [310]), »erleichtern um ein Bedeutendes die Verdauung«. — Wenn nun in der unmittelbar nach Tische gehaltenen Schule an Statt ernsthafter scherzhafte Dinge den Gegenstand der Unterhaltung ausmachten, so bekundeten viel weniger Schüler den hypochondrischen Zug, der ihnen ein so greisenhaftes, altkluges und andererseits so nervöses Aeussere gibt. Schule zu halten sofort nach der Hauptmahlzeit ist für Lehrende und Lernende ein Verderben.

§ 67.

Sehr viele Leiden, welche den Einzelnen und ganze Schichten der bürgerlichen Gemeinschaft treffen, nehmen theils ihren Ursprung aus dem Mangel an geistiger Thätigkeit, und andererseits aus der allzu frühen Anstrengung des Gehirns in der Kindheit. Andrew Combe [311]) thut dar, dass mangelhafte Beschäftigung des Geistes oder Unthätigkeit eine der häufigsten disponirenden Ursachen jeder Art von Nervenstörung sei. Es gelte dies hauptsächlich von Frauen aus den mittleren und höheren Ständen, die körperlichen Arbeiten nicht sich unterziehen, und entweder nicht die Mittel besassen, geistig sich zu

---

310) Reveille-Parise, J. H., Physiologie et hygiène des hommes livrés aux travaux de l'esprit . . . 4. Auflage. Paris 1843. in 8⁰. Bd. II. pag. 282.

311) Combe, A., The principles of Physiology applied to the preservation of health, and to the improvement of physical and mental Education. 3. Auflage. Edinburgh 1835. in 8⁰. pag. 280 u. fg.

beschäftigen, oder denen das geeignete Object hierzu fehlte. — Seltener ist es die völlige Unthätigkeit, als vielmehr die ungeeignete Beschäftigung des Geistes, welche bei den Frauen, zum Theile auch bei den Männern der genannten Stände den Grund zu allerhand Störungen des Nervensystems legt. Was aber passende Geistesthätigkeit am meisten verhindert, ist der Mangel guten Geschmacks, der immer mehr zu Tage tritt, der Mangel wahrer und bestimmter Interessen immaterieller Art, und endlich die Ueberschätzung des eigenen inneren und äusseren Werthes. Gegen diese Uebelstände wirken nur Erziehung, bürgerliche Gleichheit und gute Literatur.

Bei den ärmeren Klassen, die überwiegend körperlich arbeiten, erzeugt mangelhafte Geistesthätigkeit nicht nervöse Störungen, sondern befördert die Verdummung; natürlich noch mehr thut dies völlige Unthätigkeit des Geistes. Aber die unpassende Beschäftigung des Gehirns schadet ihnen in demselben Grade wie den höheren Ständen. Auch ihr Geschmack muss veredelt werden, wenn passende Geistesbeschäftigung verbürgt sein soll.

Die allzu frühzeitige Anstrengung des Geistes hat einen sehr nachtheiligen Einfluss auf die physischen und moralischen Kräfte. Anstatt, was durch sie beabsichtigt wird, den Menschen zu stärken und zu einer Leuchte zu machen, schwächt sie ihn, lässt ihn einem Strohfeuer gleich abbrennen, und macht ihn zuletzt schlaff in jeder Beziehung.

Oskar Heyfelder[312]) macht einige wichtige Bemerkungen über die frühzeitige Geistes-Anstrengung; so sagt er unter Anderem: »Eine andere Form der verfrühten geistigen Anstrengung beruht nicht darauf, dass man die Kinder in zu jungen Jahren zur Schule schickt, sondern dass man den Unterricht der Zeit nach nicht kurz genug, dem Inhalt nach nicht einfach genug einrichtet. Da gibt es Lehrer, welche meinen, wenn das Lernen einmal begonnen, so müsse es gleich in seiner ganzen Strenge und Schwere, respective in einer gehörigen Zeitdauer auftreten, und die ganze Kraft und die ganze Zeit der Kinder in Anspruch nehmen. Andere Pädagogen aber wollen mit Bezug auf die sprüchwörtliche Bedeutung des Müssiggangs ihre Zöglinge dadurch vor wirklichen Lastern und gleichzeitig vor den (körperlich und geistig so gesunden) Knabenstreichen bewahren, dass sie ihnen Aufgaben geben über Aufgaben, bis jede Minute der sogenannten Freizeit durch solche Hausaufgaben besetzt ist, und oft noch bis in die Nacht hinein mit Verkürzung des Schlafs, Ermüdung der Augen, allgemeiner Erschöpfung, gearbeitet werden muss. Auch bequeme Eltern sehen es gerne, wenn die Kinder zu Hause stille hinter der Arbeit sitzen, und ermuntern noch die Lehrer, sie möchten den Kindern viel zu arbeiten aufgeben. Ehrgeizige und eitle Erzieher und Eltern aber wollen mit dem Grade der Leistungen ihrer Zöglinge prunken. Da spornt man durch Lob und Tadel, Zureden und zuweilen auch Zuschlagen an und leider meist fleissige, eifrige Naturen, die durch ihren Fleiss den Ehrgeiz der Eltern zu Hoffnungen berechtigen, und übertreibt sie, wie man ein eifriges Pferd durch Wort und Schlag zur Ueberanstrengung aneifern kann. Aber es geht beiden darin meistens gleich, dass ein plötzlicher Unfall sie fällt, oder die überspannte Kraft vor der Zeit nachlässt. Was den Inhalt des Lernens betrifft, so ist er durchgängig, und zwar vom Beginn der Schule an, nicht

312) Heyfelder, O., Die Kindheit des Menschen. Ein Beitrag zur Anthropologie und Psychologie. 2. Auflage. Erlangen 1858. in 8⁰. pag. 98 u. fg.

einfach genug. Neben den nothwendigen Lehrgegenständen, den sogenannten Elementarfächern, lässt man Knaben und Mädchen noch alles Mögliche Andere treiben, Sprachen und Künste, Fertigkeiten und Geschicklichkeiten«. So weit Heyfelder. Zu diesen sehr wahren Worten einige Adnotationen.

Mit dem Unterricht und dessen Inhalt wird gegenwärtig es auf die Spitze getrieben. Gut ist es, wenn der Mensch etwas Ordentliches gelernt hat, etwas weiss, etwas kann; aber, wenn er auf Kosten seiner Gesundheit, seiner Schnellkraft den Kopf mit nutzlosen, für ihn unverständlichen Dingen anfüllen soll, ist dies denn doch recht fatal, und gereicht seinen Erziehern viel mehr zur Schande als zur Ehre. Selten versteht es eine Unterrichts- und Erziehungs-Behörde, Anordnungen zu treffen, durch welche der Unterricht auf das Wesentliche beschränkt wird; in der Regel erfährt derselbe die schädlichste Beeinflussung durch die Sucht, bandwurmartig ihn auszudehnen und auf Gegenstände ihn zu erstrecken, die weit abseitens alles Wesentlichen liegen, und weder den jugendlichen Menschen angenehm berühren, noch auch irgend einer Anwendung auf das Leben fähig sind. Weil nun in Sachen der öffentlichen Belehrung sehr gröblich alle Naturgesetze verletzt zu werden pflegen, so sind die meisten Schulen voll von Schädlichkeiten für das physische und moralische Wohl des Menschen, und die Unterrichts-Behörden häufig genug die Centralpunkte, von denen so viel des vergiftenden Gestankes ausströmt. Die Schule soll nur eine gute Anleitung für spätere Studien oder für das praktische Leben liefern; weiter wird von ihr nichts gefordert. Und um dieser einfachen Forderung gerecht zu werden, dazu genügt es doch sicherlich, den Schüler vier Stunden täglich geistig zu beschäftigen, und bedarf es wohl keiner Hausaufgaben u. s. w. Es kann ein Mensch recht gründlich gebildet werden ohne viele Schulstunden, Hausaufgaben, ohne den Gedächtnisskram von Regeln, Namen und Zahlen, und was dergleichen Unsinn mehr ist; ja, er wird erst recht gründlich belehrt, wenn der Unterricht nur auf das Wesentliche sich bezieht.

»Man strenge die Seelenkräfte«, sagt Christoph Wilhelm Hufeland [313]), »nicht zu frühzeitig zum Lernen an. Es ist ein grosses Vorurtheil, dass man damit nicht bald genug anfangen könne. Allerdings kann man zu bald anfangen, wenn man den Zeitpunkt wählt, wo noch die Natur mit Ausbildung der körperlichen Kräfte und Organe beschäftigt ist, und alle Kraft dazu nöthig hat, und dies ist bis zum siebenten Jahre. Nöthigt man da schon Kinder zum Stubensitzen und Lernen, so entzieht man ihrem Körper den edelsten Theil der Kräfte, der nun zum Denkgeschäft consumirt wird, und es entsteht unausbleiblich Zurückbleiben im Wachsthum, unvollkommene Ausbildung der Glieder, Schwäche der Musculartheile, schlechte Verdauung, schlechte Säfte, Skropheln, ein Uebergewicht des Nervensystems in der ganzen Maschine, welches Zeit Lebens durch Nervenübel, Hypochondrie u. dgl. lästig wird«. Und weiter bemerkt Hufeland: »Ist das Kind sehr frühzeitig zum Denken und Lernen aufgelegt, so sollte man, anstatt ein solches, wie gewöhnlich, desto mehr anzustrengen, es vielmehr später zum Lernen anhalten; denn jene frühzeitige Reife ist mehrentheils schon Krankheit, wenigstens ein unnatürlicher Zustand, der mehr gehindert als befördert werden muss; es müsste

313) Hufeland, Ch. W., Die Kunst das menschliche Leben zu verlängern. 2. Auflage. Jena 1798. in 8⁰. Bd. II. pag. 108 u. fg.

denn sein, dass man lieber ein monstrum eruditionis, als einen gesunden, lange lebenden Menschen daraus erziehen wollte. Ein Kind hingegen, welches mehr Körper als Geist ist, und wo letzterer zu langsam sich zu entwickeln scheint, kann schon etwas eher und stärker zum Denken aufgemuntert und darin geübt werden«. — Ganz entschieden wird durch die im Verhältniss allzu frühe Anstrengung des Geistes alles Siechthum befördert und der sogenannten Nervosität auf das Kräftigste in die Hände gearbeitet. Und diese letztere ist ein Uebel, an welchem unsere Zeit vorzugsweise krankt, ein Uebel, über welches so viel geklagt wird, und das so schwer angreifbar ist, theils weil es so tief wurzelt, theils weil es in tausend Formen erscheint.

Niemals wird Geistes-Beschäftigung dem jugendlichen Menschen schaden, wenn mit ihr zu einer Zeit begonnen wird, da der Organismus genügend physisch gekräftigt ist, also im Allgemeinen zwischen dem siebenten und achten Lebensjahre, und wenn die Erzieher es verstehen, auch bei den gewöhnlichen Lehrgegenständen jederzeit das Angenehme mit dem Nützlichen zu verbinden. Beachtung und Würdigung der Organisation also bewahrt vor allem Unheil. J. Moreau de Tours[314]) räumt der Organisation ihr gutes Recht ein, indem er ausspricht: »Die Erziehung hat keinen bestimmenden Einfluss, und kann keinen haben, auf die innewohnende Kraft, die Anlagen und die natürliche Thätigkeit der intellectuellen, moralischen oder empfindenden Fähigkeiten. Sie bemächtigt sich dieser Anlagen, dieser Activität, wie die Natur solche machte, klein oder gross, schwach oder stark, und drückt verschiedene Richtungen ihnen auf, ja begünstigt selbst bis zu einem gewissen Punkte die Entwickelung, indem sie jene unter den Einfluss günstiger Bedingungen bringt; aber sie erzeugt jene Anlagen u. s. w. nicht«. — Die Organisation ist immer das Maassgebende und Bestimmende; jeder Eingriff in ihre Rechte wird durch Krankheit und Siechthum bestraft; allzu frühe Anstrengung, sei es der Muskeln, sei es der nervösen Apparate, hat physisches oder moralisches Elend oder beiderlei im Gefolge.

Ununterbrochene Geistes-Anstrengung und beständige Unthätigkeit des Geistes sind gleich schädlich, und müssen bei allen Menschen, insbesondere aber bei Kindern, vermieden werden. »Es schadet der thätigen Jugend«, bemerkt G. Spurzheim[315]), »den Tag über zu sitzen; die Belehrung des Geistes soll mit der Uebung des Leibes abwechseln«. »Jede Fähigkeit, welche lange Zeit unthätig bleibt, schläft ein; aber, setzt man sie allzu sehr in Bewegung, so erschöpft sie sich oder wird gestört. Man thut demnach am besten, eine Fähigkeit nach der andern in Action zu bringen, und schleunigst mit der Beschäftigung zu wechseln, wenn man in der Ausübung einer Art von Geistes-Verrichtungen Müdigkeit verspürt. Auf diese Weise wird man nicht sehr das Bedürfniss haben, die Studien zu unterbrechen. Es wird genügen, mit ihnen zu wechseln. Die langen Ferien sind der Erziehung eben so nachtheilig, als die zu sehr verlängerten Anstrengungen«. — Seit Spurzheim ist in der Unterrichts- und Erziehungskunst mancher Schritt vorwärts gemacht worden; aber

---

314) Moreau de Tours, J., La Psychologie morbide dans ses rapports avec la philosophie de l'histoire, ou de l'influence des névropathies sur le dynamisme intellectuel. Paris 1859. in 8⁰. pag. 10.

315) Spurzheim, G., Essai sur les principes élémentaires de l'éducation. Paris 1822. in 8⁰. pag. 133 u. fg.

so weit kam man noch nicht, zu begreifen, dass das Allzuviel der Schule zu dem gegenwärtig so allgemein verbreiteten physischen Elend so wesentlich beitrage. Die Lehrer und Erzieher kennen den Menschen nicht, den sie täglich so zu sagen unter ihren Händen haben, wissen nichts von seiner Natur, nichts von seiner Leistungsfähigkeit, von seinen Bedürfnissen; daher niemals das rechte Maass und nur so selten die rechte Art geistiger Beschäftigung. Jules Paroz [316]) sagt: »Um das Kind zu erziehen, soll man seine Natur, seine Bedürfnisse, seine Anlagen und die Gesetze seiner Entwickelung kennen«. — Und wer diese Kenntniss hat, wird das Kind weder überbürden, noch in Trägheit versinken lassen, noch allzu frühe anstrengen, noch auch mit ungeeigneten Gegenständen beschäftigen.

§ 68.

Es gehört zu den obersten Aufgaben der moralischen Hygieine, Geistes-Störungen zu verhindern. Gegenwärtig ist die Zahl dieser Leiden grösser, als in früheren Zeiten; denn die socialen Verhältnisse sind mannigfaltiger, die Anforderungen dem Einzelnen gegenüber bedeutender geworden, ohne dass die Organisation des Durchschnittes in demselben Maasse sich vervollkommnet hätte. Indem die Hygieine Vervollkommenung der Organisation erstrebt, verhütet sie Geistes-Krankheiten mittelbar; indem sie deren Ursachen ausser Wirkung setzt oder zerstört, verhütet sie diese Leiden unmittelbar.

Die Ursachen der psychischen Störungen, soweit sie erregender Natur sind, liegen theils in den Verhältnissen der uns umgebenden Natur, theils in den gesellschaftlichen Beziehungen, unter deren Einfluss unser Leben sich abspinnt. Von den physischen Momenten wird vorwiegend der Blödsinn, von den moralischen vorwiegend der Irrsinn bedingt. »Der Blödsinn ist ein Zustand«, sagt A. Quetelet [317]), »der vom Boden und von materiellen Einflüssen abhängt; während die Verrücktheit ein Erzeugniss der gesellschaftlichen Verhältnisse und der intellectuellen und moralischen Einflüsse ist. Beim Blödsinn wurde durch jene Ursachen die Entwickelung des Gehirns und in Folge hiervon die Manifestation der Intelligenz verhindert. Bei der Entstehung der Verrücktheit dagegen wird das Gehirn überreizt, und es überschreitet die Schranken seiner physiologischen Thätigkeit«. — Die Hygieine wird demnach mehr die physischen Verhältnisse in das Auge fassen müssen, um den Blödsinn, und mehr das Moralische berücksichtigen müssen, um den Irrsinn auszutilgen.

Da in der Organisation alle disponirenden Ursachen sowohl des Blödsinns als des Irrsinns sich vereinigen, so ist es zunächst die Organisation, welche die vollste Pflege für sich in Anspruch nimmt. Und diese Pflege vollzieht sich am besten durch Verwirklichung der Sätze einer umfassenden Hygieine.

Zu den erregenden Ursachen des Irrsinns gehören in vorderster Reihe die Einflüsse, welche aus dem Leben und Treiben der Gesellschaft ihren Ursprung

---

316) Paroz, J., Histoire universelle de la pédagogie . . Paris (1869.) in 8⁰. pag. 528.

317) Quetelet, A., Ueber den Menschen und die Entwickelung seiner Fähigkeiten oder Versuch einer Physik der Gesellschaft. Deutsche Ausgabe . . von V. A. Riecke. Stuttgart 1838. in 8⁰. pag. 426.

nehmen, und zwar besonders die Verhältnisse des Besitzes, die politischen und die religiösen Beziehungen. Da auf den Besitz leider Alles sich gründet, muss der Mensch immer sein nächstes Augenmerk auf diesen Punkt richten, seine Geisteskräfte dahin concentriren. Daher hängen Geistes-Störungen so häufig mit Störungen des Besitzes zusammen, und zur Zeit einer finanziellen Krisis ist die Zahl der Verrückten eine bedeutende. Um nun den Wahnsinn, so weit aus Störungen der Besitzes-Verhältnisse er entspringt, zu verhüten, ist es erforderlich, die Oekonomie sicher zu stellen und plötzlichen Wechsel der Lebenslage zum Ungünstigen hin zu vermeiden. Dies jedoch ist nicht Sache der Hygieine, sondern der Vorsicht, der Klugheit und gesellschaftlicher Institute. So wie man dahin gekommen ist, den Einzelnen vor dem Zugrundegehen zu bewahren, hat man der mächtigsten äusseren Ursache des Irrsinns die Spitze abgebrochen; denn die Furcht vor dem Zugrundegehen erzeugt, besonders während allgemeiner finanzieller Krisen, am meisten und sichersten den Wahnsinn.

W. C. Ellis[318]) hat Belege dafür beigebracht, dass das Elend den Wahnsinn befördere, dass Besserung der äusseren Lage oft genug ein Heilmittel des Irrsinns sei, und dass der Wahnsinn wiederum zum Vorschein komme, wenn die äussere Lage wieder sich verschlimmere. A. Legoyt[319]) bezeichnet Wechsel des Glückes als eine der obersten moralischen Ursachen des Wahnsinnes. A. Esquiros[320]) sieht mit Recht im Handel eine mächtige Quelle geistiger Störungen; er bemerkt über diesen Punkt unter Anderem: . . . »der Handel; denn er hält die Einbildungskraft durch weit aussehende Speculationen stets in Spannung, und führt durch den raschen Wechsel des Glückes die heftigsten Gemüths-Bewegungen herbei. Gewöhnlich geht bei dem Glücksspiele des Handels, besonders wie er in der Jetztzeit ist, mit dem Vermögen auch die Vernunft zu Grunde. Die täglich sich steigernde Concurrenz hält alle geistigen Kräfte in beständiger Spannung oder Unruhe, und quält mit Sorgen, von denen sehr häufig die Exsistenz abhängt«. — Welches Vorbauungsmittel des Wahnsinns gibt es ausser einer richtigen Oekonomie und ausser entsprechenden Instituten der Vorsicht, Wohlthätigkeit u. s. w.? Vernunft und Moral. Beiderlei gewährt eine feste Stütze, wenn rings umher Alles zusammenbricht, und ist der sichere Führer aus Elend, Noth und Verzweifelung. Andere Mittel, als Vernunft und Moral, kann die Hygieine nicht empfehlen.

Die Religion ist häufig eine Quelle des Wahnsinns; insbesondere aber ist es die Mystik. Karl Wilhelm Ideler[321]) hat über das Verhältniss der Mystik zum Wahnsinn treffliche Worte gesprochen, und wir können nicht umhin, einige derselben anzuführen. »Erwägt man«, sagt er, »dass die me-

---

318) Ellis, W. C., A treatise on the nature, symptoms, causes, and treatment of Insanity, with practical observations on lunatic asylums, and a description of the pauper lunatic asylum for the county of Middlesex, . . . London 1838. in 8⁰. pag. 64 u. fg.

319) Legoyt, A., De la folie en France. — Journal de la société de statistique de Paris. Paris & Strasbourg. in 8⁰. 1861. pag. 159.

320) Esquiros, A., und Weil, E., Die Irrenhäuser, Findelhäuser und Taubstummen-Anstalten zu Paris. Stuttgart 1852. in 8⁰. pag. 95 u. fg.

321) Ideler, K. W., Der Wahnsinn in seiner psychologischen und socialen Bedeutung erläutert durch Krankengeschichten. Ein Beitrag zur praktischen Philosophie. Bd. I. (Bremen 1848. in 8⁰.) pag. 248 u. fg.

thodische Cultur des Denkens eine der schwierigsten Aufgaben ist, deren vollständige Auflösung selbst nicht dem besten Kopfe gelingt, so wird es dagegen dem Mystiker um so leichter werden, durch beharrliches Streben nach Ertödtung seines Geistes eine völlige Verwirrung der Begriffe hervor zu bringen, und dadurch eine fortschreitende Entwickelung seiner Seelenkräfte unmöglich zu machen. Wir haben daher grösstentheils der religiösen Mystik, welche unter zahllosen Formen ihre Herrschaft in allen christlichen Jahrhunderten ausbreitete, die Schuld beizumessen, dass die Völker so äusserst langsame Fortschritte in ihrer geistig sittlichen Kultur machten, weil das Princip derselben, die Vernunft, geflissentlich in die finstersten Nebel eingehüllt wurde. Man braucht den Beweis dafür nicht erst mühsam durch die Zusammenstellung einzelner Thatsachen zu führen: die ganze Weltgeschichte legt das stärkste Zeugniss ab, dass die Begeisterung als das schöpferische Princip aller wahren Vervollkommenung durch einen das freie Denken unterdrückenden Zwang erstickt worden ist. Wenn der Mensch nicht mehr im Vernunft-Bewusstsein der Würde seiner edlen geistigen Natur inne wird, weil der Flug der Gedanken durch die Sklaverei des Verstandes gelähmt wurde: dann fehlt ihm jeder Antrieb, sich über die Gemeinheit des Alltagslebens zu erheben, und enthusiastische Regungen, welche ihn dennoch gelegentlich ergreifen, schlagen aus Mangel an Aufklärung über ihre wahre Bedeutung sogleich in blinde Schwärmerei um, in welcher sie ihren gewissen Untergang finden. So zieht sich die Mystik wie eine Nacht voll böser Gespenster durch alle vergangenen Jahrhunderte, und dringen wir tiefer in ihre Geschichte ein, so erfahren wir, dass ihre Opfer entweder in völliger Geistes-Zerrüttung zu Grunde gingen, oder zuletzt aus Ekel an der wüsten Träumerei, in welcher sie ihrer besten Geisteskraft verlustig gegangen waren, sich den rohesten Sinnengenüssen ergaben, in denen das schmachtende Gemüth sich wie an einer derben Kost erholen wollte, um doch endlich einmal eines wirklichen Lebensgenusses theilhaftig zu werden«. — Ueberall in der Geschichte wie in der Gegenwart ist der Wahnsinn der Begleiter der Mystik; ja, genau genommen, ist die Mystik selbst eine Form des Wahnsinns. Mit dem Aufhören der Mystik löschen sofort unzählige Fälle von Wahnsinn aus. Doch, was bringt die Quelle der Mystik zum Versiegen? Nur Vernunft und Liebe. Und was sichert der Mystik immer so viel des fruchtbaren Bodens? Unwissenheit, Elend, Rohheit, Mangel an Liebe. Jene elenden Pfaffen und Pfaffenknechte, welche die Mystik fördern, setzen ihren Hebel dort ein, wo sie am meisten hungerige Mägen, leere Taschen und leere Köpfe wissen; dort haben sie Erfolg: denn der hungernde, geistesarme Mensch greift in seiner Verzweifelung nach allem Dummen, Einfältigen und Verkehrten, wie der Ertrinkende nach dem Strohhalm. Daher muss, um die Mystik auszurotten, und so eine mächtige Quelle des Wahnsinnes zu verstopfen, zunächst das Elend und mit diesem die Unwissenheit ausgerottet werden.

Je weiter eine Religion von der Mystik sich entfernt, desto weniger verursacht sie an sich den Wahnsinn. Religiöse Manie wird deshalb überall dort nicht angetroffen, wo Pfaffenherrschaft und Schwärmerei nicht zu Hause sind. Eine jede Religion kann die in ihr liegenden Anlässe zum Wahnsinn bannen, wenn sie ihre Moral naturgemäss ausbildet, und in Betreff ihrer Glaubenslehre so mit der Zeit vorwärts schreitet, dass sie in dem Maasse die Dogmatik über Bord wirft, in welchem die allgemeine Aufklärung und Bildung zunimmt.

§ 69.

Ueber das Verhältniss des Wahnsinns zur Civilisation im Allgemeinen sind die Meinungen getheilt. Ohne auf genaue statistische Angaben sich stützen zu können, behaupten die Einen, es werde mit Zunahme der Gesittung der Wahnsinn häufiger, während Andere gerade für das Gegentheil eintreten. Wir für unsern Theil halten mit CARL FRIEDRICH HEINRICH MARX [322]) dafür, es sei nur die halbe und nicht die volle, ganze Bildung, welche im Allgemeinen Wahnsinn erzeugt. »Nicht die Anstrengungen der Seelenkräfte«, sagt MARX im weiteren Verlaufe seiner Darlegung, »und die eifrigen Bemühungen um die edelsten Zwecke des Daseins verwirren die höheren Sinne, sondern Leidenschaften und die Wechselfälle des Glückes, wogegen gerade die Erhebung des Geistes die zuverlässigste Hülfe gewährt«. — Auch die moralisch Stärksten werden zuweilen von Geistes-Krankheiten befallen; dies sind jedoch nur Ausnahmen. Im Allgemeinen aber kann man den Satz aufstellen, dass psychische Störungen am häufigsten bei jener Klasse von Menschen vorkommen, welche, weit davon entfernt zu Harmonie in der Entwickelung ihrer sittlichen Kräfte gelangt zu sein, mit den Nachtheilen halber Bildung, halben Wissens, und mit geistiger Indigestion sich quälen. Diese Klasse liefert dem Wahnsinn das grösste Contingent, und nur in Verminderung der Zahl ihrer Repräsentanten durch volle Aufklärung und Bildung, durch Sicherstellung vor schlimmen Wechselfällen, und durch gute Ausbildung der physischen und moralischen Individualität, der Selbsthülfe, u. s. w. liegt der Schlüssel des Geheimnisses zur Verhütung des mit der Civilisation zusammen hängenden Wahnsinnes.

Wenn wir berechtigt sind, auf statistische Angaben Werth zu legen, so finden wir, dass überall, wo die Civilisation am intensivsten ist, auch der Wahnsinn am häufigsten vorkommt. Hierbei muss immer in das Auge gefasst werden, dass in den Centralpunkten der Gesittung alle Bildungsgrade sich vereinigen, Schicksale von einer jeden Art sich abwickeln, und am meisten plötzlicher Wechselfälle sich ereignen. Also ist wieder nicht die Civilisation an sich die Quelle des Wahnsinns, sondern die Begehungen und Unterlassungen der Menschen sind es, welche dort am meisten ihre unheilvolle Wirkung geltend machen, wo die vielfachste Gelegenheit sich bietet. J. B. F. DESCURET [323]) hat berechnet, dass ein Wahnsinniger kommt auf 200 Menschen in London, auf 222 in Paris, auf 3142 in St. Petersburg, auf 759 in Neapel, auf 23571 in Kairo, auf 3350 in Madrid, auf 481 in Rom, auf 242 in Mailand, auf 344 in Turin, auf 338 in Florenz, auf 466 in Dresden. Weil in den Mittelpunkten der Civilisation Menschen aller Bildungsgrade sich vereinigen, darum fordern dort alle politischen Bewegungen am meisten Opfer; neue Lehren fallen auf so vielfach ungeeigneten Boden, werden nicht begriffen, höchstens halb verdaut, und bringen den gebrechlichen Apparat des Gehirns in Verwirrung.

322) MARX, C. F. H., Ueber die Abnahme der Krankheiten durch die Zunahme der Civilisation. — Abhandlungen der königlichen Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen. 1845. in 4⁰. Bd. II. pag. 51.

323) DESCURET, J. B. F., La médecine des passions ou les passions considérées dans leurs rapports avec les maladies, les lois et la religion. 3. Auflage. Paris 1860. in 8⁰. Bd. I. pag. 302.

Bergeret[324]) hat eine bedeutende Vermehrung der Fälle von Wahnsinn im Revolutionsjahre 1848 wahr genommen. Nach einem Berichte aus Nord-Amerika[325]) nahm in Folge des Bürgerkrieges unter den Negern die Zahl der Irrsinnigen enorm zu; der Gouverneur Humphrey vom Mississippi theilt officiell mit, dass die Irrenanstalten seines Staates mit Negern überfüllt wurden, deren Geist in Folge der grossen und schnellen Veränderung ihrer socialen Verhältnisse, also durch den Uebergang von der Sklaverei zur Freiheit und die dadurch bedingte heftige Aufregung, sich verwirrte. — Wollen wir hier Fälle von Wahnsinn verhindern, so müssen wir alle grösseren Bewegungen vermeiden; und dies ist häufig genug unmöglich, weil wir nicht über die Verhältnisse, sondern diese über uns verfügen: die vermeintlichen Interessen sind den besten Maassnahmen entgegen, eben so die Constellationen des Augenblicks, und aus diesem Grunde gelingt es so selten, Herr der Situation zu werden. Das Einzige, wodurch grosse politische, sociale und religiöse Bewegungen vermieden werden, ist Fortschritt in der Zeit und Gestaltung aller Institutionen im Geiste der Vernunft wie Nächstenliebe.

Socialtheorien, weil sie den Verstand des Halbgebildeten verwirren, erzeugen viel von Wahnsinn, und in dem Maasse, als sie an Verbreitung gewinnen. Sie sind in Wahrheit eine grosse Gefahr, und werden dies ganz besonders, wenn sie plötzlich über eine darauf nicht vorbereitete Bevölkerung sich ergiessen. Einige treffliche und sehr beherzigungswerthe Bemerkungen zur Abwendung dieser Gefahr hat J. J. Thonissen[326]) gemacht: er sagt unter Anderem: »Das Volk ist von Natur aus edelmüthig. Es nimmt die guten Lehren mit derselben Leichtigkeit auf, wie die schlimmen. Es ist erkenntlich für die Dienste, welche man ihm leistet, für die Wohlthaten, deren Gegenstand es ausmacht. Man erleuchte seinen Verstand mit Hülfe einer wohl geeigneten Unterrichtung, worin Religion*) und Moral den ihnen gebührenden Platz einnehmen; man wende sich an das Herz des Proletariers und zeige ihm nicht mit Worten, sondern durch die That, dass man seine Leiden mit fühle, während man die Mittel zur Verbesserung seines Geschickes findet. Wenn die Regierungen in ihrem Kreise, und die Reichen im Umfange ihres persönlichen Einflusses, diese Maximen zur Grundlage ihrer Beziehungen zu den unteren Klassen nehmen werden, können die anarchischen Lehren wohl noch einige dumme Streiche machen, aber es fehlt durchaus ihnen die Kraft, in eine Gefahr für die Gesellschaft sich zu verwandeln«. — Nur auf mittelbarem Wege ist es möglich, hier zu wirken; die Bildung einerseits und die Austilgung des Elends andererseits führen aus dem Wirrsale.

Wir wollen noch einige Augenblicke bei dem Verhältniss der Civilisation zu den Geistes-Krankheiten verweilen. Brierre de Boismont[327]), Par-

---

324) Bergeret, Cas nombreux d'aliénation mentale d'une forme particulière ayant pour cause la perturbation politique et sociale de février 1848. — Annales d'hygiène publique et de médecine légale. 2. Reihe. Bd. XX. (Paris 1863.) pag. 140 u. fg.

325) The Medical Times and Gazette. A journal of medical science, literature, criticism, and news. London. in 4⁰. 1866. Bd. II. pag. 355.

326) Thonissen, J. J., Le socialisme depuis l'antiquité jusqu'à la constitution française du 14 janvier 1852. Louvain 1852. in 8⁰. Bd. II. pag. 345 u. fg.

*) natürlich nicht Kirchenglaube.

327) Brierre de Boismont, De l'influence de la civilisation sur le développement de la folie. — Canstatt's Jahresbericht über die Fortschritte der gesammten Medicin in allen Ländern im Jahre 1853. (Würzburg 1854. in 4⁰.) Bd. III. pag. 21.

CHAPPE[328]) und MOREL[329]) haben über diesen Punkt gedacht und geforscht. BRIERRE DE BOISMONT sagt, es sei nicht bewiesen, dass die Zahl der Geisteskranken ein grösseres Verhältniss einnehme, als das Wachsen der Bevölkerung; man zähle jetzt eine grosse Zahl von Irren, weil die Krankheit besser gekannt sei, die Vorurtheile verschwänden, und die Leidenden in grossen Anstalten sich concentrirten; es gebe eine Menge von Ursachen des Irrseins, die absolut unabhängig sind von der Civilisation; es werde den bestimmenden Ursachen, die nach den verschiedenen Jahrhunderten verschieden seien, nicht Rechnung getragen; man habe nicht das wirklich zur Civilisation Gehörige von Dem geschieden, was der Anhäufung von Menschen und der Anhäufung der Reichthümer zugeschrieben werden müsse; die sinnlichen Excesse, die Trunkenheit seien die häufigsten Ursachen des Irrsinns; nun aber verschwänden diese Ursachen immer mehr durch die Fortschritte der Bildung. PARCHAPPE glaubt, es spreche die Verbesserung in den socialen Zuständen dafür, dass die fehlerhaften Einrichtungen dadurch seltener und die Anzahl der Idioten geringer werden; dass die sinnlichen Excesse, die fehlerhaften Angewohnheiten und namentlich die Trunkenheit sich verminderten, damit auch die Irren; dass eine so mächtige Ursache wie der so genannte häusliche Kummer an Intensität verliere, was die Familie an Moralität gewinne; dass das Elend in Betreff des Geldmangels mit der Zunahme des Wohlstandes sich vermindere, und damit auch die Zahl der Irren. MOREL tritt der Annahme, dass die Civilisation die Anzahl der Wahnwitzigen vermehre, mit der grössten Entschiedenheit entgegen. — Wie wir schon andeuteten, ist die eigentliche und wahre Civilisation niemals die Ursache geistiger Störungen, sondern es sind dies andere Momente, die überall dort sich geltend machen, wo viele Menschen beisammen wohnen. Daher ist es nöthig, an Statt die Civilisation zu bekämpfen, den fehlerhaften Richtungen, Ausschweifungen etc. den Krieg zu erklären, und das physische so gut wie das moralische Elend auszurotten. Nützliche Kenntnisse, die Fähigkeit, das Erlernte geschickt anzuwenden, harmonische Ausbildung aller moralischen Fähigkeiten, — wie sollte dies, also der eigentliche Inhalt der Gesittung, Wahnsinn erzeugen? Gedämpft werden dadurch die Leidenschaften, geläutert wird die Lebensanschauung, beruhigt das Gemüth, somit die Anlage zu psychischer Störung eher getilgt als vermehrt. A. H. MORETON[330]) hat sehr gut die Vortheile der Civilisation für Gesundheit, Wohlfahrt und längere Dauer des Lebens beleuchtet, und nachgewiesen, dass im Fortschritte der Gesittung das Elend immer mehr und mehr getilgt werde.

§ 70.

Es ist allgemein bekannt, dass die Anlage zu Geistesstörungen von den Vorhergehenden auf die Nachfolgenden übertragen werde. Aufgabe der Hygieine wäre es, diese Uebertragung durch geeignete Maassnahmen zu ver-

---

328) PARCHAPPE, De l'influence de la civilisation sur le développement de la folie. — CANSTATT's Jahresbericht der Medicin für 1853. Bd. III. pag. 21.

329) MOREL, Y a-t-il plus d'aliénés aujourd'hui qu'autre-fois? ou de l'influence de la civilisation sur le développement de la folie. — CANSTATT's Jahresbericht der Medicin für 1857. (Würzburg 1858.) Bd. III. pag. 96.

330) MORETON, A. H., Civilization, or a brief analysis of the natural laws that regulate the numbers and condition of mankind. London 1836. in 8⁰. pag. 114—146.

hüten. Allein, nirgends ist es schwerer, dazwischen zu treten, als dort, wo von Eheschliessungen es sich handelt. Das Gesetz kann Ehen zwischen nahen Verwandten untersagen; aber es kann in Fällen, wo Disposition zu Geistesstörungen vorhanden ist, nicht eingreifen. Das Beste ist hier von der Aufklärung zu erwarten, von der dadurch geweckten Einsicht und Klugheit der Staatsbürger, und von dem Bewusstsein der Gefahren, welche aus unpassenden Ehebündnissen für die Nachkommen sich ergeben.

Prosper Lucas [331]) hat in genauester Weise dargethan, wie Geistesstörungen von den Erzeugern auf die Erzeugten übertragen werden, und seine Sätze durch eine grosse Zahl von Beispielen erläutert. Morel [332]) verdanken wir eine treffliche Schilderung der Kennzeichen, durch welche die vererbten Geisteskrankheiten sich charakterisiren. Francis Devay [333]), welcher den Einfluss der Blutsverwandtschaft der Eltern auf Leben und Gesundheit der Kinder untersuchte, sagt unter Anderem: »Eine grosse und genügende Beobachtung hat seit langer Zeit den Geschichtsforschern, den Publicisten und den Aerzten bewiesen, dass Vermischung in den Graden der Blutsverwandtschaft Geistesstörung herbei führe. Diese Entartung des Verstandes hat ihre Schattirungen und drückt immer durch die am meisten genannten Formen des Irrsinns und des Blödsinns sich aus: man begegnet, gleichsam als Zwischenstufe, der geistigen Incapacität oder Unfähigkeit«. »Dieser Zustand«, bemerkt Devay weiter, »ist der erste Schritt zum Irrsinn, zum Blödsinn, zur Geistesstumpfheit, zum Wahnwitz, wie solche Fälle in Familien, deren Blut nicht erneuert wird, überhand nehmen«. — In der Regel sind es Ehen zwischen den nächsten Verwandten, welche die grösste Zahl von Geistesgestörten liefern. Seltener trifft es sich, dass Wahnsinn, Blödsinn etc. ausserhalb solcher Ehen vererbt werden; wenigstens treten diese Leiden in solchen Fällen nicht mit der Intensität auf, als wenn sie von blutsverwandten Gatten auf deren Nachkommen übertragen wurden.

Durch das Verbot der Ehen zwischen Blutsverwandten wird den Geistesstörungen schon mächtig Abbruch gethan. Aber, es vererben auch Personen, die gar nicht verwandt sind, auf ihre Nachkommen die Anlage zu psychischen Erkrankungen; und hiergegen vermag weder die Gesetzgebung noch irgend ein anderer direct wirkender Einfluss etwas auszurichten. Da man Personen, in deren Familien das eine und das andere Glied verrückt oder blödsinnig wurde, von der Ehe nicht ausschliessen kann, so lässt nur durch allgemeine Aufklärung über die Nothwendigkeit einer besonders strengen und umfassenden Pflege des physischen und moralischen Menschen Unheil sich verhüten; denn Sorgfalt in der ganzen Lebensweise, gute Erziehung, welche Tugend ebenso erweckt wie Vorsicht, dies vermag auch bei ausgesprochener erblicher Anlage die Entstehung von Geistesstörungen zu verhüten. —

Genuss geistiger Getränke und Ausschweifung sind sehr häufig auftretende Ursachen des Wahnwitzes und des Blödsinns: sie können dort Geistesstörung

---

331) Lucas, P., Traité philosophique et physiologique de l'hérédité naturelle dans les états de santé et de maladie du système nerveux . . . Paris 1847—50. in 8⁰. Bd. II. pag. 756 u. fg.; 766 u. fg.; 785 u. fg.; etc.

332) Morel, Des caractères de l'hérédité dans les maladies nerveuses. (Extrait des Archives générales de Médecine. 1859. September.) Paris 1859. in 8⁰. pag. 3 u. fg.

333) Devay, F., Du danger des mariages consanguins au point de vue sanitaire. Paris & Lyon 1857. in 8⁰. pag. 41 u. fg.

erregen, wo Disposition, sei es ererbte, sei es erworbene, vorhanden ist; sie können aber auch an sich die Anlage zu psychischen Erkrankungen erzeugen und im weiteren Verlaufe die Leiden selbst erwecken. Zur Verhütung der Geisteskrankheiten gehört auch Verhinderung der Säuferei und der Ausschweifung. William B. Carpenter[334]) gedenkt der von den Londoner Commissionären für die Irrenhäuser von England und Wales im Jahre 1844 erstatteten Berichte, wonach fast funfzehn Procent der dort behandelten und geheilten Irren in Folge des Missbrauchs geistiger Getränke wieder rückfällig wurden. Carpenter weiset ferner auf einen Bericht des Edinburgher Irrenhauses für 1852 hin, nach welchem in einhundert und achtzig Fällen, deren Ursachen genau bekannt waren, funfzig Mal der Wahnsinn aus Unmässigkeit entsprang; auch gibt er an, es sei von Macnish fest gestellt worden, dass die Hälfte von den Tollhäuslern des Richmond-Hospitales zu Dublin ihr Leiden der Unmässigkeit verdankte. A. Brierre de Boismont[335]) führt die Berichte mehrerer Aerzte Italiens über die Zahl der durch Säuferei veranlassten Fälle von Geistesstörung an; so waren nach Zani von den 1665 Bewohnern des Irrenhauses San Orsola zu Bologna 302 durch Missbrauch geistiger Getränke wahnsinnig geworden; nach Monti in Ancona von 875 Tollhäuslern 252; nach Girolami zu Pesaro von 1213 Verrückten 247 durch Alkohol. Solche Zahlen bei den so mässigen Italienern! Wie spielt erst in nördlichen Ländern die Säuferei eine grosse Rolle als Ursache psychischer Erkrankungen! John Barclay[336]) hat für England, Schottland u. s. w. ungemein grosse Zahlen angegeben. Nach Forbes Winslow[337]) hängt zeitweiser Verlust des Gedächtnisses mit Ausschweifung und Unmässigkeit ursächlich zusammen. B. A. Morel[338]) gibt eine genaue Schilderung der verhängnissvollen Wirkungen der Säuferei der Erzeuger auf das geistige, überhaupt auf das moralische Wohl der Nachkommen. — Wir entnehmen aus alle Dem, welchen unermesslichen Schaden Säuferei und Ausschweifung dem Geistesleben gegenüber anrichten, und wie sie eine der am schwersten wiegenden Ursachen psychischer Störungen sind. Um diese traurigen Ursachen zu tilgen, genügt es nicht, Den oder Jenen in ein Irrenhaus, in eine Besserungs-Anstalt zu sperren, den Peter zu bestrafen, den Paul zurecht zu weisen, den Hinz unter Vormundschaft zu setzen, und dem Kunz das Heirathen zu verbieten: Wohlstand, Bildung des Geistes und Veredelung des Gemüthes müssen Gemeingut Aller geworden sein, wenn Laster nicht bestehen, Geistesstörungen nicht erweckt werden sollen; alle physischen und moralischen Verhältnisse müssen gebessert, und die Menschen vollkommener werden. Vernunft und Liebe sind die Haupt-

---

334) Carpenter, W. B., The physiology of Temperance & Total Abstinence. Being an examination of the effects of the excessive, moderate, and occasional use of alcoholic liquors on the healthy human system. London 1853. in 8⁰. pag. 31 u. fg.

335) Brierre de Boismont, A., Les fous criminels de l'Angleterre. Étude médico-psychologique et légale. — Annales d'hygiène publique et de médecine légale. 2. Reihe. Bd. XXXI. (Paris 1869. in 8⁰.) pag. 383 u. fg.

336) Barlay, J., Ale, wine, spirits, and tobacco. A lecture . . . 2. Auflage. London 1861. in 8⁰. pag. 31 u. fg.

337) Winslow, F., On the obscure diseases of the brain, and disorders of the mind. 4. Auflage. London 1868. in 8⁰. pag. 251.

338) Morel, B. A., Traité des dégénérescences physiques, intellectuelles et morales de l'espèce humaine et des causes qui produisent ces variétés maladives. Paris 1857. in 8⁰. pag. 113 u. fg.

schlüssel zur Lösung dieser Frage. Wir erkennen mit H. A. Frégier [339]) die Entfernung der Kinder von deren trunksüchtigen Eltern als eines der besten direct wirkenden Mittel, die Nachkömmlinge vor dem Unheil zu bewahren, welches das böse Beispiel dem ganzen moralischen Leben gegenüber stiftet. Zwar können wir damit ererbte Anlagen nicht tilgen, wohl aber den Ausbruch von psychischen Leiden verhüten.

Die Erziehung.

§ 71.

Mehr als von anderen äusseren Einflüssen sind von der Erziehung des Menschen Gesundheit und Wohlfahrt abhängig. Ohne Erziehung, sich selbst überlassen, pflegt der Mensch unter die Herrschaft böser Leidenschaften und Triebe zu gerathen, Neigung zu Gewaltthätigkeit, Rachsucht, Lastern und Verbrechen zu bekommen; wehrlos steht er da, wenn das Gespenst des Elends drohend ihn umschleicht. Die Mittel wider das Elend, die Kraft in Leiden, die Ausdauer in Mühe und Arbeit, das normale, das sittliche Bestehen bei Ueberfluss und Fülle: dies Alles quillt aus guter Erziehung.

Gegenwärtig leidet der grosse Haufe der Gebildeten an dem Vorurtheil, es sei ein Beweis guter Erziehung, möglichst viel Kenntnisse zu besitzen. Fest steht es, dass Träumereien und nutzlose Speculationen durch Kenntnisse verhindert zu werden pflegen, dass somit Kenntnisse dem Menschen Nüchternheit versichern und seine Handlungen solider gestalten; aber ein Uebermaass unfruchtbaren Wissens, Aufspeicherung von Thatsachen ohne die Kraft geistiger Verwerthung und praktischer Anwendung: dies wirkt nur schädlich, indem es den Spielraum der denkenden Thätigkeiten verkleinert und die Energie des Handelns lähmt. Völker wie Einzelne, denen die Schule ein Uebermaass von Kenntnissen einprägte, sind schwach im Denken, linkisch und unbeholfen im Handeln, legen ihrem staatlichen Leben gegenüber nur Gleichgültigkeit an den Tag, und richten ihr ganzes Thätigsein nicht nach den Normen einer wahren Praxis ein, sondern nach den Rubriken und Schablonen eines gänzlich unpraktischen und gar häufig auch kopflosen Systems. Völker und Einzelne dagegen, welche nur Wesentliches sich aneignen und dem Geiste Spielraum gewähren, verstehen immer die Kunst des Lebens, sind praktisch, und vermögen immer sich selbst zu helfen; sie sind activ und hierin das Gegenstück jener anderen Nationen und Individuen.

Von den Kindern und deren sittlicher Erziehung handelnd, bemerkt Destutt de Tracy [340]) unter Anderem: «Will man ihre [der Kinder] Kennt-

---

339) Frégier, H. A., Des classes dangereuses de la population dans les grandes villes, et des moyens de les rendre meilleures. Paris 1840. in 8⁰. Bd. II. pag. 222.

340) Destutt de Tracy, Welches sind die Mittel zur Begründung der Moralität eines Volkes? — Kapitel IV. Abschnitt 2.

Destutt de Tracy, Charakterzeichnung der Politik aller Staaten der Erde. Kri-

nisse erweitern, so muss man sie nicht, vor Allem, mit einer Fluth von Lehrstunden überschütten, sondern ihren Eltern die Neigung, die Mittel und das Interesse schaffen, sie zu deren Benutzung anzuhalten. Es gilt dies hauptsächlich von den unbemitteltsten Klassen: das heisst von Denen, welche neun Zehntel der Gesellschaft ausmachen. Die geringste Steuer-Erleichterung vermehrt die Zahl der Schreib- und Lese-Verständigen im Staate stärker, als eine Legion von Schulmeistern. Ein Grad von Wohlstand beim Landmann mehr, wird die Zahl der Erdproducte und den gesunden Menschenverstand höher steigern, als alle Landwirthschafts-Gesellschaften und alle Professoren der Logik von Europa«. — Wo es, bei Eltern sowohl wie bei Kindern, an den nöthigen Mitteln und an Interesse fehlt, und wo andererseits für Anwendung des Erlernten Sinn und Fähigkeit nicht gepflegt wird: da sind alle Kenntnisse Ballast, und es wird Ueberhäufung der Jugend mit Unterrichts-Stunden zur grausamen Quälerei. Vor Allem werden die entsprechenden Geldmittel, das ist: ein gewisses Maass von Wohlstand wird vorausgesetzt, wenn die Musse für Aufnahme von Kenntnissen und das Interesse dafür vorhanden sein soll. Mit der Verpflichtung zum allgemeinen Besuch der Schule muss Besserung der Lebenslage bei den armen Klassen parallel gehen; ohne diese Voraussetzung ist die Schule in neunzig von hundert Fällen nutzlos.

Nichts ist von grösserer Wichtigkeit, als durch den Unterricht ein der Natur des Menschen überhaupt und jener des Einzelnen insbesondere entsprechendes Maass von Kenntnissen zu übermitteln, und in demselben Verhältniss die Fähigkeit der Anwendung der beigebrachten Kenntnisse zu cultiviren. Der Unterricht wird für den Schüler eben so nutzbringend wie fesselnd, wenn dieser sofort auf das Leben anwenden lernt und mit Einprägung trockener Thatsachen nicht gequält wird. Ein solcher Unterricht erhält den jugendlichen Menschen frisch; Unterricht von entgegengesetzter Art erschlafft, zerstört die Lust zum Studium, und nimmt den Schüler wider den Lehrer ein.

Der Unterricht hat nicht allein den Zweck, den Lernenden mit nützlichen Kenntnissen zu versehen, den Verstand zu schärfen, und die Vernunft auszubilden: er soll auch zur Veredelung des Menschen dienen und so der häuslichen Erziehung kräftig in die Hände arbeiten. Zu diesem Behufe muss der Entwickelung des Leibes durch Gymnastik und andere freie Künste, und der Ausbildung des Gehirns durch naturgemässen, sachlichen und praktischen Unterricht, die unbemerkte Einbringung sittlicher Wahrheiten und die Begeisterung des jugendlichen Gemüthes dafür parallel gehen. Erst dies macht die Erziehung in der Schule vollständig und sichert ihr den höchsten Werth für das Leben.

»Ein gesunder Leib und eine gesunde Seele sind die beiden Hauptstützen aller menschlichen Glückseligkeit«, sagt John Locke [341]. »Wer diese beiden Stücke besitzt, hat wenig mehr zu wünschen übrig; wem aber eine von beiden fehlt, der ist bei dem Besitz alles Uebrigen übel daran. Die erste Quelle aller

---

tischer Commentar über Montesquieu's Geist der Gesetze. Nebst zweien Anhangsschriften: vom selben Verfasser, und von Condorcet. Nach der einzigen europäisch-authentischen Ausgabe des, Anno 1811, in Philadelphia erschienenen Originals, übersetzt und glossirt von C. E. Morstadt. Heidelberg 1820—21. in 8⁰. Bd. II. pag. 280 u. fg.

341) Locke, J., Ueber die Erziehung der Jugend unter den höheren Volksklassen. Aus dem Englischen übersetzt und mit Zusätzen und Anmerkungen versehen von Carl Siegmund Ouvrier. Leipzig 1787. in 8⁰. pag. 1 u. fg.

Glückseligkeit und alles Elends der Menschen entspringt gemeiniglich aus ihnen selbst. Ein Geist, dem es an gehöriger Richtung und Bildung fehlt, wird nie den wahren Weg zur Glückseligkeit finden, so wie ein schwächlicher, ungesunder Körper nie grosse Fortschritte darauf machen wird. Ich gebe es zu, dass es Menschen gibt, die von Natur an Geist und Körper so stark und wohl gebildet sind, dass sie die Hülfe und den Beistand Anderer nicht sehr nöthig haben. Schon von der Wiege an sind sie vermöge der Stärke ihres natürlichen Genies zu Allem geneigt, was edel und vortrefflich ist, und die Vorzüge ihrer glücklichen Constitution machen sie der grössten Thaten fähig. Aber solche Beispiele sind selten, und ich glaube behaupten zu können, dass unter zehn Personen immer neun durch Erziehung Das sind, was sie sind, gut oder böse, der Gesellschaft schädlich oder nützlich. Die Erziehung macht den grossen Unterschied unter den Menschen. Die kleinen unmerklichen Eindrücke, welche wir in unserer Kindheit annehmen, haben oft die wichtigsten und bleibendsten Folgen«. — Gesundheit des physischen und moralischen Lebens gründet sich auf harmonische Entwickelung aller physischen und moralischen Fähigkeiten durch Erziehung und Unterricht Weil die Wenigsten im Stande sind, selbst sich zu erziehen und zu bilden, entspringt aus dem Mangel an Erziehung oder aus Fehlern der häuslichen so gut wie der Schul-Erziehung im Allgemeinen nur Böses und Unheilvolles. Dort, wo nur die moralischen Kräfte gepflegt, die physischen vernachlässigt werden, entsteht Jammer und Krankheit, Reizbarkeit und Zimperlichkeit, Eigenschaften, die nicht allein dem Menschen selbst das Leben verbittern, sondern auch den Nachkommen schaden. Wer gesund ist und über eine Fülle von physischer Kraft disponirt, dem bekommt die Pflege seiner moralischen Fähigkeiten vorzüglich, und er ist geeignet, Bedeutendes zu leisten.

G. Spurzheim[342]) bemerkt in seiner Abhandlung über die Erziehung unter Anderem: »Die Erziehung soll die harmonische Ausbildung aller Grund-Eigenschaften in einer der naturgemässen Moral entsprechenden Weise bezwecken. Sie soll die schwachen Fähigkeiten zu stärken, die allzu energischen zu mässigen wissen«. — Will die Erziehung dieses Ziel erreichen, so muss sie vor Allem bei dem Zöglinge die Grundlage des körperlichen Wohlbefindens, der vollen Gesundheit, sichern.

§ 72.

In despotisch regierten Ländern läuft Alles darauf hinaus, den Menschen zum Sclaven zu machen, ihn einzuschüchtern, Zweifel und Kritik in ihren Keimen zu ersticken, die edlen Seiten der Natur nicht zu entwickeln; deshalb ist daselbst Furcht das oberste Princip der Erziehung, geheime Aufpasserei deren vornehmstes Hülfsmittel, Cultivirung des Gedächtnisses auf Kosten aller andern Geistes-Fähigkeiten die Quintessenz des Witzes der Staatslenker. Dies muss als der sicherste Weg zur Mordung aller Individualität, zur Erzielung der grössten Unselbständigkeit, Unfreiheit und Gedankenlosigkeit bezeichnet werden.

In freien Ländern sucht man alle Fähigkeiten des Geistes gleichmässig auszubilden, die Harmonie der körperlichen und sittlichen Kräfte zu erzielen,

---

342) Spurzheim, G., Essai sur les principes élémentaires de l'éducation. Paris 1822. in 8⁰. pag. 158.

und die Furcht als Hülfsmittel der Erziehung auszuschliessen. Der Unterricht in freien Staaten will nicht Sclaven ausbilden und Knechte erzeugen, sondern selbstbewusste, aufgeklärte, tugendhafte Bürger; er will ihnen den Schlüssel zum praktischen Leben und vor Allem zur Selbsthülfe in die Hand geben; er will sie befähigen, auf dem von ihm Gebotenen weiter zu bauen, in der Zeit fort zu schreiten. Darum liefert er mehr Wesentliches und kleidet dieses in Formen, welche dem Nationalgefühle wohl thun, die Selbständigkeit stärken, das Herz erheben und die Liebe zur Freiheit anfachen.

»Der Mensch, der nichts weiss«, sagt HELVETIUS [343]), »kann noch etwas lernen; es kommt blos darauf an, dass man in ihm die Begierde dazu entzündet. Wer aber etwas schlecht weiss, und seine Vernunft stufenweise, indem er sie zu verbessern dachte, verloren hat, der hat die Thorheit schon viel zu theuer erkauft, als dass er sich jemals von ihr lossagen könnte. Hat sich der Verstand einmal mit dem Gewichte einer gelehrten Unwissenheit beladen, dann schwingt er sich nicht mehr zur Wahrheit empor. Er hat den Hang, der ihn zu derselben leitete, schon verloren. Die Kenntniss von Dem, was er wusste, klebt zum Theil an der Vergessenheit Dessen, was er weiss. Um einer gewissen Anzahl von Wahrheiten Platz in seinem Gedächtnisse zu verschaffen, müsste man oft eine eben so grosse Anzahl von Irrthümern erst aus dem Platze vertreiben, den sie darin haben. Nun erfordert aber dieses Vertreiben Zeit; und kommt man damit auch endlich zu Stande, so ist es zu spät, dass man ein Mensch wird. Man erstaunt, in was für einem *) Alter die Griechen und die Römer es wurden. Was für verschiedene Talente legten sie nicht schon in ihren Jünglingsjahren zu Tage! . . . . Wie ging es nun zu, dass diese Griechen und diese Römer auf einmal gelehrte Leute, Redner, Feldherrn, Staatsmänner wurden; dass sie sich zu allen verschiedenen Aemtern bei ihren Republiken tüchtig machten; dass sie dieselben auch wirklich verwalteten, und sie oftmals sogar in einem Alter, wo heutzutage kein Bürger fähig sein würde, sie anzunehmen, schon wieder niederlegten? Waren die vormaligen Menschen andere Leute, als die jetzigen? War ihre Organisation vollkommener? Ganz gewiss nicht«. »Der Vorzug, den diese letzteren **) in der Sittenlehre, in der Staatsklugheit und in der Gesetzgebung so lange behauptet haben, muss demnach als Folge ihrer Erziehung betrachtet werden. Damals waren es nicht Schulgelehrte, denen man den Unterricht der Jugend anvertraute; es waren Philosophen. Der Zweck dieser Philosophen war, Helden und grosse Bürger zu bilden. Der Ruhm des Schülers strahlte auf den Lehrer zurück; das war seine Belohnung«. »Der Zweck eines Lehrmeisters ist jetzt gar nicht mehr, was er damals war. Was ist ihm daran gelegen, die Seele und den Geist seiner Lehrlinge zu erheben? Nichts. Wonach strebt er nun? Ihren Charakter zu schwächen, abergläubische Leute aus ihnen zu machen, die Flügel ihres Genies, wenn ich so sagen darf, aus den Fugen zu recken, jede wahre Erkenntniss in ihrem Verstande und jede gemeinnützige Tugend in ihrem Herzen zu ersticken«. So spricht HELVETIUS.

Es exsistirt eine Anzahl von Staaten, deren gebildete Bevölkerungs-Klassen

---

343) HELVETIUS, J. C. A., hinterlassenes Werk vom Menschen, von dessen Geisteskräften, und von der Erziehung desselben. Aus dem Französischen. Breslau 1774. in 8⁰. Bd. I. pag. 9 u. fg.

*) jugendlichen

**) die Griechen und die Römer

in dem Wahne leben, sie seien vollkommen und hätten den Höhepunkt geistiger Cultur erreicht; kein Volk der Erde, meinen sie, reiche ihnen das Wasser; und, indem sie über alle wahre Wissenschaft ausserhalb ihrer Landesgrenzen dummdreist den Stab brechen, beschuldigen sie die Fremden der Oberflächlichkeit, ja der Unwissenheit und – Unsittlichkeit! Nur die grösste Geistes-Beschränktheit, Kleinlichkeit und eine wirklich pöbelhafte Denkungsart (Eigenschaften, die abseitens aller Welterfahrung und alles Verkehres, und unter dem Einfluss jämmerlicher, einseitiger Schulmeister ohne Schliff und ohne Weltbildung erlangt werden): dies erzeugt jenen Dünkel, jenen Begriff von Vollkommenheit bei Nationen, die höchst unvollkommen, in politischer Beziehung Kinder und in moralischer Beziehung Halbheiten sind. Und bei solchen, unter der Maske der Constitution, despotisch regierten Völkern wird von eigens zu diesem Handwerke abgerichteten Schulmeistern das Gehirn der Lernenden mit zahllosen unnützen Dingen gequält, der Genius zerdrückt, die Thatkraft vernichtet und so das nationale Leben brach gelegt. Die herrschende Partei oder Rotte will nur auf der Oberfläche und im Besitze der Zuchtruthe sich erhalten; durch Aufschwung des Geistes könnte, das glaubt sie nämlich, dieses einträgliche Geschäft gestört werden; daher verhindert sie den Aufschwung des Geistes, indem sie von ihren Tagelöhnern, den Schulmeistern, die Köpfe mit Ballast und Sophistik*) anfüllen lässt. Darum kommen die unglücklichen Völker, von denen hier die Rede ist, aus dem Wirrsale der Doctrin niemals heraus, und werden niemals wahrhaft gross, sondern beweisen in grossen Dingen immer Kleinheit, und zeigen nur in ganz kleinen Sachen Grösse. Solche Völker können geheilt werden; die hierzu erforderliche Arznei heisst Freiheit.

§ 73.

Derjenige Lehrer, welcher den Menschen und dessen Lebens-Bedingungen nicht kennt, die richtige Methode nicht besitzt, von der Welt und ihren Anforderungen nichts weiss, ausserdem von wahrhaft liberalem Geiste nicht durchdrungen ist, verfällt dem Irrthum, wird ungerecht und verdirbt die besten Anlagen der Schüler. Viele vortrefflich von der Natur Ausgestattete, reich Begabte werden von schlechten, rohen Lehrern nicht erkannt und aus den Schulen getrieben; hierdurch oft genug gebrandmarkt, irren sie in der Welt umher, finden nirgends einen ihrem besseren Wesen entsprechenden Stützepunkt, und verkommen. So verschulden schlechte Lehrer namenloses Unglück und entziehen der Menschheit zuweilen die erleuchtetsten Köpfe, die wärmsten Gemüther, die besten Förderer heiliger Interessen.

In unfreien Ländern ist gegenwärtig mit den Lehrern noch schlecht es bestellt; denn es fehlt diesen die richtige Methode, männlicher Muth und genaue Kenntniss des Menschen; sie sind unbeholfen und linkisch, furchtsam, ohne Takt, ohne Noblesse, ohne Weltbildung. Ein Lehrer der Menschheit muss unter dem Mantel des Weltweisen eben so einen philosophischen wie einen ritterlichen Geist, am wenigsten aber darf er unter dem Filze des Plebejers einen pöbelhaften Kopf bergen.

Selten ist ein Mensch so vollkommen organisirt, dass Unterricht ohne Methode ihm zu nützen vermöchte. Die Meisten werden durch unmethodische Belehrung verwirrt, betäubt. Darum gehört eine gute Methode zu den ersten

*) die immer selbst in das Gesicht sich schlägt

Erfordernissen guter Unterrichtung. Aber nur die Methode verdient den Namen einer geeigneten, deren Grundlage die Kenntniss des Menschen und dessen physischer wie moralischer Bedürfnisse ausmacht; denn da der Unterricht dem Menschen ertheilt wird, muss er auch in einer der Natur des Menschen überhaupt, der Individualität insbesondere entsprechenden Weise ertheilt werden: er muss das Angenehme und das Nützliche organisch verbinden, das Gedächtniss, das Urtheil und das Gemüth gleichmässig anregen, und die Schätze des Wissens sowohl auf das Leben anwenden, als für die geistige Erkenntniss verwerthen lernen; er muss Maass halten in den zu übermittelnden positiven Kenntnissen, darf aber auch der Phantasie nicht gestatten, über das Thatsächliche sich hinweg zu setzen und in das Blaue zu schiessen. Dies ist die Art des naturgemässen Unterrichts.

In seiner vortrefflichen Abhandlung über die Gesundheitspflege in der Schule bemerkt Ernst Eberhard [344]) unter Anderem: »Auch die Lehrform im Unterricht selbst ist für die Gesundheit keineswegs gleichgültig. Diejenige Lehrweise, welche der Geistes-Entwickelung zumeist frommt, dient auch am besten der Körper-Entwickelung. Die schlechteste Methode in beiden Beziehungen ist die langweilige, geisttödtende, die beste aber die, welche lebensvolle Theilnahme und rühriges Interesse wach ruft. Hier kommt fast Alles auf die Eigenart des Lehrers hinaus, auf den Menschen im Lehrer; nur Leben und Geist weckt Leben und Geist«. Und, indem Eberhard den geisttödtenden Unterricht betrachtet, schliesst er also: »Hier ist das Nest, in welchem die schlimmsten Künste, welche die Seele verderben und den Leib verdörren, ausgebrütet und verbreitet werden: während durch einen im rechten Sinn ertheilten Unterricht Ernst des Strebens und Idealität der Gesinnung gepflanzt und genährt wird, eine Idealität, die Leib und Seele mit Frische und Elasticität erfüllt«. — Es ist eine bekannte Thatsache, dass alle moralischen Einflüsse, welche den Verstand erwecken und zugleich das Gemüth erheitern, äusserst vortheilhaft auf alle physischen Verrichtungen wirken, und darum auch mit Recht als probate Mittel wider viele körperliche Störungen empfohlen werden. Auf der andern Seite befindet es sich nicht minder im allgemeinen Bewusstsein, wie alle jene psychischen Einwirkungen, welche den Verstand und das Gemüth unangenehm berühren, auf verschiedene Leiden so oft verschlimmernd einwirken, oder zu Unwohlsein disponiren. Wenn wir demnach an Statt frischer, lebensfroher Jünglinge, mürrische jugendliche Greise aus den Schulen hervor gehen sehen, dann dürfen wir mit Recht schliessen, dass die Lehrer und deren Methoden in sehr schlimmer Weise einwirkten, dass jene nichts taugten und diese schlecht waren, dass jene den Menschen nicht kannten oder nicht kennen wollten, diese gerade so waren, wie sie nicht sein sollten. Jugendliche Greise sind ohne Thatkraft. Ihr beklagt euch über den Mangel an Thatkraft, und doch erzieht ihr die Kinder zu ausgepressten Citronen! ihr Thoren des neunzehnten Jahrhunderts; ihr Thoren im schwarzen Frack und im Cylinderhute; ihr Thoren mit farbigen Bändern, Orden und Titeln!

Zum grössten Schaden für die Bildung und den Menschen, gehen Schule und Leben in der Regel sehr weit auseinander, und in gewissen Ländern ist es so schlimm, dass der die Schule Verlassende, da er in das Leben tritt, wie ein

---

344) Eberhard, E., Die Gesundheitspflege in der Schule. Programm der Realschule ... Coburg 1860. in 4⁰. pag. 26 u. fg.

Tölpel sich benimmt, und Dinge lernen muss, welche der Ungeschulte schon seit den Kinderjahren exercirt. Was ist die Schule Anderes, als die methodische Anleitung zum Leben?*) Und doch pflegt sie für das Leben nichts zu bieten, ja dieses selbst zu ignoriren! Wenn die Gebildeten eines Volkes in den Schulen vom Leben nichts erfahren, so lernen sie auch niemals das Wissen mit dem Leben vermitteln, jenes anzuwenden, dieses zu erfassen; sie bleiben linkisch, unbeholfen, und eine Kluft scheidet sie, zum grössten Nachtheile für ihr Vaterland, von den Ungeschulten. »Ein Wissen«, sagt WILHELM GÖTTE[345]), »welches den Menschen nicht mit dem Leben eint, sondern von demselben losreisst und über dasselbe stellt, ja welches ihn zu einer Art von geistigem Praesul und Vorrenner der Gesellschaft macht, wird so die Aufgabe einer Erziehung, die den Menschen nicht mehr als organisches, durch gleichmässige harmonische Entwickelung seiner körperlichen, moralischen und denkenden Fähigkeiten zu bildendes Wesen, sondern als ein mit einer gewissen Masse von Namen, Zahlen und Begriffen zu füllendes Gefäss behandelt. Bei solchem Princip werden alle Methoden nur darauf gerichtet sein, dies Geschäft in der möglichst kürzesten Zeit und in möglichster Condensirung des Stoffes zu Stande zu bringen, das heisst: möglichst schnell in dem zu unterrichtenden Individuum den grössten Vorrath von Kenntnissen anzuhäufen; und in der That beschäftigt sich die ganze pädagogische Praxis mit nichts weiter, als der Lösung dieser Aufgabe, wie wenn es für den Menschen weiter kein Gut gäbe, als ein reich verziertes Gedächtniss«. — Noch viel schlimmer für den Lernenden so wie für die ganze Nation, als die möglichst schnelle Einprägung von Gedächtnisskram, ist es, wenn eine übermässige Menge unnützer Dinge in möglichst langer Zeit eingepfropft wird; denn durch dieses Verfahren wird nicht allein der Genius vertrieben, sondern dem Menschen auch die beste Zeit gestohlen, ein Gut ihm geraubt, welches niemals ersetzt werden kann. Die grosse Mehrzahl der gegenwärtigen Schulen dient solchen edlen Zwecken; darum unter den Schülern so wenig Geist und so viel Apathie, unter den Lehrern so viel Pedanterie und Beschränktheit.

§ 74.

Von der grössten Bedeutung für den guten Erfolg des Unterrichts bleibt immer die Freiheit desselben; je mehr die Schule von dazu nicht Berufenen beeinflusst wird, desto mehr sind dem Lehrer die Hände gebunden, desto weniger ist er somit im Stande, zu individualisiren, und andererseits im Geiste der Wahrheit und einer echten Praxis seinen Gegenstand vorzutragen. Alles, was gut werden soll, darf man nicht stören, nicht unter das Joch einer Autorität beugen, nicht in Formen pressen, welche dem Wesen fremd sind. Die Freiheit der Lehre ist die beste Bürgschaft des Gedeihens wahrer Gesittung.

Je mässiger und je mehr der Natur des Einzelnen entsprechend die Forderungen sind, welche der Lehrer an den Schüler stellt, desto grösser ist der Erfolg des Unterrichts. Gegenwärtig haben die Forderungen an den Schüler eine Höhe erreicht, welche man berechtigt ist, fabelhaft zu nennen. Und weil die Forderungen an dem Uebel der Ueberspannung kranken, darum erweisen im Allgemeinen die Leistungen sich als erbärmlich. Des Menschen physische

---

*) im höheren Verstande des Wortes.

345) GÖTTE, W., Vorschule der Politik. Leipzig 1840. in 8⁰. pag. 304 u. fg.

und moralische Kräfte sind beschränkt; er verkommt, siecht hin, wenn seine Kräfte über das Normalmaass hinaus angestrengt werden. Wo Siechthum nicht sich zeigt, treten Gleichgültigkeit, Erschlaffung, praktischer Materialismus ein. Die Unfähigkeit, welche unter den sogenannten gelehrten Professionen, also unter Beamten, Geistlichen, Aerzten u. s. w. epidemisch herrscht, wurzelt in den übermässigen Anforderungen von Seite der Schule an die doch meistens nur mittelmässigen und schwachen Köpfe.

Wir haben schon mehrfach von den Nachtheilen allzu früher Anstrengung des Kopfes gehandelt; man gestatte uns an diesem Orte nur noch einige ergänzende Bemerkungen. Einerseits untergräbt allzu frühe Geistes-Anstrengung die Gesundheit, andererseits erzeugt sie Unzufriedenheit mit der Lebenslage. Gesundheit und Zufriedenheit sind die obersten Bedingungen eines glücklichen Lebens; wo sie fehlen, finden wir materielles und sittliches Elend. Der Gesunde und Zufriedene verfügt über ein hohes Maass physischer und moralischer Schnellkraft, und setzt vermöge dieser mit Leichtigkeit über Momente sich hinweg, welche den Kränklichen, den Unzufriedenen ausser Fassung bringen, oft genug zu Grunde richten.

Im Allgemeinen soll vor dem zurückgelegten siebenten Lebensjahre systematische Belehrung des Kindes nicht Statt finden. Wenn nun der Unterricht beginnt, darf er nicht das Gedächtniss mit abstracten Regeln, mit Namen und Zahlen in Anspruch nehmen, sondern muss in lebendiger Anschauung seinen Ausdruck bekommen, das Urtheil anregen, den Willen kräftigen und das Gemüth erwärmen. Erst nach einigen Jahren dieses Unterrichts mögen abstractere Dinge allmälig Gegenstand der Belehrung werden.

Es sind vielfach die Vortheile einer frühzeitigen Entwickelung der religiösen Gefühle gepriesen worden. Frau Necker de Saussure[346]), welche hiervon umständlich handelt, sagt unter Anderem: »Ohne Zweifel ist der kindliche Geist nicht im Stande, die Religion in ihrem ganzen Umfange zu begreifen; der grosse Tross von Wahrheiten, welche die Religion zusammensetzen oder in sich vereinigen, offenbart sich nicht den schwachen Augen des Kindes; aber Alles was Liebe und Trost ist in der Frömmigkeit, Alles was unsere Seelen stützt, belebt und begeistert, und sie noch erwärmen kann am Rande des Grabes, dies Alles, bemerke ich, ist alten Ursprungs und soll mit uns zugleich beginnen«. — In der That ist das Kind nicht im Stande, die Moral in deren vollem Umfange aufzunehmen; noch weniger hat es die Fähigkeit, dogmatische Systeme zu begreifen und über deren tiefen Unsinn klare Vorstellungen sich zu machen. Daher sollten die Erzieher so vernünftig sein, mindestens den Menschen im Kindes- und Knabenalter mit der Dogmatik und den vom Pfaffenwitz erfundenen Märchen zu verschonen, auch die Moral-Philosophie nicht ihm vorzutragen, sondern möchten nur ja darauf sich beschränken, den jugendlichen Menschen mit der innigsten Liebe für die Mitlebenden und für alles Gute, Wahre, Grosse zu erfüllen, und dies besonders durch das gute Beispiel; sie möchten in dem Kinde anregen den Sinn für Gerechtigkeit und Wahrheit, und sein Herz erobern der Tugend, nicht der Tugend, die auf Belohnung rechnet und aus dieser übel riechenden Quelle entspringt, sondern der Tugend, die darin besteht, das Gute um seiner selbst willen zu thun.

---

346) Necker de Saussure, Mme., L'éducation progressive, ou étude du cours de la vie. Bruxelles 1836—38. in 12⁰. Bd. I. pag. 295.

Solche moralische Gefühle müssen schon im Alter der zarten Kindheit gepflegt werden.

Indem wir frühzeitige Cultur der sittlichen Gefühle bei den Kindern durch Eltern und Erzieher (nur nicht durch Pfaffen) empfehlen, wünschen wir nicht, dass dies durch systematischen Unterricht geschehe, sondern halten dafür und wollen, dass lediglich das Beispiel in Wirksamkeit treten müsse und nur allein treten dürfe; denn jeder Unterricht vor der von der natürlichen Entwickelung des Menschen bestimmten Zeit ist schädlich, er habe Wissenschaft oder Moral zum Gegenstande.

§ 75.

Man hat in unserer Zeit Kindergärten und Bewahrschulen in grösserer Zahl errichtet, um Kinder vor dem zur Aufnahme in Schulen erforderlichen Alter angemessen zu beschäftigen, und die ersten Keime des Wissens, des Könnens und der Moral in ihnen zu legen. Diese Hülfsmittel der Erziehung fördern nur dann Gesundheit und Wohlfahrt, wenn sie nach den Normen der Gesundheitspflege eingerichtet sind, von ebenso vernünftigen wie humanen Lehrern und Lehrerinnen geleitet werden, und darauf berechnet sind, das Kind harmonisch zu entwickeln, ohne es zu überbürden oder mit Dingen, welche seiner Natur zuwider laufen, zu behelligen. Es kommt in den Kindergärten und Kleinkinderschulen vorzugsweise darauf an, den jugendlichen Menschen angenehm zu beschäftigen, die Keime der Geistesbildung und der Veredelung des Gemüths in ihm zu legen, und an Thätigkeit ihn zu gewöhnen; nicht Kenntnisse sollen dem Kinde übermittelt. nicht irgend welche grössere Fertigkeiten von ihm verlangt werden: aber Sinn für Arbeit, Interesse für alles Gute, Liebe zu dem Nächsten und Begeisterung für die Wahrheit soll man in ihm erwecken. Zur Lösung dieser Aufgabe ist es unbedingt nothwendig, dass die Lehrenden genau mit der Natur des Kindes bekannt sind, mit Liebe an das Werk gehen und mit Aufwand aller Kräfte, mit Geduld und Ausdauer den Plan verwirklichen.

Frau von Marenholtz[347]) legte dem zu Frankfurt am Main im Jahre 1857 versammelten Congresse der Wohlthätigkeit eine Skizze über die Kindergärten vor. Sie entwickelt da, wie die ganze Methode von Friedrich Froebel darauf hinaus laufe, dem Spiele die Bedeutung und Wirkung einer physischen, moralischen und intellectuellen Gymnastik zu geben, und sagt von den Wirkungen der Froebel'schen Erziehungsweise unter Anderem: »Das Gefühl und der Wille werden gestärkt durch eine Thätigkeit, deren Endzweck ausserhalb der Befriedigung des Egoismus liegt, und die dem Nächsten sorgend sich zuwendet, und ebenso der moralischen wie der physischen Kräfte erfordert. Das Kind wird hingeleitet zur Beobachtung des wirklichen Lebens, und sucht die Uebungen zu wiederholen. Die gymnastischen Spiele dienen zu diesem Behufe, und werden zu gleicher Zeit der Gesundheit förderlich«. Und weiter: »Die Arbeit mit den Händen muss der Arbeit mit dem Kopfe voran gehen, und die erstere muss zu letzterer hinleiten, deren Elemente vorbereiten. Auf solche Art bewahrt man die Gesundheit des Körpers und des Geistes, indem man einen Weg einschlägt, welcher der Stimme der Natur entspricht«. »Das Familienleben

347) Marenholtz, Mme. de, Les jardins d'enfants. Exposé présenté ... au Congrès international de bienfaisance ... — Congrès international de bienfaisance de Francfort-sur-le-Mein. Session de 1857. Francfort s/M. & Bruxelles 1858. in 8⁰. Bd. I. pag. 295 u. fg.; 307 u. fg.

soll immer der Ausgangspunkt der Erziehung bleiben; aber, indem man ihm das gemeinschaftliche Zusammenleben der Kinder (aus allen Classen) in den Kindergärten beigibt, liefert man ihm nicht allein ein mächtiges Mittel der Versittlichung, sondern entspricht auch einem der wichtigsten Bedürfnisse der Gegenwart: der Vorbereitung für die Association, der Einleitung eines gesellschaftlichen Lebens in Beschäftigungs-Kreisen, die ununterbrochen sich erweitern«. — Wir begreifen den grossen Nutzen von gut geleiteten Kindergärten für Gesundheit und Wohlfahrt der ganzen bürgerlichen Gemeinschaft, und wünschen vom ganzen Herzen, dass diese Institute naturgemäss weiter sich entwickeln, der Hygieine möglichst viel, den Pfaffen aber gar nicht Zutritt gewähren wollten.

Nichts kann vernünftiger sein, denn das Spiel als Erziehungsmittel zu benutzen, mit seiner Hülfe die physische und geistige Arbeit einzuleiten, und auf die Veredelung des Gemüthes hinzuwirken. Es ist dies in Wahrheit die naturgemässe Erziehung des Kindes, und es wird hierdurch für künftige Belehrung in der eigentlichen Schule der sicherste Grund gelegt; denn die Fähigkeiten sind ohne alle Ueberbürdung des Gedächtnisses geweckt, Sinn und Interesse hinlänglich rege, und die Lust zur Arbeit vorhanden.

Die grosse Bedeutung der Bewahrschulen, Kindergärten u. s. w. für das gesellschaftliche Leben ist auch von S. Sr. Coronel [348]), und zwar in trefflicher Weise hervorgehoben worden; aber er unterlässt nicht, zu bemerken, dass die Bewahrschule nur dann ihrem hohen Zwecke zu genügen im Stande sei, wenn sie einer Umgestaltung unterzogen werde; in der Verfassung, in welcher sie gegenwärtig in verschiedenen Ländern sich befinde, könne sie nicht die erwünschten Resultate ergeben. »Die Bewahrschule«, sagt Coronel, »muss eine Schule des Lebens, eine Pflanzschule von Menschen werden«. Mit Recht hält er dafür, dass die Bewahrschule noch in ihrer Kindheit sich befinde, und dass man deren grosse Bedeutung noch gar nicht recht ermessen habe.

Im weiteren Verlaufe seiner Betrachtungen kommt Coronel zu folgenden Bemerkungen und Schlüssen: »Die Vorbereitung zu der eigentlichen Lernschule, Das, was man mit dem unrichtigen Namen der Bewahrschule*) bezeichnet, muss die harmonische Ausbildung aller Fähigkeiten des Kindes zwischen dem dritten und siebenten Lebensjahre sich zur Aufgabe machen. Obschon hier die physische Erziehung im Vordergrunde steht, soll man doch auch die intellectuelle und sittliche Entwickelung des Kindes sich angelegen sein lassen«. »Hier in der Bewahrschule soll die Individualität ausgebildet werden. Man betrachte das Kind als ein verständiges Wesen, welches seine Neigungen vielfach offenbart; und man beschränke diese Neigungen entweder, oder hebe sie mehr hervor, je nachdem ihre besondere Art ist«. »Kenntniss der Natur des Kindes ist hierbei die unerlässliche Vorbedingung«.

Gewiss ist es, dass die Bewahrschule in dieser Auffassung den grössten Theil der Erziehung des Kindes besorgt und alle Bürgschaft dafür gewährt, dass die schädlichen Einflüsse, welche von den Eltern und der übrigen Umgebung des Kindes ausgehen, an diesem in neunzig von hundert Fällen abprallen. Deshalb ist es nöthig, so viel wie möglich das System der Kindergärten zu befördern und diesen Einrichtungen die höchste Vollendung zu geben.

---

348) Coronel, S. Sr., De bewaarschool. Haar verleden, tegenwoordige toestand en hare toekomst. Amsterdam 1864. in 8⁰. pag. 289 u. fg.; 294 u. fg.

*) Kindergarten.

Für das Wohl der arbeitenden Classen haben die Kindergärten ganz besonders nützlich sich erwiesen. »Diese Institution«, sagt THOUVENIN [349]), »ist eine ungemein grosse Wohlthat für die Kinder der Arbeiter; sie erlaubt den Müttern, einer jeden Arbeit sich zu widmen; sie sichert die Kinder vor der Gefahr des Vagabundenthums; sie prägt ihnen die Ideen der Folgsamkeit und der Exactheit ein; im Winter schützt sie die Kinder vor der Kälte, welche sie bei ihren Eltern leiden müssten; sie macht den Kleinen es möglich, eine viel reinere Luft zu athmen, als die ihrer Wohnung; sie gewöhnt sie daran, schon von frühzeitigem Alter an, Erziehungs-Grundsätze aufzunehmen; sie hält die Mütter dazu an, ihre Kinder zu waschen und für deren Aeusseres zu sorgen: denn anderntheils liessen die Mütter ihre Kleinen unfehlbar im Schmutz versinken«. — Dies sind Vortheile, welche bei den arbeitenden Classen schwer in das Gewicht fallen, unzählige physische und moralische Leiden verhüten, und dem Kinde für das ganze Leben die heilsamsten Impulse geben.

Sehr häufig profitirt das Kind im Kreise der Seinen für das moralische Leben nicht nur nichts Gutes, sondern das Schlimmste. Wenn nun Kindergärten allgemein exsistiren und ihrerseits auch gut geleitet sind, so werden sie dem Kinde eine feste Grundlage geben, und durch das Kind in sehr vielen Fällen die Eltern bessern. FERDINAND WALTER [350]) bemerkt unter Anderem: »Die Erziehung muss darauf gerichtet sein, das Herz und Gemüth, den Sinn für das Reine, Wahre und Edle in der dem Alter angemessenen Weise zu entwickeln. Dieser Theil ist noch wichtiger als der Unterricht, weil in dem Kindesalter die sittlichen Eindrücke am leichtesten eingehen und am dauerndsten wurzeln, und weil ein verwahrloster Unterricht leicht nachgeholt werden kann, eine verwahrloste Erziehung aber nicht«. — Wenn demnach durch die genügende Zahl gut eingerichteter Kindergärten Verwahrlosung in der Erziehung verhindert wird, so ruht das moralische Leben auf sicherer Grundlage.

§ 76.

In der Volksschule handelt es sich schon von Uebermittelung positiver Kenntnisse an den Schüler; der Verstand soll nun cultivirt, zu weiteren Studien oder für das alltägliche Leben vorbereitet werden. Um hier sicher zu gehen und die Gesundheit des Schülers wohl zu bewahren, ist es nöthig, dass der Erziehung durch das Wort des Lehrers gründliche Cultur der körperlichen Kräfte durch Gymnastik, Schwimmen u. s. w. parallel gehe. Ohne dies bringt auch der beste Unterricht wenig Nutzen, weil er die zu seiner guten Verwerthung unerlässliche physische Anlage nicht findet.

Unter keiner Bedingung darf die Volksschule dem Religions-Bekenntnisse Raum geben. Die Confession ist ausschliesslich etwas Privates: sie hat mit der Schule gar nichts zu thun. In die Schule gehört die Unterweisung in positiven Dingen und die Uebermittelung einer von allem und jedem Glauben völlig freien Moral. So wie die Dogmatik aufhört, Lehrgegenstand zu sein,

---

349) THOUVENIN, De l'influence que l'industrie exerce sur la santé des populations. — 1847. — TARDIEU, A., Dictionnaire d'hygiène publique et de salubrité, ou répertoire de toutes les questions relatives a la santé publique, ... 2. Auflage. Paris 1862. in 8⁰. Bd. I. pag. 131.

350) WALTER, F., Naturrecht und Politik im Lichte der Gegenwart. Bonn 1863. in 8⁰. pag. 434.

ist auch von dem Einfluss des Alpes der Klerisei auf die Schule nicht mehr die Rede, und die Freiheit des Unterrichts gesichert.

Die Volksschule darf nicht ausschliesslich Lehranstalt sein; sie muss in demselben Maasse den jugendlichen Menschen erziehen, wie ihn belehren. Unter dieser Voraussetzung erfüllt sie ihre Bestimmung, und verhindert den Missbrauch der erworbenen Kenntnisse zum Behufe der Ausübung von Vergehen und Verbrechen. Dass der blose Unterricht ohne Erziehung bei einer grossen Zahl von Menschen nur dazu dient, das Böse zu fördern, ist eine ausgemachte Thatsache. Daher muss in allen vorbereitenden Schulen der Mensch veredelt werden, und zwar durch den Einfluss naturgemässer Moral, die absolut frei ist von Kirchen- und Glaubens-Lehren.

Alexander von Oettingen[351]) kommt durch Verwerthung moral-statistischer Daten zu diesen Folgerungen: »Zweierlei nur lässt sich aus der Beobachtung des Zusammenhanges sittlicher Collectiv-Bewegung mit der fortschreitenden Intelligenz schliessen: erstens, dass die letztere ohne sittliche Willens- und Herzens-Bildung höchstens die Responsabilität, die Verantwortlichkeit des Menschen steigert, jedenfalls aber ihn in der Bethätigung gesetzwidriger Lust raffinirter, bürgerlich glätter macht, und gegen die tieferen Versuchungen des sündlichen und verbrecherischen Hanges nicht zu schützen oder überhaupt moralisch nicht zu bessern vermag; und zweitens: dass die geförderte Erkenntniss ein gefährliches Mittel zum Bösen in der Hand der Volksmassen ist, wenn dieselbe nicht auf der Basis religiös-sittlicher Erziehung ruht, und wenn mit der erhöhten Fähigkeit des Erwerbs und der selbständigen Arbeitsleistung jene Gesinnungs-Tüchtigkeit nicht Hand in Hand geht, welche den Menschen aus den Fesseln des Egoismus zu lösen und durch liebende Hingabe an den Gemeinschafts-Zweck zu befreien im Stande ist«. — Diese Schlüsse sind durchaus berechtigt, und weisen darauf hin, wie unerlässlich es ist, in der Schule in demselben Maasse zu erziehen, wie zu unterrichten. Aber, so sehr wir hier auf Seite Oettingen's stehen, so sehr müssen wir seine Ansicht, dass eine Schule ohne Confession ein Unding, eine Corruptions-Anstalt sei, bekämpfen; denn eine jede Schule, in der die Kinder mit Glaubenslehren und Pfaffenwitz regalirt werden, fördert mehr die Unsittlichkeit als die Sittlichkeit, weil sie nicht fähig ist, wahre Moral zu bieten, und weil die Dogmatik noch keinen einzigen Menschen zu veredeln im Stande war.

Wenn wir auch weit davon entfernt sind, viele seiner Ansichten zu theilen, so können wir doch nicht umhin, folgenden Ausspruch von T. Ziller[352]) als ganz besonders beherzigenswerth und als einen Beleg unserer Meinungen zu betrachten; Ziller sagt nämlich: »Denn bei Schulen, die keine Berufsschulen sein sollen, muss ohne Zweifel die Erziehung, das Bestreben die Jugend besser zu machen, die Hauptsache sein. Es muss also als der wichtigere und darum vorherrschende Zweck angesehen werden, dass die Zöglinge eine allgemeine Menschenbildung erlangen, und alles Lehren um eines Nebenzweckes

---

351) Oettingen, A. v., Die Moralstatistik und die christliche Sittenlehre. Versuch einer Socialethik auf empirischer Grundlage. Bd. I. [Die Moralstatistik. Inductiver Nachweis der Gesetzmässigkeit sittlicher Lebensbewegung im Organismus der Menschheit. Erlangen 1868. in 8⁰.] pag. 811.

352) Ziller, T., Grundlegung zur Lehre vom erziehenden Unterricht. Nach ihrer wissenschaftlichen und praktisch-reformatorischen Seite entwickelt. Leipzig 1865. in 8⁰. pag. 91.

willen, alles Streben, einem jungen Menschen Kenntnisse und Fertigkeiten zu erwerben, die unter den Gesichtspunkt blosser Tauglichkeit zu äussern Lebenszwecken fallen, oder ihm aus irgend einer der Erziehung fremdartigen Rücksicht davon mehr zu erwerben, als zur Regsamkeit eines sittlich-religiösen Menschen unmittelbar nothwendig ist, muss als Nebensache jener Hauptsache blos zur Begleitung oder Ausschmückung dienen«. — Nach dem Kindergarten ist es die Volksschule, welcher die Aufgabe zufällt, den Menschen sittlich zu erziehen; und sie erfüllt nur dann ganz eigentlich ihren Zweck, wenn sie der Intelligenz und der Moral, und schliesslich der Intelligenz um der Moral willen dient. Verlässt der Knabe eine solche Schule, so hat er für sein ferneres Leben genügend Anhaltepunkte, und andererseits ist er darauf vorbereitet, im Gymnasium oder der Realschule ohne Schaden für seine moralische Qualität vorwiegend den Verstand in Anspruch zu nehmen.

§ 77.

Auf dem Gymnasium und in der Realschule dürfen Formalitäten, Namen, Zahlen und Regeln nur im Hintergrunde stehen. Machen die Hauptsache sie aus, so werden sie zu dem gewaltigsten Hinderniss der freien Entwickelung des Geistes und der Geschicklichkeit, das Erlernte auf das Leben anzuwenden oder zur Erlangung weiteren Wissens und zur Erkenntniss des Grossen und Ganzen zu benutzen. An Gymnasien und Realschulen können nur solche Lehrer heilbringend wirken, welche neben fruchtbarer und belebender Gelehrsamkeit auch ein grösseres Maass physischer Elasticität und moralischer Gediegenheit besitzen. Wir verstehen aber unter sittlicher Gediegenheit nicht Heuchelei und Muckerei, Gläubigkeit und reactionäre Gesinnung, sondern die Gesammtheit der menschlichen und staatsbürgerlichen Tugenden.

Leider bekunden so manche Lehrer die grösste Unfähigkeit zu ihrem wichtigen Berufe. Schwach von Charakter, eingeschüchtert u. s. w., werden sie zu Werkzeugen herrschender Kasten oder Parteien, und impfen der Jugend den Geist schmählicher Bedientenhaftigkeit ein. Nun sind diese Menschen noch rachsüchtig Kindern gegenüber, pedantisch, kleinlich und einseitig, werden also viel mehr zu Verunsittlichern der Jugend, als zu deren Versittlichern; denn das kleine Thier nimmt ungeheissen die Bosheiten und Infamieen des grossen Viehes an. Diese traurigen Lehrer-Geschöpfe haben meistens ohne inneren Beruf den ebenso schwierigen wie ernsten Stand erwählt, aus dem gemeinen oder auch hier und da aus dem minder gemeinen Pöbel sich rekrutirt, und in dem Streben nach einem Stück Brod Alles hingegeben, was dem Staatsbürger heilig ist. Der Strassenkehrer mag sein Gewerbe erwählen, um des Brodes willen: aber es ist Frevel und Verbrechen, ohne den wahren Beruf dazu in einen Stand zu treten, welcher so sehr über das Wohl und Wehe ganzer Völker entscheidet, wie gerade das Lehrerthum.

Victor Considerant [353]) zieht wider die schlechte Methode der Lehrer an den Mittelschulen zu Felde. Tief begründet sind seine Klagen und die Beschuldigungen, welche er den Lehrern an den Hals wirft. Wir wollen zunächst einige seiner Worte anführen, um nachher Betrachtungen darüber anstellen zu können. »Was macht ihr«, ruft Considerant den Schultyrannen zu, »aus den

---

353) Considerant, V., Theorie der natürlichen und anziehenden Erziehung. Deutsch von P. Str. Nordhausen 1847. in 12⁰. pag. 11 u. fg.

Körpern?*). Was macht ihr aus den Seelen? Was macht ihr aus den Fähigkeiten? Man muss den natürlichen Gaben und Neigungen folgen, sie entwickeln und üben, die entspringenden Kräfte und Fähigkeiten pflegen — was thut ihr? In eueren Instituten, wo man euch zu früh die Jugend zur Erziehung zuwirft, habt ihr eine Regel, die für Alle dieselbe ist, gegen welche keine Besonderheit der Natur, der Kräfte und des Charakters Schutz findet. Ihr spannt brutaler Weise alle diese verschiedenen Fähigkeiten an dieselbe Aufgabe; ihr lasset lange und kurze Beine in demselben Schritte gehen. Die, welche eine Lection zweimal lesen und sie behalten, weil sie ein gutes Gedächtniss haben, werden belohnt; und daneben überhäuft ihr Die, welche sie drei Stunden studirt haben, und noch nicht wissen, mit Strafen und harten Worten; ihr sagt ihnen, dass sie faul und nachlässig seien; ihr kränkt ihr Gemüth durch Beleidigungen, die sehr zulässig sind, und die man nicht verdammt, weil sie von Männern an Kindern verübt werden«! »Wir wollen zugeben«, bemerkt Considerant weiter, »dass all' das dumme Zeug, welches man die Kinder und jungen Leute mit so grossen Dosen von Langerweile, von Quälerei, von grausamen und abstumpfenden Strafen in jenen Classen lehrt, nützlich sei und gelehrt zu werden verdiene; besteht aber das Verfahren des Unterrichts nicht aus schrecklichen Monstrositäten? Bildet jene gehässige Einförmigkeit der Regel, der Herrschaft und der Aufgaben, jene Verachtung der Individualitäten, der Charaktere, nicht eine Abnormität, welche das Verfahren unserer Erziehung auf das Augenfälligste brandmarkt? In diesem so prahlerischen und ruhmrednerischen neunzehnten Jahrhundert besteht das Verfahren der Erziehung für Die, welche an dieser Wohlthat Theil nehmen können, darin, dass man . . . sie während der schönsten und lebendigsten Jahre ihres Lebens Tag für Tag auf tausend Arten plagt und quält; und dies Alles wozu? Um ihren Kopf mit einer Menge Albernheiten zu erfüllen, die zu vergessen sie sich beeilen werden« . . . — Dass die guten Lehrer, wenn sie auch in ihrem besonderen Fache noch so tüchtig sind, den Schülern gegenüber meistens so dumm sich stellen und so viel durch Begehung sowohl wie durch Unterlassung an ihnen sündigen; dies findet in dem Mangel pädagogischer Bildung seinen Grund. Bei dem Professor an der Universität, der diese oder jene Wissenschaft docirt, und um den Zuhörer weiter sich nicht bekümmert, kommt es wenig darauf an, ob er pädagogisch gebildet sei: aber bei dem Schulmeister des Gymnasiums und der Realschule macht solche Bildung vor Allem sich nöthig; denn da der Lehrer nicht allein unterrichten, sondern auch veredeln soll, da er nicht nur als Docent, sondern auch als väterlicher Freund und Lenker dem jungen Menschen gegenüber steht: muss er auch die Wissenschaft und Kunst der Erziehung wohl inne haben, und den Schüler in jeder Beziehung genau kennen.

Praktische Menschenkenntniss ist für den Lehrer an der Mittelschule der Ausgangspunkt aller Thätigkeit. Zwar sucht man jetzt an den Bildungs-Anstalten für Volkslehrer der Anthropologie und Psychologie Raum zu geben; aber, dogmatisch betrieben, liefern diese Wissenschaften für die praktische Menschenkenntniss wenig oder gar keinen Nutzen, sind somit nur dazu geeignet, den Schulmeister selbst höher zu bilden, ohne die Fähigkeit, den jugendlichen Menschen mit all' seinen Eigenthümlichkeiten und Bedürfnissen zu begreifen, zu erwecken. Das Leben und der Mensch im Leben, welche dem Lehrer die

*) der Zöglinge.

geläufigsten Begriffe sein sollten, sind ihm die am meisten fremden; der Lehrer pflegt dem Leben gegenüber unbeholfener zu sein, als der Knabe, den er unterrichtet; ja, er könnte in praktischen Dingen oft genug zu diesem Knaben in die Schule gehen. Sollen nun Gymnasien und Realschulen nicht allein Lehr-, sondern auch Erziehungs-Anstalten sein, so müssen die Lehrer nach Methoden arbeiten, die aus wahrer Menschenkenntniss ihren Ursprung nehmen, der Natur entsprechend sind, und den Schüler nicht abstossen, sondern anziehen, befriedigen und aneifern.

Die Methode ist für jeden Schüler eine andere, weil ein jeder anders geartet ist. Der Lehrer muss den Zögling studiren, und die Einzelnheiten der Methode nach den Einzelnheiten der Natur einrichten. Mehr lässt über diesen Punkt im Allgemeinen sich nicht sagen. Der erziehende Unterricht nach naturgemässer Methode ist das sicherste Mittel zur Förderung der moralischen Gesundheit des Schülers.

Aber nicht allein Menschenkenntniss und eine genaue Bekanntschaft mit seinem Fache muss dem Lehrer eigen sein, sondern hervor leuchten soll er durch Tugend und Beispiel. Charles Dollfus[354]) sagt sehr trefflich unter Anderem: »Similia similibus sollte die Maxime der Erziehung sein: man entwickelt den Verstand nur durch den Verstand, man lehrt Gerechtigkeit nur durch Gerechtigkeit, und Güte nur durch das Herz. Die Kinder lernen eigentlich nur durch das Beispiel«. — Und wenn die Lehrer gross sind im guten Beispiel, dann sind sie auch wahrer Erfolge gewiss.

»Ohne Erziehung«, bemerkt Étienne Vacherot[355]), »bleiben die schönsten Constitutionen auf dem Standpunkte des todten Buchstabens. Denn die Erziehung macht die Menschen«. — Wir sehen gar manches Land, wo vortreffliche Constitutionen auf dem Papiere stehen, wo aber die schmählichste Pfaffen-, Soldaten- und Bürokraten-Wirthschaft sich geltend macht. Dabei wird in Gymnasien und Realschulen der Brei der Kenntnisse mit grossen und tiefen Löffeln den Knaben und Jünglingen eingepfercht und womöglich auch noch mit grossen Spritzen einklystirt; und doch nichts als Jammer im Staate, nichts als Elend und Verderben! Ursache davon ist zu nicht geringem Theile der Mangel an Erziehung und das Uebermaass an Vielwisserei in den Mittelschulen.

§ 78.

An den Universitäten und den höheren Fachschulen kommt die Erziehung gar nicht oder nur wenig in Betracht. Um so mehr wird, und dies ist sehr natürlich, auf den Unterricht selbst Gewicht gelegt. Zur Förderung und Erhaltung des moralischen Wohles der ganzen bürgerlichen Gemeinschaft macht es sich nöthig, diesen Unterricht von Menschen ertheilen zu lassen, die nicht Weiber in Mannskleidern, nicht Heuchler, Mucker, Verfinsterer, sondern Männer im wahren Sinne des Wortes sind, und, ausser gediegenen Kenntnissen wie auch der Fähigkeit des Lehrens, Bürger-Tugenden besitzen. Ohne diese Voraussetzungen übt der Unterricht an den hohen Schulen heilbringende Wirkungen nicht aus.

---

354) Dollfus, Ch., De la nature humaine. Paris 1868. in 8⁰. pag. 286.
355) Vacherot, É., La démocratie. 2. Auflage. Bruxelles 1860. in 8⁰. pag. 106.

Karl Hermann Scheidler[356]) sagt: »Als ein grundwesentliches Merkmal der Wissenschaft muss es endlich bezeichnet werden, dass dieselbe als solche durchaus keine Autorität anerkennt, sondern ganz selbständig ist. Dieses ergibt sich schon daraus, dass das Wissen ein angewandtes Denken ist, das Denken aber seinen eigenen Gesetzen folgt, welche durch keine äussere Macht geändert werden können«. — Freiheit der Lehre, und somit auch Freiheit des Lehrers, werden überall dort erfordert, wo die Wissenschaft bestehen, sich entwickeln und dem gemeinen Besten dienen soll. Aber die Universitäten sind Staatsanstalten, die Lehrer Staatsdiener; die Regierung pflegt die Wissenschaft zu beeinträchtigen, indem sie so häufig in die Lehre sich mischt, die Professoren von Gnade abhängig macht, und an den Studenten mittelbar Rache übt, wenn dieselben den Vorlesungen freisinniger, aber bei Hofe oder bei den Ministern nicht beliebter Professoren beiwohnten. Solche Procedur ruinirt nicht allein die Wissenschaft, sondern verdirbt auch Lehrer und Studenten, und schadet dem Allgemeinwohle in der beträchtlichsten Weise. Der unparteiische Zuseher erkennt in dem Verfahren der Staatsmänner, die Wissenschaft Parteizwecken dienstbar zu machen, nicht allein die grösste Niederträchtigkeit, sondern auch die richtigste Thorheit; und könnten oder wollten jene Staatsmänner einen Spiegel sich vorhalten, so müssten sie unfehlbar sich selbst verachten.

Man hat mancher Orts Lehr- und Lernfreiheit in ihrer vollen Berechtigung und Nothwendigkeit anerkannt, aber sie in Grenzen eingeschlossen und, indem man den Bestand des Fortschrittes in der Zeit aus den Augen verlor, Ueberschreitung dieser Grenzen als gefährlich bezeichnet und ihr die Intervention des Staates als Vorbeugungs- wie Heilmittel entgegen gesetzt.

Leopold von Morgenstern[357]) thut unter Anderem folgenden Ausspruch: »Universitäten sind die grossen Sammelplätze der Ideen. Diese ätherischen Gebilde hoch begabter Seelen sind indessen so elastischer Natur, dass sie jeder Fessel sich entziehen, indem sie nicht erscheinen, wo diese drohet, und verschwinden oder versiechen, wo sie drückt. Die Wissenschaft fordert daher mit dem Beifalle der Vernunft von dem Staats-Organismus Lehrfreiheit, so lange sie nicht die Schranken der staatlichen Ordnung durchbricht, und Lernfreiheit. Ein Durchbrechen der Schranken der staatlichen Ordnung würde den Lehrern zur Last zu legen sein, wenn sie die Jugend, die sie zur praktischen Brauchbarkeit für einen wissenschaftlichen Lebensberuf heran bilden sollen, durch Lehren verführen wollten, welche gegen das Bestehende, dessen Erhaltung und Pflege den Lernenden dereinst anvertraut werden soll, anstossen. Die Lehrer würden hierdurch die Schuld auf sich laden, den Beruf nicht zu erfüllen, für welchen sie angestellt sind, und der Staats-Organismus ist daher für vollkommen sittlich berechtigt zu erachten, solche pflichtvergessenen Lehrer anzuhalten, ihren Beruf zu erfüllen, oder sie aus ihrer Stellung zu entfernen. Am augenscheinlichsten ist dies bei den Lehrern der Rechtswissenschaft und der Theologie, die ganz entschieden gegen die übernommenen Berufspflichten anstossen würden, wenn sie in ihrer Lehre gegen

---

356) Scheidler, K. H., Ueber die Idee der Universität und ihre Stellung zur Staatsgewalt. Nebst einer einleitenden Abhandlung über die Bedeutung der Cölner und Göttinger Amtsentsetzungen für die Staatsfragen der Gegenwart. Jena & Leipzig 1838. in 8⁰. pag. 137.

357) Morgenstern, L. v., Mensch, Volksleben und Staat, im natürlichen Zusammenhange. Leipzig 1855. in 8⁰. Bd. II. pag. 363 u. fg.

die bestehende Organisation des Staates oder gegen ein ganz entschieden von der Kirche festgesetztes Dogma auftreten wollten«. — In diesen Worten sind Wahrheit, Widerspruch und Blödsinn in gleichmässiger Mischung enhalten. Man ist durchdrungen von der Nothwendigkeit und Normalität der Lehr- und Lernfreiheit, erkennt aber zu gleicher Zeit in einer vom Hergebrachten abweichenden Lehre ein Attentat auf den Organismus des Staates! Ein jämmerlicher Staat, der durch den Fortschritt der Wissenschaft, durch die Lehr-Meinungen einiger von den Ansichten der Regierung abweichenden Akademiker in seinen Grundfesten erschüttert wird, der die Lehrer massregelt, weil sie die Theorie und Praxis des Stillstandes nicht anbeten! Ein niederträchtiger Staat, der in die Freiheit der Wissenschaft greift, wenn ein Professor die Dogmen der herrschenden Kirche nicht anerkennt, sondern beleuchtet, analysirt und bekämpft! Aber solche Vorstellungen, wie die angeführten sind in den Kreisen der Staatsmänner leider nur zu populär, und darum wird es so ungemein schwierig, die den Universitäten anklebenden Schäden und Mängel zu verbessern. Was an Hochschulen, die unter der Zuchtruthe des Staates und der Polizei stehen, geleistet wird, beweisen die österreichischen Universitäten: dort war bis zum Revolutions-Jahre das Geistesleben fast gleich Null; Wissenschaft um ihrer selbst willen war dort unbekannt; die Professoren unterschieden sich nur wenig von den Unteroffizieren der Polizei, und die Universitäten im Ganzen charakterisirten sich als traurige Abrichtungs-Anstalten von Bürokraten und Pfaffen, die der Unterdrückung des Geistes und der Zertretung aller höheren Interessen ihre Kräfte widmen mussten.

§ 79.

Die oberste Aufgabe der Erziehung und des Unterrichts ist die Pflege des Talentes, des Genius. Ganz besonders fällt diese Aufgabe den Universitäten zu; denn sie sind die Stätten der höchsten Geistesbildung, von ihnen soll naturgemäss Licht überall hin ausstrahlen und alle guten Keime befruchten. Leider aber sind sie in einer Zahl von Staaten nicht nur nicht die Förderer, sondern eher die Unterdrücker des Talentes, weil sie, als Ziehpuppen der Polizei und Verfinsterung, gleich ihren Beherrschern durch den Genius geängstigt werden.

Ueberall, wo Bürokratenthum und Schulweisheit blühen, wo man nur Rubriken kennt, und wo man Alles zertritt, was in diese Rubriken nicht passt; wo Alles nach äusseren Formalitäten und Nichts nach seinem wahren Inhalt beurtheilt wird; wo nur materieller Besitz und Titel gelten: dort ist nicht der Platz für das Talent, dort geht das Talent zu Grunde. Und ohne die freie Entfaltung des Genius kann von normaler Entwickelung der Gesellschaft wie des Staates die Rede nicht sein; denn ohne Dampf bewegt die Dampfmaschine sich nicht. Wo der Genius fehlt, fehlt das nationale Leben, und wo dieses abwesend ist, kann wahres Gedeihen des Volkes nicht möglich werden; dieses versumpft in veralteten Formen, und seine schönsten Blüthen gehen entweder zu Grunde oder erschliessen sich weit in der Fremde, anderen Nationen zum Nutzen.

Anerkennung und Pflege des Talents ist der oberste Grundsatz normaler öffentlicher Erziehung. Aber, wer das Talent anerkennen und pflegen soll, muss selbst Talent haben, da ja andern Falles das Organ zur Wahrnehmung und zum Verständniss des Talentes Anderer ihm fehlt. Daher wäre es unge-

mein wünschenswerth, dass zu den Lehrämtern an Universitäten und an die Spitze der Staatsgeschäfte immer nur geniale Menschen berufen, die Maschinen-Menschen dagegen nur dorthin gestellt würden, wo eben nur Maschinen erforderlich sind.

Der Genius setzt über die Schranken sich hinweg, an welche die Naturen des Durchschnitts gebunden sind. Diese Schranken dürfen für ihn gar nicht aufgerichtet werden. Aus der Fülle des Volkslebens müssen die Lenker der Staaten den Genius nehmen, ohne nach seinem Herkommen, seinen Verwandten, deren Einfluss u. s. w. zu fragen.

Wenn die öffentliche Erziehung das Talent nicht anerkennt und pflegt, handelt sie eben so wider die obersten Interessen der bürgerlichen Gemeinschaft, als wenn sie vorwiegend das Aeussere cultivirt und für kräftige Entwickelung des inneren Menschen weder Sinn noch Geschick hat. Man legt auf Ausbildung des Aeusserlichen ein unverhältnissmässig hohes Gewicht. Die moderne Erziehung leidet hervorragend an diesem Fehler. Ungemein häufig tödtet sie Herz und Gemüth, verhöhnt den gesunden Verstand, löscht die Gefühle der Gerechtigkeit und Billigkeit aus, die Liebe zum Vaterlande und den Charakter, und wird dadurch zur Urheberin jener allgemeinen Blasirtheit, wie sie heutzutage die vortrefflichsten Blüthen des Genius zertritt, das Edelste und Beste in den Staub zieht, und den praktischen Materialismus verherrlicht.

Der Schwindel, die Sinnestäuschung, der äussere Glanz, die Redensarten, sie herrschen jetzt gewiss viel mehr als zuvor; sie beeinflussen die Erziehung in der bedenklichsten Weise und bringen sie ernstlich in Gefahr. Jeder Laffe maasst ein Urtheil über die schwierigsten Dinge sich an, bricht den Stab über die edelsten und besten Menschen, über die hellsten Köpfe und die tiefsten Gemüther; er schwatzt über Alles mit unaussprechlicher Dreistigkeit, und der Pöbel höheren Ranges preiset eben so seine Weisheit, wie der Philosoph den Gepriesenen und den Preisenden auf das Tiefste verachtet; er streut seinen thierischen Verehrern Sand in die Augen und täuscht sie mit elenden Phrasen und Scheinbeweisen.

Im Fortschritte der schlechten Erziehung wird die Sprache immer mehr das Mittel, die Gedanken zu verbergen, die Lüge zu verbreiten, die Gemeinheit zu verherrlichen, die Tugend zu schmähen. Um dem Verderben entgegen zu arbeiten, muss die Erziehung Wahrheit zu ihrem obersten Principium machen, und den Zögling anleiten, der Wahrheit zu dienen. Die Pflege naturgemässer Moral und andererseits der Naturkunde, das gute Beispiel, und die strenge Verfolgung der Lüge: sie allein wecken, erhalten und befestigen den Sinn für Wahrheit, und verhindern, dass die Sprache ein Mantel der Lüge werde.

Mit dem Sinne für die Wahrheit wächst auch das Bestreben, das Innere zur Entwickelung und Geltung zu bringen, das Aeussere gering zu achten, den Schwindel, den Glanz, die Täuschung Anderer zu verdammen. Wenn wir also in der öffentlichen und privaten Erziehung der Wahrheit eine Gasse brechen, leisten wir der Menschheit den grössten Dienst und stellen die Grundlagen echter Moral in Staat, Gesellschaft und Familie her.

Um die Wahrheit vertragen, ihr frei in das Auge sehen, überall zur Geltung sie bringen zu können, ist normale physische Erziehung eine der gewichtigsten Voraussetzungen, denn kräftige Naturen, die den Einflüssen der Aussenwelt Trotz bieten, zeigen im Allgemeinen auch mehr von innerer Festigkeit,

als Jämmerlinge hinter dem Ofen. Aber in demselben Grade wie gute Erziehung der physischen Kräfte ist die Förderung des Genius das beste Mittel, auch die Wahrheit zu fördern.

§ 80.

Intellectuelle und moralische Ausbildung haben erst dann vollen Werth, wenn sie durch die politische ergänzt werden. Ein Mensch, dessen Verstand und dessen Sitten hoch entwickelt sind, bleibt immer etwas Halbes, wenn an politischer Bildung es ihm fehlt; er ist nichts mehr und nichts weniger, als ein Kind, ein Unmündiger; er ist unpraktisch und linkisch, träumerisch, und weit entfernt von jener Sicherheit, wie sie den freien Bürger ziert.

»Es gibt wenig Länder«, sagt Helvetius [358], »in denen man die Wissenschaft der Sittenlehre und der Staatsklugheit studirt. Man verstattet auch den jungen Leuten nur selten, ihren Verstand in Materien dieser Art zu üben. Die Priesterschaft kann es nicht leiden, dass sie sich das Vernünfteln zur Gewohnheit machen«. — Aber nicht allein die Pfaffen sind politischer Bildung entgegen, sondern auch die grösste Mehrzahl der Staatsmänner und der Erzieher in despotisch und schein-constitutionell regierten Staaten; ja, die Lehrer feinden politische Bildung überhaupt an, während die Staatsmänner blos vom Schulprogramm sie ausgeschlossen wünschen. Sei dem aber wie ihm wolle, und möge der Peter oder der Paul angeschuldigt zu werden verdienen: die Unwissenheit, in welcher man die Jugend in politisch-moralischen Dingen hält, rächt sich schwer in dem ganzen öffentlichen Leben der Nation; denn es wird der Sinn nicht gepflegt, mittelst dessen der Bürger die Parasiten an dem Organismus des Staates wahrnimmt, und die Kraft nicht erweckt, mit deren Hülfe er die Parasiten zu entfernen und zur ursprünglichen politischen Gesundheit zurückzukehren im Stande ist.

§ 81.

Das Kind darf nicht durch Züchtigung und andere physische Zwangsmittel zu Handlungen genöthigt, es muss mit Liebe und, indem auf seine Ueberzeugung und sein sittliches Gefühl man wirkt, zu Handlungen geleitet werden. Barbarische Mittel anzuwenden, kann niemals Sache eines gebildeten, takt- und gefühlvollen, sondern immer nur die dumme Auskunft eines pöbelhaften Erziehers sein. Am schädlichsten bleibt immer die Wirkung der Züchtigung, wenn der Erzieher seine vorgefasste Meinung, seine beschränkte Anschauung, seine Willkür, Ungerechtigkeit und Herzlosigkeit (besonders wenn diese von dem Zögling selbst in ihrer völligen Erbärmlichkeit und Niederträchtigkeit erkannt werden) dem Kinde aufzwingen will. Viele Menschen sind durch solche bodenlos gemeine und verkehrte Erziehung zu Verbrechern, zu Bösewichten geworden, oder haben Zeit ihres Lebens sich selbst im höchsten Grade unglücklich gefühlt und Andere unglücklich gemacht.

Humanes Entgegenkommen, liebevolle Behandlung und Sorgfalt müssen mit Bestimmtheit und Strenge bei dem Erzieher sich paaren. Er darf nur wenig Gewicht auf äussere Formen legen; dagegen ist es seine Aufgabe, überall das Wesentliche heraus zu finden und mit der Wesenheit des Kindes geschickt es

---

358) Helvetius, J. C. H., hinterlassenes Werk vom Menschen . . . Bd. I. pag. 10 u. fg. Anmerkung.

zu vermitteln. Legt der Erzieher Unwillen, Bosheit, Rachsucht dem Kinde gegenüber an den Tag; übersieht er absichtlich die natürlichen Bedürfnisse des Zöglings; ist er dort unbestimmt, wo er bestimmt, dort strenge, wo er milde sein sollte: so weckt er in dem kindlichen Gemüthe Keime, deren Entwickelung für die ganze Zukunft des Menschen höchst gefährlich wird; er weckt jene Bitterkeit, die bei schlecht Erzogenen so oft uns begegnet.

Die traurigen und auch verhängnissvollen Wirkungen der Züchtigung der Kinder mittelst Stock und Ruthe fasst John Locke[359]) also zusammen: ». . diese Gattung Strafen trägt nicht das Geringste dazu bei, den natürlichen Hang besiegen zu lernen, der uns zum Genuss jedes vorüber gehenden sinnlichen Vergnügens und zur Vermeidung jeder widrigen Empfindung antreibt. . . Sie vermehren vielmehr diesen Hang, welcher die Wurzel aller lasterhaften Handlungen und Ausschweifungen ist, und bestärken uns in demselben«. »Diese Art von Strafen bringt natürlicher Weise einen Widerwillen gegen Dasjenige hervor, was der Erzieher dem Zöglinge liebenswürdig machen sollte. Wie oft geschieht es nicht, dass Kinder diejenigen Dinge, die ihnen sonst angenehm waren, zu hassen anfangen, sobald sie um derselben willen geschlagen und übel behandelt werden«. »Solch' eine knechtische Behandlung verursacht eine sclavische Gemüthsart. Dem Schein nach unterwirft sich das Kind und stellt sich gehorsam, so lange die Ruthe noch über ihm schwebt. Ist diese aber entfernt, sieht es von Niemand sich bemerkt, so wird es im Verborgenen, wo es darauf rechnen kann, ungestraft zu bleiben, seinen Leidenschaften desto freier Zügel schiessen lassen; denn diese werden durch eine solche Behandlung keineswegs gedämpft, sondern nur noch mehr gestärkt, und brechen dann mit desto grösserer Heftigkeit hervor, sobald der Zwang vorüber ist«. »Wenn nun die härteste Strenge auch endlich über die Natur des Kindes und dessen Unordnungen siegt, so entsteht daraus oft ein noch gefährlicheres Uebel, indem der Geist des Kindes ganz niedergeschlagen wird. Dann wird aus dem kleinen muthwilligen Knaben ein niedriges, kleinmüthiges Geschöpf, das durch seine unnatürliche Sittsamkeit zwar schwachen Menschen gefällt (die überhaupt blöde und unthätige Kinder loben, weil sie kein Geräusch machen, und ihnen keine Unruhe und Beschwerlichkeit verursachen). Aber seinen Freunden wird es in der Folge lästig genug fallen, und sein Leben lang weder sich selbst noch Andern etwas nütze werden. Schläge, und alle andere sclavische Behandlung und körperliche Strafen, sind also nicht die zweckmässigen Mittel, durch deren Anwendung weise, tugendhafte und verständige Menschen gebildet werden können. Sie dürfen daher nur selten, nur in wichtigen Fällen, und wenn sie wirklich unvermeidlich sind, gebraucht werden«. — Dies sind die Ansichten Locke's über die Züchtigung der Kinder und den Werth der Schläge in der Erziehung.

Schulmeister, Hauslehrer und Eltern waren seit den ältesten Zeiten nicht gerade arm in Erfindung von Strafen. Hätten sie wahrhafte Besserungs-Strafen ersonnen, so wäre der Erziehung Eintrag nicht geschehen, den Zöglingen Schaden nicht erwachsen. Leider aber richteten die Strafen meistens ihren Stachel nur gegen Erscheinungen; man wollte nur Entäusserung ver-

---

359) Locke, J., Ueber die Erziehung der Jugend unter den höheren Volksklassen. Aus dem Englischen übersetzt und mit Zusätzen und Anmerkungen versehen von Carl Siegmund Ouvrier. Leipzig 1787. in 8⁰. pag. 56 u. fg.

hüten, und verstand es nicht, dem Uebel vorzubeugen. Aus diesem Grunde erreichte man durch die Bestrafung gerade das Gegentheil von Dem, welches erreicht werden sollte, ja man leistete dem Geiste des Despotismus und der Barbarei auf das Entschiedenste Vorschub. In absolut regierten Staaten trifft man die schlimmsten Bestrafungen der Zöglinge an.

Wir wollen, dass das Gute nicht des Lohnes wegen, sondern um seiner selbst willen geübt werde. Wir können daher dem System der Belohnung in Schule und Haus nicht das Wort reden. So wie der humane Erzieher nur in verzweifelten Fällen zur ernstlichen Bestrafung greifen soll, so mag er auch mit der Belohnung sehr sparsam sein und nur auf ausserordentliche Fälle sie beschränken.

»Zur Bekämpfung des bösen Willens«, sagt Oskar Heyfelder [360]), »bedarf man der Strafe. Dass diese aber nach ihrer physischen und psychischen Bedeutung der Natur des Kindes angepasst werden müsse, versteht sich von selbst. Vor Allem steht fest, dass dem zarten Kindergemüth gegenüber die moralische Bedeutung der Strafe die Hauptsache ist: das Bezeigen von Unzufriedenheit, das augenblickliche Entziehen der Liebe geliebter Personen, der Beweis, dass der eigene kleine Wille vor einem höheren besseren Willen weichen muss, — nicht aber die Empfindlichkeit, die Schärfe der Strafe. Diese kommt erst als zwingendes Beweismittel in Anwendung, wo schon der moralische Eindruck nicht mehr wirkt. Durch unzeitiges, häufiges, rohes Strafen aber stumpft man die Empfänglichkeit für die sittliche Bedeutung der Strafe ab«. — Mit Recht betrachtet Heyfelder die Strafe der Nahrungs-Entziehung als eine der schädlichsten; hält die Nöthigung zum Genusse gewisser Speisen beziehungsweise für nachtheilig; protestirt, was die Strafe des Schlagens betrifft, vom Standpunkte der Medicin gegen deren allzu frühzeitige, sowie gegen deren maass- und rücksichtslose Anwendung; erklärt mit aller Entschiedenheit, wie verwerflich die Strafe der Entziehung des Schlafes und des Erschreckens sei; zeigt das Unnatürliche der Bestrafung durch Einsperren bei allzu jugendlichen Menschen, und bricht über alle dummen wie unnatürlichen Strafen der Schulen, Erziehungs-Institute u. s. w., so Knieen auf Erbsen, Küssen des Bodens u. dgl., den Stab.

Ein Lehrer, ein Erzieher, der mit edlem Wollen ein entsprechendes Maass von Menschenkenntniss und Geduld verbindet, bedarf in den wenigsten Fällen eines Bestrafungsmittels, um den Zögling zu lenken. Wo Strafe häufig in Anwendung gebracht wird, schliesst der Kundige in hundert Fällen nur ein Mal auf die Verderbtheit des Schülers, aber neunundneunzig Mal auf die Unfähigkeit des Lehrers, des Erziehers. Um aber das System der Bestrafung für die Erziehung ungültig zu machen, ist es erforderlich, Lehrer und Erzieher zu ihrem ernsten Berufe gut auszubilden. Die Erfahrung lehrt, dass echte Erzieher des Stockes u. dgl. in der Regel nicht bedürfen.

§ 82.

Der Wille des zu Erziehenden ist eines der wichtigsten Momente in der moralischen Hygieine und in der Pädagogik. Den Willen zu erziehen, ihn zu wecken, wo er fehlt, ihn zu dämpfen, wo er allzu stürmisch brauset: dies ist

360) Heyfelder, O., Die Kindheit des Menschen. Ein Beitrag zur Anthropologie und Psychologie. 2. Auflage. Erlangen 1858. in 8⁰. pag. 79 u. fg.

eine Voraussetzung moralischer Gesundheit. Ein willenloser Mensch, der von anderen Leuten wie ein Waarenballen sich umher schieben lässt, ist moralisch nicht zu jener Ausbildung gekommen, wie sie nöthig sich macht, um einem Geschöpfe den Charakter eines Durchschnitts-Menschen zuzuerkennen. Solche, deren Wille alle Mauern durchbricht, und Alles um sich her barbarisch zertritt, sind weit davon entfernt, sittlich der Vollkommenheit sich zu nähern.

Zur Stärkung eines allzu schwachen Willens empfiehlt A. Clavel [361]), den Menschen dahin zu leiten, dass er, ungeachtet mancher Hindernisse von Seite der Witterung u. dgl. an seinem Vorhaben fest halte; Kinder, denen an Festigkeit des Willens es gebricht, solle man mit anderen Kindern, die Willens-Festigkeit besitzen, in Verbindung bringen, damit das gute Beispiel so zu sagen sie anstecke, sie aneifere, anfeuere. Clavel empfiehlt den Erziehern viele Umsicht und Behutsamkeit solchen Zöglingen gegenüber, denen das natürliche Maass der Willenskraft fehlt. — Mit Starken ist immer leicht umzugehen; Schwachen gegenüber machen tausend Momente sich geltend, die bei Willenskräftigen nicht in Betrachtung kommen. Der Schwache ist beschränkt, und weil er beschränkt ist, starrsinnig. Wirkt nun der Erzieher frühzeitig auf die Gymnastik des Willens, dann vermag er hierdurch den Starrsinn zu brechen, und dessen Urquell, die Beschränktheit, auszutilgen. Viele Kinder, die von Natur aus eine gewisse Kraft des Willens haben, werden durch verkehrte Behandlung zu Hause und in der Schule abgestumpft und willenlos gemacht; sie bilden dann im weiteren Laufe des Lebens jene Sorte von Maschinen-Menschen, die den Hämmeln gleichen und dem Teige in der Hand des Bäckers ähnlich sind. Lehrer und Eltern gehen häufig genug von dem verderblichen Grundsatze aus, dass es unumgänglich nöthig sei, bei den Kindern jede Regung des Willens mit Gewalt zu verhindern, den jugendlichen Menschen tyrannisch zu beherrschen. Andere lassen ihren Kindern wieder jeden Willen, und wagen nicht einmal den Versuch, auch nur einer Laune des Kindes sich zu widersetzen. In beiden Fällen sind die Erziehungs-Resultate jämmerlich und tragen in hervorragendem Maasse zum nationalen Ruine bei: denn sie bestehen eines Theils in Knechtschaft, andern Theils in Verwilderung; Eigenschaften, die alles Andere eher begünstigen, als republikanische Tugenden.

Gute Grundsätze in Betreff der Regulirung des Willens hat Robert Brudenell Carter [362]) entwickelt. Er bemerkt unter Anderem: »Die Lenkung des Wollens, oder der Willens-Operationen, mit Hülfe der Erziehung möge man auf zweierlei Art bewerkstelligen: zunächst durch Stärkung des Wesens und Entwickelung der Willenskraft selbst, und weiter durch Bestimmung der Richtung, nach welcher diese Kraft in Thätigkeit gesetzt werden soll. In Betreff des Ersteren sei man eingedenk, dass wir in einem energischen Willen die unmittelbare Veranlassung der Beharrlichkeit *) erkennen, und dass, wie daraus hervor geht, um einen Zustand von Beharrlichkeit zu erzeugen, sei es im Denken oder im Arbeiten, die Fähigkeit entwickelt werden müsse, auf welche solch' eine gute Gewohnheit sich gründet«. — Viele Erzieher glauben, es liesse

---

361) Clavel, A., Traité d'éducation physique et morale. Accompagné de plans d'ensemble indiquant la disposition principale des établissements d'instruction publique, par Emil Muller. Paris 1855. in 12^0. Bd. II. pag. 78 u. fg.

362) Carter, R. B., On the influence of Education and Training in preventing diseases on the nervous system. London 1855. in 8^0. pag. 334.

*) nicht Starrsinn

Beharrlichkeit nur durch ein Commandowort sich erreichen; sie täuschen jederzeit sich bitter; denn ohne sorgfältige Cultur aller physischen uud moralischen Kräfte wird der Wille nicht zur Ausbildung gelangen, somit Ausdauer, Beharrlichkeit nur so lange währen, als äusserer Zwang einwirkt. Der Wille muss geweckt und, indem man immer auf bestimmte Gegenstände ihn richtet, rege erhalten werden, so dass er stets, wo darauf es ankommt, sich geltend macht, ohne erst neuer Impulse zu bedürfen. Wenn wir auch die Willenskraft stärken, aber unterlassen, ein Object ihr zu geben, so ist dies gerade so, als ob wir in das Blaue schössen.

»Der Wille ist unabhängig*) von andern Fähigkeiten«, sagt Charles Dollfus [363]. »Man kann kräftig wollen, und dabei nur mittelmässig von Geist sein; man kann geistig hervor ragen, und doch kann an Willen es fehlen. Der Wille ist der Muskel der Seele: durch ihn erhält unser sittliches Wesen sich aufrecht. Er ist eine Fähigkeit, welche man pflegt, und die so wie alle andern Fähigkeiten gepflegt werden soll. Die Erziehung des Willens ist einer der Gegenstände der Erziehung; sie ist nicht der geringste, aber der am meisten vernachlässigte. Viel leichter ist es, gehorchen, als wollen zu lehren; wollen ist bedeutend schwieriger, als gehorchen: die Pflicht wollen, dem Guten gehorchen, ist noch schwerer. Die Anleitung, dem Guten ergeben zu sein, und zu wollen, was man wollen soll, ist die moralische Erziehung des Willens, die Stärkung des Charakters durch das Gewissen und des Gewissens durch den Charakter. Wenn die Kinder wollen lernen sollen, ist es nothwendig, ihnen das Wollen zu erlauben«. — Menschen, die geistig hervor ragen, ohne dabei Willenskraft zu besitzen, werden wahrhaft unglücklich, wenn es ihnen an den zur Fristung des Lebens nöthigen Mitteln fehlt; zahlreiche Fälle von Selbstmord und Geisteskrankheiten sind aus dieser Quelle geflossen. Wenn Jemand geistig nur zum Durchschnitte gehört, aber die genügende Menge von Willen hat, überwindet er die grössten Schwierigkeiten, und bewahrt dort sich vor Schiffbruch und Elend, wo der weise Mann, dem jedoch an Willen es gebricht, unfehlbar zu Grunde gehen muss. Wenn daher auf die Pflege des Willens ein so grosses Gewicht gelegt wird, so hat dies die tiefste Berechtigung, und zwar um so mehr, als einerseits ein uncultivirter kräftiger Wille grosse Störungen im gesellschaftlichen Leben anzurichten im Stande ist, und andererseits ein zu schwacher Wille, oder Willenlosigkeit, zur Ursache von Elend wird.

Bei den geknechteten Völkern in und ausser Europa ist man weit davon entfernt, den Willen zu pflegen; um so mehr ist man bemüht, den Gehorsam zu befestigen; aber nicht den Gehorsam gegen das Gute, sondern nur gegen die Menschen, denen der Zufall Gewalt verlieh. Deshalb sind jene Völker zu Unselbständigkeit und zu dem Verharren auf der Stufe der Kindheit verdammt, und ihre höchste Kraft besteht darin, mit den Ketten zu rasseln. Cultur des Willens ist eine Bürgschaft des Freiseins und des Freibleibens.

Wenn wir an das Krankenbett treten, finden wir, dass Menschen mit cultivirtem, kräftigem Willen allen Leiden gegenüber Standhaftigkeit bekunden, und dadurch oft grossen Gefahren entgehen. Und überall, wo und in welchen Verhältnissen sich der Mensch befinden mag, wird ihm ein geläuterter, fester

---

*) Von der Abhängigkeit des Willens soll weiter unten die Rede sein.

363) Dollfus, Ch., De la nature humaine. Paris 1868. in 8⁰. pag. 284.

Wille der beste Talisman sein, zur Erhaltung leiblicher und sittlicher Gesundheit und zur Verlängerung des Lebens wesentlich beitragen.

Der Wille bietet der erziehenden Thätigkeit nicht isolirt sich dar; er hängt immer mit anderen Dingen zusammen, und wir müssen auch auf diese wirken, sollen wir mit Erfolg arbeiten. »Prüfet den Willen von welcher Seite ihr wollet«, sagt J. P. Marat [364]), »ihr werdet ohne Unterlass im Schlepptau des Gefühles, der Liebe für das Vergnügen und der Abneigung gegen den Schmerz ihn finden«. — Dies ist ein wichtiger Fingerzeig für die moralische Gesundheitspflege: dort, wo Gefühle, Liebe zum Vergnügen und Abneigung gegen den Schmerz so überwiegen, dass der Wille in ihnen aufgeht, ist es nöthig, mit grösstem Nachdruck den Verstand und die Vernunft zu schärfen, um so dem krankhaften Gefühle und der hieraus entspringenden Weichheit und Charakterlosigkeit das Territorium streitig zu machen. Liebe zum Vergnügen und Abneigung gegen den Schmerz dürfen ein gewisses Maass nicht überschreiten; denn sonst gefährden sie die sittliche Exsistenz und machen den Menschen zu einem willenlosen Werkzeug. Der Schmerz stärkt den Willen, das Vergnügen schwächt ihn; Leiden, wenn sie die normalen Grenzen nicht überschreiten, sind in der Regel viel mehr nützlich als schädlich. B. Mojon [365]) hat in einer vortrefflichen Abhandlung den Nutzen physischen und moralischen Schmerzes durch eine nicht unbeträchtliche Zahl von Thatsachen bewiesen, und Michel de Tretaigne diese Abhandlung mit schätzbaren Beiträgen vermehrt.

Ein starker Wille wird durch Schmerz, durch Krankheit nicht leicht beeinträchtigt. Epiktet [366]), der alte griechische Moral-Philosoph, hat richtig dies erkannt, indem er sagte, dass dem Körper gegenüber Leiden als Hindernisse sich geltend machten, nicht aber dem Willen gegenüber. — Wir wissen aus der Erfahrung, dass der Wille mancher Menschen auch durch die heftigsten und schmerzhaftesten Leiden nicht gebrochen wurde.

Der Wille ist abhängig von den Vorstellungen und von der Erkenntniss. Aus diesem Grunde wird mit Hülfe des Verstandes und der Vernunft, das heisst: durch deren entsprechende Cultur, der Wille am besten sich erziehen lassen. »Nach der Erkenntniss«, sagt Johann Georg Heinrich Feder [367]), »woher sie auch immer entstanden sein mag, richtet sich der Wille nothwendig«. Und ferner zeigt Feder: »Dass der Wille sehr wohl im Stande ist, Beweggründen sich zu widersetzen; aber dass dann immer ein anderer Beweggrund da ist, der diesen Widerstand bewirkt. Nicht immer ist es eine vernünftige oder deutliche Vorstellung, sondern eine unentwickelte Empfindung oder dunkle Erinnerung, ein vermengtes Gefühl, eine Phantasie; ein Schwarm

---

364) Marat, J. P., De l'homme, ou des principes et des loix de l'influence de l'ame sur le corps, et du corps sur l'ame. Amsterdam 1775. in 12⁰. Bd. I. pag. 286 u. fg.

365) Mojon, B., De l'utilité de la douleur physique et morale. Traduit de l'italien, avec introduction, appendice et notes, par Michel de Tretaigne. 2. Auflage. Paris 1843. in 12⁰. pag. 21 u. fg.; 73 u. fg.

366) Epicteti, Enchiridion. Graece et latine cum scholiis graecis nunc primum e bibliotheca regia dresdensi vulgatis et novis animadversionibus. Dresdae et Lipsiae 1756. in 8⁰. pag. 28 u. fg. — Kapitel IX.

367) Feder, J. G. H., Untersuchungen über den menschlichen Willen, dessen Naturtriebe, Veränderlichkeit, Verhältniss zur Tugend und Glückseligkeit, und die Grundregeln, die menschlichen Gemüther zu erkennen und zu regieren. Göttingen und Lemgo 1779—93. in 8⁰. Bd. I. pag. 31; 46.

kleiner Phantasieen kann es auch sein. Dass von einem schon gefassten Entschluss abzulassen möglich ist, so oft man Lust dazu hat. Aber diese Lust hat allemal ihren Grund in einer neuen Vorstellung. . . . Dass der Mensch den ganzen Grund seiner Entschliessungen und Willens-Aeusserungen auf das Vollständigste und Genaueste wisse, lässt sich vielleicht in keinem einzigen Falle behaupten«. — Da der Wille des Menschen sehr weit davon entfernt ist, frei zu sein, im Gegentheile aber stets als abhängig sich erweiset, so müssen wir durch die Erziehung es dahin bringen, dass er zum grössten Theile nur von klaren Vorstellungen und von richtiger Erkenntniss abhängig werde; wir müssen durch sachlichen und naturgemässen Unterricht den unklaren Vorstellungen und Gefühlen, den Phantastereien die Lebenswurzeln unterbinden, und dadurch des Willens Abhängigkeit von ihnen so weit, als dies möglich ist, tilgen.

Bei der Erziehung des Willens möge man darauf achten, dass dieser nicht nur auf die sogenannten physischen, sondern auch auf die sogenannten moralischen Objecte sich richte, oder von ihnen den Ursprung nehme. Renatus des Cartes[368]) unterscheidet zwei Arten des Willens, die auf nicht-materielle Dinge nämlich, und die auf den eigenen Leib sich beziehende. — Beide Arten müssen cultivirt werden; aber eine jede in ihrer eigenen Weise, und in einem Maasse, dass immer Harmonie heraus kommt. Zur Pflege des den Leib selbst angehenden Willens gehört als unbedingte Voraussetzung die Sorge für stete Gesundheit überhaupt; denn niemals kann das Wollen normal sein, wenn der Organismus, dessen eine Thätigkeits-Aeusserung das Wollen ist, in einem von der Norm merklich abweichenden Zustande sich befindet. Der auf moralische Gegenstände sich beziehende Wille kann nur von Vernunft und Nächstenliebe geleitet der Wohlfahrt dienen.

»Wir haben mehr Kraft als Willen«. Dieser sehr richtige Ausspruch von de la Rochefoucault[369]) findet überall seine Bestätigung, wo unparteiisch beobachtet wird. Ich glaube, es gehöre mit zu dem Wesen wahrer Gesittung, die Kraft mit dem Willen in das Gleichgewicht zu setzen, den Willen zum Regulator der Kraft, die Kraft zum Regulator des Willens zu machen. Doch, dieses glückliche Verhältniss wird nicht überall erzielt, am wenigsten in Staaten, wo man dahin bemüht ist, den Einzelwillen zu vernichten, und die gesammte Kraft zu Gunsten des leidenden Gehorsams zu verwenden. Leidender Gehorsam ist der menschlichen Natur entgegen; er wird nur erzeugt durch Auslöschung des Willens und Ablenkung der Kraft nach gewissen, der Natur nicht entsprechenden Richtungen. »Es ist aber gewiss«, sagt David Hume[370]), »dass sich in allen unseren moralischen Begriffen die absurde Vorstellung eines leidenden Gehorsams nirgends findet, sondern dass es uns . . sehr wohl verstattet

---

368) Des Cartes, R., Observationes de passionibus animae, tribus absolutae partibus, quarum agit I. de passionibus in genere, II. de numero et ordine passionum cum explicatione sex primitivarum, III. de passionibus particularibus. Editio nova. Hannoverae 1707. in 8⁰. pag. 54.

369) De la Rochefoucault, Reflexions et maximes morales. Nouvelle edition plus correcte qu'aucune de celles qui ont paru jusqu' ici. Avec des commentaires par Manzon. Amsterdam 1772. in 8⁰. pag. 454.

370) Hume, D., Ueber die menschliche Natur; aus dem Englischen nebst kritischen Versuchen zur Beurtheilung dieses Werkes von Ludwig Heinrich Jakob. Halle 1790—92. in 8⁰. Bd. III. pag. 181.

ist, uns heftigen Ausschweifungen der Tyrannei und Unterdrückung zu widersetzen«. — Von dieser Wahrheit sind Despoten und deren Obergesellen eben so tief durchdrungen, wie wir; und eben weil sie es sind, und weil sie ihr Interesse gefährdet glauben, wenn sie dieser Ueberzeugung in der Praxis Folge geben: darum unterdrücken sie den Willen *) und lenken die Kraft in ein anderes als das naturgemässe Strombett.

Es war bis jetzt immer nur vom Willen die Rede, und nicht vom freien Willen. Ein freier Wille exsistirt nicht, sondern es gibt nur einen abhängigen, einen bedingten Willen. Aber dieser darf mit den Begierden nicht verwechselt werden. Aus seinen Untersuchungen über den freien Willen leitet PROSPER DESPINE [371]) folgende Schlüsse: »Der freie Wille exsistirt nur bedingungsweise, und seine nothwendigen Voraussetzungen sind der Bestand des Gefühles sittlicher Verpflichtung und die reflectiven Fähigkeiten«. »Der freie Wille tritt nur bedingungsweise bei dem freien Manne hervor, und die unerlässlichen Erfordernisse dieses Heraustretens sind: die verschiedenen dem Menschen eigenen Begehrungen müssen das Gute und das Böse betreffen, und das Verlangen nach dem Bösen muss viel grösser sein, als das nach dem Guten; die Wahl des Guten wie des Bösen muss durch das dem Individuum eigene Begehren inspirirt sein« . . . »Der freie Wille ist fast immer relativ, und dem zeitweiligen Verschwinden in den Zuständen der Leidenschaft unterworfen«. »Die Dazwischenkunft der Reflexion, der Vorbedacht, so lange sie auch andauern mögen, drücken der Entscheidung und der dieser folgenden Handlung nicht den Stempel der Freiheit auf, wenn sie nicht aus einer erleuchteten Ueberlegung bestehen, die aus dem Gefühle sittlicher Pflicht den Ursprung nahm«. »Die Mehrzahl der sittlich freien menschlichen Handlungen ist nicht Ergebniss des freien Willens, sondern der Begierden«. »Das Wollen geht eben so gut aus den Begierden hervor, wie aus dem freien Willen; es ist die Entäusserung dieser beiden, ihrer Wesenheit nach so verschiedenen Kräfte«. — Der Wille ist wie ein Gefangener an der Kette; das Gefühl sittlicher Verpflichtung, die Reflexion und deren Tochter, die Besonnenheit, verlängern die Kette, aber zerbrechen sie nicht; der Gefangene ist relativ frei, das heisst: er kann ein gutes Stück weiter sich bewegen, ohne gehindert zu werden; ist aber die äusserste Grenze überschritten, dann hemmt die Kette den weiteren Lauf. Was die Kette gleichfalls verlängert, ohne jedoch sie zu brechen, ist die Kraft, bei vorwiegendem Hang zum Bösen das Gute zu vollbringen; was die Kette verkürzt, ist das Ueberwiegen der Begierden, das Herrschen der Leidenschaften, das Dasein geistiger Unklarheit.

Weil die Begierden auch dort, wo das Gefühl sittlicher Verpflichtung sehr innig ist und wo die Reflexion die höchste Ausbildung erreicht hat, zur Geltung kommen und in Augenblicken, welche für die Exsistenz entscheidend sind, das Wollen ganz für sich in Anspruch nehmen: darum wird der Erziehung niemals es gelingen, den Willen im eigentlichen Sinne frei zu machen; sie wird, um jenes oben angeführte Beispiel nochmals zu gebrauchen, die Kette nur ver-

---

*) durch elende Erziehung, durch Beförderung von Spiel, Unmässigkeit und anderen Momenten, welche die Sittlichkeit vernichten.

371) DESPINE, P., Psychologie naturelle. Étude sur les facultés intellectuelles et morales dans leur état normal et dans leurs manifestations anomales chez les aliénés et chez les criminels. Paris 1868. in 8⁰. Bd. I. pag. 379 u. fg.

längern können. Und wenn sie dieses Ergebniss erreicht, dann ist auch, was den sogenannten freien Willen betrifft, ihre Aufgabe glücklich erfüllt.

Welche Macht sichert nun dem Willen das grösste Maass relativer Freiheit? Die Antwort ist sehr einfach: Vernunft und naturgemässe Moral. Wo diese Macht nicht eindringt, herrschen nur Begierden, und diese dienen den Feinden des Menschenwohles zu den vorzüglichsten Bauplätzen ihrer Zwingburgen und Tempel.

Um dem Willen des Einzelnen so viel Spielraum zu gewähren, als überhaupt möglich ist, wird neben der Erziehung und Unterrichtung noch die Beeinflussung der gesellschaftlichen Verhältnisse in Betrachtung kommen, weil der Mensch von diesen eben so sehr bestimmt wird, als von Erziehung und Unterricht. »Da der Mensch«, sagt S. E. Löwenhardt [372]), »nun aber stets das Kind seiner Zeit ist, oder vielmehr nur das Product aller der Einflüsse sein kann, wodurch derselbe eben die Stufe seiner gemüthlichen und intellectuellen Ausbildung erlangt hat, auf der er handelnd steht, mithin seiner angeerbten und erworbenen Anlage, Erziehung und Unterricht, Umgang, Stand und Lebensverhältnisse, Vaterland und Nachbarländer, vorzugsweise Beschäftigung des Volkes, ob es Handel treibend, seemännisch, Acker bauend u. s. w., kurz der geographischen Umgebung, seiner Sitten, Gebräuche und religiösen Cultus, Bodenbeschaffenheit, Nahrungsmittel, Klima und selbst Jahreszeiten ist: so wird es schon hierdurch einleuchten, dass unsere sogenannten freien, durch das moralische Motiv gebotenen Handlungen immer nur durch den socialen und politischen Zustand des Volkes, dem der Handelnde angehört, hervor gerufen werden können, oder dass der Einzelne gemeinhin nur den durch den Civilisations-Zustand seines Volkes bedingten individuellen Standpunkt zum Ausdruck bringen wird« . . . — Der sociale und politische Zustand wird unmittelbar durch Erweckung höherer Interessen, durch gute Regierung und Verwaltung gebessert. Diese Momente üben die segensvollste Wirkung auf die gesellschaftlichen Verhältnisse aus, und sie sichern der moralischen Freiheit des Einzelnen am meisten Spielraum.

Persönlichkeit und Freiheit im Wollen werden ausgelöscht durch den Zwang, welchen die Gesellschaft ausübt, durch das Bestreben der Gesammtheit, Alles zu zertreten, was über den Durchschnitt sich erhebt und grössere Dimensionen annimmt. »Wenn die Menschen auch nur in ihrem Geschmack verschieden wären«, sagt John Stuart Mill [373]), »so reichte das schon hin, um sie nicht sämmtlich nach Einem Muster zu formen. Allein verschiedene Menschen verlangen auch für ihre geistige Entwickelung verschiedene Bedingungen, und können, so wenig wie verschieden geartete Pflanzen, in demselben physikalischen, in demselben moralischen Luftkreis und Himmelsstrich gedeihen. Dieselben Dinge, worin der Eine für die Ausbildung seiner besseren Natur eine Unterstützung findet, bilden für den Andern ein Hinderniss. Dieselbe Lebensweise ist für den Einen eine gesunde Anregung, die alle seine Arbeits- und Genuss-Fähigkeiten in der rechten Spannung hält, und dagegen für einen Andern eine unerträgliche Bürde, die sein ganzes inneres Leben

---

372) Löwenhardt, S. E., Die Identität der Moral- und Natur-Gesetze. Leipzig 1863. in 8⁰. pag. 183 u. fg.

373) Mill, J. St., Ueber die Freiheit. Aus dem Englischen übersetzt von E. Pickford. Frankfurt am Main 1860. in 8⁰. pag. 95.

beengt oder erdrückt. So verschieden sind menschliche Wesen unter einander: in den Quellen ihres Ergötzens, ihrer Empfänglichkeit für den Schmerz, und in der Empfindung für verschiedenartige physische und moralische Bedingungen, dass sie, in Ermangelung seiner entsprechenden Verschiedenheit der Lebensweise, weder den ihnen gebührenden Antheil an Glück erlangen, noch in geistiger, sittlicher und künstlerischer Beziehung ihr von der Natur bestimmtes volles Wachsthum erreichen. Warum sollte sich aber die Duldsamkeit, so weit es von der öffentlichen Meinung abhängt, nur auf den Geschmack und die Lebensarten ausdehnen, die sich durch die Menge ihrer Anhänger Anerkennung erzwingen«? — Zur Förderung der sittlichen Freiheit gehört vor Allem die Anerkennung und die Ausbildung der Individualität, und die Beseitigung des von der Gesellschaft am ungeeigneten Orte und zu unpassender Zeit ausgeübten Zwanges. Soll aber dieser Zwang aufhören, so muss die Gesellschaft ihres Knechtsinnes, ihrer Beschränktheit, ihres Strebens nach dem Aeussern, ihrer Ungerechtigkeit, Bestialität u. s. w. sich entledigen, das heisst: sie muss besser werden. Nach Moritz Wilhelm Drobisch[374]) ist die »Freiheit der Intelligenz, die am reinsten in der Wissenschaft sich kund gibt, kein ursprünglicher Besitz des Menschen, sondern muss erst von ihm errungen werden«. — Wie aber soll sie errungen werden, wenn die Gesellschaft in alle Angelegenheiten des Einzelnen sich mischt?

§ 83.

Moralische Hygieine und Erziehungskunst erreichen eines ihrer vornehmsten Ziele, wenn es ihnen gelingt, Dasjenige zu entwickeln, welches Seelenstärke man nennt. Es ist dies die höchste Potenz des Willens. Sie ist die Voraussetzung alles wirklich Guten und Grossen, und das von ihren Inhabern gegebene Beispiel fördert die sittliche Gesundheit und Wohlfahrt ganzer Nationen. Seelenstärke schützt vor unzähligen Uebeln, und verleiht dem Organismus eine Fülle nicht allein von sittlicher, sondern auch von physischer Widerstands-Fähigkeit.

Degerando[375]) definirt: »Seelenstärke ist eine habituelle Kraft des Willens, welche gleichmässig durch die Thätigkeit und durch den Widerstand geübt wird; sie inspirirt hochherzige Entschlüsse, welche über alle Hindernisse siegen; sie nährt jene unbeugsamen Entschlüsse, welche kein äusserer Sturm zu erschüttern im Stande ist«. — Indem wir diese Begriffs-Bestimmung als richtig erkennen, und unseren Auseinandersetzungen sie zu Grunde legen, stellen wir die Frage auf, welche Factoren wohl es sind, aus deren Zusammenwirkung Seelenstärke sich ergibt. Unserer Ansicht nach liegen diese Factoren theils im Organismus selbst, theils ausserhalb desselben; jene begreifen die Momente der individuellen Anlage, diese vorzugsweise die Momente der Erziehung. Ohne eine gewisse körperliche Disposition kann Seelenstärke niemals zu Stande kommen, auch wenn die Erziehung noch so vortrefflich ist. Ohne Erziehung ist, auch bei Anwesenheit jener körperlichen Anlage, Seelenstärke in neunhundert und neunundneunzig von tausend Fällen etwas Unmögliches.

---

374) Drobisch, M. W., Die moralische Statistik und die menschliche Willensfreiheit. Eine Untersuchung. Leipzig 1867 in 8⁰. pag. 74.

375) Degerando, Du perfectionnement moral. Ou de l'éducation de soi-même. 3. Auflage. Bruxelles 1828. in 12⁰. Bd. I. pag. 295.

Wo jene Disposition auch nur im Keime vorhanden ist, kann sie durch sorgfältige Erziehung zum grossen, starken Baume entwickelt werden. Soll das aber geschehen, dann ist es nöthig, passender Werkzeuge zu diesem Behufe sich zu versichern.

Wer vermag nun Seelenstärke dem Menschen einzuflössen? Etwa der Geistliche, dem ja doch der Name eines Seelsorgers beigelegt wurde? Hören wir, was Paul Dietrich von Holbach[376]) sagt: »In jedem Lande ist, die Sorge für Erziehung der Jugend den Dienern der Religion überlassen, das ist: Menschen, die, weit davon entfernt, die Absicht oder die Fähigkeit der Entwickelung menschlicher Vernunft zu besitzen, nur den Zweck haben, diese zu bekämpfen, um ihrer Autorität sie zu unterwerfen. Der Priester kennt nichts Wichtigeres, als seine Zöglinge mit einem blinden Respect für seine eigenen Ideen zu erfüllen; er formt sie für ein anderes Leben, für die Götter, oder vielmehr: für sich selbst; er verbietet ihnen den Umgang mit ihres Gleichen, verbietet ihnen, deren Hochachtung zu erwerben, und dem von diesen gewirkten Guten Beifall zu zollen. Er predigt ihnen nur solche Tugenden, die mit dem gesellschaftlichen Leben gar keine Beziehung haben; er hütet sich wohl, den Zöglingen Liebe zu den nützlichen Wissenschaften einzuflössen, das Verlangen, die Dinge zu prüfen, in ihnen zu erwecken. Unfähig, die wahre Natur des Menschen, die er nur durch den Schleier seiner Vorurtheile sieht, zu erkennen, begreift der Pfaffe nicht den Nutzen, den man im Stande ist, von den eigenen Leidenschaften zu machen, . . und versteht nicht die Art, durch die Leidenschaften dem allgemeinen Nutzen zu dienen. Die priesterliche Erziehung scheint nur den Zweck zu haben, die Menschen zu verachten, die ganze Thatkraft ihnen zu nehmen, das Gehirn ihnen zu verwirren, die Entwickelung der Vernunft zu verhindern, und zu nutzlosen Gliedern der Gesellschaft sie zu machen«. — So verhält es sich in der That mit der grössten Zahl der Geistlichen; daher wird dieser Stand nicht dazu geeignet sein, dem Menschen zu Seelenstärke zu verhelfen. Wir müssen demnach weiter uns umsehen, ob wir passende Vermittler finden.

Nachdem die Leute, an welche wir appelliren konnten, an uns vorüber zogen, gestehen wir, dass wir in allen nicht-geistlichen Ständen wohl Einzelne fanden, deren Geistes- und Herzenskraft, Muth, Charakter und edler Aufschwung bei dazu empfänglichen Naturen vollständig genügten, um der Seelenstärke die breiteste Grundlage zu sichern, dass aber die Zahl dieser Braven eine verschwindend kleine war. Von Eltern und Lehrern erwartet man zunächst, dass sie ihre Zöglinge zu dem Edelsten und Besten anleiten; aber, wegen des Uebermaasses von Charakterlosigkeit, Feigheit und Gemeinheit, die noch unter Lehrern und Eltern herrschen, ist es unmöglich, von dieser Seite her Gutes zu erwarten. Demnach glauben wir, es sei das Gerathenste, dass der Mensch selbst zur Erlangung der Seelenstärke sich verhelfe. Er kann dies durch weise Selbst-Erziehung, durch das Streben nach möglichst hoher Vervollkommnung aller menschlichen, aber auch aller bürgerlichen Tugenden.

Soll der Mensch nun selbst kräftig danach streben, die höchsten Höhen zu erreichen, so ist es sehr vortheilhaft, wenn ein solches Streben nicht erst in

---

376) (Holbach, P. D. de,) Systême social, ou principes naturels de la morale et de la politique. De l'influence du gouvernement sur les moeurs. Paris 1795 in 8⁰. Bd. II. pag. 121 u. fg.

späteren Jahren durch die Lebensverhältnisse, sondern gleich in früher Kindheit durch den Einfluss der Mutter geweckt wird. Die Mutter vermag oft genug auf den ganzen Lebenslauf ihres Kindes bestimmend zu wirken, das Gute im Charakter anzufachen, das Schlimme auszulöschen, oder umgekehrt, das Gute zu ertödten, den Funken des Bösen zur Flamme anzufachen. Aus diesem Grunde muss die physische und moralische Erziehung der Frauen eine vortreffliche sein; sie müssen bewahrt werden ebenso vor jenem gemeinen Materialismus, der nur im Scheuern und Waschen Arbeit, in Bildung des Geistes und Veredelung des Gemüthes Zeittödtung und Phantasterei sieht, wie andererseits vor jener Abgeschmacktheit, Blasirtheit, Zimperlichkeit und jenem unpraktischen Wesen, welches jeden Fühlenden und Denkenden tief verletzt. Naturfrisch, naturgemäss gebildet, patriotisch und praktisch zugleich müssen die Frauen sein, sollen sie in der Möglichkeit sich befinden, Seelengrösse bei ihren Kindern zu erwecken. Wie ausgezeichnet in dieser Beziehung Frauen wirken können, beweisen die früheren Zeiten der römischen Republik. Von der Erziehung daselbst handelnd, bemerkt G. Bernhardy[377]) unter Anderem: »Nirgend im Alterthum besass das häusliche Leben eine grössere Reinheit und Erhabenheit, wodurch jeder Schritt der Jugendzeit geheiligt wurde. Vor Allem übten hier einen durchgreifenden Einfluss die Frauen, welche der höchsten Achtung sich erfreuten, und die Würde der Ehe durch Charakter und Geistesgrösse, besonders aber durch Hingebung an das jüngere Geschlecht und Fortpflanzung der alterthümlichen Tugend vermehrten. Ihnen dankte man ein gemüthliches Element in der Erziehung, eine gründliche Nachwirkung sittlicher Eindrücke; das stille Gefühlsleben wurde nicht durch die Hand des Vaters zerknickt, dem es später oblag, die Verstandes-Entwickelung seines Knaben zu fördern, ihn in die Geschichte, die Thaten und Gesetze der Nation einzuführen, und ihn mit praktischen Fertigkeiten vertraut zu machen. Auch als die Heiligkeit der Sitte zerfiel und die Männer gegen die Pflichten der Erziehung gleichgültiger wurden, behaupteten noch die Mütter das innige Verhältniss zu den Söhnen, und wussten das Gift der modischen Verderbniss wenigstens von der Kindheit abzuwenden«. — Grosses vermögen Frauen zu wirken, erhabene Seelen vermögen sie zu erziehen, wenn sie selbst richtig erzogen werden.

§ 84.

J. L. A. Fossati[378]) sagt unter Anderem: »Die intellectuellen Fähigkeiten können auf dem Wege der Uebermittelung die in der vergangenen Zeit erworbenen Kenntnisse aufnehmen, sie bewahren und aneignen; dasselbe hat aber nicht Geltung für die moralischen Fähigkeiten, auch nicht für die Instincte und natürlichen Neigungen. Diese Fähigkeiten sind in einem bestimmten Verstande ununterbrochener Uebung bedürftig, nämlich durch beständige Ausführung tugendhafter und Enthaltung von allen zu verdammenden und lasterhaften Handlungen«. — Um aber beständige Ausführung tugendhafter Handlungen von Seite des Zöglings zu verbürgen, wird es erforderlich sein, dessen

377) Bernhardy, G., Grundriss der römischen Litteratur. 2. Bearbeitung. Halle 1850. in 8⁰. pag. 37 u. fg.

378) Fossati, J. L. A., Questions philosophiques, sociales et politiques, traitées d' après les principes de la physiologie du cerveau. Paris 1869. in 8⁰. pag. 198.

Umgebung sorgfältig zu wählen; denn das gute Beispiel des Kameraden, des älteren Freundes, des Gönners, wirkt entschieden viel intensiver, als die Belehrungen über Moral, welche die Schule ertheilt. Den jugendlichen Menschen vor Schmeichlern zu bewahren, dies betrachten wir als einen der kräftigsten Dämme wider das Verderben, als die beste Bürgschaft sittlichen Gedeihens. PLUTARCHOS[379]) hebt trefflich hervor, wie die Eltern reicher Kinder diesen immer Mässigkeit, Enthaltsamkeit, Sparsamkeit und Fleiss empfehlen, während Schmeichler zu Trunkenheit, Ausschweifung, Verschwendung und Trägheit ihnen Anleitung gäben, oder besser: diese Schändlichkeiten ihnen angenehm machten. — Also der Umgang muss im Interesse der moralischen Gesundheit regulirt werden, weil er eines der am intensivsten wirkenden Erziehungs-Mittel ist.

ADOLPH MOTARD[380]) stellt den sehr verderblichen Grundsatz auf, dass man religiöse Vereine zur Theilnahme an der öffentlichen Erziehung berufen müsse. — Dies ist noch viel schlimmer, als wenn der Ziegenbock zum Gärtner gemacht wird; denn fanatische, heuchlerische Menschen geben nur ein schlechtes Beispiel, und vernichten die zarten Pflanzen, an Statt zu kräftigen Bäumen sie zu entwickeln. Durch den Einfluss religiöser Vereine werden nur die Leidenschaften geweckt, wird die Liebe, die ursprünglich in jedes Menschen Herzen wohnt, erstickt, und der Funken des Hasses, der Verfolgung u. s. w. zur Flamme angeblasen. Andere, als religiöse Vereine werden hier besser wirken; denn sie werden dem Volke dessen moralische Kräfte nicht rauben, sondern vermehren und befestigen.

»Ein Volk, welches seit längerer Zeit seine moralischen Kräfte verloren hat«, sagt ALEXIS DUMESNIL[381]), »ist nur allzu sehr geneigt, sich zu erniedrigen«. — In der That wird eine jede Nation, deren Erziehung vorzugsweise Geistlichen anvertraut ist, immer mehr und mehr sittenlos, und in Folge dessen so knechtisch, dass sie die höchste Ehre darin erkennt, vor den Machthabern zu kriechen und um Das zu betteln, was gar Niemand verschenken kann, sondern was schon von vorne herein Gemeingut Aller ist. Stets ist schlechte Erziehung das gewisseste Beförderungs-Mittel moralischer Verderbniss, und eine der am schwersten wiegenden Ursachen der Umwandelung freier Staaten in Despotieen. Sind einmal Völker so weit durch schlechte Erziehung gebracht worden, dass Unwissenheit, Weichheit, Corruption zu stehenden Charakteren in deren Constitution sich gestalteten, dann ist es, nach FRANCESCO MARIO PAGANO's[382]) sehr richtiger Bemerkung, dort unmöglich, eine Volksregierung zu gründen.

---

379) PLUTARCHI, De liberis educandis commentarius. GULIELMO XYLANDRO Augustano interprete. —

PLUTARCHI Chaeronensis, quae exstant omnia, cum latina interpretatione HERMANNI CRUSERII, GULIELMI XYLANDRI. Francofurti 1620. in Fol. Bd. II. pag. 13.

380) MOTARD, A., Traité d'hygiène générale. Paris 1868—69. in 8⁰. Bd. II. pag. 775.

381) DUMESNIL, A., Considérations sur les causes et les progrès de la corruption en France. Paris 1824. in 8⁰. pag. 74.

382) PAGANO, F. M., Saggi politici de' principj, progressi, e decadenza delle società. Milano 1800. in 8⁰. Bd. III. pag. 86.

Die Religion und die Sittlichkeit.

§ 85.

Physische und moralische Wohlfahrt einerseits, Religion und Sitte andererseits stehen ununterbrochen in Wechselverkehr und haben ursächlichen Zusammenhang; denn Religion und Sitte spiegeln nur den Stand physischen und moralischen Wohlseins eines Volkes ab, und das allgemeine Wohlsein wird von Religion und Sitte sehr wesentlich bedingt. Es gehört demnach eine Untersuchung über Religion und Sitte recht eigentlich in das Bereich der Gesundheitspflege.

Zur Erhaltung der Harmonie des gesellschaftlichen Zusammenlebens ist es nöthig, das Gute zu thun und das Böse zu unterlassen. Der Codex, dessen Paragraphen das Gute anempfehlen, das Böse verdammen, ist die Moral. Das Gefühl, mittelst dessen wir gute Handlungen von bösen unterscheiden, beliebt man Gewissen zu nennen.

Natur-Erscheinungen grösseren Maassstabes erwecken in dem Menschen Furcht; er vermuthet hinter ihnen Gewalten, die er mehr oder minder klar als höhere Potenzen der menschlichen Gewalt definirt. Und diese eingebildeten Gewalten bringt er in Beziehung zu dem eigenen Selbst; er fleht sie an und stellt sich zu ihnen in das Verhältniss des Schwachen zum Starken, des Kindes zum Vater. Dies ist der Ursprung des Glaubens. Und weise Gesetzgeber benutzten den Glauben als Vehikel der Moral; denn sie wollten die gesellschaftliche Ordnung erhalten durch ein Mittel, welches bei aller Kraft der Wirkung doch den geistigen Verdauungs-Werkzeugen des nicht-philosophischen Menschen angemessen war. Sie verbanden die Moral mit dem Glauben, schmückten dieses Amalgam durch die Kunst aus, um den Sinnen angenehmer es zu machen, und nannten das Ganze Religion.

Die Religion hat den Zweck, das gesellschaftliche Gleichgewicht zu erhalten und dem Einzelnen in den Wechselfällen des Lebens zur Stütze zu dienen. Je nach der Grösse der Geistesbildung und moralischen Kraft, ist sie für den Einen mehr Moral, für den Anderen mehr Glauben, für den Philosophen nur Moral, für den Pfaffenknecht nur Glauben; demnach für einen Jeden etwas Anderes. Eine und die nämliche Religion Allen ohne Unterschied der Individualität aufzwingen wollen, heisst: in demselben Maasse den Menschen nicht kennen, wie beschränkt und herrschsüchtig sein. Keine octroyirte Religion beglückt, sondern sie verletzt den besser Denkenden, und wirkt Verderben durch ihren unpassenden Inhalt sowohl, als durch die Herrschaft der Priester, welcher zum Schilde sie dient. Das Individuum muss nach dem eigenen Bedürfniss die Religion in den Einzelnheiten gestalten; sie darf nur in allgemeinen Umrissen und nicht mit Zwang ihm geboten werden, und muss so elastisch sein, dass sie leicht der Besonderheit des Menschen entspricht. Kirchen, weil stabil und ohne die Fähigkeit, dem Individuum gerecht zu werden, sind viel mehr ein Hemmniss, als ein Förderungs-Mittel der Moral. Jeder muss sein eigener Priester sein und seine eigene Kirche in sich tragen.

§ 86.

Gemüth und Gewissen sind die Axen, um welche das Rad der Religion sich dreht. In der Regel wird das Gemüthsleben aus einem unrichtigen Gesichtspunkte aufgefasst; die Natur des Menschen, dessen Bedürfnisse, die Lebenslage und der Stand der Bildung werden nicht berücksichtigt; die Leidenschaften werden, ohne dass nach ihrem Ursprung man frägt, verdammt oder erhoben. Bei solcher ungeeigneten Auffassung lässt es auch nicht sich erwarten, dass die Einflüsse, welche auf das Gemüth gerichtet werden, dessen Verfassung entsprechen und zum Wohle des Menschen beitragen. Es wird demnach vor Allem genaue Kenntniss des Gemüthslebens nöthig sein, um den Ministern der Religion vortheilhafte Beeinflussung des Menschen zu ermöglichen. Doch, nicht allein Kenntniss des Gemüthslebens, sondern auch die Absicht, Gutes zu thun, kommt hier in Betrachtung. Die Jesuiten, obgleich treffliche Kenner des menschlichen Gemüths, sind doch Schurken, weil sie Böses thun, oder das Gute vollführen, um das Böse zu bezwecken.

Weil die Religion vom Gemüthe ausgeht, und wieder zum Gemüthe zurück kehrt, darum muss in der ganzen Erziehung das Gemüth seine naturgemässe Berücksichtigung finden; denn es soll empfänglich sein für Aufnahme der moralischen Sätze und Lehren, welche die Religion bietet.

Gemüth ist ein Sammelbegriff; man versteht darunter eine Anzahl sittlicher Qualitäten. Nach Johann Georg Heinrich Feder[383]) besteht das Wesen des Gemüthes in Empfindungen der Lust oder Unlust, und in den davon abhängigen Trieben, Begierden und Entschliessungen. Und derselbe Gelehrte macht folgende Unterscheidungen: »Einige Gemüther werden ganz oder vorzüglich von sinnlichen Vorstellungen beherrscht, ihre Begierden und Entschliessungen richten sich nach der den Sinnen oder der Einbildungskraft vorgestellten nahen Lust oder Unlust. In anderen (Gemüthern) herrschen Absichten auf die entfernten Folgen und mittelbaren Beziehungen der Dinge«. »Einige Menschen werden mehr durch den Reiz des Angenehmen, die Lust zum Guten, getrieben, andere durch Vorstellung des Unangenehmen, die Furcht vor dem Bösen. Jene sind daher, vermöge der in ihnen herrschenden Vorstellungen, die meiste Zeit, wenn nicht fröhlich durch den Genuss, so doch heiter und guten Muthes in der Hoffnung. Diese hingegen finster und mürrisch, oder niedergeschlagen und traurig«. »Die Empfindungen und Begierden der Einen sind heftig, ihre Antriebe stark; sie sind thätig. Andere dagegen empfinden und begehren schwach; ihre Neigungen sind gemässigter, ihre Thätigkeit ist geringer«. »Die Empfindungen, Neigungen und Entschliessungen sind bei einigen Menschen, auch der Dauer nach, ungleich stärker, als bei andern. Sie sind standhaft, fest in ihrem Charakter und gleichmüthig; andere sind dagegen veränderlich«. »Es gibt Menschen, in welchen eine Leidenschaft augenscheinlich über alle anderen herrscht, während bei anderen (Menschen) mehrere Neigungen eine gleiche Gewalt auszuüben scheinen. Jene haben einen einfacheren, diese einen verwickelteren Charakter«. »Und in Rücksicht auf die herrschende Neigung ist es endlich auch, dass man Hauptunterschiede bei den Gemüthern erkennt«. — Wenn man diese Verschiedenheiten in der Ver-

383) Feder, J. G. H., Untersuchungen über den menschlichen Willen. Göttingen & Lemgo 1779—93. in 8⁰. Bd. II. pag. 480 u. fg.

fassung des Gemüthes bedenkt, so begreift man, wie unnatürlich die Kirche zu Werke geht, wenn sie die Annahme einer und derselben Dogmatik von Jedem fordert. Bei einem jeden Menschen muss das Medium der Moral ein anderes sein; nach eines Jeden Gemüth muss dieses Medium sich formen. So nur wird durch die Religion der sociale Zweck erreicht, der für das Bestehen allgemeiner Wohlfahrt angestrebt werden muss.

Die Kirche bewegt sich in falschen Bahnen; denn ihr letztes Ziel ist nicht die Moral, sondern der Glaube, das ist mit anderen Worten: das Interesse der Priester-Kaste; sie cultivirt somit nicht das Gemüth, sondern leimt den Verstand an, und schüchtert den Menschen ein, wenn er furchtsam ist. Die Moral der Kirche exsistirt dem Glauben zu Liebe, an Statt dass naturgemäss der Glaube nur der Moral zu Liebe da sein, nur ihren Zwecken dienen sollte. Das natürliche Verhältniss kann nur dann hergestellt werden, wenn die Zunft der Pfaffen entfernt ist; es kann nur hergestellt werden, wenn die Religion in Einklang gebracht ist mit der Wissenschaft und mit dem socialen Leben, wenn sie immer an der Vervollkommenung der Moral arbeitet, und in demselben Maasse die Dogmatik opfert, in welchem Aufklärung und Gesittung vorwärts schreiten. Das starre Festhalten der Pfaffen an der Glaubenslehre hat den schädlichsten Einfluss auf alle Seiten des menschlichen Lebens ausgeübt. »Wir glauben nicht zu irren«, sagt WILHELM KIESSELBACH[384]), »wenn wir behaupten, ein grosser Theil von der, unserer Zeit unverkennbar eigenthümlichen Zerfahrenheit der Menschen rührt davon her, dass das unveräusserliche religiöse Bedürfniss der Menschennatur*) innerhalb der stabil gewordenen Kirche die unentbehrliche Befriedigung nicht findet. Deswegen überall die Genusssucht, der rasche Verbrauch des Lebens; deswegen der Mangel an reiner sittlicher Ruhe, an Zufriedenheit und Sammlung von Kopf und Herz zu schönem menschlichen Schaffen. Man sucht sich hastig auf andern Gebieten des Lebens zu entschädigen, weil man ausserhalb einer der heutigen Bildung zusagenden, religiösen Gemeinschaft die Einkehr bei sich selber verlernt hat«. »Auch selbst die Träger der Kirche«, bemerkt KIESSELBACH weiter, »gewahren die Kluft, welche sie von dem fortschreitenden geistigen Leben der Nationen immer weiter trennt. Während aber die Einen unter ihnen durch äussere Gewalt dem intellectuellen Fortschritt der Menschheit Stillstand zu gebieten suchen, halten die Anderen es einzig für ihre wissenschaftliche Pflicht, den auf geschichtlichem Wege heraus gebildeten Inhalt des Christenthums kritisch zu vernichten; nur Wenige verstehen es, auf dem gegebenen Boden der historischen Religion das religiöse Bedürfniss der Gemeinde nach ihrem Bildungsstande in freier, edler Weise zu befriedigen«. Und endlich: »Es unterliegt keinem Zweifel, die grössere staatliche Gesundheit, der wir unbestreitbar entgegen gehen**), wird auch eine grössere kirchliche Gesundheit zur Folge haben. Unser***) gesammtes öffentliches Leben ist erst jetzt im Begriff, wirklich öffentlich im eigentlichen Sinne des Wortes zu werden. . . . Bisher war die Kirche durch den Staat, wie durch eine Mauer, von der allgemeinen culturlichen

---

384) KIESSELBACH, W., Socialpolitische Studien. Stuttgart 1862. in 8⁰. pag. 386 u. fg.; 402 u. fg.

*) das ist: das moralische Bedürfniss des Gemüthes.

**) was für das versumpfte Europa sehr fraglich ist.

***) KIESSELBACH ist ein Deutscher, und hat sein Vaterland im Auge.

Bethätigung der Nation fest abgeschlossen; statt sich mit derselben zu verständigen und zu verbinden, trat sie ihr feindlich gegenüber. Denn eben im Dienste des Staates und in ihrer Abgetrenntheit von dem geistigen Ringen der Zeit, hatte sie sich daran gewöhnt, ihren wahren ethischen Inhalt über dogmatische Aeusserlichkeiten in den Hintergrund zu stellen« . . . . »Die Kirche, naturgemäss die sociale Zusammenfassung des menschlichen Lebens nach den höchsten geistigen Gütern, wurde zu einer offenen Feindin jeder freien geistigen Bewegung«. — Diese Worte drücken trefflich den Schaden aus, den die Kirche, oder besser: das Pfaffenthum, auf das gemüthliche und geistige Leben ausübte. Das Ueberwuchern des praktischen Materialismus, wie es gegenwärtig sich kund gibt, konnte sehr wohl zum Glücke für die Menschheit verhütet werden, wenn den moralischen Bedürfnissen des Gemüthes naturgemäss Rechnung getragen worden wäre. Es konnte dies aber nicht geschehen, weil Pfaffenherrschaft und politische Doctrinen der dummsten Art den unheilvollsten Druck ausübten und beständig Opfer forderten. Knechtsinn und Heuchelei waren die Endergebnisse, und die Moral ging unter. Jener Kirche, welche die Vereinigung geistlicher Professionisten ist, wünschen wir nicht nur nicht das Aufblühen, sondern von der Tiefe unseres Herzens den Untergang. Die Kirche aber, deren Sitz das Gemüth der Bürger, deren Endziel die Glückseligkeit Aller ist, die nicht Pfaffen, sondern nur Vernunft und Liebe zu Vermittlern hat: diese Kirche soll gross und mächtig werden. Diese Kirche bedarf für den Starken nicht des Glaubens; dem Schwachen zeigt sie Vernunft und Liebe in Gestalt einer Person, und gestattet es, dieses Symbol Gott zu nennen; sie übermittelt dem Starken nur die Moral, dem Schwachen aber die Moral in Verbindung mit dem Glauben: die Religion.

In welchem Verhältniss stehen Moral und Glaube unter sich dem Schwachen gegenüber? Hier antworten wir mit einem Ausspruche von F. H. Th. Allihn[385]) (der unter dem Namen der Religion den Glauben versteht). »Moral und Religion«, entwickelt dieser Gelehrte, »stehen im Verhältniss einer gegenseitigen Ergänzung. Nicht aber so, als ob die sittliche Einsicht an und für sich nicht klar und selbständig heraus gebildet werden könnte ohne Hinzunahme gewisser Lehren der Religion, oder als ob der Inhalt Dessen, was die Moral für das menschliche Verhalten als absolut mustergültig vorschreibt, unsicher wäre ohne die Bestätigung durch irgend welche religiöse Sätze. Die sittliche Einsicht beruhet auf einer unmittelbaren Evidenz, der religiöse Glaube dagegen nicht. Die sittliche Erkenntniss bedarf zu ihrer Reinheit nicht der religiösen Erkenntniss; vielmehr dient die sittliche Einsicht zur Läuterung der religiösen Vorstellungen. Handelt es sich aber um Ausführung Dessen, was die Ethik vorschreibt; handelt es sich um sittliche Bildung, um Besserung; handelt es sich um einen sichern Halt im Leben; kurz, handelt es sich um eine Menge von Bedürfnissen, welche die Moral mit Rücksicht auf die wirklichen Zustände der Menschen provocirt; handelt es sich darum, das Schwache zu stärken, das Kranke zn heilen, das Niedergeschlagene zu erheben: so ist da die Religion die nothwendige Ergänzung der Ethik«. Und G. Tiberghien[386]), welcher in

---

385) Allihn, F. H. Th., Die Grundlehren der allgemeinen Ethik, nebst einer Abhandlung über das Verhältniss der Religion zur Moral. Leipzig 1861. in 8⁰. pag. 219 u. fg.

386) Tiberghien, G., Esquisse de Philosophie morale, précédée d'une introduction à la Métaphysique. Bruxelles 1854. in 8⁰. pag. 110 u fg.

einem Gott, an Statt in der menschlichen Glückseligkeit, den letzten Zielpunkt der Religion erkennt, unterscheidet Moral und Religion sehr bestimmt, und zeigt, wie beide sich einigen und unterstützen, ohne ihre Charaktere zu verlieren. »Die Moral«, sagt TIBERGHIEN, »begreift nicht im Besonderen die Beziehungen des Menschen zu Gott*), sondern im Allgemeinen die Beziehungen des Menschen zu allen andern Wesen und zu sich selbst. Aber sie betrachtet diese verschiedenen Verhältnisse nur aus dem Gesichtspunkte des freien Willens. Sie hat mehr Ausbreitung und weniger Fassungskraft, als die Idee der Religion. Sie ruht nicht auf dem ganzen Bewusstsein, wie das Denken, das Gefühl, die Liebe und der Glaube; aber sie gründet sich auf den guten Willen, dem Gesetze zu gehorchen« . . . — In den angedeuteten Beziehungen stehen Moral und Glaube, oder wie man es ausdrückt: Moral und Religion. Sie sind also dem Wesen nach von einander unabhängig, und es ist ein grober Fehler, der in der Praxis die schlimmsten Folgen hat, wenn Endziele der abstracten Dogmatik zu Endzielen der Moral gemacht werden. Das menschliche Gemüth ist bei Anwesenheit höherer Geistesbildung und eines gewissen Maasses sittlicher Stärke sehr wohl im Stande, zu begreifen, dass das Gute nur dann wirklich gut sei, wenn es um seiner selbst willen geübt wird; es fühlt, dass die Uebung des Guten um eines selbstsüchtigen Zweckes willen mit dem Sittengesetze nicht harmonire. Aus diesem Grunde kann die Einbringung des Egoismus in die Moral, wenn auch in der Form des Dienens einer Gottheit, für die Emancipirten und Starken nur dazu führen, dass das Ganze der Moral zuletzt über Bord geworfen wird. Um das für das normale Bestehen nöthige Maass von Moral zu erhalten und zu befestigen, macht es sich unerlässlich, bei Uebermittelung und Ausübung der Sittenlehre strenge Individualisirung Platz greifen zu lassen, die Dose der Moral und des Glaubens ganz nach der Individualität und insbesondere nach der Verfassung des Gemüthes zu normiren.

§ 87.

Wir haben als die zweite Axe der Religion das Gewissen bezeichnet. PROSPER DESPINE[387]) unterscheidet das persönliche von dem moralischen Gewissen. Lassen wir ihn selbst sprechen: »Das moralische Gewissen ist jene innere Stimme, welche angibt, was an sich gut oder böse ist, und welche zu gleicher Zeit über die Pflicht uns unterrichtet und über die Müssigung, das Gute zu thun und das Böse zu unterlassen. Wir kennen diese Stimme; es ist jene des sittlichen Gefühles«. ». . . wir haben gesehen«, sagt DESPINE weiter, »dass das persönliche Gewissen in der Vorstellung von uns selbst, von unserer Person und von den Acten unseres Geistes bestehe. Man soll es nicht verwechseln mit dem moralischen Gewissen, dessen Gegenstand ersichtlich ein anderer ist. Die Unterscheidung dieser beiden so verschiedenartigen Vermögen, welche man eines wie das andere Gewissen nannte, ist indessen von den vorzüglichsten Köpfen übersehen worden. Aus dieser Zusammenwerfung erwuchs ein schwerer psychologischer Irrthum, welcher darin besteht, dass man folgert,

---

*) TIBERGHIEN spricht nicht darüber sich aus, ob er den Gott des Neuen oder jenen des Alten Testaments meine.

387) DESPINE, P., Psychologie naturelle. Étude sur les facultés intellectuelles et morales dans leur état normal et dans leurs manifestations anomales chez les aliénés et chez les criminels. Paris 1868. in 8⁰. Bd. 1. pag. 235 u. fg.

es besitze der Mensch moralisches Gewissen, da er persönliches Gewissen hat. Wenn dieses letztere niemals fehlt, wenn bei allen Menschen es das nämliche ist, so ist das moralische Gewissen weit davon entfernt, das Loos Aller und bei Allen, die es besitzen, gleich zu sein. Das moralische Gewissen ist viel vollkommener und viel mehr entwickelt, als das sittliche Gefühl. Wenn uns die Natur in dieser Beziehung begünstigte, und wenn die moralische Erziehung das in Rede stehende Vermögen kräftigte, so beurtheilt unser Gewissen das Gute und das Böse fast überall, wo es diesen beiden begegnet; es ist alsdann der beste und sicherste Führer, den wir in der Moral haben können« . . . — So unterscheidet DESPINE. Hierzu einige Bemerkungen.

Das Bewusstsein, möge man persönliches Gewissen es nennen, steigert sich im Laufe der Entwickelung zum Gewissen, oder zum moralischen Gewissen, und das nicht allein beim Menschen, sondern auch bei anderen Thieren. Je nach der Individualität ist die Grösse des moralischen Bewusstseins der Handlungen eine verschiedene; sie lässt durch die Erziehung sich vermehren; aber dort, wo die organische Anlage dazu mangelt, kann durch Erziehung das Gewissen nicht erweckt werden. Es gibt, wie die Erfahrung lehrt, ganz gewissenlose Menschen; und, obgleich dieselben manchmal des besten Unterrichts und der sorgfältigsten Erziehung theilhaftig wurden, gingen doch alle guten Eindrücke spurlos an ihnen vorüber. Doch, dies sind Ausnahmen; die grösste Mehrzahl hat organische Disposition, und die Erziehung vermag bei ihr das Bewusstsein zum Gewissen zu potenziren.

Weil die Moralbegriffe der verschiedenen Völker mehr oder weniger im Ganzen und in den Specialitäten von einander abweichen, darum modificirt sich auch das Object des Gewissens je nach der Rasse und dem Himmelsstriche, und darum ist auch die Religion nach Rasse und Klima verschieden. Rasse und Klima bedingen unter Anderem Verschiedenheiten in der Gewohnheit, und die Gewohnheit ist es, welche, nach MONTAIGNE's [388]) richtiger Bemerkung, die Gesetze des Gewissens bestimmt. Wer das Gewissen naturgemäss entwickeln will, muss auch in die Gewohnheiten den rothen Faden der Natur legen.

LÉON VAN DER KINDERE [389]), indem er den Einfluss der Rasse auf Wissenschaft und Religion beleuchtet, kommt dazu, Philosophie und Religion in der eigentlichen Bedeutung des Wortes als Eigenthum der höchst organisirten Menschen-Rassen zu erkennen, und thut dar, dass jene beiden im Grunde genommen verschiedene Ausflüsse desselben Factors sind: das Bedürfniss der Erkenntniss vermischt mit dem Gefühle der menschlichen Schwäche. Die Philosophie vergleicht er mit dem vollendeten Insecte, die Religion mit der Larve. Je mehr die Organisation sich vervollkommene, desto mehr sei der Philosophie Boden gesichert, desto mehr läutere sich die Religion, u. s. w. — Wenden wir dies auf unseren Gegenstand an. Die von dem Momente der Rasse abhängige Stärke des Gewissens und der Erkenntniss lässt sich vermehren durch Verbesserung der Rasse. Es geschieht dies durch Vermehrung der Ge-

---

388) MONTAGNE, M. v., Versuche, nebst des Verfassers Leben, nach der neuesten Ausgabe des Herrn PETER COSTE ins Deutsche übersetzt. Leipzig 1753—54. in 8⁰. Bd. I. pag. 174. — Buch I. Kapitel 22.

389) VAN DER KINDERE, L., De la race et de sa part d'influence dans les diverses manifestations de l'activité des peuples. Bruxelles & Paris 1868. in 8⁰. pag. 115 u. fg.

sundheit, der Vernunft und der Liebe. So wie Erkenntniss und Gewissen höhere Grade der Ausbildung erlangen, ändert sich naturgemäss die Religion, deren Wesen tritt in den Vordergrund, deren Beiwerk aber zurück. Wenn demnach Störungen nicht vorkommen sollen, muss die Religion der Metamorphose der Rasse, der Nation, der Gesellschaft parallel laufen. Weil in den meisten Fällen dies nicht Statt fand, wurde die Religion zu der grössten Schädlichkeit und führte zu Mord und Todtschlag, zu Krankheit, Elend und Siechthum.

Die Art der Religion entspricht dem Stande der Entwickelung des Gewissens, dieser dem Grade der Civilisation, und der Grad der Gesittung dem Maasse der organischen Vollkommenheit oder, allgemein gesprochen, der Besonderheit des Rasse-Momentes. »Zuerst ist es nun klar«, sagt Henry Thomas Buckle[390], »wenn ein Volk sich gänzlich selbst überlassen wäre, so würden seine Religion, seine Literatur und seine Regierung nicht die Ursachen, sondern die Wirkungen seiner Civilisation sein. Aus einem gewissen Zustande der Gesellschaft ergeben sich naturgemäss gewisse Folgen. Diese Folgen können durch äussere Einflüsse getrübt werden: aber wenn dies nicht geschieht, so ist es unmöglich, dass ein hoch civilisirtes Volk, das an Vernunft und Zweifel gewöhnt ist, jemals eine Religion annehmen sollte, deren schreiender Widersinn aller Vernunft und allem Zweifel Trotz bietet. Es gibt viele Beispiele davon, dass Völker ihre Religion wechseln, aber keines davon, dass ein fortschreitendes Volk freiwillig eine retrograde Religion angenommen hätte. Eben so wenig gibt es irgend ein Beispiel, dass ein verfallendes Volk seine Religion verbessert hätte. Freilich ist es wahr, dass eine gute Religion der Civilisation günstig, eine schlechte ihr ungünstig ist. Wenn aber keine Einmischung von Aussen Statt findet, wird kein Volk jemals entdecken, dass seine Religion schlecht ist, bis seine Vernunft es ihm sagt. Aber wenn seine Vernunft unthätig und seine Wissenschaft im Stillstande ist, so wird die Entdeckung nie gemacht werden. Ein Land, welches seine alte Unwissenheit fortsetzt, wird immer bei seiner alten Religion bleiben; nichts kann deutlicher sein, als dies. Ein sehr unwissendes Volk wird sich gerade wegen seiner Unwissenheit zu einer Religion voller Wunder neigen, zu einer Religion, die sich einer Unzahl Götter rühmt, und Alles, was vorfällt, der unmittelbaren Einwirkung dieser Götter zuschreibt. Auf der anderen Seite wird ein Volk, dessen Wissenschaft es zu besserer Beurtheilung der Thatsachen befähigt, und welches sich an jene schwierige Aufgabe, den Zweifel in Anwendung zu bringen, gewöhnt hat, eine weniger wunderbare und eine weniger aufdringliche Religion brauchen, so eine, die ihre Leichtgläubigkeit weniger stark in Anspruch nimmt«. — Hoch civilisirte Völker sind physisch hoch entwickelt; die Organisation ihres Nervensystems hat einen hohen Grad der Vollkommenheit erreicht: ihr Gewissen und ihre Vernunft sind demnach ausgebildet. Aus diesen Gründen können die religiösen Verhältnisse nur die Tendenz des Fortschrittes nehmen, und Dogmatik und Pfaffenthum müssen bei solchen Nationen nothwendiger Weise in Misscredit kommen. Die Bildung des Geistes und die Veredelung des Gemüthes führen zu relativer Freiheit des Gewissens; der Pfaffe aber will durch das Dogma das Gewissen beherrschen, oder richtiger: es unterdrücken. Der Pfaffe widersetzt sich der

390) Buckle, H. Th., Geschichte der Civilisation in England. Deutsch von Arnold Ruge. 2. Ausgabe. Leipzig & Heidelberg 1864. in 8⁰. Bd. I. Abtheilung 1. pag. 218 u. fg.

Vervollkommenung der Organisation durch die Cultur und sucht die Menschennatur zu verstümmeln; durch diese Praxis der Verhinderung gesunden Lebens macht er die von ihm repräsentirte Religion zur schlimmsten Feindin des menschlichen Wohlseins. Die Knechtung des Gewissens, theils mittelbar durch Austilgung der Vernunft und Unterdrückung der Wissenschaft, theils unmittelbar durch die Herrschaft der Dogmatik, ist der erste Schritt zur Verschlechterung der Organisation, zur Verkümmerung der Rasse, zur Zerstörung der socialen und zuletzt auch der individuellen Gesundheit. Von Pfaffen beherrschte Völker sind unwissend und unsittlich; unwissende und unsittliche Völker sind moralisch und physisch krank. Wo wüthen die Seuchen am meisten, wo findet man am meisten Krüppel, am meisten von Verbrechen und Lastern? Dort, wo Pfaffen herrschen; dort, wo das Gewissen gefesselt ist. Der Pfaffe vernichtet die Sanction des Gewissens. »Diese Sanction«, definirt Adam Ferguson[391]), »besteht in dem Vergnügen, welches der Mensch empfindet, wenn er Recht thut, und in der Scham und Reue, die bei ihm entstehen, wenn er Unrecht thut«. Aber nicht allein der Pfaffe knebelt das Gewissen, auch die Gesellschaft thut dies; zumal eine Gesellschaft von Geistes-Krüppeln, Heuchlern und Gleissnern, wie sie in kleinen Residenzen den Ton anzugeben pflegt.

§ 88.

Die sittlichen Gefühle sind die Grundpfeiler, auf denen das Gebäude der Moral sich erhebt. Der Mensch bringt diese Gefühle nicht mit zur Welt, sondern nur die Anlage dazu in seiner Organisation. Lebens-Verhältnisse, Erziehung, Klima und politisch-sociale Einflüsse bilden erst die sittlichen Gefühle heraus. Es werden demnach die moralischen Gefühle des Einen stärker, die des Andern schwächer sein; bei dem Einen wird ihr Inhalt in dieser, bei dem Anderen in jener Richtung hervor treten; hier wird der Gegenstand der Gefühle ein anderer sein, als dort.

Es liegt im Interesse der ganzen Wohlfahrt, sittliche Gefühle zu cultiviren; sie sind unerlässlich für den normalen Fortbestand des Menschen. Dieser muss wahre Begriffe von gut und böse, gerecht und ungerecht, u. s. w. sich bilden, und nach diesen Begriffen seine Handlungen einrichten. Francis Hutcheson[392]) liefert den Nachweis, dass das sittliche Gefühl nicht auf die Religion sich gründe. Und da dies eben nicht der Fall ist, so bedarf es auch nicht der Religion ausschliesslich, um moralische Sentimente zu pflegen, sondern nur einer sorgfältigen auf wahre Moral sich stützenden Erziehung, die dem Einen gegenüber der Philosophie, dem Andern gegenüber der Religion als eines Hülfsmittels sich bedient.

Das sittliche Gefühl betrifft, in so weit es Gegenstand der moralischen Hygieine ist, die menschlichen Handlungen, die Tugend und Glückseligkeit, die Pflichten und die Rechte. Normale, naturgemäss erzogene Menschen, welche so ausgebildet sind, dass man bei ihnen von wahrer Harmonie aller sittlichen Kräfte sprechen kann, sind auch die Träger normalen sittlichen Ge-

---

391) Ferguson, A., Grundsätze der Moralphilosophie. Uebersetzt und mit einigen Anmerkungen versehen von Christian Garve. Leipzig 1772. in 8⁰. pag. 208.

392) (Hutcheson, F.,) Recherches sur l'origine des idées que nous avons de la beauté & de la vertu. Traduit sur la quatrième edition angloise. Amsterdam 1750. in 8⁰. Bd. II. pag. 35 u. fg.

fühles und die berechtigten Richter in allen moralischen Angelegenheiten. Sie vermögen die eigentlichen und correcten Begriffe von Sittlichkeit und Unsittlichkeit aufzustellen, den Codex der Sitten zu schreiben.

Eine Handlung ist sittlich, wenn sie die Wohlfahrt befördert, ohne zugleich einem empfindenden Wesen zu schaden; eine Handlung ist unsittlich, wenn sie die Wohlfahrt beeinträchtigt und empfindenden Wesen schadet. Sittliche Handlungen vermehren die individuelle und sociale Gesundheit, unsittliche Handlungen zerstören sie. Sittlich und schicklich, unsittlich und unschicklich sind sehr verschiedene Begriffe, werden aber leider täglich tausend Mal verwechselt. Wenn bei allen Menschen Harmonie der moralischen Kräfte bestände, dann fielen sittlich und schicklich, unsittlich und unschicklich in je einen Begriff zusammen. Aber die wenigsten befinden sich in dieser Verfassung, und darum ist so häufig das Sittliche der Moral das Unschickliche der Gesellschaft, das Unsittliche der Moral das Schickliche der Gesellschaft. Wer demnach seine Handlungen nach dem Beifall jener Pöbelrotten, deren Gesammtheit man die Gesellschaft nennt, einrichtet, befindet sich auf der falschen Fährte. Es ist viel zu gelinde ausgedrückt, wenn Heinrich Home[393]) sagt: »Die meisten Schriftsteller machen den Beifall und den Tadel der Menschen zum Grunde der Sittlichkeit; allein dieser Grund ist viel zu schwach«. Er ist nicht nur viel zu schwach, sondern, wenn hier unter Menschen die Gesellschaft begriffen wird, geradezu nichtig. Wir erkennen demgemäss der öffentlichen Meinung, wie man dieses Monstrum zu nennen beliebt, nicht das Richteramt der Sitten zu.

Von unserem Standpunkte aus sind die Begriffe des Sittlichen und des Guten, des Unsittlichen und des Bösen identisch. Die Vollziehung sittlicher oder guter, unsittlicher oder böser Handlungen findet ihren letzten Grund immer in der Organisation. Je nachdem wir diese durch physische und moralische Erziehung gestalten, je nachdem öffentliche und private Verhältnisse einwirken, werden mehr gute oder mehr böse, in den höchsten Fällen ausschliesslich gute oder ausschliesslich böse Handlungen begangen. Der Mensch hat Anlage zum Guten und zum Bösen, oder, wie man figürlich es ausdrückte, es waltet in ihm das gute und das böse Princip. Alle Einflüsse, in so weit wir dieselben beherrschen, müssen darauf gerichtet sein, die natürlichen Anlagen so auszubilden, dass der Mensch nur Gutes vollbringt und Böses verabscheut; aber, so sorgfältig wir auch erziehen, beeinflussen mögen, so wenig gelingt es uns, die Disposition zum Bösen (wenn wir dieses Ausdrucks uns bedienen sollen) gänzlich zu tilgen; immer wird in einem Zustand zeitweiliger Schwäche des Individuums und bei absolutem oder relativem Ueberwiegen der Gelegenheits-Ursachen die Begehung böser Handlungen mehr oder weniger wahrscheinlich sein. Wir sind daher darauf angewiesen, Mittel zu ersinnen, welche geeignet sind, böse oder unsittliche Handlungen zu verhüten. Kant[394]) bemerkt, was diesen Punkt betrifft, unter Anderem: »Obgleich von der Herrschaft des bösen Princips befreit, bleibt ein jeder moralisch wohl gesinnte Mensch nichts desto we-

---

393) Home, H., Versuche über die ersten Gründe der Sittlichkeit und der natürlichen Religion. Aus dem Englischen übersetzt und mit Anmerkungen begleitet von C. G. Rautenberg. Braunschweig 1768. in 8⁰. Bd. I. pag. 43.

394) Kant's Theorie der rein moralischen Religion mit Rücksicht auf das reine Christenthum kurz dargestellt. Riga 1796. in 8⁰. pag. 82 u. fg.

niger den Angriffen desselben noch immer ausgesetzt; und, seine Freiheit zu behaupten, muss er forthin immer zum Kampfe gerüstet bleiben. Da nun aber der Mensch in diesem gefahrvollen Zustande durch seine eigene Schuld ist, so ist er verbunden, so viel er vermag, wenigstens Kraft anzuwenden, um sich aus demselben heraus zu arbeiten«. »Wenn der Mensch sich nach den Ursachen und Umständen umsieht, die ihm diese Gefahr zuziehen, und auch in derselben erhalten, so bemerkt er bald, dass sie ihm nicht sowohl von seiner eigenen rohen Natur, so fern er abgesondert da ist, als vielmehr von Menschen kommen, mit denen er im Verhältnisse oder Verbindung steht. Die eigentlich so zu benennenden Leidenschaften, welche so grosse Verheerungen in seiner ursprünglich guten Anlage anrichten, finden nur in der Gesellschaft die reichhaltigste Nahrung«. »Kann nun, bei so bewandten Umständen, kein Mittel ausgefunden werden, selbst die Gesellschaft zur Bekämpfung des bösen Princips und zum Siege von dem guten Princip über das Böse zu benutzen, so wird der einzelne Mensch bei aller Kraftanwendung, der Herrschaft des Bösen sich zu entziehen, unablässig der Gefahr des Rückfalls ausgesetzt sein«. »So viel wir einsehen, kann dieses Mittel einzig und allein darin bestehen, dass eine ganz eigentlich auf die Verhütung des Bösen und zur Beförderung des Guten im Menschen abzweckende Vereinigung als eine bestehende und immer sich ausbreitende, blos auf die Erhaltung der Moralität angelegte Gesellschaft errichtet werde, welche mit vereinigten Kräften dem Bösen entgegen wirkte«. — Es wird von dem Verfasser des Buches, welches KANT's Namen trägt, zuletzt eine Art von Kirche als die beste Gesellschaft der bezeichneten Art erkannt. Wir sind entschieden entgegengesetzter Meinung; denn die meisten Kirchen haben viel mehr das Böse befördert, als das Gute in Wahrheit erstrebt, und darum sind sie grössten Theils untauglich zur Verhütung des Bösen. Welche sind also die Mittel, zu dem Ziele zu gelangen? Wir erwähnten ihrer schon hier und da; es sind Beseitigung des Elends, gute physische und moralische Erziehung, Förderung nützlicher Vereine, Bekämpfung schädlicher Gewohnheiten, Erleuchtung der Köpfe, und Zerstörung eben so des Pfaffenthums wie des Despotismus.

Auch in einem wahrhaft goldenen Zeitalter der Gesittung wäre man nicht im Stande, alle Quellen des Bösen zu verstopfen. Wenn wir mit ERNST FRIEDRICH APELT [395]) das Böse als Dasjenige bezeichnen, »was nicht sein sollte und doch ist, das ist: das Pflichtwidrige«, so bedürfen wir nicht erst langer Auseinandersetzungen, um die Wahrheit unserer Darlegung zu beweisen; das Böse soll nicht sein, und doch ist es, weil die Organisation da und nicht dazu geeignet ist, bei allen Menschen so hoch entwickelt zu werden, dass pflichtwidrige Handlungen unmöglich werden. Durch Verbesserung der Rasse in physischer und moralischer Beziehung vermindern wir das Böse; aber wir tilgen es nicht ganz aus, weil so tiefe Eingriffe in die Organisation nicht möglich sind.

J. DENIS [396]) entwickelt die das Gute und das Böse betreffenden Lehren der Neu-Platoniker: »Der Mensch, geworfen in eine endlose Welt von Seelen

---

395) APELT, E. F., Religionsphilosophie. Mit einem Nachwort von G. FRANK. Leipzig 1860. in 8⁰. pag. 97.

396) DENIS, J., Histoire des théories et des idées morales dans l'antiquité. Paris & Strasbourg 1856. in 8⁰. Bd. II. pag. 334.

und Leibern, neigt zum Bösen durch den Körper, an welchen er gebunden ist; aber vermöge der Seele trachtet er unwiderstehlich nach dem Guten. Seine Vervollkommenung besteht in der Lossagung vom Körper und der Materie zu dem Behufe, um wieder zurückzukehren in die das Wesen ausmachende Geistigkeit« . . . — Wir können dies in die Sprache unserer Auffassung übersetzen: die Organisation birgt immer die Anlage zum Bösen; durch Veredelung des Gemüthes und Stärkung der Vernunft strebt der Mensch nach dem Guten; die Vervollkommenung, also die Bürgschaft und Voraussetzung guter Handlungen, besteht in der Lossagung vom praktischen Materialismus und in der Rückkehr zur Natur. Die alten Griechen wussten genau von den Quellen des Bösen und von der Verstopfung dieser Quellen; weil sie aber in Bildern sprachen, und dies nicht in die Prosa der Zeit übersetzt wurde, hat man sie missverstanden und den später Geborenen die Erfindung der Recepte wider das Böse zugeschrieben, oder man hat zu den falschesten Folgerungen aus ihren bildlichen Sentenzen sich hinreissen lassen.

Wenn eine Sache ist, wie sie sein soll, ihrem Zwecke entspricht, ihrer Idee conform ist und ihre Wesenheit ausdrückt, nennt sie G. Tiberghien [397]) gut; dagegen bezeichnet er eine Sache als böse, wenn sie weder ihrem Zwecke noch ihrer Bestimmung entspricht, wenn sie anders ist, als ihrer Wesenheit nach sie sein soll. Diese Begriffs-Bestimmung wendet Tiberghien auch auf den Menschen und dessen Handlungen an. Es besteht ihm das Gute des Menschen in der Verwirklichung von dessen Wesenheit, sowohl sich selbst als der Aussenwelt gegenüber. — Der Begriff des Guten ist hier, wenn man das gänzlich bedeutungslose Wort Zweck ausser Acht lässt, richtig gefasst; denn der Mensch, dessen sittliche Kräfte harmonisch entwickelt sind, der also das Urbild eines Menschen repräsentirt, begeht nur gute Handlungen und ist gut. Wo diese Harmonie nicht angetroffen wird, mit andern Worten: wo der Mensch in seiner ganzen Wesenheit der Idee des Normalen nicht nur nicht entspricht, sondern derselben mehr oder weniger entgegen gesetzt sich erweist, dort ist das Territorium des Bösen. Je mehr wir das Gute befestigen und sichern, das Böse tilgen wollen, desto mehr müssen wir die physische und moralische Gesundheit des Einzelnen und Aller durch Erziehung, Sitte und öffentliche Institutionen erzielen. Unter wirklich gesunden und entsprechend civilisirten Völkern tritt das Gute immer mehr in den Vordergrund, das Böse aber immer mehr zurück. Bei siechen, falsch oder nicht civilisirten Nationen findet das Umgekehrte Statt.

Alexander von Oettingen [398]) gibt folgende Definition von guter und böser Handlungsweise: »Gut würden wir also diejenige Handlungsweise nennen, bei welcher die im Gewissen des Einzelnen und in der Sitte der Gemeinschaft als normativ geltenden Gesetze (Pflichtgebote, Sittenregeln) sich als die immanente, treibende und beseelende Kraft der gesammten Lebens-Bethätigung in Gesinnung, Wort und That bewähren; böse aber wäre diejenige Handlungsweise, bei welcher die als normativ geltenden Gesetze äusserliche Postulate

---

397) Tiberghien, G., Esquisse de Philosophie morale, précédée d'une introduction à la Metaphysique. Bruxelles 1854. in 8⁰. pag. 200 u. fg.; 216 u. fg.

398) Oettingen, A. v., Die Moralstatistik. Inductiver Nachweis der Gesetzmässigkeit sittlicher Lebensbewegung im Organismus der Menschheit. [Die Moralstatistik und die christliche Sittenlehre. Versuch einer Socialethik auf empirischer Grundlage. Bd. I.] Erlangen 1868. in 8⁰. pag. 968.

bleiben, und nicht nur nicht zum Principe der inneren Lebensbewegung in Gesinnung, Wort und That werden, sondern durch Verwahrlosung des Willens allmälig ganz verwischt werden von der Tafel des Gewissens«. — Hierbei kommt in Betrachtung, dass nach solcher Auffassung die Begriffe des Guten und des Bösen nach der Constitution der Gesellschaft sich gestalten, somit höchst relativ sind. Wir haben schon gezeigt, wie wenig die Gesellschaft geeignet ist, als maassgebend aufgestellt zu werden. Es gab eine Zeit, wo gut blos der Ausdruck der Kirchen-Gläubigkeit war, und wo man den Philosophen eben so als einen Bösewicht brandmarkte, wie den Mörder. So lange die Begriffe von gut und böse durch die sogenannte öffentliche Meinung formirt werden; so lange sie nicht durch die Vernunft und Liebe höchst organisirter, harmonisch entwickelter Menschen ihre Bestimmung erfahren; — so lange bleiben sie incorrect und laufen der Natur zuwider.

Paul Dietrich von Holbach [399]) entwickelt: »Wir nennen demnach gut Dasjenige, welches nur Nutzen, Vergnügen und Wohlsein bringt«. — Hier geschieht die Begriffs-Bestimmung in Ansehung der Wirkungen. In der That sollen gute Handlungen allgemeinen Nutzen, reines Vergnügen, physisches und moralisches Wohlsein bringen, und diese guten Wirkungen ein Kriterium der guten Intentionen sein. Es kommt aber immer und zunächst die Absicht in Betrachtung, in welcher eine Handlung vorgenommen wird; ist diese Absicht auf die wahre Glückseligkeit gerichtet, dann ist die Handlung gut, auch wenn deren Erfolge der Intention nicht entsprechen; ist die Absicht auf Schädigung Einzelner oder der Gesammtheit gerichtet, dann verdient die Handlung, auch wenn deren Wirkungen die Wohlfahrt begünstigen, nicht den Namen einer guten. Die moralische Hygieine will, dass Wirkung und Absicht in geradem Verhältnisse stehen; es kann dies nur erfüllt werden durch harmonische Entwickelung aller Kräfte, durch Gesundheit des individuellen und gesellschaftlichen Organismus, und durch Beseitigung aller Hemmnisse, welche dem ökonomischen Gedeihen der Bevölkerung in den Weg sich stellen.

§ 89.

Die Unsittlichkeit ist der Inbegriff der Verletzungen moralischer Normen. Sie ist, wenn die Moral aus der Erkenntniss der Menschennatur abgeleitet wurde und die Glückseligkeit wirklich befördert, etwas Festes; sie schwankt nicht nach Zeit und Volk, nicht nach Vorurtheilen und Albernheiten. Anders verhält es sich mit der Unschicklichkeit; diese ist so zu sagen täglich eine andere; sie gleicht einer Wetterfahne, welche durch jeden Windstoss eine andere Richtung annimmt; sie gleicht einem Chamäleon, welches stets die Farbe wechselt.

Wegen ihres Ursprungs kann die Unschicklichkeit nicht den Rang und die Bedeutung behaupten, die gemeiniglich ihr zuerkannt werden; ja, in den Augen der moralischen Hygieine, der nur die Unsittlichkeit ein bestimmter Begriff ist, reducirt die Unschicklichkeit sich auf Null.

Unsittliche Handlungen beeinträchtigen das Wohl des Einzelnen und der bürgerlichen Gemeinschaft, und stellen zuletzt es ganz in Frage. Um sie zu

---

399) (Holbach, P. D. de,) Système social, ou principes naturels de la morale et de la politique. De l'influence du gouvernement sur les moeurs. Paris 1795, in 8⁰, Bd. I. pag. 116 u. fg.

verhüten, ist es nöthig, ihren Ursachen nachzuspüren, diese zu verlöschen, und andererseits auch unmittelbar die Handlungen selbst, während sie vollzogen werden, zu bekämpfen.

Aus der Zusammenwirkung zweier Factoren geht die Unsittlichkeit hervor; der eine Factor ist der Organismus, der andere die Aussenwelt. Ohne Gelegenheits-Ursachen können unsittliche Handlungen eben so wenig begangen werden, wie ohne organische Anlage. Um die Einwirkung der Gelegenheits-Ursachen erfolglos zu machen, müssen wir die Anlage tilgen; denn da Niemand so mächtig ist, die äusseren Verhältnisse mehr als zu Bruchtheilen zu beherrschen, so bleibt Tilgung der Anlage immer die nächst liegende Aufgabe der Hygieine. Erziehung des Leibes und der Kräfte mit genauester Berücksichtigung der Rasse, des Alters, des Geschlechtes, der Constitution, des Temperaments, der Sitten, der Beschäftigung und Lebensweise, des Klima und der socialen Verhältnisse, dies ist der Schlüssel zur Lösung der Aufgabe.

Zu den ausserhalb des Organismus gelegenen Veranlassungen der Unsittlichkeit gehören das schlechte Beispiel, die Ungerechtigkeit, die Willkür der Staatsbedienten, die Herrschaft von Bütteln, Muckern, Pfaffen u. dgl., der falsche Unterricht, die Massenarmuth, das glänzende Elend, die Glücksspiele, die schlechte Literatur, ein schlecht geartetes Theater, ein Uebermaass von Wirthshäusern, die Unterdrückung der öffentlichen und die in Folge dessen eintretende Ausbreitung der geheimen Prostitution.

Stets ist wahre Cultur das beste Mittel wider die Unsittlichkeit. Mit Recht bemerkt Descieux[400]: »Für mich ist das höchst civilisirte Volk dasjenige, bei welchem das Mittel der moralischen Fähigkeiten am meisten sich erhebt. Hier wird man am wenigsten Verbrechen, am wenigsten Arme, am wenigsten Kranke finden; diese versittlichte Gesellschaft wird productiv sein in Hinsicht der Ausbreitung der intellectuellen Fähigkeiten, welche, indem sie ihre Thätigkeit in der Literatur, in den Wissenschaften, in dem Gewerbsfleiss und im Landbau entfalten, zur Befriedigung unserer geistigen und körperlichen Bedürfnisse beitragen«. — Nur die Civilisation, welche auf Veredelung und Vergeistigung abzielt, enthält die wahre Bürgschaft für sichere Verhütung des grössten Maasses von Unsittlichkeit. Diese Gesittung aber wird weder durch die National-Oekonomie noch durch die Theologie erreicht, sondern nur durch naturgemässe Erziehung der vor dem Elend geschützten Volksmassen.

§ 90.

Je dicker der Glaube und je grösser dessen Herrschaft, desto bedeutender die Unsittlichkeit und in deren Folge die Ungesundheit. Dies wird zunächst aus einer Schilderung des Gläubigen klar. »Der Gläubige«, sagt Heinrich Bruno Schindler[401], »verwirft das Zeugniss der Sinne; er schöpft seine Gefühle aus einem andern, unbekannten Born; Denken, Begreifen und Wissen exsistiren für ihn nicht; das Gefühl einer höheren Weltordnung wird ihm zu einem geoffenbarten Gotte, dem gegenüber er sich nichtig in seiner Abhängigkeit und Unvollkommenheit fühlt, dessen Leitung er sich nicht nur blindlings

400) Descieux, Influence de l'état moral de la société sur la santé publique. Paris 1865. in 8⁰. pag. 24.

401) Schindler, H. B., Das magische Geistesleben. Ein Beitrag zur Psychologie. Breslau 1857. in 8⁰. pag. 342.

überlässt, sondern dessen unmittelbaren Einfluss auf seine Handlungsweise er hofft; sein Handeln aber ist ein unbewusstes, intelligenzloses, unmittelbar durch das Gefühlsleben bedingtes Handeln«. Und CLÉMENT OLLIVIER[402]) bemerkt: »Es lässt inzwischen nicht sich verhehlen, dass Religion ohne Erziehung eine extreme Neigung hat, in Unduldsamkeit und Fanatismus umzuschlagen«. — Der Gläubige ist wahrer Erziehung nicht theilhaftig geworden, hat nicht denken gelernt*); demnach kommt er auch nicht dazu, den Standpunkt des Denkenden zu erfassen, geschweige denn ihn zu erreichen. Wenn der den Gläubigen beseelende Glaube hirnverbrannt ist, und wenn die Gläubigen in Gesellschaft und Staat die Herrschaft ausüben, so wird die Vernunft der Null gleich geachtet und in weiterer Folge unterdrückt werden. Da nun vieler Menschen Exsistenz von der Bestimmung des Herrschenden abhängt, die Mehrzahl dieser Abhängigen aber in grösserem oder geringerem Maasse des Denkens fähig ist: so wird Heuchelei wie Lüge allgemein sich geltend machen und demgemäss die Unsittlichkeit immer mehr wuchern. Heuchelei führt zuletzt zu Verbrechen, und überall, wo starre Gläubigkeit der Alp ist, der auf Staat und Gesellschaft ruht, ist die Zahl der Verbrechen sehr gross und wuchert das Laster. In solchen Ländern werden nur äussere Formen verstanden und ängstlich gewahrt; darum gilt dort nur Der als voll, als gut, welcher diese Formen beobachtet. So geht denn das Wesen den Formen zu Liebe unter, und mit ihm verfällt die Gesellschaft. Die Herrschaft des Glaubens macht die Exsistenz der Grundbedingungen der Gesundheit unmöglich, und degenerirt die Völker. »Die wahre Basis der öffentlichen Gesundheit«, sagt ROBERT DRUITT[403]), »ist die Intelligenz, die Liebe zur Ordnung, die Liebe zum Leben und die allgemeine Wohlfahrt des Volkes«. — Der Glaube an sich schliesst die Intelligenz aus, lehrt das Leben als nichtig betrachten, denuncirt Ordnung in den Lebens-Verhältnissen durch eigenes Zuthun als Frevel und die allgemeine Wohlfahrt als Wahn, als Sünde; Ursachen genug, um die Herrschaft des Glaubens zur Todesglocke der Gesundheit zu machen. Nun aber verlangt der Pfaffe noch im Namen des Glaubens eine Zahl von Uebungen, welche die moralische und physische Gesundheit bedrohen oder zerstören; wir nennen Wallfahrten, Busse, Fasten u. dgl. m.

Der Glaube an die Unsterblichkeit der so genannten Seele mag dem Reichen ganz wohl behagen, und manchem Armen, der an Geist Ueberfluss nicht hat, die trüben Stunden des Daseins versüssen: aber im Grossen und Ganzen ist er der menschlichen Wohlfahrt viel mehr entgegen, als förderlich, weil er den ihm Ergebenen häufig genug verhindert, mit allen Kräften die Verbesserung der Exsistenz zu erstreben. Eine Folge des Glaubens an die Unsterblichkeit der Seele ist die Hoffnung auf ein zukünftiges Leben nach Vollendung des qualvollen irdischen Daseins; Geringschätzung des Lebens, Verachtung seiner Annehmlichkeiten und ein gewisses Maass von Vernachlässigung des eigenen Selbst kommen mehr oder minder deutlich zur Ausprägung, und brechen einer

---

402) OLLIVIER, C., Influence des affections organiques sur la raison, ou Pathologie morale. Paris & Tours 1867. in 8⁰. pag. 218.

*) entweder weil seine Lehrer unfähig oder seines Gehirnes Organe zu schwach waren. In der Regel findet das Letztere Statt.

403) DRUITT, R., On the influence of customs, habits, and morals on the health of the community. — The Medical Times and Gazette. A journal of medical science, literature, criticism, and news. London. in 4⁰. 1868. Bd. II. pag. 473.

unheilvollen Gleichgültigkeit Bahn, welche zu den grössten Hemmnissen moralischer und physischer Wohlfahrt zählt. Ausserdem kommt noch in Betrachtung, dass die Verheissung eines ewigen Lebens nach dem Tode ein sehr unsittliches Mittel zur Förderung des Guten ist; denn wer das Gute nicht um seiner selbst, sondern um einer Belohnung willen thut, wer für die Münze, welche er dem Armen mit Unwillen gab, nun ewig in Seligkeit schwelgen will, hat allen Anspruch auf das Prädicat eines sittlichen Menschen verloren. Darum sollte keine kirchliche Gesellschaft die Unsterblichkeits-Lehre in die Zahl ihrer Dogmen aufnehmen. JULIUS FROEBEL[404]) bemerkt unter Anderem: »Der Glaube an die Unsterblichkeit ist entbehrlich, wo Vernunft, Gerechtigkeit und Liebe vorhanden sind; er ist gefährlich, wo diese fehlen, weil er dann nicht anders als unvernünftig, ungerecht und lieblos sein kann; er ist hinderlich, wo wahre, freie Humanität die Welt zu gestalten beginnt, und kann sich gegen dieselbe nicht halten«. — Am meisten wird der Unsterblichkeits-Glaube von Furchtsamen, Schwachen und Feiglingen bekannt, von Individuen, denen das Mark in den Knochen friert, wenn sie an ihre dereinstige Auflösung denken. Am meisten wird für Ausbreitung und Befestigung dieses Glaubens von solchen Seiten her gewirkt, wo man ein Interesse daran hat, arme und hungernde Bevölkerungen auszunutzen; hier muss man, so fordert es die Niederträchtigkeit, die Unglückseligen auf ein zukünftiges Leben in Glück und Freude vertrösten, um sie über das Maass des ihnen zugefügten Jammers geschickt zu täuschen.

Wer bei dem Glauben an die Unsterblichkeit wohl sich fühlt, mag denselben immerhin behalten; wer seiner entbehren kann, möge über Bord ihn werfen. In dieser Angelegenheit ist jede Beeinflussung des Individuums durch die Gesellschaft verderblich; am besten, wenn hier ein Jeder seinen Weg geht. Da man den genannten Glauben ganz zur Privatsache macht, nimmt man ihm den Stachel seiner Gefährlichkeit und gibt ihm seine wahre Bedeutung, nämlich die eines Kindermärchens.

»Wirklicher, eigentlicher Unsterblichkeits-Glaube«, bemerkt LUDWIG FEUERBACH[405]), »ist nur da, wo das nach dem Tode vorgestellte Leben das Ideal, das ersehnte und thätig erstrebte Ziel des Menschen ist, wo er also weiss, was er mit seiner Unsterblichkeit will, und will, was er weiss. Wo er dagegen alle bestimmte Vorstellungen und Bilder fahren lässt, nur bei dem Allgemeinen stehen bleibt, dass er überhaupt (er weiss selbst nicht: wie und wo und wozu?) noch nach dem Tode exsistirt; da hat der Unsterblichkeits-Glaube nur noch die Bedeutung einer Verneinung, nur den Zweck, den Gedanken an den Tod zu befestigen, um sich durch ihn nicht im Genusse des Lebens stören zu lassen. Und wer über dem Gedanken, dass er nicht ewig lebt, den Sinn und Werth des gegenwärtigen Lebens verliert, der thut wohl und recht, wenn er an seine Unsterblichkeit glaubt. Das ewige Leben hat ja so der Mensch nur für das zeitliche Leben, nur im Gegensatze gegen dessen in der Vorstellung so erschreckliche Kürze. Und es ist eins, ob es wirklich ist oder nicht ist, wenn es nur geglaubt wird. Wer bis an das Ende seines Lebens glaubt, täuscht sich auch nicht in Beziehung auf sich selbst; denn das Nichtsein desselben, das Gegentheil seines Glaubens fällt ja nicht in sein Bewusstsein, da sein Glaube

404) FROEBEL, J., System der socialen Politik. Leipzig 1850. in 8⁰. Bd. I. pag. 63.

405) FEUERBACH, L., Gottheit, Freiheit und Unsterblichkeit vom Standpunkte der Anthropologie. Leipzig 1866. in 8⁰. pag. 222 u. fg.

nur mit seinem Leben, mit seinem Leben aber zugleich sein Bewusstsein endet. Wer also ein ewiges Leben glauben kann und will, oder vielmehr muss, um sich selbst bei Verstand und Gesundheit zu erhalten, der glaube es in Gottes Namen, aber er lasse auch Andern den entgegen gesetzten Glauben, und verdenke es ihnen nicht, wenn sie dem Unsterblichkeits-Glauben als Glauben an eine unbestimmte und unbekannte Fortdauer nach dem Tode nur eine medicinische oder diätetische Bedeutung einräumen«. — Die angeführten Worte von Feuerbach sind ganz geeignet, Bedeutung und Wirkung des Unsterblichkeits-Glaubens in das rechte Licht zu stellen, und die Nothwendigkeit für Staat und Gesellschaft, von der Benutzung dieses Glaubens zur Förderung allgemeiner oder besonderer Zwecke abzustehen, zu zeigen.

Ist der Glaube an die Unsterblichkeit der so genannten Seele geeignet, Ausschreitungen zu verhüten und das allgemeine Wohlsein sicher zu stellen? Wir werden diese Frage beantworten, nachdem wir einige Worte Paul Dietrich von Holbach's [406]) werden vernommen haben. »Seit einer grossen Zahl von Jahrhunderten«, sagt der Verfasser des Système de la nature, »betrachtet man das Dogma von einem zukünftigen Leben mit seinen Belohnungen und Züchtigungen als das mächtigste oder auch als das einzige Motiv, die Leidenschaften der Menschen in Schranken zu halten, und diese zu einem tugendhaften Dasein zu verpflichten; allmälig wurde dieses Dogma zur Grundlage fast aller religiösen und politischen Systeme, und es scheint heutzutage, dass man dieses Vorurtheil nicht angreifen könne, ohne die Bande der Gesellschaft absolut zu zerreissen. Die Begründer der Religionen haben von dem Dogma Gebrauch gemacht, um ihre gläubigen Anhänger zu fesseln; die Gesetzgeber betrachten es als den geeignetsten Zaum zur Unterjochung ihrer Unterthanen; mehrere Philosophen selbst haben in dem guten Glauben gelebt, es wäre das Dogma von der Unsterblichkeit der Seele nothwendig, um die Menschen zu erschrecken und vom Verbrechen abzulenken«.

»Man kann in der That nicht läugnen«, heisst es bei Holbach weiter, »dass dieses Dogma von dem grössten Nutzen für Diejenigen war, welche den Völkern die Religionen brachten und welche zu Dienern der Religion sich machten; es war die Grundlage ihrer Gewalt, die Quelle ihrer Reichthümer, und die dauernde Ursache der Verblendung und der Schrecken, in denen das Menschengeschlecht nach dem Interesse der Pfaffen u. s. w. erhalten wurde. Das Dogma ist es, durch welches der Priester der Nacheiferer und Meister der Könige wurde: die Völker, erfüllt von enthusiastischer Religions-Trunkenheit, waren immer mehr geneigt, die Drohungen der Pfaffen zu vernehmen, als die Rathschläge der Vernunft, die Anordnungen der Staatsgewalt, die Stimme der Natur und die Gesetze der Gesellschaft. Die Politik selbst diente den Launen der Pfaffen; der zeitliche Herrscher musste unter das Joch des immerwährenden sich beugen; der eine verfügte nur über diese vergängliche Welt, der andere dehnte seine Macht bis in eine zukünftige Welt aus, die für die Menschen viel wichtiger war, als die Erde, wo der Mensch nur als Pilger oder Reisender galt. Das Dogma vom anderen Leben brachte selbst die Regierung in Abhängigkeit von dem Pfaffen; sie war nur sein erster Unterthan, und der Pfaffe war ihr nur dann ergeben, wenn es bei beiden darauf ankam, das Men-

406) Système de la nature. Ou des loix du monde physique & du monde moral. Par M. Mirabaud. London 1770. in 8⁰. Bd. I. pag. 279 u. fg.

schengeschlecht zu Boden zu werfen. Umsonst rief die Natur den Menschen zu, auf ihre gegenwärtige Glückseligkeit bedacht zu sein: der Priester befahl ihnen unglücklich zu sein und eine zukünftige Glückseligkeit zu erwarten; umsonst sagte die Vernunft den Menschen, sie sollten friedlich sein: der Pfaffe erfüllt sie mit Fanatismus und Wuth, und treibt sie an, die öffentliche Ruhe zu stören, wenn das Interesse des unsichtbaren Monarchen des andern Lebens, oder besser: seiner Diener in diesem Leben, es erheischt«.

»Dies sind die Früchte«, bemerkt HOLBACH endlich, »welche die Politik von dem Dogma des zukünftigen Lebens erndtete; die Regionen des Jenseits halfen der Klerisei die Welt erobern. Die Erwartung einer himmlischen Glückseligkeit und die Furcht vor zukünftigen Strafen verhinderten die Menschen, hienieden glücklich zu werden. Der Irrthum, von wo aus man auch ihn betrachten mag, wird immer eine Quelle des Unheils für das Menschengeschlecht bleiben. Das Dogma eines zukünftigen Lebens, indem es den Sterblichen ein ideales Glück gewährt, erzeugt Enthusiasten; indem es die Menschen vor Besorgniss zu Boden wirft, macht es dieselben zu unnützlichen Wesen, zu Feiglingen, zu Milzsüchtigen, zu Rasenden, welche das gegenwärtige Leben aus dem Gesichte verlieren, um nur mit einem eingebildeten zukünftigen Leben und mit vermeintlichen Uebeln, welche sie nach dem Tode befürchten sollen, sich zu befassen«. — So weit HOLBACH.

Der Glaube an die Unsterblichkeit der so genannten Seele ist, besonders wenn er öffentlich gelehrt und seine Verbreitung von der Staatsgewalt unmittelbar oder mittelbar begünstigt wird, nicht nur nicht geeignet, Ausschreitungen zu verhüten und das allgemeine Wohlsein sicher zu stellen, sondern vielmehr ein Mittel, allen Unternehmungen zur Förderung der Wohlfahrt, Tilgung der Massenarmuth und Ausbreitung der Vernunft zu schaden. Die Verkündiger dieses Glaubens, zum grössten Theile unduldsam, ja verfolgungssüchtig, verhindern jeden Aufschwung zum Bessern, wenn die Staatsgewalt ihnen zur Stütze dient. Es hat der Gesittung wie der öffentlichen Wohlfahrt und Gesundheit entschieden den grössten Abbruch gethan und der Verbreitung von Krieg, Hungersnoth, Seuchen und Elend sehr genützt, dass der Staat zum Beschützer von Dogmen sich aufwarf, und dass er den Pfaffen seinen Arm lieh, wenn diesen es beliebte, einem Dogma Ansehen und Geltung zu verschaffen. Auch aus dem Gesichtspunkte der Gesundheitspflege ergibt sich für den Staat die Verpflichtung, die Verbindung mit der Kirche aufzugeben, und den Pfaffen als Werkzeug nicht zu dienen.

§ 91.

Es sei weit von uns entfernt, von den vielen Dogmen zu handeln, welche von vernünftigen und unvernünftigen, starken und schwachen, guten und bösen Menschen erfunden und verbreitet wurden, um der Moral als Mittel zu dienen, um die Mitmenschen zu stützen, oder um sie zu unterdrücken und zu knechten. Wir wollen nur einiger wenigen noch, und dieser nur mit ganz kurzen Worten gedenken.

Das Dogma von einem Gott, sei dieser eine Person oder ein Weltgott, sei er einheitlich, zwei-, drei-, oder zehneinig, mag unzähligen Schwachen Nutzen gewähren und zur Aneignung moralischer Wahrheiten ihnen dienen: aber es darf, soll das gemeine Beste nicht Schaden leiden, eben so wenig Jemand aufgezwungen, noch auch vom Staate beschützt, oder gar gewaltsam

verbreitet werden, wie das von der Unsterblichkeit. Ein Barbarenstaat, der von seinen Bürgern, von seinen Dienern die Bekennung dieses Dogmas fordert! Eine Barbarenschule, die ihre Schüler zwingt, das Dogma ohne Bedürfniss dazu anzunehmen!

Das Dogma von der Erbsünde ist der schlimmste Witz, den die Pfaffen aussinnen konnten; denn er hat Millionen Menschen dem Henker überliefert und während einer langen Reihe von Jahrhunderten die Herrschaft des Schreckens gesichert. GUIZOT[407]) sagt freilich von der Erbsünde: . . . »weit davon entfernt, mit der Geschichte der Menschheit so wie mit den Thatsachen und Instincten, welche die moralische Natur des Menschen ausmachen, in Widerspruch zu stehen, lässt dieses Dogma die genannten Verhältnisse zu, beleuchtet und erklärt sie. Die Thatsache der Erbsünde hat weder etwas Fremdartiges noch etwas Dunkles; sie hat ihren Sitz wesentlich in der Unfolgsamkeit gegen den Willen Gottes, welcher das moralische Gesetz des Menschen ist«. — Aber, wenn man das Elend und den Jammer in das Auge fasst, die durch die Erfindung der Erbsünde in die Welt gebracht wurden, dann setzt man GUIZOT's Worte nicht einmal in ein Lehrbuch für Idioten.

Das Dogma vom Teufel und den bösen Geistern, welches in neuerer Zeit wieder aufgewärmt wurde, dient dazu, die Menschen mit Angst zu erfüllen, zu verdummen und zur sicheren Beute der Pfaffen zu machen; mit einem Worte: es ist ein Dogma, welches eine Kaste bereichert, während das ganze Volk dadurch in ein Wirrsal physischer und moralischer Leiden gestürzt wird. Wider den Teufelsglauben gibt es nur ein Mittel: allgemeine Aufklärung und Verbesserung der Weltanschauung. »Mit dem Fortschritte der Naturwissenschaften«, sagt HEINRICH BRUNO SCHINDLER[408]), »kam das Wirken des Teufels immer mehr und mehr in die Klemme; da jedoch die Basis alles Aberglaubens, die Weltansicht, dieselbe blieb: so konnten sich auch die aufgeklärtesten Männer ihrer Zeit nicht los ringen von den sie beengenden Fesseln, wenn sie auch einige Glieder ihrer Kette sprengten«. — Die Weltanschauung ist auch noch gegenwärtig der Punkt, an welchem der Teufelsglaube haftet. Unwissende, ungebildete Menschen haben heute noch die mittelalterliche Ansicht von der Welt; ja noch mehr, zahllose Gebildete hegen diese Ansicht noch, weil die Naturwissenschaft doch im Grossen und Ganzen bisher nur wenig Eingang fand. Darum wird es den Dunkelmännern an manchen Orten so leicht, den Teufelsglauben einzubringen, zu verbreiten und mit seiner Hülfe zu herrschen. Und die Weltanschauung des gemeinen und vornehmen Pöbels wird erst dann besser, wenn der Pfaffe allen Einfluss auf Schule und Familie verloren hat. »Aber es jammert uns«, ruft W. HIERONYMI[409]) aus, »wenn wir sehen, wie man dem Volke, welches eine vernünftig sittliche Belehrung und Lebensanschauung sucht, wenn man ihm immer wieder Lehren vorträgt, welche der Kindheit der Völker angehören, wenn man dem Volke das junge frische Grün der heutigen Welt- und Lebenserkenntniss vorenthält, und ihm

---

407) GUIZOT, Méditations sur l'essence de la religion chrétienne. Paris & Leipzig 1864. in 8⁰. pag. 57 u. fg.

408) SCHINDLER, H. B., Der Aberglaube des Mittelalters. Ein Beitrag zur Culturgeschichte. Breslau 1858. in 8⁰. pag. 270 u. fg.

409) HIERONYMI, W., Die Wiederbelebung des Teufels in Darmstadt, ein Beitrag zur Lösung der alten Frage: Vernunft oder Glaube? 2. Auflage. Wiesbaden 1858. in 8⁰. pag. 3.

dafür die dürren Halme einer noch dazu missverstandenen, dreitausendjährigen Ueberlieferung*) bietet«! — Und so bestätigen diese Worte die Unerlässlichkeit der Vertreibung der Pfaffen aus Schule und Haus, aus Regierung und Gesetzgebung.

Gemeinschädliche Dogmen, wie der Teufelsglaube eines ist, müssen durch guten naturwissenschaftlichen Unterricht mittelbar und durch scharfe Analysirung ihrer selbst unmittelbar bekämpft werden. Dies zu vollbringen, gehört zu den wichtigsten Aufgaben der Schule. Wo die Schule ihrer diesfälligen Verpflichtung nicht nachkommt, entsteht Unheil und Verderben. Heinrich Philipp Konrad Henke [410]) sagt unter Anderem: »Ein leidiges Uebel, dem der öffentliche Volksunterricht hätte abhelfen müssen, dem aber entgegen zu arbeiten die Religionslehrer weder Kraft noch Muth hatten, und das mit der Reformation fast noch mehr um sich zu greifen, und unter den Protestanten drückender zu werden schien, als unter den Katholiken, war die abergläubische Teufelsfurcht mit ihrem ganzen Gefolge von thörigten und beunruhigenden Meinungen, und von schändlichen, menschenfeindlichen Thaten«. — Hier wird dem Volksunterrichte die Kraft zuerkannt, ein niederträchtiges Dogma auszutilgen. Er besitzt diese Kraft, wenn er von Männern prakticirt wird, die mit guten pädagogischen Kenntnissen und Fertigkeiten wahre Menschenliebe und eine auf Erkenntniss der Natur sich gründende Weltanschauung verbinden.

§ 92.

Die Besonderheit der Religion ist von der Besonderheit des Volkes abhängig; der Nationalcharakter bestimmt den Charakter der Religion. Prosper Despine [411]) entwickelt: »Der gute und vertrauensvolle Mensch stellt das höchste Wesen eigentlich gut, verzeihend und erbarmungsvoll dar; er ersinnt eine milde, duldsame, wohlwollende Religion! Der grausame und rachsüchtige Mensch erkennt Grausamkeit und Gewaltthätigkeit als die vornehmsten Attribute der Gottheit; er ersinnt eine wilde, blutdürstige Religion, welche Opfer fordert und fürchterliche Strafen androht. Der rachsüchtige, von Hass erfüllte Mensch setzt einen nach Rache durstenden Gott voraus: so war der Gott Israël's. Der muthige, thatkräftige, ehrgeizige Mensch, welcher die Kraft nur in der Ausübung roher Gewalt sieht, hat einen Gott der Waffen erfunden. Der gegenüber der Menschheit auf seinen Ruhm eifersüchtige Gott wurde ausgedacht vom hochmüthigen Menschen; . . . Der moralische Mensch bildet eine ganz sittliche Religion. Der des moralischen Sinnes beraubte Mensch lässt sittliche Grundsätze niemals auf seine religiösen Ideen Einfluss nehmen, und, will er eine verbrecherische Handlung begehen, so trägt er nicht Bedenken, die Gottheit an dem Erfolg seines Entwurfes zu interessiren und von ihr diesen Erfolg als eine Gunst zu fordern«. — Weil nun die Art der Religion vom Charakter des Volkes abhängig ist, deshalb kann keine neue Religion die Wohlfahrt der Nation fördern, wenn sie nicht bessernd auf den

---

*) den Bibelglauben und damit den Glauben an den Teufel.

410) Henke, H. Ph. K., Allgemeine Geschichte der christlichen Kirche nach der Zeitfolge. 4. Auflage. Braunschweig 1800—1806. Bd. III. pag. 590.

411) Despine, P., Psychologie naturelle. Étude sur les facultés intellectuelles et morales dans leur état normal et dans leurs manifestations anomales chez les aliénés et chez les criminels. Paris 1868. in 8⁰. Bd. I. pag. 249 u. fg.

Charakter wirkt, und zwar mit Hülfe moralischer und physischer Agentien, die der Erziehung, dem Klima, der bürgerlichen Verfassung u. s. w. angehören. Einem Volke eine für dasselbe nicht passende Religion aufzwingen, ohne die Untugenden und Charakterfehler durch Anwendung der Mittel einer umfassenden Cultur zu beseitigen, dies heisst: das Volk sittlich zu Grunde richten und dessen physische Entartung einleiten. Dem moralischen Ruine folgt der physische stets auf dem Fusse.

»Unter allen moralischen und physischen Ursachen, die auf den Menschen wirken«, sagt C. Meiners[412]), »ist keine, die ihn so schnell verwandelte, und so unglaublich wieder erhöbe oder erniedrigte, als die Religion. Je grösser aber ihre Schnellkraft, und je unbegreiflicher ihre Aeusserungen sind, desto kürzer dauernd ist meistens ihr Einfluss, besonders wenn sie der Natur des Menschen und seinen geheiligten Rechten, wenn sie seinen natürlichen Kräften und Begierden, oder dem Klima und der Regierungsform widerspricht. Noch unwiderstehlicher, als durch diese Ursachen, wird sie durch überhand nehmende Cultur und Barbarei verändert, unter welchen die eine die ungereimtesten Religionen entweder veredelt oder zerstört, und die andere auch die reinste Religion verdirbt und verunstaltet«. — Dass die Religion den geschilderten Einfluss ausübe, und dass ihrerseits Gesittung und Verwilderung den Charakter der Religion formen, dies sind Thatsachen, von deren Bestehen die Weltgeschichte auf jedem Blatte uns Nachricht gibt. Unter dem Einfluss des Despotismus, einerlei ob Viele ihn üben oder nur Einer ihn prakticirt, wird jede Religion schlecht; denn der Despotismus zerstört den Charakter und die Tugend, und ohne diese beiden gestaltet sich die Religion zu einem mehr oder minder grossen Sammelsurium von blödsinnigen Dogmen. Wahre Cultur*) dagegen bildet den Charakter und alle menschlichen Tugenden aus; dadurch macht sie Dogmen überflüssig und kräftigt die Moral, die eigentliche Voraussetzung aller Gesundheit und Glückseligkeit.

Wenn eine Religion von Priestern vermittelt wird, bleibt sie so lange von entsprechendem Einfluss auf die Menschen, so lange die Priester nur das Beste wollen und eigene Interessen nicht kennen. Aber, alles Menschliche ist der Veränderung, der Zersetzung unterworfen. Der Zuwachs an äusserer Macht bringt Unheil für das Volk der Priester und macht es ausarten; die Religion wird nur ein Mittel zu Gunsten der Herrschaft der Priester, diese werden zu Hemmnissen aller menschlichen Entwickelung, zu Zerstörern der Moral, zu den schlimmsten Feinden des Guten; indem sie Alles unter ihr Joch beugen wollen, verletzen sie die obersten Normen der Natur, und machen die von ihnen vertretene Religion zum richtigen Sinnbild roher Gewalt.

»Jede Religion«, bemerkt Ludwig Pfau[413]), »geht theoretisch von einem sittlichen Princip aus, und jede kommt factisch bei der Negation desselben an. Denn indem das religiöse Gefühl zur kirchlichen Religion wird, das heisst: indem es aufhört, Sache des Einzelnen zu sein, um Sache der Gesammtheit zu werden, artet es nothwendig in Despotismus aus, weil es die Berechtigung eines Allgemeinen beansprucht, ohne die Bedingung der Allgemeinheit, die Vernünftigkeit, als obersten Grundsatz anzuerkennen«. . . . »Trotz aller über-

412) Meiners, C., Grundriss der Geschichte aller Religionen. Lemgo 1785. in 8⁰. pag. 15.

*) die immer nur aus bürgerlicher Freiheit hervor geht.

413) Pfau, L., Freie Studien. Stuttgart 1866. in 8⁰. pag. 93 u. fg.

sinnlichen Formeln wird daher jede Religion, schon durch ihr Beharrungs-Vermögen, zur Herrschaft des Räumlichen über das Zeitliche, der Materie über den Geist, das heisst: zur Praxis des Bösen. Factisch kann allerdings der Despotismus auch Gutes wirken, da die Willkür auch sittliche Ziele wählen kann. Principiell aber ist er die Negation des Gesetzes, folglich der Sittlichkeit, und, da das Princip überall Herr wird über das Factum, wo man dasselbe nur in seinen Wirkungen, nicht aber in seinem Wesen bekämpft, so endigt jeder Despotismus, also auch jede Religion, die man nicht als solche beseitigt, mit Vernichtung von Recht und Gerechtigkeit, mit Fäulniss und Verfall. Aus solcher Zersetzung geht dann freilich eine neue bessere Ordnung hervor; aber dieser pessimistische Weg, auf dem das Böse durch Steigerung seiner Gewalt sich selbst zerstört, ist immerhin ein Herabsinken der intellectuellen Entwickelung zum Naturprocess, also ein augenblicklicher, von der Sittlichkeit zu bekämpfender Rückschritt«. — Das Schädliche einer jeden Religion für deren Bekenner ist demnach der Priester mit seinem Interesse, und weiter das Dogma. Starre Glaubenssätze lassen die moralische Ausbildung der Individualität nicht zu; die Priesterherrschaft wird durch Entwickelung der Individualität in ihren Grundfesten erschüttert; — also hält der Pfaffe die Vernunft ferne und hält alle Einzelwesen mittelst starrer Dogmen zu einer gleichartigen Masse zusammen. Das religiöse Gefühl muss frei bleiben, wenn des Menschen Wohlfahrt gesichert sein soll; es darf nicht verdichtet werden zu einer Religion mit unbeweglichen Glaubenssätzen; es darf nicht die melkende Kuh einer Priesterkaste abgeben. Vernunft und wahre Gesittung verbürgen dem religiösen Gefühl die ihm nöthige Freiheit.

§ 93.

Wahre Sittlichkeit gründet sich auf Harmonie von Recht und Pflicht. Wer mehr Rechte hat, als Pflichten, wird übermüthig und verletzt leicht die Gesetze; wer mehr Pflichten hat, als Rechte, wird unzufrieden und verletzt gleichfalls leicht die Gesetze. Alle grossen Revolutionen entsprangen der Disharmonie von Pflichten und Rechten; alles Elend hat aus dieser Quelle seinen Ursprung genommen. Ueberall, wo eine vorgeschrittene Cultur und eine gute Staatsverfassung das Gleichgewicht von Pflicht und Recht sichert, steht es um die physische und moralische Gesundheit des Volkes gut; die Wohlfahrt nimmt in dem Maasse ab, in welchem die Rechte der einen und die Pflichten der anderen Klasse zunehmen, die Pflichten der einen und die Rechte der anderen Klasse abnehmen. Volksthümliche Freistaaten, die auf der Höhe wahrer Gesittung stehen, erstreben und bekunden am meisten von der Harmonie der Pflichten und Rechte, am meisten Wohlstand und Gesundheit, und die höchste Lebensdauer der Bürger.

Die Pflichten zerfallen in solche, welche der Mensch sich selbst, und in solche, welche er Anderen schuldet. Wenn die Frage entsteht, ob man sich selbst mehr Liebe und Aufmerksamkeit zuwenden solle, als dem Nächsten, so wird naturgemäss die Antwort darauf sein, dass zwar ein Jeder sich selbst zunächst stehe, dass hingegen es im höchsten Interesse der gesellschaftlichen Harmonie liege, dem Nächsten eben so viel Liebe und Aufmerksamkeit zuzuwenden, als sich selbst. Die individuellen Pflichten sind also eben so intensiv, wie die gesellschaftlichen.

Wenn ich dem Nächsten eben so viel von Pflichten schuldig bin, als mir selbst, so muss der Nächste eben so viel von Rechten mir zuerkennen, als er

für sich selbst in Anspruch nimmt. Hiergegen aber wird täglich wohl hundert Mal gesündigt, weil die Selbstüberhebung hoher und niedriger Plebejer das Zugeständniss des Aequivalentes von Pflicht und Recht nicht duldet; es will immer Einer mehr sein als der Andere, und Jeder, der einen besser zu sein scheinenden Rock anzuziehen hat, als der Mitbruder, ist so niederträchtig, von dem dürftiger zu sein scheinenden Mitbruder nur Pflichten zu fordern und alle seine Rechte zu läugnen. Dies ist die Quelle, nicht nur aller Kriege, Infamieen und Grausamkeiten, sondern auch alles Siechthums und Elends, aller moralischen Fäulniss und physischen Entartung.

Marcus Tullius Cicero[414]) hält es für eine Hauptpflicht, der Natur getreu zu bleiben, und sagt, dass wir, folgten wir dieser Führerin, niemals vom rechten Wege abirrten; die Natur veranlasse uns, den Verstand zu pflegen, die socialen Pflichten zu erfüllen, und unsere moralische Festigkeit zu wahren; insbesondere aber verleihe uns das Beharren bei der Natur den Anstand in unserem Benehmen: nicht allein, dass des Körpers Bewegungen unserem Wesen entsprechend würden, auch die Manifestationen des Geistes nähmen Formen an, die den natürlichen Anlagen als angemessen sich erwiesen. — In der That nimmt die Pflicht, an dem rothen Faden der Natur sich zu entwickeln und der Natur treu zu bleiben, die oberste Stelle im Codex der Pflichten ein. Wer die Stimme der Natur hört, bleibt normal und ist zur Erfüllung aller seiner Obliegenheiten ungleich mehr befähigt, als Derjenige, welcher von dem Wege der Natur abirrt. Wenn wir unser Leben nach den Normen der Gesundheitspflege einrichten, bleiben wir der Natur getreu. Und so liegt in der Hygieine eine sehr gute Bürgschaft für die Erfüllung unserer Obliegenheiten.

Wir haben gegen uns und gegen unseren Nächsten die Pflicht der Liebe, der Wahrheit und der Gerechtigkeit. Aus der Pflicht der Liebe ergeben sich die Pflichten der Barmherzigkeit, der Nachsicht, der Wohlthätigkeit, der Freundschaft, der Artigkeit und der Hochachtung. Nur die gewissenhafte Erfüllung aller dieser Pflichten sichert das Wohl des Einzelnen und der Gesammtheit, und eine naturgemässe Erziehung muss danach streben, das Gefühl dieser Pflichten bei Jedem zu erwecken.

§ 94.

Wahre Sittlichkeit gründet sich auch auf die Harmonie von Tugend und Glückseligkeit. Der Mensch muss glückselig sein, das heisst: physisch und moralisch wohl sich befinden, um Tugend zu üben; und er muss tugendhaft sein, um wirklich der Glückseligkeit zu geniessen.

Der Mensch liebt sich selbst; er will sich wohl fühlen; er will glückselig sein. Dieses Streben nach Glückseligkeit überschreitet leicht seine Grenzen, wenn es nicht durch ein anderes Moment regulirt wird. Es kann nur die Tugend der eigentliche Regulatur der Glückseligkeit sein.

414) Ciceronis, M. T., Opera omnia ex recensione Jacobi Gronovii. Accedit varietas lectionis Pearcianae, Graevianae, Davisianae cum singulorum librorum argumentis ... Curavit Jo. Augustus Ernesti. Lipsiae 1737—39. in 8⁰. Bd. IV. pag. 837. — De officiis. I. 28.

»Officium autem ..., hanc primum habet viam, quae deducit ad convenientiam, conservationemque naturae: quam si sequemur ducem, numquam aberrabimus: sequemurque et id, quod acutum, et perspicax natura est: et id, quod ad hominum consociationem accomodatum: et id, quod vehemens atque forte. Sed maxima vis decori in hac inest parte, de qua disputamus; neque enim solum corporis, qui ad naturam apti sunt, sed multo etiam magis animi motus probandi, qui item ad naturam accomodati sunt«.

Der Mensch will glückselig sein. LUDWIG FEUERBACH [415]) entwickelt: »Ja, der Mensch strebt nothwendig nach Wohlsein; dieses Streben gehört zu seinem Wesen. . . . Ich will, heisst: ich will glücklich sein. Den Glückseligkeitstrieb des Menschen unterdrücken heisst: den Willen des Menschen unterdrücken. Willenlosigkeit ist widerstandlose Hingabe an die Miserabilitäten des menschlichen Lebens, seien diese Miserabilitäten nun orientalische Läuse und Flöhe, oder occidentalische Eminenzen und Excellenzen«. . . . »Nur die auf den Glückseligkeitstrieb, freilich nicht Einiger sondern Aller, gegründete Freiheit ist eine volksthümliche und darum unwiderstehliche politische Macht«. Und weiter sagt FEUERBACH: »Wie das Recht innerhalb äusserlicher, peinlicher, erzwinglicher Schranken, so setzt die Moral innerhalb innerlicher, herzlicher, freiwilliger Schranken den Glückseligkeitstrieb des Ich mit dem Glückseligkeitstrieb des Du, des Andern in Uebereinstimmung. Mein Recht ist mein gesetzlich anerkannter Glückseligkeitstrieb: meine Pflicht ist der mich zu seiner Anerkennung bestimmende Glückseligkeitstrieb des Andern«. . . . — Wille und Trieb nach Glückseligkeit fallen demnach in Eines zusammen, und das alte Sprüchwort »des Menschen Wille ist sein Himmelreich« drückt das Verhältniss sehr richtig aus.

Tugend und Glückseligkeit bedingen sich gegenseitig. ARISTOTELES [416]) betrachtet die Glückseligkeit als den Gipfel und den Lohn der Tugend, und hält dafür, dass Glückseligkeit ohne Tugend unmöglich sei. — Aber eben so ist auch die Tugend wieder der Gipfel der Glückseligkeit, und Tugend ist ohne Glückseligkeit unmöglich. Menschen, welche ohne Erziehung und im Elend aufwuchsen, nun Hunger leiden, frieren, verachtet und verfolgt werden, also von Glückseligkeit weit entfernt sind, pflegen Tugend nicht zu bekunden. Menschen, welche sich selbst beherrschen, das Beste wollen, und unablässig danach streben, ihre Mitbrüder zu beglücken, sind nicht glückselig, wenn ihnen das zum Leben Unentbehrliche mangelt; ihrer Tugend fehlt die materielle Unterlage, ohne welche wahres Gedeihen nicht möglich ist; demnach bleibt Tugend ohne Glückseligkeit immer nur etwas Halbes.

So wie der Trieb nach Glückseligkeit zu dem Wesen des Menschen gehört, so macht auch der Trieb nach Tugend etwas von seinem Wesen aus. Zwar tritt dieser letztere Trieb gegen den ersteren sehr in den Hintergrund; doch ist CONFUCIUS [417]) berechtigt, auszusprechen, dass die Tugend mit uns geboren werde. — Thatsächlich haben wir mit einem stark entwickelten Triebe nach Glückseligkeit und mit einer schwachen, nur äusserst selten stärker hervortretenden Anlage zur Tugend es zu thun. Es ist die Pflicht der Erziehung, diese Anlage so viel wie möglich auszubilden und mit ihrer Hülfe den Glückseligkeitstrieb so zu pflegen, dass er dem Einzelnen nützlich werde, ohne der bürgerlichen Gemeinschaft zu schaden.

Der sittliche Werth der Tugend steigt in dem Maasse, als sie um ihrer selbst willen geübt wird. Aber der Mensch übt die Tugend um ihrer selbst

415) FEUERBACH, L., Gottheit, Freiheit und Unsterblichkeit vom Standpunkte der Anthropologie. Leipzig 1866. in 8⁰. pag. 65 u. fg.

416) ARISTOTELIS Stagiritae, Operum nova editio, graece & latine. Aureliae Allobrogorum. 1606—07. in 8⁰. Bd. II. pag. 14; 546.
ARISTOTELIS Moralia (Ethica) Nicomachia. Buch I. Kapitel 10.
ARISTOTELIS Politica. Buch VII. Kapitel 9.

417) CONFUCIUS, Pensées morales. Avec sa vie & son Traité de la Philosophie des Chinois; recueillies & traduites du latin par M. LEVESQUE. Geneve 1784. in 12⁰. pag. 124. — Kapitel 123.

willen nur in der Einbildung; denn thatsächlich wird sie, ohne Wissen des braven Menschen, doch eigentlich nur um der Glückseligkeit willen geübt. Wir wollen einige Worte HOLBACH's [418]) zunächst anführen. Der Verfasser des Système social nennt Tugend eine habituelle Anlage, Dasjenige zu thun, welches zum Wohlsein der Menschen beiträgt, und Dasjenige zu unterlassen, welches das Wohlsein beeinträchtigt. Die grössten Tugenden sind ihm jene, aus welchen die grössten Vortheile für die Menschen erwachsen. »Wenn man uns sagt«, bemerkt HOLBACH, »dass die Tugend um ihrer selbst willen wünschenswerth sei, dass sie ihre Belohnung in sich selbst finde, dass sie wegen ihres inneren Werthes geliebt werden müsse, so verstehen wir, wenn wir den Sinn dieser Redensarten uns aneignen wollen, hierunter, dass die Tugend durch den nothwendigen Einfluss auf unsere Glückseligkeit uns interessire«. . . »Wir lieben die Gerechtigkeit wegen ihres Nutzens, so wie wir unser Haus lieben, weil es uns Schutz vor den Unbilden der Witterung, und Bequemlichkeit gewährt«. . . . »Die Tugend zieht uns an, weil wir wissen, dass sie zu unserer Glückseligkeit beiträgt«. . . . »Wir lieben die tugendhaften Handlungen, weil sie gut sind; aber sie sind nur gut durch die Güter, welche sie uns verschaffen«. . . . »Wir lieben die Tugend, weil wir uns selbst und Alles lieben, was zu unserer eigenen Glückseligkeit beiträgt. Wir sollen die Tugend um ihrer selbst willen lieben, dies wäre eine sinnlose Phrase, wenn es nicht bedeutete, dass wir Jenes lieben sollen, welches zu unserem Glücke nöthig ist und unseren Mitmenschen uns werth macht. Die Tugend ist ihr eigener Lohn, dies bedeutet, dass, sobald ein Mensch Tugend hat, er sicher ist, Denen angenehm zu sein, welche den Entäusserungen seiner Anlagen ausgesetzt sind«. . . . — Indem wir diese Worte analysiren, finden wir, dass sie der richtigste Ausdruck des eigentlichen Sachverhaltes sind, und überall klar erkennen lassen, wie Glückseligkeit oder Wohlbefinden immer das Endziel der Tugend ist.

Wollen wir aber die Tugend in dem besten Ansehen erhalten, um so mit ihrer Hülfe das Wohlsein kräftig zu fördern, so dürfen wir ihr Endziel dem grossen Haufen der Gebildeten gegenüber nicht verrathen; sonst würde ja aus der Tugend bald Werkheiligkeit und Heuchelei. Diese müssen im Interesse des sittlichen Wohlseins Aller strenge verhütet werden. Darum sei Uebung der Tugend um ihrer selbst willen immer die Formel zur Regulirung der Glückseligkeit.

§ 95.

Um tugendhaft zu handeln und um wahrer Glückseligkeit zu geniessen, ist es unumgänglich nöthig, vernünftig zu sein. Wenn eine Religion die Tugend befördern soll, muss sie zunächst die Vernunft befördern. Da aber die meisten Religionen die Vernunft unterdrücken, so zerstören sie auch die Tugend und verhindern das Laster nicht, wenn sie nicht gar ihm Vorschub leisten. Weil nun die Religionen im Grossen und Ganzen der Vernunft entgegen wirken, und weil die Menschen, wenn sie, indem sie die Religion über Bord werfen, Vernunft annehmen, aber ohne den Einfluss wahrer Moral nicht tugendhaft werden: so kehren sie einerseits gegen die Religion den Stachel und suchen sie zu vernichten, und andererseits verfallen sie in den eigentlichen Materialismus, der

418) (HOLBACH, P. D. de,) Système social, ou principes naturels de la morale et de la politique. De l'influence du gouvernement sur les moeurs. Paris 1795. in 8⁰. Bd. I. pag. 93 u. fg.

gewiss der Urgrund alles Bösen ist. Eine elastische, dem Individuum sich anpassende und die Vernunft befördernde Religion hätte den Materialismus von den Massen der Gebildeten und Ungebildeten abgewandt und dadurch sehr viel zur Begünstigung des allgemeinen Wohlseins beigetragen.

Um den Begriff des Materialismus richtig zu fassen, ist es gut, folgende Bestimmung von L. STEIN[419]) genau zu beachten. »Dieser Zustand eines Volkslebens«, sagt STEIN, »in dem das Capital die gesellschaftliche und gesellige Macht, sein Genuss der höchste Genuss der Gemeinsamkeiten, die Anerkennung seiner Wichtigkeit bis zur Hochachtung vor ihm, und das Streben nach ihm bis zur Käuflichkeit und Verkäuflichkeit gestiegen ist, ist der Materialismus der menschlichen Gesellschaft. Der Materialismus ist nicht die Achtung vor der erwerbenden Arbeit, nicht das Streben nach Erwerb, nicht der rohe materielle Genuss, nicht der Mangel an höheren Bedürfnissen und Bildungen; der Wilde, der Naturmensch, der Ungebildete, der emsig Betriebsame sind nicht materiell; der Materialismus ist ein ganz bestimmter Zustand des Geistes der menschlichen Gesellschaft, und unmittelbar verknüpft mit der Herrschaft des Capitals. Seine Symptome sind Geldstolz und Abwesenheit von Kunst und Poesie, nicht Schwelgerei und Barbarei, auch nicht die blosse Sparsamkeit, die Geschäftsthätigkeit oder die Gesinnungslosigkeit; erst die Herrschaft der grossen Capitalien macht aus allen diesen Elementen den Materialismus«. — Wir wollen nicht in Abrede stellen, dass der Materialismus überall in den Vordergrund tritt, wo das Capital sein Gewicht geltend macht; aber das steht für uns fest, dass unter der Herrschaft einer naturgemässen Moral das Geld niemals dahin gewirkt hätte, allgemein den Materialismus zu erzeugen. Die Kirche suchte alle Vernunft zu ersticken. Der Mensch musste dem Einfluss der Kirche sich entziehen, um die Vernunft zu pflegen. Er blieb ohne Moral und wurde materialistisch. Hätte die Kirche das eigentliche Interesse der bürgerlichen Gemeinschaft wahrgenommen, die Vernunft befördert, die Nächstenliebe allgemein erweckt*), so wäre die Tugend eine Wahrheit und zum Gegengewicht des Materialismus geworden, und die Massenarmuth, diese unausbleibliche Folge des Materialismus, wäre heutzutage nur noch ein Factum der Geschichte.

Die zwei gewichtigsten Momente, welche der Tugend entgegen wirken, sind die Verfinsterung der Geister und der Materialismus. Jene wird beseitigt durch die Vernunft, dieser durch die Nächstenliebe. Alle Tugenden lässt SOKRATES[420]) auf Erkenntniss, also auf Vernunft beruhen. Unwissenheit erzeugt Krankheit und Elend; der Materialismus erzeugt Krankheit und Elend: Vernunft und Liebe sind die entferntesten und nächsten Mittel wider Krankheit und Elend, die obersten Agentien der Gesundheitspflege. Die moralische Hygieine hat diese Wahrheit auf jedem Blatte nachgewiesen.

---

419) STEIN, L., Geschichte der socialen Bewegung in Frankreich von 1789 bis auf unsere Tage. Leipzig 1850. in 8⁰. Bd II. [Die industrielle Gesellschaft. Der Socialismus und Communismus Frankreichs von 1830 bis 1848.] pag. 36.

*) philosophischen Köpfen gegenüber ohne Dogma, Durchschnitts-Menschen gegenüber mittelst eines geläuterten, schönen Glaubens

420) LASAULX, E. v., Des SOKRATES Leben, Lehre und Tod nach den Zeugnissen der Alten dargestellt. München 1857. in 8⁰. pag. 43.



SOCIALE HYGIEINE.

Einleitung.

§ 1.

Das Leben der Gesellschaft verfliesst nach denselben Normen und ist denselben Störungen ausgesetzt, wie das des Einzelnen. Das Individuum erkrankt durch physische und moralische Einflüsse; und im Organismus der Gesellschaft werden Leiden durch dieselben Momente erzeugt. Krankheiten der Gesellschaft zu verhindern und die Wohlfahrt der bürgerlichen Gemeinschaft zu erhalten: dies ist die Aufgabe der socialen Hygieine. Um aber das vorgesetzte Ziel zu erreichen, muss die sociale Hygieine die Entäusserungen des gesellschaftlichen Lebens kritisch untersuchen, ihre Strömungen bis an die Quelle verfolgen, und dort die regulirende und verbessernde Arbeit vornehmen.

Zwei Dinge sind es, welche das sociale Leben auf das Mächtigste beeinflussen, Gepräge und Färbung ihm geben; wir meinen die individuelle Gesammt-Constitution und das Verhältniss des Besitzes. Diese beiden bedingen sich gegenseitig. Wenn mit dem Wohlstand zugleich die Geistesbildung wächst und die Veredelung des Gemüthes zunimmt, verbessert sich die Constitution der Einzelwesen, und das sociale Leben gestaltet sich immer mehr normal; wahre Sittlichkeit macht immer stärker sich geltend, Arbeit und Kapital treten in ein naturgemässes Verhältniss, die Massenarmuth vermindert sich, die Ehen werden zahlreicher und glücklicher, Verbrechen und Laster nehmen ab an Zahl und Innigkeit, und der praktische Materialismus ist nicht im Stande, zur Alles beherrschenden Macht zu werden.

Weil das sociale Leben von der physischen und moralischen Constitution der Individuen, auf der anderen Seite von dem Besitze abhängt, darum können die Massnahmen der socialen Hygieine nur dann von Wirksamkeit sein, wenn sie auf Verbesserung der Constitution hinarbeiten und zugleich naturgemässe Entwickelung der Besitzes-Verhältnisse ermöglichen. Die sociale Hygieine muss vor allem Andern das Elend auslöschen; denn so lange dies besteht, wird weder von Verbesserung der Constitution, noch von normaler Gestaltung des Besitzes die Rede sein; ja im Gegentheil, es wird die Constitution immer mehr sich verschlechtern und der Besitz immer ungünstiger sich gestalten. Bevor wir die Ehe reguliren und Massregeln ergreifen, welche die gesellschaftliche Entwickelung begünstigen sollen, ist es nöthig, des Elends Wurzeln zu unterbinden.

Die Sorge für eine gesunde Nachkommenschaft liegt der socialen Hygieine ob. Diese erfüllt ihre Pflicht, wenn sie das Institut der Ehe beeinflusst, ohne

die bürgerliche Freiheit des Individuums zu beeinträchtigen, und wenn sie dahin strebt, auf Grund einer sicher gestellten Arbeit und allgemeiner Aufklärung entnervende Einflüsse von der Bevölkerung ferne zu halten. Verbrechen, Laster, Elend haben um so mehr Gewalt und schwächen um so gewisser die bürgerliche Gemeinschaft, je weniger der Erfolg der Arbeit verbürgt und je geringer wahre Bildung ist. Unter solchen Verhältnissen kommen die Generationen physisch und moralisch herab, und das Institut der Ehe kann nicht dazu benutzt werden, das Wohl der Nachkommen zu heben.

Zu den unerlässlichen Voraussetzungen der Wirksamkeit socialer Hygieine gehört die volle Ausbildung der Individualität. Alles, was die Entwickelung des Einzelwesens verhindert, macht auch den Effect der gesellschaftlichen Gesundheitspflege unmöglich. H. C. Carey[1]) sagt vom Menschen: »Je höher seine Organisation ist, desto grösser sind seine Lebensaussichten«. »Eben so«, bemerkt er weiter, »ist es hinwieder mit der Gesellschaft: die Lebensaussichten werden besser, wenn sie durch die Entwickelung der verschiedenen Fähigkeiten ihrer Glieder einen höheren Grad der Organisation erreicht. Indem die Politik der verschiedenen . . . Gemeinwesen auf die Aufrechterhaltung der Macht des Soldaten und des Handelsmannes ausging und die Entwickelung der Individualität verhinderte, nahm ihr Widerstand gegen die Gravitation nothwendiger Weise ab, bis endlich, wie bei Athen, Carthago und Rom, der Tod ihrem unbehaglichen Dasein ein Ende machte«. »Jede Zunahme der verhältnissmässigen Zahl der Kriegs- und Handelsleute führt zur Centralisation und Sklaverei; denn sie ist die Folge des Sinkens der Individualität und der abnehmenden Kraft der freien Association. Jede Verminderung dieser relativen Zahl dagegen führt zur Decentralisation, zum Leben und zur Freiheit; denn sie ist die Folge einer höheren Entwickelung der Individualität, einer verstärkten Associationskraft und einer vollkommneren Organisation der Gesellschaft«. — Aus den Worten Carey's ergibt sich klar und deutlich, welche die mächtigsten Widersacher in Hinsicht der Ausbildung der Individualität sind, welche Momente die Entwickelung der Organisation begünstigen und welche diese beeinträchtigen. Die sociale Hygieine kann nur dort ihren Wohnsitz aufschlagen, wo Soldaten und Kaufleute nicht herrschen, Centralisation nicht besteht, und die Kraft der Gesammtheit weder durch Aberglauben gelähmt wird, noch durch Vorurtheile Schaden leidet.

§ 2.

Menschen, deren Individualität nicht ausgebildet ist, sind nur Statisten, nicht Schauspieler auf dem Theater des gesellschaftlichen Lebens; die wichtigsten Attribute socialen Wohlbefindens mangeln ihnen; der Fähigkeit der Selbsthülfe sind sie nicht theilhaftig, und somit nicht im Stande, die Schädlichkeiten, welche ihre Wohlfahrt bedrohen, ferne zu halten. Solche Menschen werden von einer kleinen Zahl Mitlebender regiert, selten nach den eigenen Bedürfnissen und gut, aber meistens nach den Bedürfnissen ihrer Herren und schlecht. Wäre ihre Individualität entwickelt, so wüssten sie, was ihnen Noth thut und was ihr Wohlsein verhindert; sie könnten das Fehlende schaffen,

1) Carey, H. C., Die Grundlagen der Socialwissenschaft. Deutsch mit Autorisation des Verfassers unter Mitwirkung von H. Huberwald, herausgegeben von Carl Adler. München 1863—64. 8⁰. Bd. I. pag. 329 u. fg.

das Unpassende beseitigen, ganz der Natur und der Lage gemäss. Willenlose Massen in Menschengestalt, werden sie von ihren Lenkern bevormundet, und, da diese auch bei genauester Kenntniss der Verhältnisse nicht im Stande sind, überall zu helfen, andererseits auch gar nicht überall helfen wollen, daran verhindert, die volle Gesundheit zu erlangen und zu erhalten.

Wir wissen, dass Selbsthülfe das beste Mittel wider das Elend ist, und dass das Elend alles sociale Leben zerstört, Gesundheit natürlich niemals zu Stande kommen lässt. Aus diesem Grunde betrachten wir Ausbildung der Persönlichkeit als eine der wichtigsten Voraussetzungen leiblichen und sittlichen Wohlseins.

Zur Erzeugung und Erhaltung socialer Gesundheit gehört noch ein anderer Umstand, der abseitens der Persönlichkeit liegt; wir meinen die Gunst klimatischer Bedingungen. Ohne diese wird auch das bestunterrichtete Volk an dem Jammer des Unwohlseins leiden; denn schlechte Klimate wirken mit eiserner Gewalt wider physische und moralische Gesundheit. »Es gibt physiologische Gesetze«, sagt John William Draper[2]), »welche die Gesellschaft zwingen. Es gibt physische Grenzen, über welche die Gesellschaft nicht hinaus kann. Es gibt Ziele, welche keine menschliche Gesetzgebung zu erreichen vermag«. — Dies muss vorzugsweise auf das Klima angewandt werden; denn nichts ist von so grossem Einfluss auf das Leben und Treiben der ganzen Gesellschaft, als der Boden, auf dem die Menschen leben, die Luft, welche sie athmen, die Nahrung, welche sie geniessen, und die Wärme und Feuchtigkeit, denen sie ausgesetzt sind.

Die sociale Hygieine setzt demnach nicht nur ausgebildete Persönlichkeit, sondern auch eine gewisse Gunst klimatischer Bedingungen voraus. In einer Zahl von Fällen lässt das Klima im Ganzen oder auch nur in seinen Theilen sich verbessern; dort aber, wo dies unmöglich ist, wird auch die sociale Hygieine zur Unmöglichkeit. Die Auswanderung allein kann alsdann Nutzen bringen.

§ 3.

Beschäftigung und sociale Gesundheit stehen mit einander in der genauesten Verbindung. Je weniger Müssiggang und je mehr Thätigkeit, desto mehr Wohlsein. Je weniger die Beschäftigungsweise zu kastenartiger Abschliessung der einzelnen Schichten führt, desto günstiger die sociale Gesundheit. Wenn die Beschäftigung einseitig und ausschliesslich die Kräfte in Anspruch nimmt, ohne den Menschen zu sich selbst kommen zu lassen, wirkt sie Entartung und zerstört damit das Wohlsein ganzer Schichten der Bevölkerung.

Nirgends haben schädliche Vorurtheile mehr Raum gewonnen, als in Hinsicht der Beschäftigung; im Alterthum hat man die Arbeit verachtet, und der Arbeiter war ein Sklave; in vielen Staaten Europa's gilt noch heutzutage der Handwerker nicht als voller Mensch; in der ganzen Welt, Amerika ausgenommen, werden die Zweihänder nach dem Geschäfte, welches sie betreiben, rangirt. Wie ist unter solchen Verhältnissen an das Zustandekommen socialer Gesundheit zu denken, wie ist Moral möglich, da der Eine den Andern wegen

---

2) Draper, J. W., Gedanken über die zukünftige Politik Amerikas. Aus dem Englischen von A. Bartels. Leipzig 1866. in 8⁰. pag. 18.

der Beschäftigung verachtet und in dieser plebejischen Verachtung die Kräfte des armen Mitmenschen gewissenlos und eigennützig verbraucht?

Welche Nachtheile ergeben sich aus der Verachtung der Arbeit für die sociale Gesundheit? Adolph Blanqui der Aeltere[3]) bemerkt unter Anderem: »Die Griechen und Römer verachteten die Arbeit und brandmarkten den Gewerbsfleiss als eine des freien Mannes unwürdige Beschäftigung. Auf jedem Blatte ihrer Geschichte erscheint die Sklaverei, um die Schriften ihrer Philosophen und die Theorieen ihrer Staatsmänner zu verläugnen«. — Sklaverei ist die Folge der Verachtung der Arbeit; und Sklaverei ist die schiefe Ebene, auf der eine Nation rasch ihrem physischen und sittlichen Verderben zurollt.

Hochschätzung der Arbeit betrachten wir als das erste Erforderniss socialen Wohlseins. Die christliche Kirche im ersten Jahrtausend ihres Bestehens nimmt das grosse Verdienst für sich in Anspruch, zur Anerkennung der Arbeit fast ausschliesslich beigetragen zu haben. »Die Kirchenväter«, entwickelt W. E. Hartpole Lecky[4]), »bedienten sich ihrer ganzen Beredsamkeit zur Anpreisung der Arbeit; aber den Mönchen, und besonders dem Benedictiner-Orden, ist die Umwandlung hauptsächlich zu danken. Zu einer Zeit, wo die religiöse Schwärmerei ganz auf das Mönchsleben, als das Ideal der Vollkommenheit gerichtet war, machten sie die Arbeit zu einem wesentlichen Theile ihrer Disciplin. Wohin sie kamen, überall belebten sie die Ueberlieferungen des alten römischen Ackerbaues, und grosse Strecken von Belgien und Frankreich wurden durch ihre Hände trocken gelegt und bebaut. Und obgleich Ackerbau und Gärtnerei die Arbeitsformen waren, in welchen sie sich besonders hervorthaten, so wurden sie doch mittelbar die Begründer jeder andern. Denn sobald ein Kloster gestiftet wurde, wurde es der Kernpunkt, um den die Bewohner der Umgegend sich sammelten. Auf diese Weise entstand allmälig eine Stadt, die durch christliche Belehrung gebildet, zur Industrie durch das Beispiel der Mönche angefeuert, und durch die denselben gezollte Verehrung geschützt wurde«. — Indem die Benedictiner die Arbeit achten lernten, sie überall beförderten, überall den Sinn dafür weckten, wirkten sie befördernd auf das Wohl der bürgerlichen Gemeinschaft und jener Pest entgegen, welche durch Sklaverei und Verachtung der Arbeit bei den Griechen und Römern erzeugt wurde.

»Das bemerkenswertheste Ergebniss der Sklaverei vor Verderbniss des Herrn und Schändung des Knechtes«, sagt Gustav du Puynode[5]), »ist die Verachtung der Arbeit. Sie wird das Brandmal der Unterwerfung, gleichwie sie die Faulheit zum unverwerflichen Zeichen der Hohheit und der Ehre macht; die Anstrengungen und Dienstleistungen sind von dieser Zeit an weniger geschätzt, als Gleichgültigkeit und Unbrauchbarkeit; der Herr nimmt nicht mehr Theil an der gesellschaftlichen Production, und der Sklave arbeitet nur, um nicht geschlagen oder angekettet zu werden«. — Solche Zustände einer Gesellschaft kennzeichnen sich nach jeder Richtung hin als

---

3) Blanqui (aîné), A., Histoire de l'économie politique en Europe, depuis les anciens jusqu'à nos jours, . . . Paris 1837. in 8⁰. Bd. I. pag. 6.

4) Lecky, W. E. H., Geschichte des Ursprungs und Einflusses der Aufklärung in Europa. Mit Bewilligung des Verfassers übersetzt von H. Jolowicz. Leipzig & Heidelberg 1868. in 8⁰. Bd. II. pag. 190.

5) Puynode, G. de, Des lois du travail et de la population. Paris 1860. in 8⁰. Bd. II. pag. 11 u. fg.

Leiden der schwersten Art, und haben stets das physische Verderben der Nation zur Folge. Darum muss Sklaverei, welcher Form sie auch sei, von einem Gemeinwesen ferne gehalten werden. Es geschieht dies nur durch Achtung, Anerkennung und Sicherstellung der Arbeit, und durch eine Gesetzgebung, welche die Abhängigkeit des Bürgers von dem Mitbürger nicht zulässt. Auf solche Art werden Verbrechen, Laster, Seuchen und Elend verhindert. Die sociale Hygieine gibt hierzu die nöthigen Fingerzeige.

Freiheit des Individuums, Einrichtung des Lebens nach den Normen der Natur, Achtung und Sicherstellung der Arbeit: dies sind die Grundpfeiler socialer Gesundheit.

Die Bevölkerung.

§ 4.

Für die leibliche und sittliche Wohlfahrt der bürgerlichen Gemeinschaft ist die Zahl der in einem Lande lebenden Menschen nicht gleichgültig. Dünn bevölkerte Erdstriche sind nur dann Stätten der Gesundheit und Wohlfahrt, wenn einerseits die klimatischen Verhältnisse als besonders günstig sich erweisen, andererseits Wohlstand und Bildung der Bewohner einen hohen Grad erreichten. Bei ungünstigem Klima, bei Armuth und Unwissenheit aber pflegen die Insassen solcher Länder von Krankheiten ungleich mehr heimgesucht zu werden, als Menschen in dicht bevölkerten Gegenden, auch leicht in Sklaverei und Abhängigkeit von übermüthigen Eroberern zu gerathen. Dort, wo viele Menschen zusammen leben, ist Einer dem Andern näher und gewährt leicht ihm Beistand; es findet mehr Austausch von Ideen statt, und die Unabhängigkeit ist leichter zu behaupten.

Es ist sehr viel von der Uebervölkerung gesprochen worden, und die Weisheit der Staatsmänner hat nicht wenige Massregeln wider dieses vorgebliche Uebel ersonnen. Wirkliche Uebervölkerung tritt aber nur selten, nur sehr vorübergehend, und nur auf kleinen Gebieten ein: niemals ist sie eine absolute, sondern immer eine beziehungsweise, und bedarf keines anderen Vorbauungs- und Heilmittels, als der Beseitigung der Uebelstände, welche dem normalen Leben sich entgegen stellen.

In seiner trefflichen Abhandlung von der Uebervölkerung bemerkt Dieterici[6]) unter Anderem: »Die Productivität des Bodens steigt oft noch rascher, als die Zahl der Menschen. Die Arbeit ist es vor allem Andern, welche neue Werthe schafft. Sind mehr Menschen, ist mehr Arbeitskraft da. Der unbebaute Acker trägt Feldblumen, der bearbeitete Getreide. Und wenn die geistige Arbeit die productivste ist, so lässt sich gar nicht übersehen, in welchem Verhältniss die Quantität der Exsistenzmittel durch immer verbesserte, immer rationellere Landwirthschaft, durch Maschinen und Erfindungen aller Art in einem ungeahnten Grade steigen können. Was folgt denn nun aus allen diesen Betrachtungen? Nur, dass wir nicht a priori, nicht nach theoretischer Auffassung sagen sollen, es muss nothwendig da und dort, dann und dann,

---

6) Dieterici, Ueber den Begriff der Uebervölkerung. — Abhandlungen der Akademie der Wissenschaften zu Berlin, Philosophisch-historische Klasse. in 4⁰. 1849. pag. 448 u. fg.; 451; 455 u. fg.

eine Uebervölkerung eintreten; nicht, dass die letztere unmöglich sei, sie kann allerdings eintreten, und ist allerdings in vielen Gegenden eingetreten; aber nur in ganz concreter Auffassung lässt sich sagen, wo sie vorhanden sei«. Und weiter: »Nicht aber die allgemeine Angst vor Uebervölkerung soll zu Massregeln gegen dieselbe veranlassen, sondern höchsten Falles nur die concrete Wahrnehmung, dass, und wo, und in welchem Grade, sich eine Uebervölkerung zeigt. Welche Massregeln soll alsdann die Regierung ergreifen? Sie kann, meiner Meinung nach, direct eigentlich gar nicht einschreiten, sie kann nur in indirecter Weise wirken; sie nehme die ethischen Principien, die Moral zu ihrem Führer, und die Massregeln und Gesetze, welche sie in Folge ethischer Principien erlässt, werden am sichersten, wenn auch nur indirect, gegen das etwaige Uebel einer Uebervölkerung wirken«. Dieterici verwirft mit Recht die Verhinderung und Erschwerung der Auswanderung als unsittlich; er fordert vom Staate, den Erwerb und den Besitz von kleinem Eigenthum zu fördern, die Arbeit frei zu geben, »damit die Familie sich bilde und Familien-Glück entstehe«; er wünscht ferner, der Staat möge für Verbreitung von Sittlichkeit und Bildung Sorge tragen.

»Die Regierung hüte sich«, sagt Dieterici ferner, »vor zu positiven Massregeln, die lediglich hervor gehen aus allgemeiner Besorgniss vor zu dichter Bevölkerung oder zu lebhaftem Wunsch, dass eine zu dünne Bevölkerung dichter werde«. Und endlich: »Eine Ehe zu schliessen oder nicht zu schliessen, ist Sache des persönlichen Entschlusses und der persönlichen Freiheit. Massregeln der Regierung, die Ehen zu begünstigen, oder von Schliessung der Ehen abzuhalten, scheinen mir nicht gerechtfertigt«. — Diese Worte bezeichnen in richtigster Weise das Verhalten der Regierungen gegenüber beziehungsweiser Uebervölkerung, und thuen klar und deutlich dar, dass Freiheit und Bildung, Arbeit und ein gewisses Maass von Wohlstand am sichersten im Stande sind, die Ernährung und das normale Bestehen einer Bevölkerung zu ermöglichen. Ueberall, wo Wissenschaft, Kunst, Landwirthschaft, Gewerbe blühen, wo die Verkehrsmittel entwickelt sind, ernährt das Land seine Bevölkerung, und es entsteht, im gewöhnlichen Verlaufe der Dinge, nicht Uebervölkerung.

Krieg und Seuchen sind die Mächte, welche die Production bei einem Volke lähmen, Theuerung der Lebens-Bedürfnisse herbei führen, und verursachen, dass ein Land nicht mehr alle seine Bewohner entsprechend zu ernähren im Stande ist; Krieg und Epidemieen erzeugen relative Uebervölkerung. »Uebervölkerung«, entwickelt Maximilian Wirth [7]), »ist da vorhanden, wo das Kapital nicht ausreicht, um die arbeitende Bevölkerung zu beschäftigen, wo es mehr Consumenten als Producenten, wo es mehr Mägen als arbeitende Hände gibt, kurz wo die Consumtion grösser ist als die Production. Im Kriege wird aber gerade unter den Factoren der Production, unter dem Kapital und den producirenden Händen aufgeräumt. Unter den consumirenden Weibern, Kindern, Greisen und Kranken wird nicht aufgeräumt; sie ziehen alle nicht in die Schlacht, sie bleiben alle am Leben. Im Kriege wird eine grosse Menge von Kapital verwüstet in Gestalt von Lebensmitteln, Kleidern, Munition, Pferden, nieder getretenen Getreide-Feldern, verbrann-

7) Wirth, M., Grundzüge der National-Oekonomie. 2. Auflage. Köln. 1860—61. in 8⁰. Bd. I. pag. 499. u. fg.

ten Häusern, gehemmtem Verkehr, gelähmter Industrie u. s. w.; also ein grosser Theil der Productions-Mittel wird zerstört. Wenn somit nach einem Kriege die Zahl der Consumenten sich ziemlich gleich geblieben, die der Producenten und der Productions-Werkzeuge hingegen sich vermindert hat, so muss die Uebervölkerung (und eine solche kann nicht absolut, sondern nur verhältnissmässig vorhanden sein) grösser sein, als vor dem Kriege. Der Zustand nach dem dreissigjährigen Kriege in Deutschland beweiset dies zur Genüge. Vor demselben war Deutschland das reichste, nach demselben das ärmste Land Europa's« . . . — Immer hängt die Bevölkerung mit der Arbeit zusammen. Alles was, wie Krieg und Seuchen, die Arbeit zerstört, führt auch zu relativer Uebervölkerung. A. Young[8]) sprach folgende gewichtige Sätze aus: »Ueberall, wo die Kultur des Landes durch grosse Verbesserungen angefeuert wird, vermehren sich die Menschen zugleich mit den Beschäftigungen«. »Die grosse Menge von Menschen ist nicht die Ursache, sondern die Wirkung der nationalen Reichthümer. Die Vermehrung oder Verminderung dieser Reichthümer macht ein Volk mehr oder minder zahlreich«. . . . »Die Arbeit erzeugt demnach in gewisser Beziehung die Bevölkerung«. — Je mehr also die Arbeit von allen Fesseln befreit wird, und je mehr Erfolge ihr gesichert sind, desto weniger ist, trotz beständiger Zunahme der Bevölkerung, Uebervölkerung zu fürchten.

§ 5.

Alles in der Welt hat zwei Seiten, eine gute und eine schlimme. Gerade so verhält es sich mit dem Kriege; nur, dass bei ihm die gute Seite von der schlimmen bis zu völliger Unkenntlichkeit überwogen wird. Johann Peter Süssmilch[9]) sagt vom Kriege: ,,Er schadet, 1) indem er nicht nur den Staat vieler, sondern auch 2) der besten Menschen beraubt, die in ihren besten Jahren, ja mehrentheils in der Blüthe des Lebens, die gesund und stark sind, von denen eine zahlreiche und auch starke Nachkommenschaft hätte können erwartet werden. Nicht nur die Bataillen, sondern auch die Folgen des Feld-Lebens tödten viele Menschen . . . . 3) Viele Ehen werden dadurch zerrissen, und die meisten Frauen bleiben unstreitig Wittwen, . . . 4) Viele Ehen werden gehindert, indem das Gleichgewicht zwischen dem männlichen und weiblichen Geschlechte dadurch aufgehoben wird . , . . 5) Kein Krieg wird leicht geführt, dabei nicht die Handlung und Fabriken etwas leiden sollten, zumal wenn er sich in die Länge zieht. Dadurch werden die Mittel zum Unterhalte, folglich auch die Ehen und die Fruchtbarkeit, verringert. 6) Wird er nun gar mit Barbarei verbunden, Städte und Dörfer verwüstet, eingeäschert, der Landmann und Bürger vertrieben, welches bei langwierigen Kriegen gemeiniglich zu erfolgen pflegt; so wird die Verringerung der Menschen und der Ehen noch grösser, und gehören oft mehr als

---

8) Young, A., Arithmétique politique, addressée aux sociétés économiques établies en Europe. Ouvrage traduit de l'Anglois par Freville. A la Maye. 1775. in 8⁰. Bd. I. pag. 100.; 102. u. fg.

9) Süssmilch, J. P., Die göttliche Ordnung in den Veränderungen des menschlichen Geschlechts, aus der Geburt, dem Tode und der Fortpflanzung desselben erwiesen. 4. verbesserte Ausgabe, . . . von Christian Jacob Baumann. [3. Bd. in 2. Auflage.] Berlin. 1775—87. in 8⁰. Bd. I. pag. 332. u. fg.

funfzig Jahre dazu, ehe Alles wieder kann hergestellt werden. 7) Endlich ist der Krieg auch deshalb höchst fürchterlich und schädlich, weil er nicht selten die beiden andern Feinde des menschlichen Geschlechts, nämlich Pest und Hungers-Noth zu Gefährten zu haben pflegt«. — Wenn durch den Krieg ein Volk aus den Klauen von Despoten gerissen und durch die ihm wieder gegebene Freiheit zu neuem Leben erweckt wird: dann hat der Krieg, insbesondere bei kurzer Dauer und bei im Verhältniss humaner Führung, nur wenig nachtheiligen Einfluss auf das Wohl der Bevölkerung; er schadet dann viel weniger, als das Treiben der Unterdrücker ehedem schadete. Jeder andere, länger dauernde Krieg, der mit Barbarei einher geht, führt unmittelbar zu Massen-Armuth, Elend, Seuchen.

Die primäre und allgemeine Veranlassung des Krieges ist nach P. J. PROUDHON [10]) der Mangel an Subsistenz-Mitteln, die Aufhebung des ökonomischen Gleichgewichts, die Armuth. — Bei uncivilisirten Völkern ist in der That zumeist dies der Fall; allein gesittete Nationen pflegen aus anderen Beweggründen Krieg zu führen, und sie werden durch den Krieg öfter arm als reich; bei ihnen bringt der Krieg die grössten aller Plagen, den Pauperismus und das Säbel-Regiment.

In welcher Weise die Massen-Armuth den Organismus der Gesellschaft krank macht, werden wir auf den folgenden Blättern darlegen. Und wie der Despotismus alle Wurzeln des socialen Lebens angreift und aus der Gesellschaft eine Kloake macht, beweiset uns das römische Weltreich, das Kaiserthum, welches von der Donau durchströmt wird, und andere Staaten, in denen Creaturen, die halb Affen, halb Tiger waren, das Regiment führten.

»Immer nach Aussen blickend«, legt H. C. CAREY [11]) dar, »wirkt umgekehrt die Centralisation auf die Nährung des Krieges und der Zwietracht hin, und erzeugt dadurch Abneigung gegen die friedlichen Beschäftigungen, hindert den Zuwachs des Reichthums, und hält die Entwickelung der reichen und mannigfaltigen Kräfte der Erde zurück. Unter ihr werden die Menschen genöthigt, sich in Massen zu bewegen, die von Ministern, Generalen und Admiralen regiert werden, während die Gewohnheit des unabhängigen Denkens oder Handelns nicht exsistirt«. — Wenn eine Nation gedeihen soll, muss sie mit sich selbst und ihren eigenen Angelegenheiten vorzüglich, mit andern Nationen aber nur friedlich sich beschäftigen; dann ist sie leicht zum Fortschritte geneigt, zur Vermehrung des Wohlstandes, der Bildung, und mitunter auch zur Pflege sittlicher Gefühle. Diese letzteren finden im Dunstkreise des Despotismus und der Centralisation nicht ihre Lebensluft. Wo sie fehlen, ist wahre Bildung unmöglich und reisst praktischer Materialismus ein. Hieraus entspringt für gewisse grosse Klassen der Bevölkerung physisches und moralisches Elend. Dieses wird von der Rauflust und Ränkesucht der privilegirten Klassen entsprechend ausgebeutet und durch die nach Aussen geführten Kriege zu den höchsten Graden gesteigert.

Um also das grösste Uebel vom Organismus der Gesellschaft ferne zu halten, ist es unerlässlich, den Absolutismus und die Centralisation zu besei-

---

10) PROUDHON, P. J., La guerre et la paix, Recherches sur le principe et la constitution du droit des gens. Bruxelles. 1861. in 12⁰. Bd. II. pag. 163. u. fg.

11) CAREY, H. C., Die Grundlagen der Socialwissenschaft. Bd. III. pag. 271.

tigen; damit ist dem Kriege die Spitze abgebrochen, und eine der fruchtbarsten Quellen von moralischer Fäulniss und leiblicher Entartung, Seuchen und Verbrechen versiegt.

Es kann unter Umständen auch der Friede die Wohlfahrt der bürgerlichen Gemeinschaft stören. T. R. MALTHUS[12]) beweist, dass Kriege nicht zu Entvölkerung führen, wenn der Gewerbsfleiss in Blüthe ist, und dass dort, wo an Subsistenz-Mitteln es fehlt, der Friede die Volkszahl nicht vermehrt. — Wenn bei einem Volke die Vermehrung in grösseren Verhältnissen zunimmt, blüht sein sociales Leben, und ein unbedeutender Krieg thut der Population nicht Eintrag. Aber alsdann waltet auch Despotismus nicht ob, und die durch die Freiheit gesetzten günstigen Bedingungen gleichen jeden durch den Krieg gebrachten Schaden schnell aus. Dagegen kann eine Nation mitten im tiefsten Frieden social zu Grunde gehen, wenn Absolutismus und Parasitenthum ihre besten Säfte verderben. Der Friede ist demnach der socialen Gesundheit nur unter der bestimmten Voraussetzung der Freiheit, der Erziehung und der Selbstbestimmung förderlich.

§ 6.

Zu den Störern der socialen Gesundheit und zu den Momenten, welche die naturgemässe Vermehrung der Bevölkerung beeinträchtigen, gehören Theuerung und Hungersnoth. Der Schaden, den diese verursachen, ist ein sehr bedeutender und bezieht sich auf alle Seiten des Lebens; Epidemieen und Verbrechen gehören zu den nächsten Folgen der Hungersnoth, Herabsinken der Rasse und sittlicher Verfall zu den entfernten. Wo Hungersnoth oft sich wiederholt, nimmt die Volkszahl ab; für Irland hat J. E. WAPPÄUS[13]) genau dies nachgewiesen. Derselbe Gelehrte hält dafür, dass Hungersnoth und Epidemieen »zwar für die Gegenwart verheerender auf eine Bevölkerung einwirken können, als Kriege, dass indessen die verderbliche Einwirkung des Krieges viel nachtheiliger ist, als die der anderen Calamitäten«. Und er bemerkt weiter: »Der Krieg fordert seine Opfer vorzüglich aus dem kräftigsten Theile der Bevölkerung, und verursacht dadurch Lücken, die erst nach vielen Jahren wieder ganz verschwinden und die für die Kraft der Bevölkerung auch deshalb um so nachtheiliger wirken, weil dadurch das normale numerische Verhältniss der beiden Geschlechter in den Lebensaltern gestört wird, welche für die Reproduction die wichtigsten sind. Hungersnoth und Epidemieen dagegen fällen überwiegend nur die schwächeren Theile der Bevölkerung, das hohe Alter und die zarte Jugend; die dadurch bewirkten Verluste können bald wieder ersetzt werden, und werden dies auch dadurch um so leichter, weil nach dem Aufhören solcher Calamitäten die Zahl der neuen Ehen, welche während der Heimsuchung zum grossen Theil aufgeschoben werden, ausserordentlich zuzunehmen pflegt«. Wenn WAPPÄUS ferner meint, es werde durch Hungersnoth und Epidemieen die Kraft der Bevölkerung verhältnissmässig erhöht, »indem dadurch das Verhältniss der productiven Alters-Klassen zu den unproductiven vergrössert wird«: so machen wir ihn auf die

---

12) MALTHUS, T. R., An essay on the principle of Population; or a view of its past and present effects on human happiness; . . . 3. Auflage. London. 1806. in 8⁰. Bd. I. pag. 293.

13) WAPPAEUS, J. E., Allgemeine Bevölkerungsstatistik. Vorlesungen. Leipzig. 1859—61. in 8⁰. Bd. II. pag. 59. u. fg.

grosse Typhus-Seuche, welche in den vierziger Jahren dieses Saeculum's in Ober-Schlesien herrschte, und auf die Folgen des schwarzen Todes im vierzehnten Jahrhundert aufmerksam; diese Epidemieen wütheten in allen Klassen des Alters, und schwächten die Kraft der Bevölkerung für lange Zeit. Und ähnlich verhalten sich alle grösseren Seuchen; in Wahrheit sind sie mindestens ebenso verhängnissvoll, als der Krieg.

Der Typhus, mit welcher Art desselben man auch es zu thun habe, veranlasst allerdings um so mehr Todesfälle, je höher das Alter ist; allein nur im Alter der grössten Kraft, also im Mannesalter, ist die Anlage zu dieser Krankheit am grössten, und es werden am meisten Menschen davon befallen. Charles Murchison [14]) schliesst aus einer sehr bedeutenden Zahl sorgfältig angestellter statistischen Untersuchungen über das Verhältniss des Alters zur Entstehung des Typhus also: »Der Fleck-Typhus ist eine Krankheit des frühen Mannesalters, obgleich keine Lebensperiode davon ausgenommen ist. Das durchschnittliche Alter unter dreitausendvierhundert und sechsundfunfzig Fällen aus dem London-Fever-Hospital während der zehn Jahre 1848 bis 1857 war $29._{33}$ Jahre, vier Jahre mehr, als das mittlere Alter der ganzen Bevölkerung«. Es »ergreift der Fleck-Typhus am meisten Personen von funfzehn bis fünfundzwanzig Jahren. Ferner schiesst Murchison: »dass der recurrirende Typhus alle Altersklassen ergreift, dass aber die Anzahl der jüngeren Individuen im Verhältniss zu den älteren grösser ist, als beim Fleck-Typhus. Nahezu die Hälfte der Fälle bei letzterem war über dreissig und beinahe ein Achtel über funfzig, während hier nur ein Dritttheil über dreissig und ein Funfzehntel über funfzig Jahre alt war«. Und endlich schliesst Murchison: »Die Prädisposition zum Ileotyphus ist sehr vom Alter abhängig, da die Krankheit hauptsächlich in der Jugend und in dem frühen Mannesalter angetroffen wird. Das mittlere Alter von eintausend siebenhundert und zweiundsiebenzig Fällen des London Fever-Hospital während zehn Jahren betrug $21._{25}$ . . . . Es ergibt sich . ., dass mehr als die Hälfte (zweiundfunfzig Procent) der Kranken im Alter zwischen funfzehn und fünfundzwanzig Jahren standen, und ein Fünftheil unter funfzehn«. — Wenn nun in den jüngeren Jahren am meisten Menschen vom Typhus befallen werden, so muss die Seuche, ob sie auch den Alten gegenüber mehr tödtlich sich verhält, unter den Jüngeren am meisten Verheerungen anrichten, sowohl durch die vielen Todesfälle, als auch durch die in ihrem Gefolge auftretenden, sogenannten Nachkrankheiten. Aus diesem Beispiel geht deutlich hervor, dass Epidemieen so ziemlich in demselben Maasse die Bevölkerung beeinträchtigen, als Kriege. Hungersnoth erweckt Seuchen; mithin steht auch sie in Bezug auf Schädlichkeit auf gleichem Fusse mit dem Kriege.

Hungersnoth stört aber nicht allein durch Erzeugung von Epidemieen das Gleichgewicht der Bevölkerung, sondern auch durch die Verhinderung einer grossen Anzahl von Ehen. A. Quetelet [15]) bemerkt unter Anderem: »Im Allgemeinen sind die Entbehrungen für das Menschengeschlecht nicht

---

14) Murchison, Ch., Die typhoiden Krankheiten. Flecktyphus, recurrirender Typhus, Ileotyphus und Febricula. Deutsch herausgegeben mit einem Anhange: die Epidemie des recurrirenden Typhus in St. Petersburg 1864. 1865. von W. Zuelzer. Braunschweig. 1867. in 8⁰. pag. 51.; 290.; 402.

15) Quetelet, A., Physique sociale ou essai sur le développement des facultés de l'homme. Bruxelles & Paris. 1869. in 8⁰. Bd. I. pag. 202. u. fg.

allein tödtlich, sondern sie halten auch dessen Entwickelung auf; ihr Einfluss lässt nicht immer unmittelbar sich wahrnehmen: häufig erkennt man ihn erst lange nachdem die Ursache zu wirken aufhörte. Im Jahre 1826 fing in Belgien der Preis des Brodes neuerdings zu wachsen an; man sah auch die Mortalität bedeutend stärker werden, und die Zahl der Heirathen und der Geburten zeigte in dem nächstfolgenden Jahre eine empfindliche Verminderung« . . »Im Gegentheile war in den Jahren 1821 und 1824 der Preis des Getreides ein sehr niedriger, und die Sterblichkeit war im Verhältniss am kleinsten; die darauf folgenden Jahre zeigten eine grössere Zahl von Heirathen und Geburten. Die Veränderungen in dem Preise des Brodes haben auf dem Lande und in Städten einen gleich unmittelbar markirten Einfluss«. — Im Verhältniss viele Todesfälle und wenige Heirathen wie Geburten, sind ein schlimmes Zeichen für den Zustand des gesellschaftlichen Wohlseins, und beweisen, dass die Bevölkerung von schwerem Unglück betroffen wurde. Hier nützt alles Anfeuern der Eheschliessungen, alles Predigen und Erläutern nichts, wenn nicht die veranlassende Ursache der Störung, die Theuerung und Hungersnoth beseitigt wird.

F. Oesterlen[16]) kennzeichnet den Einfluss des Brodpreises auf die ganze Bevölkerung also: »Je theuerer das Brod, um so mehr (Menschen) erkranken und sterben, um so weniger Ehen wie Kinder, und umgekehrt. Ist doch die Höhe des Kornpreises nicht blos ein Massstab für das jeweilige Verhältniss sämmtlicher Subsistenzmittel zur Summe der Lebenden, sondern auch für die Befriedigung all' ihrer Lebens-Bedürfnisse und Lebens-Bequemlichkeiten sonst, indem die Beschaffenheit dieser letztern im Allgemeinen stets jener Höhe des Kornpreises parallel geht. Dass aber, mag nun ein Steigen jenes Preises durch Misswachs, ungenügende Production oder durch künstliche Einwirkungen (Abgaben, Speculation u. s. w.) bedingt sein, dieses sein Steigen immer auch z. B. von einem Steigen der Morbilität und Sterblichkeit gefolgt ist, und umgekehrt: ein Sinken des Preises von einem Sinken der Sterblichkeit, hat die Erfahrung längst festgestellt«. — Die Dampfmaschine thut nur dann ihre Schuldigkeit, wenn sie entsprechend mit Wasser und Brennstoff versorgt wird; und der Mensch ist nur dann ein voller, ein ganzer Mensch, wenn er genügende Quantitäten entsprechender Nahrung seinem Leibe zuführen kann. Von der Nahrung hängen alle Verhältnisse des Lebens ab, das Glück, die Wohlfahrt und Gesundheit der Menschen; und will man eine Bevölkerung glücklich und gesund erhalten, muss man zunächst Theuerung und Hungersnoth verhüten.

Unserer Ansicht nach sind Massregeln zur Verhütung von Theuerung und Hungersnoth nur sehr selten von Erfolg, weil sie leider meistens nur gegen einzelne Erscheinungen und nicht wider die Grundveranlassung gerichtet sind. Schutzzoll, Ausfuhrsverbote und dgl. kommen uns in den meisten Fällen wie ein Schlag mit der Hand auf das Wasser vor; Verminderung von Steuern und Abgaben, Verhütung der Unwissenheit, Begünstigung gemeinnütziger Unternehmungen, Gerechtigkeit im Richteramte, geordnete Staatsverwaltung, Abschaffung des Parasitenthums und der Standesvorrechte, Aneiferung von Wissenschaft und Kunst, gutes Beispiel und Ehrlich-

---

16) Oesterlen, F., Handbuch der medicinischen Statistik. Tübingen. 1865. in 8⁰. pag. 351.

keit in den öffentlichen Geldgeschäften: diese und ähnliche Mittel werden Theuerung und Hungersnoth wohl eher verhindern.

Missregierung treibt Tausende der besten Arbeitskräfte und hellsten Köpfe ausser Landes, und führt nicht selten Entvölkerung herbei. Wo die Zahl der Menschen gering ist, ist auch das gesellschaftliche Zusammenwirken gering und die Theilung der Arbeit, auf welche normales Leben sich gründet, erschwert. Dort tritt leicht Hungersnoth ein, und die Regierung, weil nicht von Vernunft und wahrer Praxis, sondern von vorgefassten Meinungen geleitet, vermehrt durch ihre ungeschickten Massregeln nur noch die Uebelstände.

Es darf nicht geläugnet werden, dass durch eigenes Zuthun des Menschen noch mehr fast, als durch Naturereignisse, Misswachs und Hungersnoth vorbereitet, erzeugt werden. »Man hat beobachtet«, sagt J. Ch. M. BOUDIN[17]), »dass Hungerjahre häufig den Jahren grösseren Ueberflusses folgen, und umgekehrt. Wenn diese Thatsache richtig ist, würde sie nach CHERBULIEZ sich erklären durch den Einfluss, welchen Ueberfluss und Noth auf die Erzeugung und den Verbrauch der Lebens-Bedürfnisse üben. Der Ueberfluss vor Allem, wenn er mehrere Jahre andauert, zielt dahin, die Thatkraft der Erzeuger herab zu setzen und die Production zu verlangsamen, in derselben Weise wie er die Vermehrung der Consumenten begünstigt und ihnen zu der Gewohnheit der Verschwendung verhilft; die Noth dagegen, wenn sie längere Zeit dauert, hält das Wachsthum der Bevölkerung auf oder verlangsamt es, gibt zugleich zu Erhöhung der Production starken Anstoss, und verbreitet unter den Consumenten die Gewohnheit der Oekonomie und Mässigkeit«. — In diesen Andeutungen liegt sehr viel Wahrheit; die Erfahrung lehrt, dass dort, wo die Fruchtbarkeit des Bodens Ueberfluss an Lebensmitteln hervor bringt, Trägheit und Hang zur Verschwendung einreissen, und Nothjahre zu den verhängnissvollsten Momenten für die ganze Bevölkerung machen. Wenn eine Nation, oder ein Theil davon, vor solchem Unglück bewahrt werden soll, muss sie selbst zunächst so viel sittliche Kraft besitzen, um den Verlockungen des Ueberflusses Widerstand zu leisten, und alsdann durch Sorge für gute Erziehung, durch Richtung der Aufmerksamkeit nach den Objecten des allgemeinen Nutzens, und durch Verachtung aller Unmässigkeit und Verschwendung, jedes Ueberschreiten der natürlichen Grenze zu verhüten. Bei einem nach den Grundsätzen der Vernunft, der Sparsamkeit und der Gesundheits-Pflege lebenden Volke können Ueberfluss und Noth, auch wenn sie länger andauern, ernstliche Störungen nicht hervor bringen, weil das Mehr der einen Periode das Weniger der andern unschädlich macht.

Von der Nahrung hängt das sittliche Leben ab. Je leichter ein Mensch seinen Unterhalt sich verschaffen kann, desto mehr wird er, unter übrigens günstigen Verhältnissen, der Nothwendigkeit entrückt sein, durch unsittliche Handlungen zur augenblicklichen Besserung seiner Lage zu wirken. Dass der Hunger unzählige Mädchen zur Prostitution treibt, hat schon A. J. B. PARENT-

---

17) BOUDIN, J. Ch. M., Traité de géographie et de statistique médicales et des maladies endémiques . . . Paris. 1857. in 8⁰. Bd. I. pag. 282.

Duchatelet[18]) durch Zahlen nachgewiesen. Alexander von Oettingen[19]) schreibt nicht mit Unrecht der Erhöhung der Kornpreise in England und Wales in den Jahren 1860 und 1861 die Erhöhung der Zahl der Prostituirten unter den Weibern der verdächtigen Klasse zu, sucht aber darzulegen, dass Hungersnoth und Theuerung die unehelichen Geburten nicht vermehren, sondern vermindern. »Karge Zeiten«, sagt Oettingen, »üben einen günstigen, das heisst: hemmenden Einfluss auf die aussereheliche Fruchtbarkeit, überreiche, durch Wohlfeilheit des Lebens-Unterhalts sich charakterisirende, einen ungünstigen, das heisst: einen fördernden. Man sollte denken, dass wenn bei theueren Jahren die Ehe-Schliessung zurück tritt, die wilden Schösslinge der Volkes-Vermehrung um so geiler hervor spriessen werden. Dies ist aber keineswegs der Fall. Die Depression in geschlechtlicher Hinsicht scheint dann eine allgemeine, auch die wuchernde Lebenskraft des Volkes eine gehemmte zu sein«. — Wir wollen zugeben, dass hier und da, während Hungersnoth und Seuchen die Zahl der unehelich erzeugten Kinder geringer sich gestalte; aber wir können nicht umhin, auszusprechen, dass wenn zu Zeiten des Ueberflusses mehr als sonst illegitime Geburten vorkommen, dies weniger der menschlichen Geilheit, als schlechter, die legitime Ehe erschwerender Gesetzgebung zuzuschreiben sei. Die Abwesenheit freisinniger Einrichtungen vermindert die Zahl der Menschen. In dem von Priestern regierten alten Egypten traf der Despotismus nicht das Zeugungsleben, und zudem war die Nahrung in dem grössten Ueberflusse vorhanden. So verhielt es sich in manchem andern fruchtbaren und despotisch regierten Lande. Aber unter den Verhältnissen der gegenwärtigen Welt bleibt folgender Ausspruch von A. Quetelet[20]) durchaus wahr; Quetelet sagt nämlich: »Die Abwesenheit freisinniger Einrichtungen, welche die Thätigkeit des Menschen anregen und ebenso seine Energie wie seine Gewandtheit vermehren, muss Das herbei führen, was man im Orient beobachtet: eine auszehrende und sich vermindernde Bevölkerung«. »In den Vereinigten Staaten von Nord-Amerika dagegen vermehrt sich die Bevölkerung mit einer Schnelligkeit, von der man in Europa kein Beispiel hat«. — In Nord-Amerika ist durch die allgemeine Freiheit die Arbeit gesichert, und es drückt keine Fessel das eheliche Leben; darum die grosse Volks-Vermehrung. Hinter dieses Geheimniss scheinen die Staats-Perücken in Europa nicht gekommen zu sein.

A. Legoyt[21]) schliesst aus seinen interessanten geschichtlichen Untersuchungen über den Einfluss der Theuerung der Lebensmittel auf die Bevölkerung in Frankreich: »Der Einfluss der Theuerung auf die Bevölkerung hat nicht überall und nicht zu allen Zeiten dieselbe Intensität; . . . . Fällt die

---

18) Parent-Duchatelet, A. J. B., De la prostitution dans la ville de Paris, considérée sous le rapport de l'hygiène publique, de la morale et de l'administration; . . Bruxelles. 1838. in 4⁰. pag. 30. u. fg.

19) Oettingen, A. v., Die Moralstatistik. Inductiver Nachweis der Gesetzmässigkeit sittlicher Lebens-Bewegung im Organismus der Menschheit. Erlangen. 1868. in 8⁰. pag. 490.; 557.

20) Quetelet, A., Physique sociale ou essai sur le développement de facultés de l'homme. Bruxelles & Paris. 1869. in 8⁰. Bd. I. pag. 217.

21) Legoyt, A., Des chertés en France et de leur influence sur le mouvement de la population. — Journal de la société de statistique de Paris. Bd. I. [Paris & Strasbourg. 1860. in 8⁰.] pag. 93. u. fg.; 114.

Theuerung mit einem grossen Aufschwung der industriellen Thätigkeit zusammen, so wird sie leicht ertragen, weil diesfalls der Lohn, welcher zu gewöhnlichen Zeiten nur in grossen Entfernungen der Höhe der Preise nachfolgt, schnell deren Oberfläche erreicht. Das Nämliche findet dort Statt, wo in Folge langen Wohlergehens die arbeitenden Klassen gut zu wirthschaften vermochten. Eine kräftige Organisation des öffentlichen Beistandes, aussergewöhnliche die Auswanderung begünstigende Aufmunterungen, können in unserer Zeit die Strenge einer Krisis der Nahrungsmittel beträchtlich vermindern. England hat mehrmals sehr beachtenswerthe Beispiele von der Gewalt geliefert, mit welcher eine glückliche Vereinigung ökonomischer Verhältnisse den Einfluss der Theuerung zu neutralisiren vermag«. — Es ist sehr richtig, dass Theuerung ohne Störung vorüber gehen kann, wenn die wirthschaftlichen Verhältnisse günstig sind, wenn durch Einrichtungen der Vorsicht, wie Vereine, Kassen, Genossenschaften, und andererseits durch Aufschwung dieses oder jenes Arbeitszweiges die unteren Gesellschafts-Klassen in den Stand gesetzt werden, entsprechend für Befriedigung ihrer Bedürfnisse Sorge zu tragen. Aber Aufschwung eines Arbeitszweiges lässt nicht immer sich anbefehlen, und gute Einrichtungen wirthschaftlicher Natur sind in den Ländern der Bürokraten-Herrschaft nicht möglich, oder wenigstens sehr schwierig durchzuführen. Hier ist zu Zeiten der Theuerung meistens die unmittelbare Unterstützung Hülfsbedürftiger durchaus unerlässlich; ja, es ist ohne Hülfe wohlhabender Privatleute gar nicht möglich, Elend, Jammer, Seuchen zu verhüten. Je unfreier eines Staates Institutionen, desto mehr hängt der Arme zu Zeiten der Theuerung von der Barmherzigkeit der Privaten ab, desto leichter verkommt er. In der That lehrt auch die Erfahrung, dass in despotisch regierten Ländern Theuerung und Hungersnoth den grössten Schaden anrichten.

In welch' beträchtlicher Weise durch Missregierung die Hungersnoth befördert und einheimisch gemacht wird, beweiset auf das Deutlichste das Beispiel von Irland. Gustav de Beaumont[22]), einer der besten Kenner Irlands, sagt: . . . »hier extremer Reichthum, dort extreme Armuth; dies ist das Bild von Irland. Man sieht in Irland nur grossartige Schlösser oder elende Hütten; kein Gebäude, welches die Mitte hält zwischen dem Pallast der Grossen und der Strohhütte der Mittellosen; es gibt nur Reiche und Arme«. »In England sind zwei Dritttheile der Bevölkerung Handels- und Gewerbsleute, und nur ein Viertheil besteht aus Ackerbauern. In Irland treibt weniger als ein Viertheil Handel, und mehr als zwei Dritttheile widmen sich dem Landbaue. Derjenige, welcher nicht ein Stück Acker besitzt, stirbt vor Hunger«. Zu den Ursachen des unbeschreiblichen Elend's auf der Insel Irland rechnet Beaumont zunächst eine schändliche Aristokratie. »Die irländische Aristokratie«, sagt er, »hatte immer das Unglück, von dem unter das Joch gebeugten Volke weder etwas zu besorgen, noch etwas zu hoffen; indem sie auf England, dessen Soldaten immer ihr zu Diensten standen, sich stützte, konnte sie ohne Rückhalt der Ausübung ihrer Tyrannei sich hingeben; die Seufzer, die Klagen, die Drohungen des Volkes haben niemals seine Unterdrückung gemässigt, weil die Aristokratie im Grunde keine Gefahr von dem Geschrei befürchtete. Brachen in Irland Revolutionen los? die Aristokratie

---

22) Beaumont, G. de, L'Irlande sociale, politique et religieuse. 4. Auflage. Paris. 1840. in 8⁰. Bd. I. pag. 198 u. fg.; 211. u. fg.; 217. u. fg.; 207.

dieses Landes hat nicht sich entäussert; die engländische Artillerie donnert hier die Rebellen nieder, und, wenn Alles in Ordnung gebracht ist, fährt die Aristokratie fort, wie ehedem die Einkünfte ihrer Ländereien zu beziehen«. »Die irländische Aristokratie hat eine Herrschaft ausgeübt, wie man in keinem anderen Lande ein Beispiel dergleichen findet; während sechs Jahrhunderte regierte sie in Irland unter Englands Autorität, und dieses überliess ihr die Hälfte der Vortheile der Herrschaft und ersparte ihr alle Kosten derselben. Versehen mit Rechten, Privilegien und konstitutionellen Bürgschaften, bediente sich die Aristokratie, um Unterdrückung zu üben, aller Hülfsmittel der Freiheit«. — BEAUMONT erwähnt auch, dass in Irland in jedem Jahre und fast zu der nämlichen Zeit Hungersnoth mit all' ihren Folgen herrsche.

Irland ist das schlagendste Beispiel für den Einfluss des Despotismus und der Missregierung auf das Entstehen von Hungersnoth. Es liessen noch manche Exempel sich anführen; allein Irland ist das belehrendste. Jedermann begreift leicht, dass Armen-Gesetze, Armen-Antalten, Beförderung der Auswanderung u. dgl. kaum als Linderungs-, geschweige denn als Heilmittel, und unter keiner Bedingung als Prophylaktika der Hungersnoth sich verhalten. Hier kann einzig und allein die Zertretung der Despoten, die Entfesselung der physischen und moralischen Kräfte, die Einführung von guten Gesetzen und die Bildung des Volkes Nutzen bringen. »Was Irland braucht«, sagt H. C. CAREY[23]), »ist die sociale Bewegung, die Vereinigungs-Kraft, die aus der Verschiedenheit der Beschäftigungen hervorgeht. Man verschaffe diese dem Lande, und es wird aufhören, Lebensmittel auszuführen, während das Volk daheim Hungers stirbt. Man gebe ihm dies, und indem dann der Boden nicht länger durch Entziehung und Ausführung seiner werthvollsten Elemente erschöpft werden wird, wird das Volk genährt und beschäftigt werden; und dann wird die Doctrin von der Uebervölkerung nicht länger eine Stütze in den haarsträubenden Berichten der irischen Geschichte finden«. — Am besten, wenn die Irländer dies Alles sich selber nehmen, und ihre Unterdrücker sammt deren verruchtem System zum Lande hinaus treiben.

§ 7.

Die Auswanderung beeinflusst das sociale Wohlsein beträchtlicher, als man von vorne herein glauben sollte; sie entscheidet über das Glück der Auswandernden und bestimmt mehr oder weniger beträchtlich den Zustand der im Vaterlande Zurückbleibenden. Zu den wichtigsten Veranlassungen der Auswanderung rechnet JOHN WILLIAM DRAPER[24]) Druck in der Heimath und Lockungen von Aussen. Nun aber kommt darauf es an, welche Klasse der Gesellschaft auswandert, welche Klasse von dem Drucke in der Heimath am meisten betroffen wird. Hören wir, bevor wir noch weiter dies erläutern, einige Worte von DRAPER: »Bei Betrachtung des Eindruckes solcher Auswanderungen muss man sich an MACCHIAVELLI's Satz erinnern, dass es in jeder grossen Gesellschaft nothwendig drei Menschen-Gattungen gibt, eine höhere, welche die Dinge ohne Beihülfe mit ihrer eigenen Geisteskraft begreift; eine mittlere, welche die Dinge begreift, wenn sie ihr erklärt werden; und eine niedere, welche sie

23) CAREY, H. C., Die Grundlagen der Socialwissenschaft. Deutsch . . . von CARL ADLER. München. 1863—64. in 8⁰. Bd. I. pag. 433.

24) DRAPER, J. W., Gedanken über die zukünftige Politik Amerikas. Aus dem Englischen von A. BARTELS. Leipzig. 1866. in 8⁰. pag. 52. u. fg.

gar nicht begreift. In Betreff der ersten lässt sich hinzufügen, dass sie beschränkt an Zahl, aber überragend an Einsicht ist; in Betreff der zweiten, dass sie in modernen Staaten, die eine freie Presse besitzen, unter dem Einfluss derselben steht, indem Leute dieser Klasse sich die Meinungen ihres gewohnten Tageblattes aneignen und sie unbewusst wieder als ihre eigenen von sich geben; in Betreff der dritten, welche bei weitem die zahlreichste ist, dass die Glieder derselben ihr Leben in einem eintönigen geistigen Schlummer verbringen«. Und weiter: »Nun hängt die staatliche Wirkung von Auswanderungen von der Bedingung ab: Von welcher dieser drei Gattungen ist die auswandernde Masse ausgegangen? Man entdeckt den leitenden Grundsatz auf den ersten Blick. Ist der Abzug durch die niedere oder arbeitende Klasse entstanden, so kann das daraus folgende Ergebniss sich nicht hoch belaufen, denn die Verminderung dieser Klasse ist schnellen Ersatzes fähig. Die sich selbst vermehrende Kraft einer alten Gesellschaft ist . . . grösser, als die vorhandene Zahl, welche durch widrige Einflüsse danieder gehalten wird« . . . »Sollte dagegen die Auswanderer-Zahl die Anzahl der höchsten Klasse ernstlich vermindert haben, so ist das Ergebniss ein weit bedeutenderes, eine Sache von bei weitem grösserer Nachwirkung. Ein Verlust des unmittelbaren Einflusses dieser Leute ist nichts Unbeträchtliches; denn gleichviel worin die Form der Regierung, worunter das berührte Gemeinwesen lebt, bestehen mag: sie werden stets das öffentliche Denken beherrschen, und thun es auch. Ausserdem stehen der Gesellschaft auch nicht die Mittel zu Gebote, nach Belieben die gelichteten Reihen dieser Klasse wieder zu füllen. Solche Leute kommen nur in beschränkten Zwischenräumen und stellenweise«.

Wenn durch den Druck in der Heimath von der arbeitenden Klasse allzuviel Menschen zur Auswanderung genöthigt werden, entsteht ein mehr oder weniger empfindlicher Verlust von Arbeitskräften; dadurch werden mancherlei Störungen des socialen Lebens hervorgebracht, da doch meistens nur die tüchtigsten, gesundesten und auch nicht ohne alle Mittel dastehenden Leute auswandern, die ärmsten, ältesten, schwächlichsten aber zurück bleiben, und dem Gemeinwesen zur Last fallen. Die Kraft einer Bevölkerung muss demnach durch bedeutendere Emigrationen sinken. Und wo an physischer Kraft es fehlt, fehlt es auch bald an moralischer. Ich glaube, ganz bestimmt annehmen zu dürfen, dass Auswanderung einer grossen Zahl gesunder Arbeiter sehr viel dazu beitrage, nicht nur den Wohlstand der Zurückbleibenden zu schmälern, sondern auch deren Gesundheit und Sittlichkeit zu beeinträchtigen. Jede vernünftige Regierung muss schon im Interesse der Erhaltung allgemeiner Gesundheit und Moral darauf bedacht sein, die arbeitenden Klassen zufrieden zu stellen, vor Druck, Verachtung, Schädigung zu bewahren. Aber leider kommt es so häufig vor, dass Staatsmänner, kopflosen Doctrinen zu Liebe, die arbeitenden Bevölkerungs-Schichten mit Massregeln zur Verzweifelung bringen und so zur Auswanderung sie nöthigen. Wenn der grosse nord-amerikanische Gelehrte, dessen Aussprüche vorhin wir citirten, meint, es liesse der durch Auswanderung der unteren Schichten entstandene Verlust leicht sich ersetzen, so müssen wir gestehen, dass wir nicht für alle Länder von solchem leichten Ersatz überzeugt sind; im Gegentheil kam uns überall, wo sehr zahlreiche Auswanderung stattfand, es vor, als sei auch in Folge dieser Emigration die Gesammtkraft der Bevölkerung kleiner geworden.

Unmittelbar für das moralische und mittelbar für das physische Wohl

einer Nation bedenklich ist die Auswanderung ihrer erleuchtetsten Köpfe und edelsten Herzen. Religiöse so wie politische Unduldsamkeit war es hauptsächlich, welche die besten Menschen aus Europa, oder aus einem Theile Europa's in den andern trieb. Welchen Schaden die Länder von solcher Auswanderung litten, ersieht man sehr deutlich aus dem Beispiele der Geschichte des böhmischen Reiches; es trieb die Unduldsamkeit der österreichischen Regierung und der Jesuiten die erleuchtetsten und edelsten Männer aus Böhmen und Mähren, und beide Länder mussten, weil ihrer Führer beraubt, elend versumpfen; Sprache und Literatur verfielen, der Gewerbsfleiss wurde auf das Empfindlichste verletzt, und das nationale Leben erstickte. So erlitt auch Frankreich den grössten Schaden durch Vertreibung der Hugenotten, und Spanien ging moralisch zu Grunde, als seine Unvernunft die Mauren aus dem Lande gejagt hatte.

In gegenwärtiger Zeit gestalten sich die Folgen der Auswanderung für ein jedes Land anders. Dem einen Reiche sind Auswanderungen vortheilhaft, dem andern nachtheilig, und dies nicht allein in wirthschaftlicher, sondern auch in sittlicher und mittelbar in gesundheitlicher Beziehung. A. Legoyt[25]), indem er von den Folgen der Auswanderung handelt, legt dar, dass diese für England eine Wohlthat, für Deutschland ein Unglück sei, und erläutert dies also: »In der Mehrzahl der Fälle wandert der Engländer in die Kolonieen seines Landes aus. Er bringt dahin drei kostbare Elemente der Kolonisation: Kapital, Arbeit und Intelligenz. Er findet unter Anderem bei seiner Regierung einen kräftigen Anhalt und energische Unterstützung, und weiter kommen von Seite der Bevölkerung Sympathieen ihm zu. Bei seiner Ankunft hat er die Wahl der Mittel zu nützlicher Beschäftigung. Hat er Kapital? Der Boden wird für einen niedrigen Preis und mit den grössten Erleichterungen in der Bezahlung ihm verkauft; nach Bedürfniss leisten die Banken des Landes ihm Vorschub. Betreibt er ein Gewerbe? Alle Werkstätten öffnen sich ihm. Dienstbote, Tag-, Feld- oder Fabrik-Arbeiter, wird ihm die Beschäftigung meistens angeboten, und er ist nicht genöthigt, sie zu suchen«. . . . Legoyt weiset nun nach, wie diese Verhältnisse von dem günstigsten Einfluss auf das Mutterland, auf England sind, wie sie dessen und der Kolonisten Wohlstand mächtig befördern, einen vielseitigen Aufschwung beider ermöglichen.

Nun aber, auf die Deutschen übergehend, bemerkt Legoyt weiter: »Nicht so gestalten sich die Dinge für Deutschland. Arme und Kapital (der Auswanderer) sind für dieses Land definitiv verloren. Die einen wie das andere vermischen sich in der grossen amerikanischen Gemeinschaft, oder, in kurzer Zeit vollzieht sich zwischen dem Eingeborenen und dem Fremden eine solche gleichartige Mischung, dass jede Spur der Nationalität sich verliert, und jeder innige Verkehr mit dem Mutterlande bald sich abschwächt, um eines Tages vollständig zu verschwinden. Vertheilt in den verschiedenen Staaten der Union, einander fast unbekannt, können die deutschen Kolonisten dem sie umgebenden auflösenden Medium Widerstand nicht leisten; und wenn sie auch im Grunde ihres Herzens Verehrung für ihr fernes Vaterland bewahren, sie können für dasselbe gar nichts thun«. — Für ein Land ist Aus-

25) Legoyt, A., L'émigration européenne, son importance, ses causes, ses effets. Avec un appendice sur l'émigration africaine, hindoue et chinoise. Paris & Strasbourg. 1861. in 8⁰. pag. 233. u. fg.

wanderung Gewinn, für das andere Verlust. Wenn Staaten, welche ihre Kräfte gerne für sich behalten wollen, Auswanderung verbieten oder erschweren, ist dies eine grosse Thorheit; denn nur gute Institutionen, Gerechtigkeit und Freiheit sind im Stande, Jedem den Erfolg der Arbeit, das Brod zu sichern und das Vaterland ihm lieb zu machen. Es gibt hoch civilisirte Länder in Europa, aus denen fast Niemand wandert; dort gibt es freilich keine Massregeln, welche den Einzelnen verhindern, nach seiner Art selig zu werden, und in seiner Art frei den Unterhalt sich zu sichern; dort werden nicht die besten Kräfte der Fremde geopfert und dem Wohle der Heimath entzogen.

De Gérando[26]) spricht von einer besonderen, wenig bekannten Ursache der Auswanderung. »Es gibt«, sagt er, »eine andere weniger bekannte und schwer zu erkennende Veranlassung, welche eine grosse Zahl freiwilliger Auswanderungen bewirkt; sie offenbart sich den Blicken des Beobachters nur, wenn er in Beziehung zu den Auswanderern tritt und die von ihnen verlassenen Orte untersucht. Diese Ursache, in gewisser Art philosophisch, besteht in einer unbestimmten Neigung zur Unruhe, welche gewisse Geister in Bewegung setzt und ihnen eine eigenthümliche Leidenschaft für den Wechsel einflösst. Es ist dies kein materielles Bedürfniss; es ist ein unbestimmtes und inneres moralisches Unwohlsein. Es drängt die davon Befallenen nach einem anderen Himmelsstriche, nach anderen Gegenständen, nach einem andern Leben. Diese Krankheit zeigt sich besonders bei Völkern, unter denen melancholische, träumerische Gewohnheiten herrschen; sie befällt hauptsächlich Personen, welche im Wohlstande leben; sie paart sich häufig mit religiöser Exaltation. Man bemerkt, dass sie mit Vorliebe in gewissen Oertlichkeiten und zu gewissen Zeiten auftritt. So erklärt sich die erstaunliche Erscheinung, wenn man in einer demselben Herrscher unterworfenen, unter denselben Gesetzen und denselben von der Natur gebotenen Vortheilen sich befindenden Gegenden gewisse Lokalitäten von dem habituellen Bedürfniss der Auswanderung gequält sieht, während in der Nachbarschaft die unter ähnlichen Verhältnissen lebenden Bewohner niemals geneigt sind, dem Beispiel ihrer Landsleute zu folgen; oder wenn man wahrnimmt, wie der Taumel der Auswanderung plötzlich sich zeigt, nach einigen Jahren sich mildert, alsdann von Neuem auflebt, ohne dass irgend eine Veränderung in den äusseren Umständen eingetreten wäre«. — Die Auswanderung, von dieser Ursache veranlasst, gehört zu den interessantesten Erscheinungen, und gibt eben so für den Staatsmann wie für den Hygieiniker sehr viel Stoff zum Nachdenken. Für beide wird die Frage sich aufdrängen, welche specifische Veranlassungen dieser Art von Auswanderung zum Grunde liegen, und wie man dieselbe ohne Massregeln, ohne Verletzung der Persönlichkeit, ohne Beschränkung der Selbstbestimmung verhüten könne.

Menschen von melancholischer Gemüthsart und träumerischer Complexion müssen sehr zart behandelt werden, wenn ihnen der Boden des Vaterlandes lieb bleiben soll. Unduldsamkeit von Seite des Staates, der Gesellschaft, wie der Kirche, andererseits Ungerechtigkeit und grobe Verletzung ihrer Sitten: dies sind, meiner Ueberzeugung nach, die Ursachen jener geheimnissvollen

---

26) De Gerando, De la bienfaisance publique. Nouvelle édition. Bruxelles. 1839. in 8⁰. Bd. II. pag. 310.

Auswanderung. Demnach kann nichts leichter fallen, als solche Emigrationen zu verhüten: man lasse die Vernunft durch das Mittel der Liebe eintreten, gewinne die Bevölkerungen für den Fortschritt in der Zeit und für Verbesserung ihrer Gesundheits-Verhältnisse nicht durch Massregeln, sondern durch Belehrung und Beispiel, und mische sich nicht in ihre religiösen Verhältnisse. So erhält man ihre Kräfte dem Vaterlande und fördert ihr wie der ganzen Gemeinschaft der Bürger Wohlergehen. Und es zeigt sich überall, dass Vernunft und Liebe die sociale Gesundheit sicher stellen, wogegen Massregeln, Zwang, Unduldsamkeit und Missregierung sie auf das Bestimmteste zerstören.

Die Auswanderung darf weder verhütet, noch befördert werden; namentlich gilt dies für Staaten, welche dort, wohin die Emigration stattfindet, Kolonieen nicht besitzen. Es muss Jedermann frei stehen, seinen Aufenthaltsort da oder dort zu nehmen, in diese oder jene Gegend zu wandern. Jemand von der beabsichtigten Auswanderung abhalten, geschehe dies nun mittelbar oder unmittelbar, oder zur Auswanderung ihn zwingen, ist für den Einzelnen und für die bürgerliche Gemeinschaft schädlich, gefährlich, führt zu ökonomischen und dadurch zu sittlichen und gesundheitlichen Störungen.

So nachtheilig auch für manchen staatlichen Organismus die Auswanderung ist, so vortheilhaft ist die Einwanderung für den grössten Theil der Länder; denn die Einwanderer bringen, im Ganzen genommen, Arbeitskraft, Geld und Intelligenz mit: dies ist der wirthschaftliche und moralische Vortheil; und sie vermischen sich mit der einheimischen Bevölkerung, frischen deren Blut auf (wenn man dieses Ausdrucks sich bedienen darf), und, weil sie immer aus der Zahl der Gesundesten und Kräftigsten im Heimathlande sich rekrutiren, vermehren sie nur die Gesundheit des kommenden Geschlechts: dies ist der hygieinische und auch zugleich moralische Vortheil.

Dass die gesellschaftlichen Verhältnisse eines Landes durch starke Einwanderungen bedeutend beeinflusst werden, ist von Michael Thomas Sadler[27]), Franz Löher[28]) und Anderen für Nord-Amerika nachgewiesen worden. Es kann nicht in Abrede gestellt werden, dass mancher Einwanderer nur Laster in das neue Vaterland bringt; aber die grösste Zahl der Kolonisten bringt Liebe zur Arbeit und zur Freiheit mit, und darum ist der Einfluss der Einwanderung meist ein segensreicher.

§ 8.

Zu den Verhältnissen, welche die Gesundheit der bürgerlichen Gemeinschaft bestimmen, gehört die Politik. Völker, die unter dem Banner der Freiheit oder, wenn sie auf einer niederen Stufe der Gesittung stehen, unter dem Einflusse eines aufgeklärten, wohlwollenden väterlichen Regimentes leben, sind unter der Bedingung glücklich und gesund, dass Parteikämpfe nicht bestehen, somit Wohlstand und Moral unversehrt lassen. Alle diejenigen Länder, in denen Kampf der Parteien den Besitz in Frage stellt und die Moral vergiftet, zeigen das Bild socialer Erkrankung: Wahnsinn, Verbrechen,

27) Sadler, M. Th., The law of population: a treatise, in six books, in disproof of the superfecundity of human beings, and developing the real principle of their increase. London. 1830. in 8⁰. Bd. I. pag. 473. u. fg.

28) Löher, F., Geschichte und Zustände der Deutschen in Amerika. Cincinnati. 1847. in 8⁰. pag. 258. u. fg.

Selbstmord, Laster, sind bei ihnen ungleich mehr zu Hause, als in Ländern, deren Bewohner den Frieden und die Eintracht zu den Bedingungen ihrer Existenz machten. Herrschaft und Kampf der Parteien müssen von der socialen Hygieine verdammt werden: das Endziel ihrer Lehre und ihrer Ausübung ist die Glückseligkeit der Gesellschaft; Herrschaft und Kampf der Parteien zerstören diese Glückseligkeit gerade so, wie das Wüthen von Dschingis-Chanen und Tamerlanen.

Parteien bilden sich überall, wo Menschen zusammen leben; aber ihre Differenzen arten nur dort in Kämpfe und einseitige, despotische Herrschaft aus, wo Vernunft und Liebe fehlen. So lange das Interesse für Vernunft und Liebe in den Bürgern wohnt, sind diese auch glücklich und gesund, und der Staat wird nicht von wilden Leidenschaften zerrissen, sondern von dem Patriotismus seiner Kinder getragen.

Am gefährlichsten für das Wohl der socialen Gemeinschaft sind politische Leidenschaften, und zwar ganz besonders dann, wenn es deren Trägern an Bildung überhaupt, an politischer Klarheit und sittlicher Gediegenheit insbesondere fehlt. In einem Lande, wo Aufklärung und Moral allgemein verbreitet sind, werden wilde Leidenschaften immer nur sporadisch vorkommen, und die Gesellschaft wird immer im Stande sein, dieselben auf dem Wege des Friedens auszulöschen.

Wären alle Regierungen aufgeklärt und sittlich, es gäbe kaum politische Leidenschaften. Leider aber setzen so viele Regierungen aus räudigen Schafen sich zusammen, unterdrücken Intelligenz, Moral und Wohlstand (unter dem Vorwande, dieselben zu befördern), und entzünden dadurch in ihren halbreifen Staatsbürgern das Feuer wilder Leidenschaft, der Erbitterung und der Rache. Könnten doch immer und überall nur die Edelsten, die Besten, des Staatenschiffes Steuer lenken!

»Der Patriotismus«, sagt W. E. H. Lecky [29]), »hat sich immer als das beste Belebungsmittel der Menschheit erwiesen, und aus seiner Stärke entwickelten sich alle härteren und rauheren Tugenden zu dem höchsten Grade. Kein anderer Einfluss verbreitete so viel von jener ausdauernden Standhaftigkeit, welche einerseits von Abgespanntheit und Schüchternheit, und andererseits von fieberhafter und krankhafter Erregtheit gleich weit entfernt ist. Nationen, welche lange von einem kräftigen und anhaltenden politischen Leben durchdrungen sind, schlägt der Puls hoch und gleichmässig, die Selbsthülfe wird ihnen zur Gewohnheit und befähigt sie, der Gefahr mit ruhiger Unerschrockenheit die Stirne zu bieten und eine gewisse Nüchternheit des Temperaments inmitten der bedrohlichsten Wechselfälle zu bewahren. Die Fähigkeit zu gemeinsamer Thätigkeit, zu Selbstaufopferung, zu langer und beharrlicher Anstrengung wird allgemein. Ein erhabener, wenn auch zuweilen etwas willkürlicher Maassstab der Ehre bildet sich, und eine rauhe Einfachheit der Sitten wird befördert«.

»Es ist wahrscheinlich«, entwickelt Lecky weiter, »dass in den besten Tagen der alten klassischen Republiken die Leidenschaften der Menschen eben so sehr unter beständiger Controle, der nationale Geschmack eben so ein-

29) Lecky, W. E. H., Geschichte des Ursprungs und Einflusses der Aufklärung in Europa . . . übersetzt von H. Jolowicz. Leipzig & Heidelberg. 1868. in 8⁰. Bd. II. pag. 78. u. fg.

fach und gezügelt, und die Thaten des Heldenmuthes eben so häufig und so grossartig waren, wie in den edelsten Perioden der späteren Geschichte. Niemals gingen die Menschen mit majestätischerer Würde durch das Leben oder mit unerschütterlicherer Ruhe in den Tod. Die grossartige Erhabenheit des alten klassischen Typus ist niemals in seiner Vollkommenheit wieder hervor getreten, aber der Geist, der ihn schuf, hat noch oft über die fieberischen Kämpfe des modernen Lebens geweht, und der Gesellschaft einen Heldenmuth und eine Ausdauer eingeflösst, die sich als die unwandelbaren Vorläufer der Neugestaltungen erwiesen haben«. — Der Patriotismus erzeugt in der That Tugenden und gibt dem sittlichen und dadurch auch dem gesellschaftlichen Leben der Menschen eine feste Basis. Wahrer Patriotismus und schlimme politische Leidenschaften schliessen einander aus; aber wahrer Patriotismus will herangebildet und gepflegt werden; er entsteht nicht dort, wo die Menschen der Sprache und Sitte wegen einander hassen und verfolgen, nicht dort, wo Despoten hausen und mit Centralisation, Spionage, Massregeln, brutaler Gewalt alle guten Keime ersticken, auch nicht dort, wo Elend heimisch ist. Nur da entwickelt sich und dauert wahrer Patriotismus, wo sociale und politische Freiheit herrscht, eine gute National-Erziehung besteht, und nicht Karrikaturen mit schlechtem, sondern Männer mit gutem Beispiel voran leuchten.

Weil der Patriotismus den Menschen erhebt, ihm zur Stütze dient, und schlimme politische Leidenschaften nicht aufkommen lässt, darum ist er das beste Förderungs-Mittel der Gesundheit und ein sehr gewichtiges Mittel zur Verlängerung des Lebens. In Europa beweisen diejenigen Länder, wo wahrer Patriotismus zu Hause ist, das höchste Maass des Wohlseins und die längste Dauer des Lebens ihrer Bewohner; weit mehr Sittlichkeit und Charakter, persönliche Würde, Muth und Aufopferung beweisen solche Völker, als Nationen, welchen Patriotismus mit blindem Gehorsam gegen das Staatsoberhaupt und Vergötterung dieses identisch ist, welche von sich selbst nichts, von ihren Herrschern alles Gute erwarten, und welche so beschränkt sind, dass sie, auf höchsten Befehl oder auf höchste Anhetzung hin, ihr eigenes Fleisch zerreissen. Die Statistik dient unserem Ausspruch zur Stütze.

Wir haben nun das Gegengewicht schlimmer politischer Leidenschaften gefunden, und wir werden den Patriotismus als Heilmittel dieser Kalamitäten noch mehr würdigen, wenn die Folgen jener Leidenschaften vor unser Bewusstsein werden getreten sein.

§ 9.

Politische Leidenschaften, Parteikämpfe und Rassenkrieg befördern die Verbrechen, den Wahnsinn, den Selbstmord und die Unsittlichkeit. Alfonso Corradi[30]) bemerkt unter Anderem: »Der Selbstmord ist entschieden die Frucht einer raffinirten Gesittung, der Ausdruck eines moralischen Schmerzes oder einer sittlichen Entkräftung, und wir sehen sehr häufig ihn sich wiederholen in den Zeiten des Uebergang's, in bevölkerten Mittelpunkten, wo stärker die Leidenschaften brausen, wo lebhafter ist der Kampf der Interessen, wo der Wettstreit um raschen Gewinn erregter«. . . — Und wo ist die Gesittung raffinirt, wo waltet sittliche Entkräftung, wo treten die Perioden des unheil-

30) Corradi, A., Dell'igiene pubblica in Italia e degli studj degli Italiani (in proposito) in questi ultimi tempi informazione. Milano. 1868. in 8⁰. pag. 137.

vollen Ueberganges ein? Dort, wo Leidenschaften überhaupt herrschen; und Leidenschaften sind besonders da zu Hause, wo ein Volk nicht nach seiner Natur und seinen Bedürfnissen regiert, sondern falsch und ungerecht behandelt wird, und wo das Interesse des Staates mit dem der herrschenden Partei identisch, dem der bürgerlichen Gemeinschaft aber entgegen gesetzt ist, wo die eine Klasse bevorzugt, die andere geknechtet wird, wo unsittliche Institutionen das Volk verderben, und übele Symptome nicht verhindert, sondern unterdrückt werden. Dies sind die öffentlichen Verhältnisse, welche als solche und in ihren Folgen die Zahl der Verbrechen, der Selbstmorde, der unehelichen Kinder, der Fälle des Wahnsinns, u. s. w. erhöhen.

Es werden an folgenden Ausspruch von A. Brierre de Boismont [31]) einige den Gegenstand unserer nunmehrigen Besprechung interessirende Bemerkungen sich knüpfen lassen. »Man kann nicht bestreiten«, sagt Brierre de Boismont, »dass, so lange die Herrschaft eines Einzelnen vorwiegt, der Kreis der Gedanken beschränkter ist, als zu Zeiten, wo ein Jeder ungehindert an den Ereignissen Theil nehmen, wo die Gehirne eben so viel Destillirblasen und wo die Gefühle eben so verschieden sind, als die Personen. Aber dadurch, dass die Freiheit grösser ist, tragen die Gesetze, indem sie die unübersteiglichen Schranken der ungeregelten, nicht zu verwirklichenden und der gesellschaftlichen Uebereinkunft entgegen gesetzten Begehrungen aufheben, zur Entwickelung von Selbstmord-Gedanken bei jenen kranken Geistern bei, welche aller Beschränkung überdrüssig sind, und für die das Gefühl Alles, die Vernunft Nichts ist; je mehr die Gedanken und Bedürfnisse sich vervielfältigen, je mehr die Hindernisse der Ausschreitungen sich erhöhen, desto grösser wird bei dieser Klasse von Menschen das Verhältniss der Selbstmorde. Die Politik beeinflusst nicht allein durch sich selbst den traurigen Hang zum Selbstmord, sondern auch durch die Revolutionen und Katastrophen, welche als ihre Folgen eintreten. Die Führer, welche der Bewegung der Gedanken vorstehen, und ihre über die Schranken gerissenen Schüler, werden von der grossen, doch nur der Ueberlieferung folgenden Menge verlassen; Verzweiflung erfasst die Utopisten, und Wahnsinn oder Selbstmord setzt ihrem Leben ein Ziel. Auf der anderen Seite finden die durch ihre Affectionen und Interessen gedrückten Opfer, welche häufig in die äusserste Noth gebracht sind, aus ihren Leiden keinen anderen Weg, als den Tod. So erklärt es sich, warum in kritischen und Uebergangs-Epochen die Zahl der Selbstmorde beträchtlicher ist, als zu Zeiten der Autorität und Ruhe«. — Wir sehen, dass Utopieen, andererseits politische Erhebungen und die darauf erfolgenden Reactionen eine grössere Anzahl von Selbstentleibungen veranlassen. Unreifheit in Dingen des öffentlichen Lebens und falsche Regierung wie schlechte Verwaltung erzeugen Utopieen und Erhebungen. Demnach sind die Mittel zur Verhinderung dieser beiden Kalamitäten sehr einfach: grösste Verbreitung der Volksbildung, naturgemässe Regierung und gute Verwaltung.

Die Nord-Amerikaner regieren sich ganz naturgemäss, ihre Verwaltung ist nicht schlechter, als jene in europäischen Staaten, und die Bildung des Volkes wird nirgends in der Welt eifriger angestrebt, als in Nord-Amerika,

---

31) Brierre de Boismont, A., Du suicide et de la folie suicide, considérées dans leurs rapports avec la statistique, la médecine et la philosophie. Paris; 1856. in 8°. pag. 365. u. fg.

wie unter Anderen Th. de Valcourt [32]) und N. H. Julius [33]) zeigten, und doch ist die Zahl der Irrsinnigen dort, wie wir z. B. bei A. Legoyt [34]) und bei Amariah Brigham [35]) finden, grösser als in manchen anderen Staaten. Dieses Verhältniss wird nur zum Theile durch die Politik als solche, unserer Ansicht nach aber hauptsächlich durch die Leidenschaften verschuldet, welche der Ehrgeiz der nach Aemtern strebenden Menschen und die auf den Gewinn abzielende Speculation hervorrufen. Niemand aber sagt uns, dass in den Vereinigten Staaten mehr Selbstentleibungen vollzogen werden, als in den gährenden, in den Stadien des Ueberganges sich befindenden Ländern Europa's; ihre grosse Volksbildung, ihre naturgemässe Regierung und ihre sonstigen staatlichen Güter halten doch manchen Menschen, der unter den traurigen Verhältnissen Europa's sicher seinem Leben ein Ende gemacht hätte, davon ab, sich selbst den Tod zu geben. Standes-Vorurtheile gebieten in Amerika Niemand, der Arbeit sich zu schämen; es kann demnach ein Jeder in seiner Art für die Exsistenz sorgen. Aus diesem Grunde ist dort das Elend nur selten anzutreffen, und die Nöthigung zum Selbstmord seltener gegeben.

Wenn Vernunft und Liebe die Axen wären, um welche alles Menschenleben sich drehte, gäbe es weder Missregierung noch Ungerechtigkeit und Elend, und Niemand sänne über Utopieen nach. Wäre die grössere Zahl der Staatsbürger in socialen und politischen Dingen etwas weniger unwissend, und wären die Regierungen weniger unduldsam, mehr vernünftig und naturkundig, so wirkten Utopieen auf die grossen Massen nur wie eine Zauberposse im Theater. Nun aber sind die Regierungen meistens nicht viel werth, unvernünftig, unduldsam und ohne echte Klugheit, die Staatsbürger kurzsichtig, abergläubisch und unzufrieden: darum fassen Utopieen zumal in bewegten Zeiten Wurzel und werden zuweilen schädlich. Diesen Hirngespinsten gegenüber gibt es nur zwei Mittel: Aufklärung und Freiheit; in diesen beiden Medien lösen alle Utopieen sich auf, krystallisiren somit nicht an die festen Punkte politischer Bewegungen, weil diese letzteren alsdann gar nicht entstehen.

Robert von Mohl [36]) sagt über die Staatsromane oder Utopieen unter Anderem: »Von einem unmittelbaren Gewinne für das Leben kann wohl nicht

---

32) Valcourt, Th. de, Les institutions médicales aux États-Unis de l'Amerique du Nord. Rapport . . . Paris. 1869. in 8⁰. pag. 10. u. fg.

»Die Stadt Boston zählt 192.354 Einwohner, davon 34902 Kinder von fünf bis funfzehn Jahren; diese liefern den Primar-Schulen 12500, den Grammatikal-Schulen 14500, den höheren Schulen 800 Zöglinge . . . . Diese Ziffern sprechen beredt für die Verbreitung des Wissens bei allen Klassen der Gesellschaft, und das Beispiel, welches wir anführen, betrifft nicht eine Ausnahme; in allen Staaten der Union wird die Verbreitung der Belehrung als die erste Pflicht des Gemeinwesens, als die nützlichste Verwendung der öffentlichen Gelder erachtet«.

33) Julius, N. H., Nordamerikas sittliche Zustände. Nach eigenen Anschauungen in den Jahren 1834, 1835 und 1836. Leipzig. 1839. in 8⁰. Bd. I. pag. 211. u. fg.

34) Legoyt, A., Mouvement de l'aliénation mentale en Europe et dans l'Amérique du Nord. — Journal de la société de statistique de Paris. 1863. [Paris & Strasbourg. in 8⁰.] pag. 87.

35) Brigham, A., Remarques sur l'influence de la culture de l'esprit et de l'excitation mentale sur la santé. Avec des notes par Robert Macnish. Traduit de l'anglais par Mme. de Rohaut. Bruxelles. 1838. in 8⁰. pag. 113. u. fg.

36) Mohl, R. v., Die Geschichte und Literatur der Staatswissenschaften. In Monographieen dargestellt. Erlangen. 1855—58. in 8⁰. Bd. I. pag. 211.

die Rede sein. Es hat sich nie begeben, dass irgend ein Staat sich die in einem Romane geschilderten Einrichtungen zum Muster genommen hätte. Und es wird sich dies auch wohl schwerlich je zutragen. Dem praktischen Staatsmanne ist in der Regel schon die Form, in welcher diese Gedanken vorgetragen werden, völlig antipathisch, wenn er überhaupt Kenntniss von dem Dasein solcher luftigen Gebilde nimmt. Ueberdies sind die bisher hauptsächlich gemachten Vorschläge, nämlich Güter-Gemeinschaft mit allgemeiner Arbeit auf Rechnung der Gesellschaft, und Lockerung, wo nicht gar Aufhebung der Ehe und Familie, keineswegs von der Art, dass sie einem über die Natur des Menschen und die Grundlagen der Gesellschaft mit sich im Klaren befindlichen Manne irgend wie wünschenswerth und ausführbar erscheinen könnten«. — Wir betrachten alle Socialtheorieen als ernste Zeichen eines von der Bevölkerung tief empfundenen Bedürfnisses der Reformation, und wünschen, dass alle Regierungen und leitenden Persönlichkeiten im Interesse der Erhaltung des öffentlichen Wohles solche Zeichen genau beachten und die nöthigen Verbesserungen sofort eintreten lassen mögen. Unter solcher Voraussetzung wird es niemals auch nur zum Versuche der Durchführung von Communismus u. dgl. kommen, und Massregeln werden sich überflüssig machen, weder Wahnsinn noch Selbstmord und Verbrechen werden ihre gewöhnlichen Zahlen erhöhen. Politisch gebildete, leiblich und sittlich gesunde Menschen, denen Selbsthülfe zur Gewohnheit und besonnenes, ruhiges, sicheres Handeln zur zweiten Natur geworden ist, finden niemals Geschmack an Staatsromanen, geschweige denn dass sie den Wunsch hegten, im Sonnenstaate des CAMPANELLA, in der Utopia des MORUS oder sonst wo zu leben.

Nicht nur politische Unfertigkeit der Bewohner eines Landes, sondern hauptsächlich ein Leben unter Druck und Entbehrungen aller Art, das Elend oder die Massenarmuth verschafft socialen Theorieen Eingang und Popularität. Mit Recht betrachtet J. TISSOT[37]) die Massenarmuth als eine sehr gewichtige Ursache von Revolutionen. Bei allen Erhebungen, wo der Pauperismus einer der schwersten Factoren ist, spielen Utopieen mit und üben die nachhaltigsten Wirkungen auf den Gesundheits-Zustand der Gesellschaft aus; ja, sie vernichten nicht nur alle Errungenschaften der Bewegung, sondern machen für lange Zeit alle Versuche, die socialen Zustände zu bessern, erfolglos. —

Um wieder auf den mit der Politik in Verbindung stehenden Selbstmord zu kommen, bemerken wir, dass in Ländern, wo die Menschen normal und im Frieden dahin leben, die Staats- und Regierungsform Selbstentleibungen im Allgemeinen nicht befördert. Nur politische oder sociale Bewegungen, finanzielle Krisen u. dgl. m. vermögen eine grössere Zahl von Menschen dazu zu bestimmen, ihrem Leben ein Ende zu machen. »Politische Verschiedenheiten der Verfassung und Verwaltung«, sagt ADOLPH WAGNER[38]), »werden innerhalb des civilisirten Europa, wo es sich in dieser Beziehung doch immer nur um relativ kleine Unterschiede handelt, schwerlich von Einfluss auf die Selbstmord-Frequenz sein. Die höchste wie die niedrigste Frequenz in Europa

---

37) TISSOT, J., De la manie du suicide et de l'esprit de révolte, de leurs causes et de leurs remèdes. Paris. 1840. in 8⁰. pag. 318. u. fg.

38) WAGNER, A., Die Gesetzmässigkeit in den scheinbar willkührlichen menschlichen Handlungen vom Standpunkte der Statistik. Hamburg. 1864. in 8⁰. Heft II. pag. 228. u. fg.

findet sich in Staaten von verschiedenen politischen Zuständen und Verfassungen. Das demokratische Dänemark, das constitutionelle Sachsen, das patriarchalisch-feudale Mecklenburg stehen in Europa an der Spitze der Länder mit hoher Frequenz«. — Ein Ausspruch, der auf genaue Forschungen sich gründet und unsere Ansicht erhärtet.

Wenn eine Macht die Geister beherrscht, deren Entäusserungen regulirt, und dem Gedanken nur so viel Spielraum gewährt, als zu Befriedigung der privatesten Bedürfnisse nöthig ist, so wird Selbstentleibung immer nur etwas Seltenes sein. Aber die Macht, welche heute die Geister beherrscht, kann über diese und jene Zeit nicht mehr sie beherrschen, wie die Entwickelung menschlicher Verhältnisse dies so mit sich bringt; darum halten wir es für dringend erforderlich, die dem Selbstmord günstigsten Perioden des Uebergangs von der Sklaverei zur Freiheit durch alle uns zu Gebote stehenden Mittel möglichst abzukürzen, möglichst milde verlaufen zu machen; und es geschieht dies durch gleichmässige Entwickelung der Intelligenz, der Wirthschaft und der Gesundheitspflege. Jedes Missverhältniss dieser drei Momente unter einander verlängert die Zeit des Uebergangs, erzeugt stürmische Krisen, mehr Selbstmorde, Wahnsinn und Verbrechen. Ein Volk, welches heute in allen seinen Lebens-Aeusserungen von den Pfaffen beherrscht ist, kann nicht schon morgen ein freies, ein aufgeklärtes sein. Es bedarf, um dies zu werden, einer gewissen Zeit. Sorgfältige Erziehung mit gleichzeitiger Entwickelung der Oekonomie und Beförderung der öffentlichen Gesundheit kann allein zu verhältnissmässig raschem Vollzug der Emancipation führen. Aber wehe! wenn dem Volke das Alte, welches seine Stütze war, genommen und durch Neues, Besseres nicht ersetzt wird. Dann tappt das Volk im Dunklen, seine Leidenschaften wuchern, weil durch nichts zurück gehalten, und die socialen Leiden fordern viele Opfer. Wenn ihr dem Volke die Krücke nehmet, auf die bisher es angewiesen war, so gebt ihm einen festen Stab zur Stütze, und nicht allein geistige Speise, sondern auch Brod; dann akklimatisirt es sich leicht unter den neuen Verhältnissen.

»Zu keiner Zeit«, entwickelt P. Foissac[39]), »sah man eine so kleine Zahl von Selbstmorden, als im Mittelalter; diese Jahrhunderte waren die des festen Glaubens, der kräftigen Ueberzeugung, der inbrünstigen Erhebung. Der verkannte, aufgeopferte, mit Füssen getretene und zur Unwissenheit verdammte Mensch betrachtete sich nichts desto weniger Gott und seines Gleichen gegenüber auch mit dem kleinsten Tropfen seines Blutes verantwortlich . . . . Das Kloster war ausserdem ein der Verzweiflung geöffneter Zufluchtsort, welcher dem Tode einer grossen Zahl von Unglücklichen vorbeugte. Ueberall, wo der Glaube sich abschwächt, vermehren sich die Selbstmorde«. — Obgleich die Statistik nicht uns zur Seite steht, wo von längst vergangenen Zeiten es sich handelt, darf man doch die Worte Foissac's als der Wahrheit entsprechend betrachten. Hüten wir uns, aus den durch dieselben ausgedrückten Thatsachen falsche Schlüsse für die sociale Hygieine zu ziehen. Eine gewisse Partei trägt kein Bedenken, zu sagen, man solle das Volk im dicksten Glauben erhalten, da dieser das sicherste Mittel wider alle gesellschaftlichen Uebel sei. Die Zeiten des alten Egypten und Indien, und das

39) Foissac, P., Hygiène philosophique de l'ame. 2. Auflage. Paris. 1863. in 8°. pag. 442. u. fg.

Mittelalter, sie sind vorüber, und der Fortschritt vollzieht sich jetzt in Jahrzehnten, da er früher erst nach Jahrhunderten sichtbar wurde; demnach wäre es auch bei Aufbietung aller Kräfte unmöglich, europäische Nationen in dem dicken Glauben früherer Perioden zu erhalten, es sei denn, dass man Eisenbahnen, Telegraphen, Schiffe, Bibliotheken, Fabriken u. s. w. zerstörte. Weil nun dies nicht möglich ist, muss ein anderes und besseres Mittel, indem es an die Stelle des alten Glaubens tritt und die Zufluchtsorte des Mittelalters ersetzt, dem Menschen zur Stütze dienen und den Selbstmord verhüten; wir haben schon oft dieses Mittels erwähnt: Bildung des Geistes, Veredelung des Gemüthes, Sicherstellung der Arbeit, Verhinderung des Elends, mit anderen Worten: Vernunft und Liebe, Tugend und Glückseligkeit.

§ 10.

Mit der Politik stehen Verbrechen*) im Zusammenhang; doch ist der Causalnexus zwischen dem Elend und den Verbrechen unverhältnissmässig grösser. Die Politik erzeugt hauptsächlich Verbrechen, wenn sie das Elend befördert, und sie verhindert Verbrechen, wenn sie das Elend verhindert. Politische Bewegungen, Parteikämpfe werden je nach dem Zustande der Gesellschaft, je nach deren Bildung, Wohlstand und sittlicher Gediegenheit, verschieden zu den Verbrechen sich verhalten, zu den Verbrechen im Allgemeinen und zu den einzelnen Verbrechen. Politische Bewegungen sind unvermeidlich; aber es steht bei der Gesellschaft, dieselben in Schranken zu halten, und zu verhindern, dass Verbrechen daraus den Ursprung nehmen.

Die Armuth befördert Verbrechen nicht; aber die Massenarmuth oder das Elend erhöht den Hang dazu, und politische Bewegungen geben mehr Gelegenheit zur Ausübung. AD. QUETELET[40]) merkt an: ». . . mehrere Departemente von Frankreich sind als die ärmsten bekannt, aber zugleich auch als die sittlichsten. Der Mensch wird nicht zum Verbrechen getrieben, weil er wenig hat, sondern im Allgemeinen weit mehr, da er plötzlich aus dem Wohlstande in die Armuth gerieth, und nun nicht im Stande ist, den geschaffenen Bedürfnissen Genüge zu thun«. — Missregierung und gesellschaftliche Uebel zerstören den Wohlstand und erhöhen somit die Neigung zu den Verbrechen; Missregierung und gesellschaftliche Uebel veranlassen Revolutionen. Die Patrioten sehen in der Revolution ein Mittel zur Besserung der politischen, moralischen und physischen Lebens-Verhältnisse; die Unglücklichen und Elenden oft genug das trübe Wasser zu ungestörtem Fischen. Was das Elend erzeugt, pflegt auch die Revolution zu erzeugen. Eine politische Bewegung zu unterdrücken, ohne die Quelle zu ergründen; die schreienden Armen nieder zu hauen, ohne die Ursache des Pauperismus zu entfernen; die Verbrecher zu bestrafen, ohne das Verbrechen zu verhindern; — welch' eine grenzenlose Niederträchtigkeit! »Lasset mich eine reinere Luft einathmen«, sagt QUETELET, »verändert das Medium, in welchem ich genöthigt bin, zu leben, und ihr werdet mir ein neues Dasein sichern. Gleichfalls kann meine sittliche Constitution stark sein, ohne dass es unterdessen mir möglich wäre,

---

40) QUETELET, A., Physique sociale, ou essai sur le développement des facultés de l'homme. Bruxelles & Paris. 1869. in 8⁰. Bd. II. pag. 314. u. fg.; 248. u. fg.

*) Wir haben hier nur die gemeinen Verbrechen im Auge.

den zerstörenden Momenten, deren Einwirkung ihr mich aussetzet, die Spitze zu bieten. Mein sittliches Bestehen ist fast beständig in eueren Händen, so gut wie meine leibliche Exsistenz. Euere Institutionen dulden oder begünstigen eine Masse von Fallen und Gefahren; und ihr züchtiget mich, wenn ich unkluger Weise hinein gerathe. Wäre es nicht besser, dahin sich zu bemühen, die Abgründe zu verschütten, an deren Rändern ich zu gehen genöthigt bin, oder doch wenigstens meinen Weg zu beleuchten«? — Entschieden ist die Vernunft- und Lieblosigkeit und die aus ihnen entspringende Unvollkommenheit der menschlichen Einrichtungen, auf der anderen Seite die Unvollkommenheit der organischen Ausbildung*), die Veranlassung der Verbrechen, und politische Bewegungen sind und bleiben für ein verderbtes Volk, oder eine solche Bevölkerungs-Schichte, nur gute Gelegenheiten, den schlechten Hang zu befriedigen.

Manche Revolutionen waren fast gänzlich ohne Einfluss auf Verbrechen. Hören wir zunächst einige Worte von J. E. Wappäus[41]: ». . . dass die Umwälzungen in der politischen Verfassung des Landes**) auf die Zahl der Verbrechen und auf die Vertheilung derselben auf die verschiedenen Alter fast gar keinen Einfluss ausgeübt haben. Vergleichen wir die einzelnen Jahre der Periode von 1848 bis 1857, so zeigt zwar das Jahr 1848, in welches die Revolution und die Errichtung der Republik fällt, die höchste Zahl der Verbrechen; dass dies aber nicht in den politischen Verhältnissen seinen Grund hat, geht deutlich hervor, wenn wir hier noch die drei der Revolution voran gegangenen Jahre zur Vergleichung herbei ziehen«. . . »Hier sehen wir das Jahr 1847 sich auszeichnen; es erreicht in diesem Jahre die Zahl der Verbrechen das Maximum nicht allein in dieser Periode, sondern in der ganzen zweiunddreissigjährigen Periode von 1826—1857, welche die Beobachtung in Frankreich bis jetzt umfasst. Dies Jahr 1847 ist aber dasselbe, welches wir schon wiederholt als das Jahr des Unglücks kennen gelernt haben, welches sich auszeichnete durch ausserordentliche Erhöhung der Mortalität und eben so grosse Erniedrigung der Geburtenziffer und der Heirathsfrequenz. Es war die in Folge der Misserndte von 1846 über alle Länder Europa's herbei geführte grosse Theuerung der Lebensmittel, welche jene ausserordentliche Einwirkung auf die Bewegung der Bevölkerung verursachte; und offenbar hat dieselbe Ursache auch die ausserordentliche Zunahme der Verbrechen im Jahre 1847 bewirkt, durch die allgemeine ausserordentliche Noth den einen in den socialen Verhältnissen liegenden Factor verstärkt; es wurde die Versuchung zum Verbrechen ausserordentlich gesteigert, und da der andere entgegen wirkende Factor, die mittlere sittliche Widerstandskraft, in der Bevölkerung unverändert blieb, so musste das Resultat die Erhöhung der Zahl der begangenen Verbrechen sein. War aber die materielle Noth in Folge der grossen Theuerung die Ursache der Versuchung, so musste die Wirkung davon sich vorzugsweise in der Zunahme der Verbrechen gegen das Eigenthum zeigen; und dies ist denn auch in der That der Fall«. Nun weiset Wappäus darauf hin, wie es allein die aussergewöhnliche Erhöhung der Zahl der Verbrechen wider das Eigenthum

41) Wappäus, J. E., Allgemeine Bevölkerungsstatistik. Leipzig, 1859—61. in 8⁰ Bd. II. pag. 428. u. fg.

*) Wie sie eine Folge mangelhafter, unhygieinischer Erziehung ist.

**) Frankreich's.

gewesen sei, durch welche in der Zeit zwischen 1826—1857 das Jahr 1847 die grösste Menge von Verbrechen für sich in Anspruch nahm, und dass im Jahre 1848 gegen das ihm voran gegangene Jahr die Zahl sämmtlicher Verbrechen um mehr als dreizehn Procent sich verminderte.

Was kann unsere oben gemachten Aussprüche besser bekräftigen? Das Elend trieb zu Verbrechen; und als die Noth sich verminderte, verminderte sich die Zahl der Verbrechen. Immer und immer wieder erkennen wir im Elend die Ursache alles Bösen, und kommen zu der Ueberzeugung, dass mit Ausrottung der Noth auch das Oel, welches die Lampe der Revolution speist, verschwände. Wir bitten alle Staatsmänner in ihrem eigenen und im Interesse der Menschheit, politischen Bewegungen fortan nicht mehr die nackte Gewalt, sondern die Liebe und die Vernunft entgegen zu setzen, und durch ein der Natur des Menschen angemessenes Vorbeugungs-Mittel das Elend zu verhindern.

Es gibt eine Zahl schwerer Verbrechen, welche mit der Noth nicht unmittelbar zusammen hängen, durch politische Bewegungen nicht beeinflusst werden, im Gegentheile unabhängig von der Politik zur Vollziehung kommen, und (unter gewissen Voraussetzungen) eher im Wohlstande als in der Armuth wurzeln. Die Zahl dieser Verbrechen (Mord, Nothzucht u. dgl.), ist viel kleiner, als die Zahl der Attentate auf das Eigenthum, und vermindert sich in dem Maasse, in welchem wahrhaft sittliche Bildung zunimmt. Aber diese wird niemals richtig sich vermehren, so lange Massenelend und Missregierung bestehen; denn dort, wo giftige Dämpfe sich verbreiten, können Pflanzen nicht gedeihen. Zuletzt haben leichte und schwere Verbrechen, Unsittlichkeit und Rebellionen eine gemeinsame letzte Ursache, der man doch nur auf dem Wege der Erziehung, der Gerechtigkeit, der Barmherzigkeit, der Besserung von Gesundheit und Lebenslage beikommt.

»Und dass die Verbrechen aus Sinnlichkeit«, bemerkt Johann Ludwig Casper[42]), »mehr von abgestumpften, wohlhabenden Wüstlingen, und selbst seitens des weiblichen Theiles nicht selten eher aus Sinnenlust, Liebe zum Luxus, Arbeitsscheu u. s. w. begangen werden, als aus Noth und Elend, lehrt die tägliche Erfahrung. Andererseits drängt sich wieder die Erwägung auf, dass, wenn Wohlstand im Allgemeinen die Civilisation, die Gesittung, die Kultur befördert, er also auch dadurch wieder die Leidenschaften mehr zügeln lehrt, derselbe allerdings bis auf einen gewissen Grad den Verbrechen aus Leidenschaft mehr wehren dürfte, und dass umgekehrt unter den hier betrachteten Verbrechen doch auch mehrere mit begriffen sind, . . . bei denen Armuth und Elend doch oft die ursprünglichen Veranlassungen sind, so dass allerdings der materiellen Noth oder dem Wohlstande wohl einiger Antheil an Mehrung oder Minderung selbst der schwereren Verbrechen zuzuschreiben sein dürfte«. — Wohlstand für sich allein verhält den Verbrechen gegenüber sich weder als fördernd noch als hemmend; soll er dies oder jenes bewirken, so macht die Anwesenheit anderer Momente sich erforderlich; und zwar ist es zunächst immer die Summe und die Art der herrschenden Moralbegriffe und der thatsächliche Sittenzustand in Gesellschaft und Staat. Stehen Wohlfahrt und sittliche Bildung in Harmonie, so muss naturgemäss die Zahl der Verbre-

42) Casper, J. L., Denkwürdigkeiten zur medicinischen Statistik und Staatsarzneikunde. Berlin. 1846. in 8⁰. pag. 147.

chen kleiner, die Art derselben milder sein, als wo das Entgegengesetzte stattfindet. Wohlhabende und sittlich gediegene Völker sind voll von Selbstbewusstsein und innerer Würde, pflegen von Despoten nicht unterjocht zu sein und Missregierung nicht zu dulden; daher bleiben sie auch frei von Revolutionen und deren verhängnissvollen Nachwirkungen. Wir schliessen aus dem Allen, dass sittliche Bildung die Gesundheit einer Nation erhält, vor tausend Uebeln schützt und dem Elend vorbeugt.

§ 11.

Nach übereinstimmenden Angaben der Statistik nimmt in der Zeit politischer Bewegungen die Zahl der unehelichen Kinder zu. Die Ursachen dieser Erscheinung liegen klar zu Tage. Ereignisse beleben entweder, oder sie schüchtern ein. Die Mehrzahl politischer Ereignisse belebt, erregt. Wer in den Zustand der Erregung versetzt ist, neigt mehr zur Uebung des Beischlafes hin, als der nicht Erregte. Es liegt dies tief in der Organisation begründet; und es hiesse, das Wesen des Menschen ändern, wollte man die Sache ändern.

Aber weit stärker, als revolutionäre Bewegungen, erhöhen Processionen, Wallfahrten und Kirchenfeste die Zahl der unehelichen Kinder. Man überblicke nur die Ergebnisse der Statistik einiger streng katholischen Länder, um sofort von der Wahrheit des Ausgesprochenen sich zu überzeugen. In einigen protestantischen Staaten ist die Zahl der ausser der Ehe Geborenen höher, als in katholischen Staaten. Dort wirken weder Revolutionen noch Processionen auf Vermehrung der unehelichen Kinder, sondern wahrscheinlich schlechte Gesetze und Gewohnheiten, welche die Leidenschaften des Volkes erhöhen.

Damit so wenig wie möglich uneheliche Kinder erzeugt werden, macht es zunächst sich erforderlich, den Erfolg der Arbeit sicher zu stellen, die Freiheit der Eheschliessung zu proclamiren, und die Menschen zu Keuschheit *) und Gewissenhaftigkeit zu erziehen. In zweiter Reihe wird es unerlässlich, Wallfahrten, Processionen u. dgl. mindestens nicht zu begünstigen, und jeden Anlass zu revolutionären Erhebungen aus dem Wege zu räumen. Andere Mittel exsistiren nicht.

§ 12.

Auf den Gesundheits-Zustand der Gesellschaft sind, ausser Theuerung und Hungersnoth, Krieg und Despotismus, Auswanderung und Revolution, noch mehrere Verhältnisse von Einfluss. Wir wollen dieselben im Folgenden flüchtig betrachten.

Unduldsamkeit einer Regierung pflegt von den schlimmsten Folgen begleitet zu sein. Um genau dies nachzuweisen, sei es uns gestattet, von den Grundlagen der Duldsamkeit zu handeln. Georg Harris [43]) entwickelt die reale Basis der Duldsamkeit, indem er erklärt, der Mensch sei allein seinem Gewissen Verantwortung für seine Handlungen schuldig. — Hätte man diese Wahrheit rechtzeitig und allgemein erkannt, so wäre Niemand wegen seiner

43) Harris, G., Civilization considered as a science, in relation to its essence, its elements, and its end. London. 1861. in 8⁰. pag. 212. u. fg.

*) Nicht absoluter Enthaltung, wie sie das Mönchsgelübde fordert.

politischen und religiösen Ansichten verfolgt, es wären blutige Kriege und Empörungen, Seuchen, Hunger, Elend und Sitten-Verderbniss abgewendet worden. Mit Recht sagt HELVETIUS[44]): »So lange die Lehre der Intoleranz nicht ausgerottet wird, so lange nährt die moralische Welt noch immer den Samen zu neuen Calamitäten in ihrem Schoosse. Diese Lehre ist ein Feuer speiender Berg, der sich einst mit grösserer Gewalt wieder entzünden, und auf's Neue den Erdboden verbrennen und verheeren kann«.

Ungerechtigkeit, Gewaltthätigkeit und ähnliche Eigenthümlichkeiten der Regierenden geben zu Verbrechen Anlass, und sind auf diese Weise, so wie dadurch, dass sie Aufschwung moralischer Entwickelung unmöglich machen, die grössten Schädlichkeiten gegenüber dem socialen Wohlbefinden. Sie erzeugen im Herzen eines jeden fühlenden und denkenden Wesens, zumal aber in den Bevölkerungs-Schichten, welche von ihnen getroffen werden, zunächst mehr oder minder heftige Erbitterung; aus dieser entspringen Vergehen und Verbrechen, Noth und Elend. Nichts ist für das leibliche und sittliche Gedeihen der Menschen mehr nöthig, als innere Zufriedenheit und Ruhe. Wo aber das natürliche Recht mit Füssen getreten, verletzt wird, wo Gewaltthätigkeiten an der Tagesordnung sind, dort können Zufriedenheit und Ruhe des Gemüthes niemals Statt finden, und es müssen die Menschen moralisch verkommen, in letzter Folge auch physisch dahin siechen.

Ungerechtigkeit im Gemeinwesen wird sowohl mit als ohne Willen der Regenten und Gesetzgeber erzeugt. Wer die Natur des Menschen und dessen wirkliche Bedürfnisse nicht zur Grundlage bürgerlicher Gesetze nimmt, sondern vorgefasste Meinungen und Möglichkeiten dazu macht, öffnet der Ungerechtigkeit und deren traurigen Folgen Thüren und Thore. »Was haben unsere Gesetzgeber dadurch gewonnen«, sagt MICHAEL VON MONTAIGNE[45]), »dass sie hunderttausend Arten und besondere Fälle ausgesucht, und dafür hunderttausend Gesetze gemacht haben? Diese Anzahl steht in keiner Proportion mit der unendlichen Verschiedenheit der menschlichen Handlungen. Die Vervielfältigung unserer Erfindungen wird der Mannigfaltigkeit der Beispiele doch nicht beikommen. Man nehme noch hundert Mal so viel dazu, so wird man es doch nicht so weit bringen, dass unter den zukünftigen Fällen einer sich findet, mit dem, unter der grossen Anzahl von vielen tausend auserlesenen und aufgezeichneten Fällen, ein einziger so genau verglichen werden könnte, dass nicht immer noch ein besonderer Umstand und Unterschied übrig bliebe, der in Betrachtung gezogen zu werden verdiente. Zwischen unseren Handlungen, die in einer beständigen Veränderung sind, und den festen und unbeweglichen Gesetzen ist wenig Uebereinstimmung .... Die Natur gibt uns allezeit bessere, als wir uns selbst geben«. — Die besten Gesetze sind ohne Nutzen, wenn deren Ausleger und Vollzieher in die Klasse der Spitzbuben oder der verschrobenen Köpfe gehören. Spitzbuben resultiren aus schlechten gesellschaftlichen Verhältnissen, verschrobene Köpfe aus verkehrter, einseitiger

---

44) HELVETIUS, J. C. H., hinterlassenes Werk vom Menschen, von dessen Geistes-Kräften, und von der Erziehung desselben. Aus dem Französischen. Breslau. 1774. in 8⁰. Bd. I. pag. 365. u. fg.

45) MONTAIGNE, M. v., Versuche, nebst des Verfassers Leben, nach der neuesten Ausgabe des Herrn PETER COSTE ins Deutsche übersetzt. Leipzig. 1753—54. in 8⁰. Bd. III. pag. 337. u. fg. — Buch III. Hauptstück 13.

Bildung, der insbesondere das humanistische Element fehlt. Es wird also unter solchen Verhältnissen nicht die Schuld der Gesetzgeber sein, wenn ihre an sich guten Verordnungen zu Grundlagen der Ungerechtigkeit werden. In solchen Fällen gibt es kein anderes Mittel, der Ungerechtigkeit zu steuern, als Besserung der Sitten und Herstellung eines durchaus naturgemässen Unterrichts.

Da PAUL DIETRICH VON HOLBACH[46]) über die Quelle der Verbrechen spricht, bemerkt er: »Sichtlich entspringen aus der Ungerechtigkeit, der Tyrannei und Nachlässigkeit Derjenigen, welche die Menschen regieren, die häufigen Verbrechen, von denen die Nationen gleichsam überschwemmt zu sein scheinen«. — Ungerechtigkeit, Tyrannei und Nachlässigkeit von Seite der Regierenden machen die Wirkung guter Gesetze von vorne herein unmöglich, weil sie dem Richter die Freiheit rauben und den Angeklagten der Willkür überliefern. In Despotieen gibt es keine Gerechtigkeit und wird kein Gesetz geachtet; unter dem Schutze wahrer Freiheit wird das Gesetz respectirt und damit das Gewissen des Richters; darum ist Freiheit auch die Voraussetzung der Gerechtigkeit. »Die einzige wesentliche politische Voraussetzung der Gerechtigkeit ist die Freiheit«, sagt ÉTIENNE VACHEROT[47]). Ungerechtigkeit, Tyrannei und Nachlässigkeit der Herrschenden richten ein Volk auch schon deshalb sittlich zu Grunde, weil sie den Richter demoralisiren, die Gesetze lähmen, und dem Schurken zu weiterer Uebung des Bösen Muth geben. Am schlimmsten steht es um die Gesundheit einer Nation, wenn der Richter geradezu ein Werkzeug der elenden Regierung ist, und wenn zugleich die Gesetze so viel Drehungen und Wendungen zulassen, so viel Hinterpforten besitzen, dass der gewandte Schuft durchschlüpfen kann; alsdann verliert auch der bessere Theil des Volkes den Glauben an die Gerechtigkeit, und geräth entweder auf die schiefe Ebene der Vergehen oder gar Verbrechen, oder aber er neigt der Revolution sich zu und häuft deren Brennstoffe so lange an, bis der Blitz eines Ereignisses die Masse entzündet.

§ 13.

Schlechte Gesetze fördern Unsittlichkeit und begünstigen Verbrechen. Um das gut zu begreifen, brauchen wir nur die Geschichte zu befragen. Diese lehrt, dass die grössere Zahl der Gesetze schlecht und gegen die Wohlfahrt der Bürger gerichtet war; dass diese Gesetze allem Bösen Vorschub leisteten und, indem sie wirthschaftlich und sittlich schadeten, auch Krankheit und leibliches Elend brachten. HENRY THOMAS BUCKLE[48]) spricht von der Wirkung der Einmischung der europäischen Regierungen mittelst verschiedener und zahlloser Schutzgesetze in den Handel und die Gewerbe; er weiset nach, dass diese Einmischung nicht nur Handel und Gewerbe ruinirte und das Leben des grössten Theiles der Bevölkerung unerträglich machte, sondern auch Schleichhandel und Verbrechen erzeugte, in einer Ausdehnung, die an Grösse

46) Système social, ou principes naturels de la morale et de la politique. De l'influence du gouvernement sur les moeurs. Paris. 1795. in 8⁰. Bd. II. pag. 37.

47) VACHEROT, É, La démocratie. 2. Auflage. Bruxelles. 1860. in 8⁰. pag. 286.

48) BUCKLE, H. TH., Geschichte der Civilisation in England. Deutsch von ARNOLD RUGE. 2. Ausgabe. Leipzig & Heidelberg. 1864—65. in 8⁰. Bd. I. Abtheil. 1. pag. 241.; 243.

Alles hinter sich zurück lässt. »Die Verbrechen wurden durch die Gesetze veranlasst«, sagt BUCKLE, »und nachdem man die Gesetze zurück genommen, sind die Verbrechen verschwunden«. Nun beleuchtet BUCKLE die Wirkung jener Gesetze, welche zur Annahme dieses oder jenes Bekenntnisses zwangen, und sagt da unter Anderem: »Die Vermehrung der Heuchelei ist die unvermeidliche Folge, wenn man eine Strafe auf das Bekenntniss eines gewissen Glaubens setzt. Wie es auch mit dem Einzelnen sein mag, es ist gewiss, dass die Mehrheit der Menschen es sehr schwer findet, einer beständigen Versuchung sehr lange zu widerstehen; und wenn die Versuchung in der Form von Ehre und Gehalt an sie heran tritt, so sind sie nur zu oft bereit, sich zu dem herrschenden Glauben zu bekennen, und zwar nicht ihren eigenen Glauben, aber doch die äusseren Zeichen, wodurch er zum öffentlichen Gegenstande gemacht wird, aufzugeben. Jeder, der dies thut, ist ein Heuchler, und jede Regierung, die einen solchen Schritt begünstigt, begünstigt Heuchelei und erzeugt Heuchler . . . . Zu gleicher Zeit gehört es zu diesem System, dass mit dem Zunehmen der Heuchelei auch der Meineid sich vervielfältigt«. — Wenn Heuchelei zu dem stehenden Charakter einer Nation gehört, und Meineid bei ihr häufig wird, sind die sittlichen Verhältnisse in ihren Grundfesten erschüttert und die Hindernisse auch der schwersten Verbrechen hinweg geräumt. Daher ist es ganz richtig, wenn man sagt, dass schlechte Gesetze ein Volk zu Grunde richten.

Um schlechte Gesetze zu verhüten und gute zu schaffen, ist es unerlässlich, von der Natur des Menschen und der Dinge auszugehen. Der Mensch bedarf für sein physisches und moralisches Leben eines gewissen Spielraums. Wenn das Gesetz diesen beschränkt oder aufhebt, muss Erkrankung oder gar Entartung als Folge eintreten. Die Mechanik des Gesetzes wirkt immer störend auf die Entwickelung, vernichtend auf die Wohlfahrt ein, wenn sie mit der menschlichen Mechanik nicht übereinstimmt. Die Gesellschaft ist ein Organismus; die Einzelwesen sind dessen Organe. Der Organismus wird krank, wenn dessen Organe des nöthigen Spielraum's entbehren, schädlich beeinflusst werden*; die Gesellschaft leidet, wenn des Einzelnen freie Bewegung gehemmt, wenn seiner Natur zuwider gehandelt wird.

Von den Gesetzen verlangt ANTON YVES GOGUET[49]) Folgendes: »Die Gesetze müssen nicht nur das Leben und die Ruhe den Bürgern versichern, sie müssen auch den Zustand einzelner Personen sicher stellen, für ihren Unterhalt sorgen, allen Gelegenheiten zur Uneinigkeit vorkommen, das Herz und den Sinn der Völker bilden, indem sie ihnen Empfindungen einflössen, welche geschickt sind, den Frieden und die Einigkeit in den Familien zu erhalten«. — Dies verlangen wir von den Gesetzen nicht, oder doch nur zu einem sehr geringen Theile; ja wir betrachteten in gegenwärtiger Zeit es als ein grosses Unglück, wenn die Gesetze überall an die Stelle der Erziehung und Moral träten. Diese beiden können, unter Voraussetzung

---

49) GOGUET, A. Y., Untersuchungen von dem Ursprung der Gesetze, Künste und Wissenschaften wie auch ihrem Wachsthum bei den alten Völkern. Aus dem Französischen übersezzet von GEORG CHRISTOPH HAMBERGER. Lemgo. 1760—62. in 4^{0}. Bd. I. pag. 16.

* Menschen mit allzu engem Brustkorb werden, wenn Schädlichkeiten gewisser Art auf sie wirken, von Lungenschwindsucht befallen.

guter wirthschaftlicher und allgemein gesundheitlicher Verhältnisse, Herz und Sinn der Völker bilden, Krankheiten des Organismus der Gesellschaft verhindern. Eine solche Wirkung haben Gesetze auch im günstigsten Falle nicht. Daher möge man ein Volk weniger mit speciellen Gesetzen quälen, als vielmehr durch die Sorge für gute Erziehung und Gesundheit beglücken. Wenn der Mensch wohl erzogen und gesund ist, sorgt er für sich, und die Gemeinschaft sorgt dann auch ohne besondere Gesetze ausgiebig für den armen, verlassenen, unglücklichen Mitbruder. Allgemeine, kurze, bündige, klare Gesetze genügen auch für die civilisirtesten Nationen.

Die Gesetze müssen der Natur des Volkes und den Verhältnissen des Landes angemessen sein, wenn sie nicht gleich von vorne herein Unheil wirken sollen. MONTESQUIEU[50]) sagt von den Gesetzen: »Das Gesetz im Allgemeinen ist die menschliche Vernunft, insofern es alle Völker der Erde beherrscht; und die bürgerlichen und gesellschaftlichen Gesetze einer jeden Nation sind nur die einzelnen Fälle, auf welche diese Vernunft Anwendung findet. Die Gesetze sollen in der Weise dem Volke, für welches sie gegeben wurden, entsprechen, dass es nur als ein sehr grosser Zufall zu betrachten wäre, wenn sie für eine andere Nation passten. Sie müssen der Natur und dem Princip der bestehenden oder der einzusetzenden Regierung angemessen sein; . . . Sie müssen in Beziehung stehen zu den physischen Verhältnissen des Landes, zu dem kalten, heissen oder gemässigten Klima; zur Beschaffenheit, Lage und Ausdehnung des Bodens, zur Art der Beschäftigung des Volkes . . . ; sie müssen proportionirt sein dem Maasse der Freiheit, welches die Verfassung erleiden kann, der Religion der Bewohner, ihren Neigungen, ihrem Wohlstande, ihrer Anzahl, ihren Sitten und Gewohnheiten«. — Und in der That hat die Erfahrung überall gelehrt, dass Nationen am meisten wohl sich befanden, wenn sie nach, ihrer Natur und den Verhältnissen ihres Landes entsprechenden, aus ihrer Geschichte geflossenen Gesetzen regiert wurden, sogleich aber in Krankheit verfielen, wenn unpassende Gesetze walteten. JOSEPH HELD[51]) bemerkt mit voller Berechtigung: »Die Wirkung eines Gesetzes hängt weder nur von seinen Intentionen, noch von der wie immer gelungenen Formulirung derselben ab. Zwischen Gesetzen einerseits, und den Verhältnissen und Menschen andererseits, findet eine ewige Wechselwirkung statt. Kein Gesetz ist unfehlbar in seinen Wirkungen, und viele Gesetze haben von jeher das Gegentheil von Dem bewirkt, was sie beabsichtigten«. — Es mag die Intention eines Gesetzes noch so gut, die Formulirung noch so vortrefflich sein: wenn es der Natur des Menschen und seiner Verhältnisse nicht entspricht, ist und bleibt es ein schlechtes Gesetz. PYTHAGORAS[52]) verlangt vom Gesetzgeber der Natur kundig zu sein.

Wenn man den Menschen nimmt, wie er ist, kann man nicht anders,

---

50) (MONTESQUIEU, DE,) De l'esprit des lois. Nouvelle édition, . . . Amsterdam. 1784—85. in 12⁰. Bd. I. [Oeuvres. Bd. I.] pag. 12. u. fg. — Buch I. Kapitel 3.

51) HELD, J., Staat und Gesellschaft vom Standpunkte der Geschichte der Menschheit und des Staats. Bd. I. [Grundanschauungen über Staat und Gesellschaft. Leipzig. 1861. in 8⁰.] pag. 342.

52) JAMBLICHI Chalcidensis, De vita Pythagorae, & protrepticae orationes ad philosophiam lib. II. . . . JOHANNE ARCERIO THEODORETO Frisio authore & interprete. Franekerae. 1598. in 4⁰. Abtheilung II. pag. 61. — Buch II. Kapitel 10.

als mit CICERO [53]) zu stimmen, da er bemerkt: »So wenig unsere Leiber ohne den Verstand von ihren Organen Gebrauch machen können, eben so wenig vermögen die Staaten ohne Gesetze zu bestehen«. — Wegen der natürlichen Gebrechlichkeit und Halbheit der Menschen müssen Gesetze bestehen und das Leben des Gemeinwesens leiten: aber diese allgemeinen Gesetze entsprechen nur unter der Bedingung ihrem Zwecke, dass sie zunächst die wirthschaftlichen und gesundheitlichen Verhältnisse fördern, alsdann der geistigen Entwickelung nicht hinderlich sind, und Veredelung des Gemüthes nicht hintanhalten. Wer Gesetze geben will, muss demnach in erster Reihe mit der Menschenlehre, mit der Socialwissenschaft und der Hygieine theoretisch und praktisch genau sich bekannt machen. Ein sorgfältiges Studium der Socialwissenschaft würde die Gesetzgeber überzeugen, sagt H. C. CAREY [54]): »dass ihre Pflicht auf die Beseitigung der Hindernisse der Association bei dem Volke beschränkt ist, mit dessen Schicksalen sie betraut wurden, und dass die wichtigsten dieser Hemmnisse diejenigen sind, die aus der Nichtanerkennung des Bestehens einer vollkommenen Harmonie der internationalen Interessen entspringen«. — Leider ist die Thatsache des Bestehens einer vollkommenen Harmonie der internationalen Interessen den meisten Gesetzgebern ein unbekanntes Land; aus diesem Grunde sind ihre Anordnungen meistens gegen diese Harmonie und in weiterer Folge auch gegen Alles gerichtet, was die wirthschaftlichen Interessen fördert. So lange demnach die Gesetzgeber nicht auf die wahre Basis sich stellen, werden die Gesetze sicherlich mehr schaden als nützen. Nach HOLBACH's [55]) richtiger Auffassung zielen alle Gesetze auf das menschliche Wohlsein ab; natürlich können sie ihrem Ziele nicht nahe kommen, wenn sie die Bedingungen des Wohlseins unwissend zerstören.

§ 14.

Wenn ein Volk mit Gewalt in Aberglauben und Unwissenheit erhalten wird, geräth es in einen Zustand socialer Erkrankung der bedenklichsten Art. Das gesellschaftliche Wohlsein, durch Aufklärung und Erziehung befördert, verringert Sterblichkeit, Verbrechen, Laster, Seuchen und Elend, erhöht die Fruchtbarkeit und Lebens-Energie. Betrachten wir die Unterschiede zwischen unwissenden und abergläubischen, andererseits gebildeten Volksschichten auf das sociale Wohlsein. Wenn wir den Selbstmord zum Werthmesser socialen Wohlsein's oder Unwohlsein's machen müssten, dann freilich befänden unwissende und abergläubische Bevölkerungen im Verhältniss sich sehr wohl. Aber, die Sache wird gleich eine andere, wenn man das durch Unwissenheit und Aberglauben erzeugte Elend und dessen schreckliche Folgen in das Auge fasst.

Selbsterkenntniss und Selbsthülfe zerstören, beziehungsweise verhüten das Elend. Unwissenheit und Aberglauben machen Selbsterkenntniss und Selbsthülfe unmöglich. Das leibliche und sittliche Elend erzeugt physische und

---

53) CICERONIS, M. T., Pro A. Cluentio avito, oratio. LIII. 146. — CICERONIS, M. T., Opera omnia ex recensione JACOBI GRONOVII .... Curavit Jo. AUGUSTUS ERNESTI. Lipsiae. 1737—39. in 8⁰. Bd. II. Theil 1. pag. 606.

54) CAREY, H. C., Die Grundlagen der Socialwissenschaft .... Herausgegeben von CARL ADLER. München. 1863—64. in 8⁰. Bd. III. pag. 629.

55) La politique naturelle. Ou discours sur les vrais principes du gouvernement. Londres. 1773. in 8⁰. Bd. I. pag. 26.

moralische Krankheiten: Siechthum, Epidemieen, Charakterlosigkeit, Verbrechen, und verkürzt das Leben; es setzt die Arbeitskraft auf ein Minimum herab, und löscht die sittliche Energie aus. Demnach sind in der Gegenwart Unwissenheit und Aberglauben die schlimmsten Feinde der socialen Gesundheit.

Zu Selbsterkenntniss und Selbsthülfe leitet guter Unterricht; schlechter Unterricht, halbe Bildung tilgen nicht nur nicht das Elend, sondern vermehren es, indem sie Verbrechen fördern und andererseits dem Menschen die unsicherste Basis gewähren. Demnach ist die Bildung nach ihrer Art entweder ein sociales Erhaltungs- und Heilmittel oder ein sociales Gift. H. A. Frégier[56] bemerkt sehr gut: »Die Unterrichtung ist für den Menschen ebenso ein Mittel der Vervollkommenung und des Glückes, so wie sie für ihn ein Werkzeug zum Verderben nnd Untergange sein kann: sie ist ein Licht, welches erleuchtet oder welches verbrennt, je nachdem es gut oder schlecht geleitet wird«. — Dass eine nicht durchgreifende und ohne Verband mit der Veredelung wirkende Unterrichtung dem Verbrechen förderlich sei, indem die so erworbenen Kenntnisse und Fertigkeiten nur als Mittel zur Ausführung böser Thaten dienen, hat die Statistik nachgewiesen. A. Quetelet[57] sagt unter Anderem: »Unter übrigens gleichen Verhältnissen war während der Jahre 1828 und 1829 die Zahl der Verbrechen gegen Personen im Vergleiche zu der Zahl von Verbrechen gegen das Eigenthum grösser nach dem Zustande der bedeutenderen geistigen Entwickelung der Angeklagten; und dieser Unterschied bezieht sich im Besonderen auf die Morde, Schändungen, Meuchelmorde, Verletzungen, Verwundungen und andere schwere Verbrechen. Soll man daraus schliessen, dass die Aufklärung dem Gemeinwesen schädlich sei? Ich bin weit davon entfernt, dies zu glauben«. In der That zeigt auch Quetelet, dass mit der Aufklärung die Zahl der Verbrechen überhaupt abnimmt. — Für uns ist es hier von Wichtigkeit, den Zusammenhang der Bildung mit den Verbrechen zu erkennen, und aus dieser Erkenntniss die Lehre zu ziehen, dass alle Verbrechen absolut und relativ durch eine wahre und mit Veredelung des Herzens parallel gehende Bildung des Geistes vermindert, durch einseitige Entwickelung des Verstandes aber, wenn auch absolut vermindert, doch in ihrer schweren Art relativ vermehrt werden. Wilhelm Götte[58] lässt bei den Reichen aus der schlechten Geistesbildung und der Unsittlichkeit, bei den Armen aus dem Mangel die Verbrechen quellen. Und wir behaupten mit Joseph Kay[59], dass bei den Armen die materiellen Nothstände zunächst durch Erziehung und Bildung beseitigt werden, und sind andererseits der Meinung, dass die nämlichen Mittel auch bei den Reichen den Hang zum Verbrechen tilgen.

A. P. Deseilligny[60] ermisst die traurigen Folgen halber Bildung, das Verhältniss der Erziehung zur Reduction der Verbrechen, und den günstigen

---

56) Frégier, H. A., Des classes dangereuses de la population dans les grandes villes, et des moyens de les rendre meilleures. Paris. 1840. in 8⁰. Bd. II. pag. 1.

57) Quetelet, A., Physique sociale, ou essai sur le développement des facultés de l'homme. Bruxelles & Paris. 1869. in 8⁰. Bd. II. pag. 262. u. fg.

58) Götte, W., Vorschule der Politik. Leipzig. 1840. in 8⁰. pag. 243.

59) Kay, J., The social condition and education of the people in England and Europe; shewing the results of the primary schools, and of the division of landed property, in foreign countries. London. 1850. in 8⁰. Bd. I. pag. 7.

60) Deseilligny, A. P., De l'influence de l'éducation sur la moralité et le bien-être des classes laborieuses. Paris. 1868. in 8⁰. pag. 144.; 167.; 257.

Einfluss der Erziehung und Sittlichkeit auf den Gewerbsfleiss sehr wohl, und es geht aus seiner ganzen Schrift auf das Deutlichste hervor, wie durch gute Erziehung eines Volkes dessen gesellschaftliche Wohlfahrt am besten gesichert wird. — Treibe eine Nation was immer für Beschäftigungs-Zweige: Ausbildung des Verstandes mit gleichzeitiger Cultur des Gefühlslebens wird einen jeden Erwerb zu einem soliden machen, die Schädlichkeiten des Berufes tilgen, Umsicht, Sorgfalt, Gewissenhaftigkeit und Zufriedenheit erzeugen, und so die Entstehung jener Leere verhüten, deren Ausfüllung mit allem Bösen begleitet zu sein pflegt. Die Erziehung muss immer auch mittelbar und unmittelbar der Industrie unter die Arme greifen; dadurch wird diese erst das geeignete Mittel zur Förderung aller höheren Interessen der Völker. Es ist ein Unterschied, ob blos gebildete, oder gebildete und wohl erzogene Menschen den Gewerben sich widmen, oder ob diese von unwissenden und rohen Leuten betrieben werden. In jedem dieser Fälle verhält es mit dem socialen Wohlsein sich anders. Wo blos der Verstand den Unternehmer, den Arbeiter lenkt, ist der Gewinnsucht das grösste Feld geöffnet, der Unsittlichkeit Vorschub geleistet. Wo Verstand und Gemüth gleichmässig cultivirt wurden, hat nicht nur der Beruf die sicherste Grundlage, sondern er wirkt auch seinerseits auf Veredelung des Menschen hin; er erhöht alsdann die Sittlichkeit und dadurch auch das Wohlsein der ganzen Gesellschaft. Leute ohne alle Bildung und Erziehung werden durch die Beschäftigung an sich, besonders wenn diese die körperlichen Kräfte über das natürliche Maass hinaus anstrengt, moralisch mehr reducirt als gehoben; darum ist Arbeit ohne Bildung und Erziehung meist nur ein Förderungsmittel socialer Leiden, und S. Sr. Coronel[61]) hat zur Genüge dies nachgewiesen. Dieser edle Menschenfreund betrachtet unter Anderem auch die Arbeit der Frauen und Kinder in England, und kommt dabei auf das Verhältniss der Kinder zu ihren Lehrmeistern, den erwachsenen Arbeitern, zu sprechen. Wie da Unwissenheit und vernachlässigte Erziehung bei den Erwachsenen zur Quelle der grössten Rohheit den Kindern gegenüber, und für diese letzteren zum Urgrunde sittlichen wie physischen Verderbens werden, hat Coronel klar dargelegt.

Wir werden in späteren Paragraphen noch mehrfach darauf zurückkommen, dass gute Erziehung und Bildung eines Volkes dessen Gesundheit überhaupt, dessen gesellschaftliches Wohlsein insbesondere befördern, wogegen Unwissenheit und Rohheit, indem sie Selbsterkenntniss, Selbstbeherrschung und Selbsthülfe verhindern, Krankheit und Elend begünstigen.

§ 15.

Epidemische Krankheiten haben eine ihrer Hauptquellen in schlimmen gesellschaftlichen Zuständen, und ihrerseits üben sie auf diese eine sehr verhängnissvolle Wirkung aus. Armuth, Unwissenheit, Rohheit, Unsittlichkeit und Vernachlässigung der Gesundheitspflege bei aller sonstigen Bildung: dies ist der grösste Theil der Ursachen seuchenartiger Leiden. Und will man Epidemieen verhüten, so muss man für alle Fälle die genannten Ursachen zu-

---

61) Coronel, S. Sr., De gezondheidsleer toegepast op de fabrieknijverheid. Haarlem. 1861. in 8⁰. pag. 184. u. fg.

Coronel, S. Sr., In 't Gooi. Amsterdam. 1863 in 8⁰. pag. 4. u. fg.

Coronel, S. Sr., De arbeid van vrouwen en kinderen in Groot-Brittannie. — Amsterdam. 1867. in 8⁰. pag. 33. u. fg. — [Abgedruckt aus dem »Economist«.]

nächst bannen; denn ohne sie finden verderbliche Keime nicht den Boden fruchtbarer Entwickelung.

Als sicher und gewiss darf es gelten, dass alle beträchtlicheren Seuchen von dem schädlichsten Einfluss auf die Volkswirthschaft und auf die Moralität sind. Dadurch werden sie verhängnissvoll für die sociale Gesundheit; denn diese hängt fast ausschliesslich von der harmonischen Wechselwirkung der Factoren Oekonomie und Sittlichkeit ab. Deprimirende Ereignisse im Allgemeinen beeinträchtigen das moralische Leben; sie vermindern bei der Menge die Energie sittlicher Gefühle nicht nur, sondern geben auch den Keimen böser Gedanken, Leidenschaften und Handlungen reichlich Nahrung. Alle grossen Weltseuchen haben den Verbrechen, den Lastern und Ausschreitungen die Zügel genommen.

Die Seuche tödtet oft die grösste Zahl tüchtiger Arbeiter, und Nachkrankheiten verkrüppeln nicht wenig der von der epidemischen Krankheit Befallenen. Daraus folgt Elend für viele Kreise der Gesellschaft, und aus dem Elend folgen Verbrechen, Laster, Selbstmord.

Um Epidemieen zu verhüten, müssen Gesundheitspflege, Unterricht und Erziehung blühen; damit dies möglich sei, muss die Sittlichkeit auf sicherer Grundlage ruhen; und damit dieses Letztere der Fall sei, muss gute Wirthschaft das Elend verhindern. M. L. Mézières[62]) redet von dem Nutzen der Oekonomie dem Elend gegenüber, und bemerkt da unter Anderem: »Der günstige Einfluss der Wirthschaft zeigt sich bald, weniger noch durch ihre unmittelbaren und positiven Vortheile, als durch die glückliche Umgestaltung, welche sie unläugbar in den Gewohnheiten und dem Charakter der arbeitenden Klassen hervorbringt. Indem sie das Uebel bei seiner Quelle fasst, bringt sie die Mehrzahl der Ursachen jener Erregung, welche die gegenwärtige Gesellschaft quält und ihr eine so traurige Zukunft androht, zum Verschwinden. Der wirthschaftliche Mensch ist nothwendiger Weise ein guter Staatsbürger«. »Es besteht zwischen Wirthschaft und Laster«, entwickelt Mézières weiter, »dieselbe Unverträglichkeit, als zwischen Ordnung und Unordnung«. — Wo gute Wirthschaft zu Hause ist, nähren und kleiden sich die Menschen gut, wohnen besser und geräumiger, und schützen sich somit besser vor den schädlichen Einflüssen der Aussenwelt; der Wohlstand gewährt ihnen Musse und Mittel zu Befriedigung geistiger Bedürfnisse und zu Reinigung ihrer Sitten; er bildet das Individuum aus und erhöht dessen physisches und moralisches Widerstands-Vermögen. Wo die Oekonomie sinkt, verschlechtern sich Nahrungs-, Kleidungs- und Wohnungs-Verhältnisse, und der Mensch, indem er physisch und moralisch schwächer wird, setzt Schädlichkeiten immer weniger Widerstand entgegen, wird leiblich und sittlich zu Krankheiten mehr disponirt. Daraus folgt nun, dass Leiden überhaupt, Epidemieen insbesondere zunächst durch Besserung der wirthschaftlichen Verhältnisse verhütet werden.

Das Elend veranlasst Gewohnheiten und Laster, welche den Epidemieen ungemein förderlich sind; wir nennen die Säuferei als Beispiel der am meisten verbreiteten Fehler. Doch aber ist es hauptsächlich die ungenügende Ernährung, die schlechte Pflege, welche Seuchen über grosse Schichten der Be-

62) Mézières, M. L., L'économie ou remède au paupérisme. 2. Auflage. Paris. 1853. in 18°. pag. 335. u. fg.

völkerung verbreitet. August Theodor Stamm [63]) sagt in Betreff des lymphatischen Typhus in Nordamerika unter Anderem: »Wann und wo hat er sich aber nur zu halten vermocht? Nur zu Zeiten, in welchen die Missstände ihm genügten, und an Oertlichkeiten, wo hauptsächlich arme Irländer wohnten. Immer aber starb er aus, sobald er nicht mehr das genügende Elend und die an irländische Lebensweise gewöhnten Menschen fand«. »Wohlstands-Entwickelung, gute Schulen, möglichst wenig Ausgaben für Kirche und Heer, möglichst viel für segensreiche öffentliche Institutionen, Abgaben-Vertheilung in der Weise, dass die ärmere Volksklasse möglichst wenig herangezogen wird, und das bei Seite Schaffen infamer mittelalterlicher Standes-Unterschiede und der damit zusammen hängenden Förderung eines menschenwohl-widrigen, volksbedrückenden Bediententhum's, oder einer stolzen, sich selbst überhebenden Aristokratie, deren jüngere Söhne, wie z. B. in England, durch Staatsstellen vom armen Volk gefüttert werden, während der Erstgeborene im Ueberfluss schwelgt, kurzum die Entfaltung echten Menschenthum's und socialen Glückes: das sind die grössten Feinde des Typhus lymphaticus«. »Ueberall jedoch treten uns bei seiner stärkeren Verbreitung entgegen: das Zurückgeführtsein auf eine ungenügende, oft sogar verdorbene Pflanzennahrung, die geistige Vernachlässigung, Schmutz und Elend«. — Und Jules Girette [64]) citirt aus dem Generalbericht der internationalen Conferenz zu Konstantinopel folgende Stelle: »Das Elend mit allen seinen schwächenden Folgen bezüglich der Nahrung, Wohnung, Vernachlässigung der Pflege, Anhäufung . . . macht die Menschen sehr geneigt für den Einfluss der grössten Zahl epidemischer Krankheiten, ganz vorzüglich aber der Cholera. Die Vorliebe, mit welcher diese Krankheit Bevölkerungen oder Volksklassen ergreift, bei denen das Elend herrscht, ist so bekannt, dass man gar nicht genöthigt ist, besonders darauf hinzuweisen«. — So könnten wir fortfahren und zu Hunderten die Belege für den Einfluss des Elend's auf Seuchen citiren.

Wir erkennen, von welcher Seite wir auch die Sache betrachten wollen, zwischen der Noth und den Epidemieen einen ursächlichen Zusammenhang, und werden darüber uns klar, dass ohne Tilgung des Elend's an Verhütung der Seuchen gar nicht gedacht werden kann. Es soll weiter unten die Frage von der Austilgung der Massenarmuth des Genaueren uns beschäftigen; hier sei blos die Bemerkung uns gestattet, dass zur Prophylaxis von Epidemieen auch die unmittelbare Armen-Unterstützung sich nöthig macht, ja dass ohne dieselbe eine Seuche hohe Grade von Bösartigkeit und die grösste Verbreitung zu erreichen vermag. Viele Oekonomisten sind abgesagte Feinde der unmittelbaren Armen-Unterstützung; allein diese einseitigen Menschen bilden sich keine klare Vorstellung von dem Wüthen einer Epidemie in den Vierteln des Elend's. Beobachteten sie nur einmal das menschliche Elend in seiner wahren Gestalt und sähen sie, wie unvollkommen die sogenannten vollkommensten Einrichtungen die Noth zu tilgen vermögen: ihre Blasirtheit verschwände, ihre harten Herzen erweichten sich, und sie unterliessen es, Irrlehren zu verbreiten, welche so viel Schaden anrichten. Man mag dem Säufer den Heller für den Branntwein vorenthalten: aber man muss den Hungernden speisen, den Nackten bekleiden und dem Obdachlosen eine Stätte bieten, und darf nicht die erst

63) Stamm, A. Th., Nosophthorie. Die Lehre vom Vernichten der Krankheiten. Bd. I. [Leipzig. 1862. in 8⁰] pag. 276. u. fg.; 279.

64) Girette, J., La civilisation et le choléra. Paris. 1867. in 8⁰. pag. 179.

nach Monaten oder Jahren sich offenbarende Wirkung der Institute der Vorsicht abwarten; sonst reisst die Seuche Hunderttausende hin, deren Kräfte durch rechtzeitige Dazwischenkunft der Gesellschaft erhalten worden wären. In den Zeiten der Epidemieen bringt Armen-Unterstützung reichlichst Segen, das heisst mit andern Worten: sie wendet die schlimmsten Leiden vom Organismus der Gemeinschaft ab. J. B. SALGUES[65]) schliesst sein schönes Werk über die in der Gesellschaft verbreiteten Irrthümer und Vorurtheile mit der Bitte an die Menschen, von dem alten Vorurtheile, nach welchem die Unterstützung der Armen Glück bringt, nur ja nicht abzulassen. Wir sind seiner Meinung: denn nicht nur bringt die Hülfe, welche wir dem leidenden Mitbruder angedeihen lassen, unserem Herzen Frieden und Glück, sondern ist auch förderlich der Gesundheit und damit dem Glücke Aller.

§ 16.

Die Gesundheit der Gesellschaft wird durch Massregeln der Regierung und Verwaltung oft auf das Entschiedenste beeinflusst. Um dies zu zeigen, wollen wir zunächst auf das Alterthum unsere Blicke werfen. Die Griechen, die Römer und andere Völker früherer Jahrtausende hatten die durch Gesetze geheiligte Gewohnheit, ihre neugeborenen Kinder auszusetzen, zu tödten, die Leibesfrucht abzutreiben. Wenn Aussetzung der Neugeborenen bei einigen alten Stämmen auch als Mittel zur Verbesserung der Rasse diente, wie z. B. bei den Spartanern, so wirkten doch die Kinder-Aussetzung und die Abtreibung der Frucht in hervorragendem Maasse entsittlichend auf die Bevölkerung, verminderten zwar nur unbedeutend die Anzahl der Bürger, aber vermehrten Verbrechen und Laster, und erhöhten die Zahl der Krankheitsfälle, wie wir dies in den verderbten Zeiten Rom's zur Genüge wahrnehmen, wenn auch nicht durch eine genaue Statistik, so doch durch die Schilderungen der physischen und moralischen Zustände jener Epochen.

L. M. MOREAU-CHRISTOPHE[66]) sagt unter Anderem: »Wie dem auch sei, die Praxis des Kindermord's, welche in Rom unter der Republik und unter den Kaisern bis auf VALENTINIAN, VALENS und GRATIAN sehr gebräuchlich war, war vollständig im Einklange mit dem Volksglauben, mit den öffentlichen Sitten, mit den religiösen Ueberlieferungen, so wie mit der Meinung der Dichter und Philosophen des Alterthum's«. — Es ist gewiss, dass die Aussetzung der Neugeborenen aus den gesammten Verhältnissen der Gesittung jener Zeiten als Frucht hervorging, dass sie aber bei denjenigen Völkern, wo sie Massregel der socialen Gesundheit war, anfänglich am wenigsten Schaden verursachte. In Sparta wollte man verkrüppelte Kinder nicht aufziehen: darum wurden solche unmittelbar nach der Geburt vertilgt[67]). Und

---

65) SALGUES, J. B., Des erreurs et des préjugés répandues dans la société. 2. Auflage. Paris. 1811. in 8⁰. Bd. II. pag. 420. u. fg.

66) MOREAU-CHRISTOPHE, L. M., Du problème de la misère et de sa solution chez les peuples anciens et modernes. Paris. 1851. in 8⁰. Bd. I. pag. 100. u. fg.

67) REICH, E., Ueber einige Maassregeln der Gesundheitspflege und Bevölkerungspolitik bei den Griechen, Römern, Indern, Egyptern und Juden. — Archiv für pathologische Anatomie und Physiologie und für klinische Medicin. Herausgegeben von R. VIRCHOW. Bd. XLV. [Berlin. 1869. in 8⁰.] pag. 432. u. fg.

in jenen Staaten Griechenland's, wo die Volkszahl bestimmt war, griff man, wie wir unter Anderem aus ARISTOTELES [68]) wissen, oft zu dem Mittel der Fruchtabtreibung. Diese ist der Gesundheit immer entgegen; sie schadet dem gesellschaftlichen Wohle dann beträchtlich, wenn sie aus schlimmen sittlichen Zuständen sich entwickelt; sie schadet mittelbar auch unter der Herrschaft sonst guter Sitten, indem sie den moralischen Werth des Weibes vernichtet und dessen körperliche Constitution herabsetzt. Aussetzung der Neugeborenen vermehrt die Herzlosigkeit und verschlimmert dadurch den Stand socialer Gesundheit. Die Liebe zu den Kleinen verhindert viel Böses; wenn nun Gesetze dieser Liebe den Todesstoss versetzen, zerstören sie den Damm, welcher die Menschenfreundlichkeit vor den Fluthen der Grausamkeit schützte, und geben die besten Güter der Gemeinschaft der Verrottung preis.

Zu den besten Massregeln der Erhaltung socialer Gesundheit gehört, keine den normalen Lauf der Bevölkerung beeinflussende Massregel in Anwendung zu bringen; andererseits schlechte Sittenzustände mit allen Mitteln der Vernunft und Liebe rechtzeitig zu verhüten. Hätten die Alten dies richtig begriffen, sie wären immer noch nicht vom Welttheater verschwunden. Ihre Massregeln führten zuletzt immer zur Sklaverei, und an der Sklaverei gingen die alten Reiche zu Grunde. Anfänglich verhinderten die Massregeln Böses; später, als die Sitten sich verschlechterten, war ihre Wirkung zu Ende, ja, zuweilen förderten sie das Unheil.

Wir werden in späteren Paragraphen bei geeigneter Gelegenheit noch so mancher Massregel gedenken, welche auf das Wohl der Bevölkerung mehr oder minder beträchtlich Einfluss übt; so der Gymnastik, der Speisegesetze, der die Ehe angehenden Vorschriften u. s. w.

Man kann die Verpflichtung der Kinder und Minderjährigen zum Schulbesuche als eine der wichtigsten social-hygieinischen Massnahmen betrachten: und wenn wir sonst nicht geneigt sind, Massregeln das Wort zu reden, so können wir nicht umhin, hier unsere Stimme zu Gunsten des Schulzwanges zu erheben, natürlich unter der Voraussetzung, dass die Lehrer in Wahrheit die Uebermitteler von Vernunft, Liebe und nützlichen Kenntnissen an die Schüler sind. Es wird wohl kein ehrlicher und für die allgemeine Wohlfahrt begeisterter Mann den Nutzen der Unterrichtung für die gesellschaftliche Gesundheit in Abrede stellen, noch auch den lächerlichen Einwurf machen, dass Schulzwang die persönliche Freiheit der Eltern beeinträchtige. Bildung, Erziehung ist das Erste, was der Staat den Bürgern gewähren muss, und das Erste, was er von ihnen zu fordern berechtigt ist. Auf Erziehung und Bildung der Einzelnen gründet sich die gesundheitsgemässe Handhabung aller Institutionen; somit wird die Freiheit der Einzelnen durch eine gute Schule nur gefördert. Wenn das Vorurtheil oder die Unwissenheit der Eltern dem Schulbesuche der Kinder hindernd in den Weg tritt, so erfüllt der Staat, indem er die gesundheit-fördernde Massregel des Schulzwanges strenge durchführt, nur die oberste Pflicht den heranwachsenden Geschlechtern gegenüber.

Wir haben schon ausgesprochen, dass wahre Bildung einem Volke nicht

---

68) ARISTOTELIS Stagiritae, Operum nova editio, graece & latine. Aureliae Allobrogorum. 1606—07. in 8⁰. Bd. II. pag. 560.
ARISTOTELIS Politica. Buch VII. Hauptstück 16.

schade. HOLBACH 69), da er von der Unterrichtung handelt, weiset nach, dass das Volk für dieselbe empfänglich, dass es keineswegs gefährlich sei, eine Nation zu unterrichten, und dass Unwissenheit wie Vorurtheile die schlimmsten Uebel im Gefolge hätten. »Der Irrthum«, sagt er, »ist keine dem Menschengeschlechte angeborene Krankheit, und die Heilung seines Geistes wird nur deshalb so schwer, weil die Erziehung ein gefährliches Gift mit der Milch ihm einflösste, ein Gift, welches seine Wirkung vollendet, indem es mit dem Menschen sich identificirt und, durch die Umstände entwickelt, in der Gesellschaft die schrecklichsten Verheerungen anrichtet. Ueberall sind die Vergifter des Menschengeschlecht's geliebt, geehrt, gelohnt; ihre Angriffe sind geschützt, ihre Unterweisungen werden theuer bezahlt; die oberste Autorität, Genossin ihrer Missethaten, zwingt das Volk, den Streich des Betruges aus ihren Händen zu empfangen, und bestraft Die, welche dessen sich weigern. Ueberall werden die Aerzte, die das Gegengift des Betruges besitzen, als Betrüger behandelt, entmuthigt, beschimpft, und genöthigt zu schweigen. Liessen die Regierungen der Wahrheit die nämliche Hülfe angedeihen, welche sie der Lüge zuwenden, man sähe alsbald die Thorheiten der Menschen verschwinden, und den Platz der Vernunft einräumen«. — Dieser Ausspruch ist für die Frage von der Massregel des Schulzwanges bedeutungsvoll, und er lässt diese Massregel sofort in ihrer ganzen Haltlosigkeit, ja in ihrem vollen Unheil erscheinen, wo die Schule anstatt der Wahrheit des Irrthum's pflegt. Wenn wir von der Nützlichkeit des Unterrichtszwanges sprechen und diesen selbst empfehlen, thuen wir es unter der Voraussetzung, dass die Schule nicht den Zwecken politischer oder kirchlicher Parteien diene, sondern auf dem Höhepunkte der Gesittung stehe, und ebenso Wahrheit und Nächstenliebe fördere, wie auf Ausbildung bürgerlicher Tugenden hinwirke. Staaten, welche ihre Schulen den Pfaffen überantworten, begehen durch Verhängung des Schulzwanges nur ein Verbrechen; und dasselbe findet statt, wenn das Muckerthum Herrschaft über die Schule ausübt. In solchen Staaten darf den Eltern die freie Verfügung über ihre Kinder nicht geschmälert werden; denn es ist besser, dass der Mensch unwissend bleibe, als dass sein Geist in Aberwitz und Jämmerlichkeit zu Grunde gehe.

§ 17.

Die **Bewegung der Bevölkerung**, also die Zahl der Geburten und Todesfälle, der Eheschliessungen und Ehescheidungen, ist von den wirthschaftlichen, sittlichen und klimatischen Verhältnissen, unter denen die Nation lebt, abhängig. Beschäftigen wir uns zunächst mit den Geburten.

Bei Völkern, welche im Wohlstande leben, leidlich gesund und moralisch sind, finden im Allgemeinen mehr Geburten statt, als bei Nationen, die ihr Leben unter den entgegengesetzten Verhältnissen zubringen. Je mehr der Mensch um die Exsistenz zu kämpfen genöthigt ist, und in je höherem Maasse er dabei seine geistigen Fähigkeiten in Anspruch nehmen muss, desto weniger hat er Neigung, sein Geschlecht zu vermehren. Im alten Egypten und in China vermehrte die Bevölkerung sich rasch; bei den von dem Ertrage der

---

69) (HOLBACH P. D. DE,) Essai sur les préjugés, ou, de l'influence des opinions sur les moeurs & sur le bonheur des hommes. Ouvrage contenant l'apologie de la philosophie. Londres. 1770. in 8⁰. pag. 45. u. fg.; 50. u. fg.

Jagd lebenden Indianern Amerika's war die Zunahme der Menschen nur eine spärliche. Von den Jägervölkern sagt H. C. CAREY[70]) unter Anderem: »Das Leben dieser Menschen ist nämlich eine Kette von übermässigen Arbeiten, die nur in Perioden der erschöpften Energie oder des drückenden Mangels unterbleiben. Der geringe sociale Verkehr, den ihre bürgerliche Verfassung bedingt, wirkt eher auf die Unterdrückung, als auf die Pflege der Gefühle hin; die Stimmung der herrschenden Gefühle ist dem Geschlechtstrieb entgegen, während die in den Schwierigkeiten und Gefahren der gewohnten Jagd erforderliche Wachsamkeit und Regsamkeit des Geistes, so wie die häufigen Kämpfe mit ihren Nachbarwilden, jene anderen Ursachen, welche der Function der Reproduction entgegen wirken, nothwendiger Weise noch bedeutend verstärken müssen«. »Die Sklaven unserer unvollkommenen Civilisation dagegen«, bemerkt CAREY weiter, »verwenden ihre Muskelkraft unter sehr geringer nervöser Aufregung, indem die Thätigkeit ihrer geistigen Kräfte die niedrigste ist, welche bei einem vernünftigen Geschöpf möglich ist. Der Jäger braucht, wie wir sehen, Gewandtheit, List, Wachsamkeit, Festigkeit und moralische Entschlossenheit, Eigenschaften, deren Uebung starke Ansprüche auf den Hirn- und Nervenapparat macht. Ueberdies zeichnet sich der Wilde, wie ihn der nord-amerikanische Indianer repräsentirt, vor dem Sklaven oder dem Bauer auffallend aus durch eine lebhafte Einbildungskraft, eine ungebundene Phantasie, erhabene Gefühle und eine hohe Beredsamkeit, die ein thätiges und kräftig arbeitendes Gehirn verkünden. Ferner ist selbst seine Gewandtheit eine Modification der Muskelthätigkeit, welche eine so rasche und genaue Verbindung und Coordination erfordert, dass das Nervensystem in die gespannteste Thätigkeit versetzt werden muss, um dieselben zu Stande bringen zu können. Wenn wir diese anhaltende Erregung des sensiblen, des cerebralen und des coordinirenden Nervensystem's gebührend schätzen, so erklärt sich uns der Mangel an Geschlechtstrieb hinreichend«. — Im civilisirten Leben, wo Person und Eigenthum wenigstens vor dem Eingriff roher Gewalten geschützt sind, kann der Mensch, weil weniger aufgeregt, dem Zeugungsvorgange mehr Ruhe und Gemächlichkeit bieten; sind zudem Fruchtbarkeit des Bodens, die Gunst klimatischer Verhältnisse und der Einfluss milder Sitten die äusseren Factoren des Bestehens, so zeigt die Zahl der Geburten eine merkliche Erhöhung.

Unter den asiatischen Ländern ist China, und für das Alterthum Egypten der treffendste Beleg des Ausgesprochenen. T. R. MALTHUS[71]) schreibt die grosse Vermehrung der Menschen in China folgenden Veranlassungen zu: der ausgezeichneten Beschaffenheit des Erdbodens und des Klima, der grossen Aneiferung, welche der Landbau seit den ältesten Zeiten durch die Regierung erfuhr, und endlich der ausserordentlichen Aufmunterung zur Ehe. MONTESQUIEU[72]) sagt: »Das Klima des chinesischen Reiches befördert in unglaublicher Weise die Vermehrung des Menschengeschlecht's. Die Frauen sind dort so fruchtbar, wie man nirgends auf Erden Aehnliches findet. Die grausamste

70) CAREY, H. C., Die Grundlagen der Socialwissenschaft. Bd. III. pag. 389. u. fg.

71) MALTHUS, T. R., An essay on the principle of population; or, a view of its past and present effects on human happiness; . . . 3. Auflage. London. 1806. in 8⁰. Bd. I. pag. 245. u. fg.; 250. u. fg.

72) MONTESQUIEU, DE, De l'esprit des lois. Nouvelle édition . . . Amsterdam. 1784. in 12⁰. Bd. I. [Oeuvres. Bd. I.] pag. 256. — Buch VIII. Kapitel 21.

Tyrannei vermag dem Fortgang der Vermehrung Einhalt nicht zu thun«. — Alle Kenner des Reiches der Mitte sind der nämlichen Ansicht.

§ 18.

Auf die Fruchtbarkeit übt eine grosse Zahl von Momenten mehr oder weniger bestimmten Einfluss; immer und überall aber zeigt es sich, dass alle diejenigen Verhältnisse, welche auf Beruhigung des Nervensystem's, auf Behaglichkeit hinwirken, Luxus und Verfeinerung ausschliessen, eine gewisse Einfachheit und Gleichförmigkeit in Nahrung, gesellschaftlichem Zusammenleben und Klima bewirken, die Fruchtbarkeit, also die Zahl der Geburten im Grossen und Ganzen erhöhen. Man kann, wenn man Alles zusammen fasst, aussprechen, dass die Menschen im Allgemeinen um so fruchtbarer sind, je naturgemässer sie leben und je mehr Musse sie haben, das Zeugungsgeschäft zu vollführen. Diese Wahrheit hat theilweise schon JOHANN PETER SÜSSMILCH [73]) erkannt, da er aussprach: »Jedoch die Nahrungsmittel mögen Fleisch oder Fische, oder keines von beiden sein, Luft und Himmel mag kalt oder warm oder temperirt sein: so wird doch die Vermehrung erfolgen, wenn die Triebe der Natur nicht unterdrückt werden, und wenn ein Staat nur das Volk durch Freiheit, Unterhalt und Tugend in den Stand setzt, . . . den in die Natur gelegten Trieben in der gehörigen Ordnung gemäss zu leben«. — Die Gesundheitspflege in ihrer natürlichen Verbindung mit Wirthschaft, Moral u. s. w. bleibt immer das richtige Mittel, die Fruchtbarkeit normal zu machen und normal zu erhalten.

Wir wollen zunächst den Einfluss der Nahrung auf die Fruchtbarkeit betrachten. J. J. VIREY [74]) sagt: »Das wirksamste Mittel zur Abtödtung fleischlicher Begierden ist, nach den Moralisten, das Fasten. Man beobachtet auch, dass der Beischlaf Hunger macht, wie andererseits, dass genügende Sättigung das Bedürfniss des Beischlaf's erzeugt«. Und A. QUETELET [75]) bemerkt über die Fruchtbarkeit: »Alles, was man aus den bis auf die Gegenwart gemachten Untersuchungen schliessen kann, ist, dass . . . sie vorzugsweise von der Menge und der Beschaffenheit der Nahrungsmittel, sowie von der Entwickelung der körperlichen Kräfte abhängt«. QUETELET citirt auch noch folgenden Ausspruch von BENOISTON: »Es gibt kein Princip der politischen Oekonomie, über welches die Schriftsteller einiger wären, als dies, dass die Bevölkerung der Staaten immer der Kraft ihrer Erzeugnisse entspricht. In Folge dieses, nur wenig Ausnahmen erleidenden Gesetzes, beobachtet man bei einem armen und unterdrückten Volke niemals zahlreiche Geburten; denn Ackerbau, Gewerbsfleiss und Freiheit sind verkümmert«. — Reichliche Nahrung erhöht demnach die Fruchtbarkeit; spärliche Nahrung beschränkt sie. Für das Letztere liefern auch Hungerjahre, überhaupt Zeiten, während deren wegen verhältnissmässiger Theuerung die Nahrungsmittel nicht so reich-

---

73) SÜSSMILCH, J. P., Die göttliche Ordnung in den Veränderungen des menschlichen Geschlechts, aus der Geburt, dem Tode und der Fortpflanzung desselben erwiesen. 4 . . . . Ausgabe . . . von CHRISTIAN JACOB BAUMANN. Berlin. 1775—87. in 8⁰. Bd. I. pag. 205.

74) VIREY, J. J., Fécondité. — Dictionaire des sciences médicales. Paris. 1812—22. in 8⁰. Bd. XIV. pag. 494.

75) QUETELET, A., Physique sociale, ou essai sur le développement des facultés de l'homme. Bruxelles & Paris. 1869. in 8⁰. Bd. I. pag. 211.

lich geboten werden, den Beweis. MICHAEL THOMAS SADLER[76]) hat durch die umfassendsten Zahlenbelege dies klar gemacht.

§ 19.

In wie weit das Klima die Zahl der Geburten beeinflusst, dies kann natürlicher Weise nur durch statistische Untersuchungen genau ermittelt werden. So lange aber solche nicht für alle Länder vorliegen, wird man sich begnügen müssen, aus den Angaben verlässlicher Reisenden Schlüsse in Betreff des Verhältnisses zwischen Klima und Fruchtbarkeit zu ziehen. Zum Klima kommt immer noch ein anderer mächtiger Einfluss, welcher das Maass der Fruchtbarkeit bestimmt, nämlich der Stand socialer Verhältnisse; zuweilen ist dieser, wie in manchen Sumpfgegenden, grossentheils vom Klima bedingt, häufig aber von demselben nicht abhängig. Entweder vereinigt er seine unheilvolle Wirkung mit der des Klima, oder er wird durch Gunst des Klima bedeutend abgeschwächt.

J. E. WAPPÄUS[77]) sagt: »dass in physiologischer Beziehung sehr wohl jährlich schon auf je zehn gleichzeitig Lebende ein Neugeborener kommen könnte. In den meisten Ländern ist aber diese Proportion nicht einmal halb so gross, und im Durchschnitt darf man für die grösseren Staaten Europa's dies Verhältniss höchstens wie 1 : 29 annehmen. Es schwankt aber dies Verhältniss der Geborenen zu den gleichzeitig Lebenden, welches man auch wohl die Fruchtbarkeit der Bevölkerung nennt, in den verschiedenen Staaten, und namentlich auch den einzelnen Lokalitäten nach, sehr bedeutend«. — Es wird also hier dem Klima Einfluss auf die Fruchtbarkeit zuerkannt, und es werden auch die staatlichen Verhältnisse in ihrer Wirkung auf die Zunahme der Menschen gewürdigt.

Abgesehen von durchaus verderblichen Klimaten, wird überall dort, wo der Erdstrich der üppigeren Erzeugung von Lebens-Bedürfnissen förderlich ist, und wo demnach die Menschen leichter und vollständiger sich ernähren können, naturgemäss die Fruchtbarkeit grösser sein. Doch aber gibt es Klimate, wo die Vermehrung in grösserer Proportion stattfindet, und wo doch der Boden nur wenig Erzeugnisse liefert. Hier ist der Gewerbsfleiss gross und der Verkehr gut entwickelt: die Bewohner sind im Stande, die erforderlichen Mengen guter Nahrungsmittel leicht sich zu verschaffen.

BICKES[78]) berechnete für eine Reihe europäischer Länder die eheliche Fruchtbarkeit; er fand, dass auf tausend getraute Paare kamen: im ehemaligen Königreich beider Sicilien 5546 Kinder, in der Provinz Venedig 5454, in Würtemberg 5433, in Böhmen 5296, in der Provinz Bergamo 5234, in Portugal 5184, in der Provinz Mailand 5007, im Grossherzogthum Hessen 4813, in der österreichischen Monarchie 4725, im Königreich der Niederlande 4670, in Mecklenburg 4639, in Preussen 4570, in Russland 4537, in Frankreich 4148, im ehemaligen Hannover 4121, in Schweden 4112, in Nor-

---

76) SADLER, M. TH., The law of population: a treatise, in six books, in disproof of the superfecundity of human beings, and developing the real principle of their increase. London. 1830. in 8⁰. Bd. II. pag. 224 – 264.

77) WAPPÄUS, J. E., Allgemeine Bevölkerungsstatistik. Leipzig. 1859—61. in 8⁰. Bd. I. pag. 149. u. fg.

78) BICKES, Die Bewegung der Bevölkerung mehrerer Europäischer Staaten. Stuttgart & Tübingen. 1833. in 8⁰. pag. 12. u. fg.

wegen 3965, in Bremen und Verden 3884, in Schleswig und Holstein 3739, in Dänemark 3693, in England 3665, auf der Insel Seeland 3439 Kinder. — Wenn es erlaubt ist, aus diesen Zahlen ganz im Allgemeinen zu schliessen, kann man sagen, dass der Himmel des europäischen Südens der Volksvermehrung günstiger sei, als jener des Nordens; hier erwirbt der Mensch nur im Schweisse seines Angesichts des Lebens Nothdurft, dort bietet die Natur Alles im Ueberfluss, und Nachdenken wie Körperkraft werden nicht um des Brodes willen verbraucht.

Island macht von den nördlichen Ländern in Bezug auf die menschliche Fruchtbarkeit eine Ausnahme, indem dort die Ehen durch eine grosse Zahl von Kindern gesegnet sind; aber auch die Sterblichkeit ist eine sehr grosse, und Epidemieen wiederholen sich oft auf der Insel. Diese Thatsachen sind von SCHLEISSNER [79]) erforscht, und von ihm wie von THOMSON mitgetheilt worden. Auf Island zeigt sich der Erfahrungssatz, dass grosse Sterblichkeit grosse Fruchtbarkeit im Gefolge habe, bestätigt. Die klimatischen Verhältnisse sind dort den Seuchen und der Mortalität nicht in besonderem Grade förderlich; aber die Wohnungs- und andere hygieinische Verhältnisse sind es. Wenn die Isländer es gelernt haben werden, nach den Regeln der Gesundheitspflege ihr Leben einzurichten, wird die Sterblichkeit kleinere Zahlen aufweisen, und die Ehen werden minder fruchtbar sein.

Wer die Insel Island mit der Fruchtbarkeit ihrer Bewohner zur Grundlage des Schlusses, es sei die Zahl der Geburten im Norden grösser als im Süden, macht, schliesst falsch. In diesem Falle befindet sich MICHAEL RYAN [80]), der da behauptet, es sei die Fruchtbarkeit in kalten Klimaten grösser, als in heissen; die Isländer hätten funfzehn bis zwanzig, die Deutschen sechs bis acht, die Franzosen vier bis fünf, die Spanier zwei bis drei Kinder. Ausserdem sagt RYAN, dass Nationen, die am Meere wohnen, in der Regel sehr fruchtbar seien. — Dass es in Frankreich, wo es weder an Wohlstand noch an Kraft fehlt, mit der Vermehrung der Bevölkerung nicht recht vorwärts gehen will, liegt nicht in dem Klima, sondern zu nicht kleinem Theile in Verhältnissen, über welche L. F. E. BERGERET [81]) Licht verbreitete. In Island sündigt man wider die Hygieine durch Unwissenheit und Unterlassung. In Spanien hat die Kinderzahl der Ehen allerdings erst in der letzten Zeit ein wenig sich erhöht; FERNANDO GARRIDO [82]) zeigt, dass im Jahre 1854 eine Geburt auf vierzig Einwohner kam, dass dagegen im Jahre 1858 eine Geburt schon auf einunddreissig Einwohner kam. Es dürften also hier andere, als die klimatischen Verhältnisse massgebend gewesen sein. In Spanien herrschte das Pfaffenthum, und ein ungeheuerer Theil des Landes gehörte der todten Hand. Unter solchen Verhältnissen liegt die Oekonomie danieder; und wo dies der Fall ist, bekundet die Fruchtbarkeit niemals normale Zahlen. So wie die

79) SEITZ, F., Bericht über die Leistungen in der medicinischen Geographie. — CANSTATT's Jahresbericht über die Fortschritte der gesammten Medicin in allen Ländern im Jahre 1855. Würzburg. 1856. in 4⁰. Bd. II. pag. 163. u. fg.

80) RYAN, M., The philosophy of marriage, in its social, moral and physical relations; . . . 3. Auflage. London. 1839. in 8⁰. pag. 153. u. fg.

81) BERGERET, L. F. E., Des fraudes dans l'accomplissement des fonctions génératrices dangers et inconvénients pour les individus, la famille et la société. Paris. 1868. in 18⁰. pag. 193. u. fg.

82) GARRIDO, F, Das heutige Spanien, seine geistige und äusserliche Entwickelung im 19. Jahrhundert. Deutsch von ARNOLD RUGE. Leipzig. 1863. in 8⁰. pag. 161.

Spanier wirthschaftlich auf leben, erhöht sich die Zahl der Nachkömmlinge in den Ehen.

ALEXANDER VON HUMBOLDT [83]) prüfte verschiedene Gegenden des ehemaligen Königreich's Neuspanien auf das Verhältniss der Geburts- und Sterbefälle, und fand, dass jene umsomehr diese überwiegen, je grösser die Gesundheitsmässigkeit des Erdstriches ist. Wir wollen zunächst einige der von HUMBOLDT aufgestellten Zahlen hierher setzen. Auf hundert Sterbefälle kamen Geburten: in Dolores 253, in Singuilucan 234, in Calimaya 202, in Guanaxuato 201, in Santa Ana 195, in Marfil 194, in Queretaro 188, in Axapuzco 157, in Yguala 140, in Malacatepec 134, in Panuco 123. Aus diesen Zahlen schliesst HUMBOLDT: »Es scheint, dass auf den Hochebenen der Cordilleras der Ueberschuss der Geburten viel grösser sei, als gegen die Abhänge hin, oder als in den sehr heissen Gegenden«. — Nun ist bekannt, dass die Hochebenen der Anden durch reine, trockene Luft sich auszeichnen, und sonst alle Bedingungen der Salubrität eines Erdstriches erfüllen, wogegen in den niedriger gelegenen heissen und feuchten Gegenden alle Bedingungen der Ungesundheit sich vereinigen. Wirft man einen Blick auf das Verhältniss der Geburten, so zeigt sich sofort der bestimmte Einfluss des Klima auf diese.

Sumpfgegenden erhöhen die Ziffer der Sterblichkeit und tragen sehr viel zur Entartung des Menschen bei; wir haben an einem anderen Orte [84]) genauer dies nachgewiesen. Nun wollen wir sehen, wie sie zu den Geburten sich verhalten. »Mit einer grösseren Sterblichkeit«, sagt F. OESTERLEN [85]), »fällt gewöhnlich auch eine höhere Geburtenziffer oder Fruchtbarkeit zusammen, eben so, doch minder auffallend und constant, eine grössere Heirathsfrequenz. Schon von vorne herein liess sich deshalb in Sumpfgegenden, feuchten Niederungen u. dgl. eine ungewöhnliche Höhe der Geburtenziffer erwarten, und die Erfahrung hat dies auch im Allgemeinen bestätigt, zumal nach Jahren mit ausgebreiteten Epidemieen*. Weil indess die Fruchtbarkeit einer Bevölkerung keineswegs beherrscht wird durch das Maass ihrer Sterblichkeit, und gewiss noch ungleich weniger von der physischen Beschaffenheit ihrer Wohnsitze an und für sich abhängt, kann es nicht überraschen, wenn wir die Geburtenziffer in Sumpfgegenden keineswegs constant grösser, und oft sogar niedriger finden, als in trockenen, z. B. höher gelegenen Lokalitäten oder Districten«. — Schon von vorne herein muss es klar werden, dass der Einfluss von Sümpfen, weil er die physischen Kräfte herabsetzt, auch der Vermehrung der Menschen Hindernisse bereitet. Man fasse nur die Schilderungen in das Auge, welche J. B. MONFALCON [86]) von dem Zustande der Bewohner von Sumpfgegenden machte; ausserdem vergegenwärtige man sich die Ergebnisse statisti-

---

83) HUMBOLDT, A. de, Essai politique sur le royaume de la Nouvelle Espagne. 2. Auflage. Paris. 1825—27. in 8⁰. Bd. I. pag. 305. u. fg.

84) REICH, E., Ueber die Entartung des Menschen, ihre Ursachen und Verhütung. Erlangen. 1868. in 8⁰. pag. 265. u. fg.

85) OESTERLEN, F., Handbuch der medicinischen Statistik. Tübingen. 1865. in 8⁰. pag. 343.

86) MONFALCON, J. B., Histoire médicale des marais, et traité des fièvres intermittentes, causées par les émanations des eaux stagnantes. 2. Auflage. Paris. 1826. in 8⁰. pag. 113—140.

* dann wird man wohl mehr auf Rechnung der Epidemie überhaupt setzen müssen; der Einfluss der Sumpfluft u. s. w. ist der Vermehrung der Bevölkerung in der Regel entgegen.

scher Untersuchungen, wie solche z. B. von Reinhard [87]) gemacht wurden; dieser fand, dass in den höher gelegenen Theilen der Sumpfgegenden bei Budissin in der Lausitz die Fruchtbarkeit thatsächlich grösser sei, als in den tiefer gelegenen Theilen. Nach den Berechnungen von J. Rollet [88]) braucht die Bevölkerung von Frankreich zu ihrer Verdoppelung hundert und neunundfunfzig, die Bevölkerung von Dombes, der berüchtigten französischen Sumpfgegend, aber fünfhundert Jahre.

§ 20.

Darf man der immer vollkommener werdenden Civilisation einen gewissen, und zwar schwächenden, Einfluss auf die Fruchtbarkeit zuschreiben? »Alle Thatsachen der Vergangenheit beweisen«, sagt H. C. Carey [89]), »dass die blosse Muskelanstrengung, die ungebildete, mühevolle Arbeit, die von einem allgemeinen Gefühl der Sicherheit begleitet und deshalb jener Sorgen entledigt ist, die das Nervensystem des Wilden zur Thätigkeit anregen, die Fruchtbarkeit befördert, oder sie im höchsten aus der Erfahrung bekannten Grade gestattet, und dass diese Fruchtbarkeit von grosser Sterblichkeit begleitet ist. Da aber die Civilisation nach der Substitution der Naturkräfte für die menschliche Arbeit hinstrebt, wird in Zukunft das Leben der Massen nicht mehr den niedrigsten Formen der harten Arbeit unterworfen sein, und das nothwendige Resultat wird davon sein, dass entweder die physische Kraft abnehmen und so die Fruchtbarkeit vermindert, oder dass die Ableitung der Energie von dem Muskel- auf das Nervensystem dazu dienen wird, das Verhältniss der Zeugung herabzusetzen«. — Carey's Ansicht wonach der Fortschritt der Gesittung die Fruchtbarkeit vermindert, gewinnt in der Thatsache der Vermehrung der Menschen mit der Zunahme der Civilisation durchaus keine Stütze; hingegen liesse sich durch Anführung des Factums, dass in den höheren Schichten der Gesellschaft die Ehen minder fruchtbar sind, als in den niederen, etwas dafür geltend machen. Ich für meinen Theil glaube behaupten zu dürfen, dass normale Gesittung normaler Vermehrung des Volkes günstig sei, weder übermässige noch allzu geringe Fruchtbarkeit bedinge; dass aber Uebercivilisation beschränkend auf die Fruchtbarkeit wirke.

Die Ueberkultur schliesst sehr oft Laster und Ausschweifung in sich; beide beschränken die Fruchtbarkeit. Die Ueberkultur nimmt theils den Verstand, theils die Leidenschaften in einem unnatürlichen Verhältniss in Anspruch; darum setzt sie die Fruchtbarkeit herab. Wie Excesse in der Liebe auf die Fruchtbarkeit wirken, wollen wir sogleich an den prostituirten Frauenzimmern sehen. J. Jeannel [90]) schliesst aus seinen zahlreichen Untersuchungen, dass von hundert die Prostitution übenden weiblichen Wesen nur höchstens funfzig schwanger wurden, und dass die Zahl aller Schwangerschaften bei

---

87) Reinhard, Étude statistique de l'influence des contrées paludéennes sur la durée moyenne de la vie. — Annales d'hygiène publique et de médecine légale. 2. Reihe. Bd. XVIII. [Paris. 1862. in 8⁰.] pag. 223. u. fg.

88) Rollet, J., Étangs de la Dombes, leur influence sur la population, sur la durée de la vie, etc. — Annales d'hygiène publique. 2. Reihe. Bd. XVIII. pag. 231. u. fg.

89) Carey, H. C., Die Grundlagen der Socialwissenschaft. Bd. III. pag. 396. u. fg.

90) Jeannel, J., De la prostitution publique, et parallèle complet de la prostitution romaine et de la prostitution contemporaine, . . . 2. Auflage. Paris. 1863. in 8⁰. pag. 174. u. fg.

diesen hundert Frauen neunzig nicht überschritt. A. J. B. Parent-Duchatelet[91]) lässt die Prostituirten öfters empfangen, aber häufig missgebären; nach seinen Forschungen haben diese Frauenzimmer selbst beim Gebären ausgetragener Früchte mit den grössten Schwierigkeiten zu kämpfen und werden sehr häufig der Hülfe der Kunst bedürftig. So wie aber die Prostituirten ihr Gewerbe verliessen, zeigten ihre nunmehr öfters sich wiederholenden Schwangerschaften das Gepräge der Normalität, und die Leibesfrüchte seien lebensfähig so wie die anderer Frauen. — Hieraus folgt, dass die Unzucht von dem schädlichsten Einflusse auf die Fruchtbarkeit ist. Der Unzucht begegnen, heisst: Ueberkultur und andererseits Elend verhindern; denn aus beiden wuchert die Prostitution. Ein Volk, welches Ueberkultur und Elend als hervortretenden Charakter bekundet, vermindert sich, anstatt sich zu vermehren.

Auf die Fruchtbarkeit übt die Ueberkultur auch insoferne nachtheiligen Einfluss aus, als sie dem Heirathen zu rechter Zeit, das ist: in dem zur Ehe am meisten geeigneten Lebensalter, entgegen ist. Je älter die Gatten, desto spärlicher die Nachkommenschaft. Ueber das allzu späte Heirathen spricht Johann Peter Süssmilch[92]) folgendermassen sich aus: »Dieses rührt von dem Zustande der politischen und bürgerlichen*) Verfassung her, . . . Zu früh und zu spät taugt beides nicht«. »Zu spät ist zwar dem Körper selbst nicht nachtheilig, desto mehr aber der ehelichen Fruchtbarkeit. Wenn eine Frauensperson erst um das dreissigste Jahr heirathet, so hat sie statt fünfundzwanzig etwa noch zwölf bis funfzehn Jahre zur Zeugung. Die Erfahrung lehrt es, dass die Schranken der Zeit bei dem weiblichen Geschlechte fast unveränderlich sind, und man sieht es als eine grosse Seltenheit an, wenn eine Frau von funfzig Jahren und darüber noch gebärt. Bei dem männlichen Geschlechte ist die Zeit nicht so eingeschränkt, und man weiss, dass insonderheit Die, so in ihrer Jugend und männlichen Jahren sich nicht durch Unordnung erschöpft, viel länger zur Zeugung tüchtig sind. Es ist daher begreiflich, dass statt zehn bis zwölf Kinder kaum halb so viele kommen können, wenn die Frau so spät heirathet. Dieses muss also nothwendig auch einen grosen Einfluss in das Ganze haben«. — Zwar kann man, vom Gesichtspunkte der Oekonomie aus, nicht als ein Unglück es betrachten, wenn in einer Ehe anstatt zwölf nur sechs Kinder erzeugt werden; aber dies darf nicht im Geringsten Anlass zur Gutheissung allzu spät abzuschliessender Ehebündnisse geben, noch auch zu Verhinderung rechtzeitig zu vollziehender Bündnisse. In Bezug auf die Zahl der Kinder liesse der Nachtheil später Ehen noch sich ertragen; es ist aber ein Umstand, welcher in mehr vorgerücktem Alter abgeschlossene Ehen für die Sprösslinge verhängnissvoll macht: das verhältnissmässig allzu frühe Ableben der Eltern. Es muss als ein sociales Unglück betrachtet werden, wenn viele Kinder ohne ihre Erzieher und natürlichen Beschützer dastehen; nicht weil

---

91) Parent-Duchatelet, A. J. B., De la prostitution dans la ville de Paris, considérée sous le rapport de l'hygiène publique, de la morale et de l'administration; . . . précédé d'une notice sur la vie et les ouvrages de l'auteur, par Fr. Leuret. Bruxelles. 1838. in 4⁰. pag. 70. u. fg.

92) Süssmilch, J. P., Die göttliche Ordnung in den Veränderungen des menschlichen Geschlechts, aus der Geburt, dem Tode und der Fortpflanzung desselben erwiesen. 4. Ausgabe . . . von Christian Jacob Baumann. Berlin. 1775—87. in 8⁰. Bd. I. pag. 184. u. fg.

*) socialen.

sie etwa dem Staate zur Last fallen, sondern weil Mangel an Erziehung und an dem nöthigen Schutze für den jungen Menschen eine der mächtigsten Quellen persönlichen Verderbens werden. Darum muss die Gesellschaft durch Ermässigung ihrer bisherigen grossen Ansprüche an den Einzelnen und durch Begünstigung aller Institute, welche die Lebenslage erleichtern und der Arbeit besseren Erfolg sichern, einem Jeden den Abschluss der Ehe zu rechter Zeit ermöglichen.

Aus den von Michael Thomas Sadler[93]) gelieferten Zahlen zieht A. Quetelet[94]) folgende Schlüsse: »Die allzu spät abgeschlossenen Ehen sind unfruchtbar, oder liefern Kinder, welche wenig Lebens-Aussichten haben«. »Eine Ehe, wenn sie nicht unfruchtbar ist, ergibt die nämliche Zahl von Geburten, welches auch das Alter der Gatten sein mag, wenn nur dieses Alter ungefähr dreiunddreissig Jahre für die Männer und sechsundzwanzig für die Frauen nicht überschreitet; über diese Jahre hinaus vermindert sich die Zahl der zu erwartenden Kinder«. »Aus dem vorstehenden Ergebnisse und aus der Betrachtung der Wahrscheinlichkeit des Lebens lässt sich entnehmen, dass vor dem dreiunddreissigsten, beziehungsweise sechsundzwanzigsten Jahre die Fruchtbarkeit am grössten ist«. »Wenn man die betreffenden Altersstufen der Verheiratheten in Rechnung bringt, findet man, dass unter übrigens gleichen Verhältnissen diejenigen Ehen die fruchtbarsten sind, wo der Mann mindestens im Alter der Frau steht, oder doch dieses Alter um nicht viel überschreitet«. — Hier ist durch die Statistik bewiesen, was schon seit Jahrtausenden durch gewöhnliche Beobachtung ermittelt wird. Eltern in der Blüthe der Jahre geben kräftigeren und gesunderen Kindern das Leben, als Leute, die in späteren Altersjahren ehelich sich vereinigen. Rechtzeitige Verheirathung macht demnach aus dem Gesichtspunkte der Bevölkerungs-Hygieine sich erforderlich.

Um aber zu bewirken, dass Ehen zu rechter Zeit geschlossen werden, ist, ausser dem oben Angedeuteten, auch Verbesserung der Sitten unerlässlich. Johann Peter Frank[95]) sagt: »Eine allgemeine Verbesserung der Sitten wird nothwendigerweise den grössten Einfluss auf die Vermehrung der menschlichen Fruchtbarkeit haben, weil dadurch die Verschwendung der Kräfte verhütet und die Gesundheit am vorzüglichsten erhalten wird«. — Wie die Sitten verbessert werden können, davon haben wir schon mehrfach gehandelt; immer erkannten wir, dass nicht die Polizei und nicht die Geistlichen den sittlichen Zustand zu heben vermögen, sondern dass dies nur durch gute Erziehung und gute Wirthschaft geschehen kann.

Die Ueberkultur hat immer Siechthum zahlreicher Einzelwesen im Gefolge; und Siechthum beschränkt theils die Fruchtbarkeit, theils übt es den schlimmsten Einfluss auf das Wohl der Erzeugten. Allgemeine Kränklichkeit entspringt aus Ausschweifung wie Unmässigkeit, und andererseits aus Ueberreizung des Nervensystems durch aufreibende Geistesthätigkeit, die mit heftigen Leidenschaften einhergeht. Auch wider dieses Uebel hilft das alte Re-

---

93) Sadler, M. Th., The law of population: a treatise . . . London. 1830. in 8⁰. Bd. II. pag. 276. u. fg.

94) Quetelet, A., Physique sociale, . . . Bruxelles & Paris. 1869. in 8⁰. Bd. I. pag. 183.

95) Frank, J. P., System einer vollständigen medicinischen Polizey. Frankenthal. 1791—94. in 8⁰. Bd. II. pag 230.

cept: gute Wirthschaft und Erziehung, naturgemässe Moral und entsprechende allgemeine Gesundheitspflege.

§ 21.

Aufgabe der socialen Hygieine ist es, die Fruchtbarkeit der Menschen normal zu erhalten, also weder über das Maass hinaus sie zu vermehren, noch auch künstlich sie zu beschränken. Wir werden später, in dem Abschnitte über die Ehe, die bezeichnete Aufgabe der Gesundheitspflege noch des Genaueren erörtern; hier bemerken wir nur, dass das Elend, und auf der anderen Seite Unvernunft und Lieblosigkeit, die grössten Feinde normaler Vermehrung gesunder Menschen sind, und dass ohne deren Beseitigung alle und jede Arbeit der Hygieine ohne Erfolg bleibt.

Doch, gegen Elend, Unvernunft und Lieblosigkeit lässt meistens nur mittelbar sich ankämpfen. Indem die Hygieine mit allen ihren Kräften dies thut, muss sie zugleich wider Ausschweifung und Unmässigkeit ihren Stachel richten; denn diese beiden ruiniren überall das gesellschaftliche Leben, die Sitten, die Gesundheit.

Keuschheit und Mässigkeit erhalten dem Menschen seine besten Güter und sichern seinen Nachkommen Gesundheit und Lebensglück.

§ 22.

Unter normalen Bedingungen ist die Zahl der Ablebenden kleiner, als die der Geborenen. Je mehr in einem Lande Menschen sterben, und je weniger im Verhältniss geboren werden, desto schlimmer ist der Zustand physischer und unter Umständen auch moralischer Gesundheit der Bewohner.

Im Allgemeinen wird durch die Civilisation die Zahl der jährlichen Sterbefälle vermindert, nämlich durch wahre Gesittung; dagegen aber wirkt Alles, was mit dem Namen der Nachtseite der Civilisation bezeichnet werden mag, erhöhend auf die Zahl jährlicher Sterbefälle. Der Wohlhabende und Reiche, sie sind in den Stand gesetzt, alle Vortheile und Bequemlichkeiten sich zu verschaffen; sie leben länger. Der Arme hat nicht einmal die Zeit, mit den von dem Fortschritte der Gesittung gebotenen Vortheilen sich bekannt, geschweige denn davon Gebrauch zu machen; er stirbt früher, und setzt Nachkommen in die Welt, die zu grossem Theile schon bald nach der Geburt dem Tode verfallen.

Es hat JOHANN LUDWIG CASPER[96]) den Einfluss des Wohlstandes auf die Dauer des Lebens genau untersucht. »In Berlin«, bemerkt er unter Anderem, »gehörte in der Cholera-Epidemie von 1831 nur der einundzwanzigste Erkrankte den höheren Ständen an, und ganz ähnliche Erfahrungen sind bekanntlich überall in Europa gemacht worden. Gewiss also, der Arme stirbt früher als der Reiche, dem die bestmögliche Befriedigung aller Bedürfnisse gestattet ist, der in gesunden Tagen Alles thun kann, um einem Erkranken vorzubeugen, dem im Erkrankungsfalle hundert geschäftige Hände, vom Arzt bis zum Austernhändler, alle Bequemlichkeiten, vom Rollstuhl bis zum Luft-

---

96) CASPER, J. L., Beiträge zur medicinischen Statistik und Staatsarzneikunde. Berlin. 1825–35. in 8⁰. Bd. II. [Die wahrscheinliche Lebensdauer des Menschen, in den verschiedenen bürgerlichen und geselligen Verhältnissen, nach ihren Bedingungen und Hemmnissen untersucht. pag. 170. u. fg.; 178.; 185. u. fg.

kissen, zu Gebote stehen, der sich die entferntesten Heilquellen, die seltensten Weine für sein Geld in seine Nähe zaubert, für den allein alle Erfindungen der Behaglichkeit und der Annehmlichkeit gemacht werden, der sich Tag in Nacht, Sommer in Winter und Winter in Sommer verwandeln kann, je nachdem sein körperlicher Zustand das Eine oder das Andere verlangt. Alle diese wichtigen Einflüsse müssten es nicht sein, wenn die Lebensdauer des Reichen nicht länger sein sollte, als die des Armen«. CASPER theilt eine von BENOISTON DE CHATEAUNEUF aus dessen eigenen Untersuchungen berechnete Uebersicht mit, wonach verstarben von hundert:

	Reichen	Armen
zwischen dem 25. und 30. Lebensjahre	0.00	2.22
,, ,, 30. ,, 35. ,,	0.85	1.43
,, ,, 35. ,, 40. ,,	1.20	1.85
,, ,, 40. ,, 45. ,,	0.85	1.87
,, ,, 45. ,, 50. ,,	1.59	2.39
,, ,, 50. ,, 55. ,,	1.81	2.58
,, ,, 55. ,, 60. ,,	1.68	4.60
,, ,, 60. ,, 65. ,,	3.06	5.76
,, ,, 65. ,, 70. ,,	4.31	9.25
,, ,, 70. ,, 75. ,,	6.80	14.14
,, ,, 75. ,, 80. ,,	8.09	14.59
,, ,, 80. ,, 85. ,,	11.58	—
,, ,, 85. ,, 90. ,,	16.29	—

Um den Einfluss des Wohlstandes und der Armuth auf die Lebensdauer noch genauer darzulegen, lassen wir eine Tabelle folgen, welche aus CASPER's Forschungen sich ergab. CASPER verglich nämlich das Alter von siebenhundert und dreizehn Mitgliedern deutscher fürstlichen und gräflichen Familien bei ihrem Ableben mit dem Alter von zweitausend Berliner Stadtarmen bei ihrem Tode, und berechnete, dass von je Tausend lebten

	in fürstlichen und gräflichen Familien	bei den Berliner Stadtarmen
bei der Geburt	1000	1000
nach 5. Jahren	943	655
,, 10. ,,	938	598
,, 15. ,,	911	584
,, 20. ,,	886	566
,, 25. ,,	852	553
,, 30. ,,	796	527
,, 35. ,,	753	486
,, 40. ,,	695	446
,, 45. ,,	624	396
,, 50. ,,	557	338
,, 55. ,,	464	283
,, 60. ,,	398	226
,, 65. ,,	318	172
,, 70. ,,	235	117
,, 75. ,,	139	65
,, 80. ,,	57	21
,, 85. ,,	29	9
,, 90. ,,	15	4
,, 95. ,,	1	2

»Man erstaunt«, bemerkt CASPER zu dieser Tabelle, »wenn man hier sieht, wie viel eine glückliche äussere Stellung, wie sie Ehre, Macht und jeden Lebensgenuss gewährt, auch für die eigentliche Verlängerung des Lebens vermag! Von beiden Endpunkten der bürgerlichen Gesellschaft tausend gleichzeitig Geborene annehmend, sehen wir vom zehnten Jahre ab fortdauernd mehr als die Hälfte überlebend unter den Reichen, von denen gerade noch einmal so viel als unter den Armen das siebenzigste Jahr, das sogenannte natürliche Lebensziel, erleben, während zu fünfundachtzig Jahren noch dreimal, ja zu neunzig Jahren noch viermal so viel Wohlhabende am Leben sind, als von den Armen«. — Wir wissen also durch die Forschungen der Statistiker, dass die Dauer des Lebens von dem Maasse des Besitzes in der umfänglichsten Weise beeinflusst wird. Wollen wir demnach die mittlere Dauer des Lebens erhöhen, so ist Erhöhung des Wohlstandes eines der wesentlichsten Mittel, die zum Ziele führen. Die Hemmnisse des Wohlstandes und die Momente, welche ihn fördern, sind schon öfters von uns zur Sprache gebracht worden.

Es sei uns erlaubt, die obigen Angaben über den Einfluss des Besitzstandes auf die Sterblichkeit durch einige weitere Mittheilungen zu ergänzen. L. M. MOREAU-CHRISTOPHE[97]) reproducirt eine Notiz von DUCPETIAUX, wonach zu Brüssel in den am meisten von Armen bewohnten Stadtquartieren jährlich auf dreihundertunddreissig Menschen eine Todtgeburt, und auf neunundzwanzig Einwohner ein Sterbefall kommt; mehr als die Hälfte der Todesfälle, nämlich vierundfunfzig Procent, betrifft Kinder unter fünf Jahren. Dagegen in jenen Stadtquartieren Brüssel's, welche am wenigsten Arme beherbergen, zählt man jährlich eine Todtgeburt erst auf vierhundert und sechszig Menschen, und einen Verstorbenen erst auf dreiundfunfzig Einwohner. — G. Fr. KOLB[98]) gedenkt folgender Angabe von VILLERMÉ: in den Jahren 1822 bis 1826 kam in Paris ein Todesfall im 2. Arrondissement der Stadt auf einundsiebenzig Lebende*), im 1. Arrondissement auf sechsundsechszig Lebende**), im 9. Arrondissement auf funfzig Lebende***), im 12. Arrondissement auf vierundvierzig Lebende****). — F. BISSET HAWKINS[99]) weiset auf das alte Vorurtheil, wonach Armuth einem hohen Lebensalter und der Gesundheit förderlich sei, hin, und betont nachdrücklich, dass durch eine reiche Auswahl von Thatsachen in diesem Jahrhundert das Gegentheil bewiesen wurde, und dass mit der Armuth die Sterblichkeit zunehme; Epidemieen begännen und endigten in den armen Klassen, und richteten unter diesen die grössten Verheerungen an. In welcher Weise Armuth und Unwissenheit die Sterblichkeit bei Seuchen erhöhen, und in welchem Maasse Wohlstand und

97) MOREAU-CHRISTOPHE, L. M., Du problème de la misère et de sa solution chez les peuples anciens et modernes. Paris. 1851. in 8⁰. Bd. III. pag. 131. u. fg.

98) KOLB, G. Fr., Handbuch der vergleichenden Statistik — der Völkerzustands- und Staatenkunde —. 2. Auflage. Zürich. 1860. in 8⁰. pag. 401.

99) HAWKINS, F. B., Elements of Medical Statistics; containing the substance of the Gulstonian lectures delivered at the royal College of Physicians. London. 1829. in 8⁰. pag. 206. u. fg.

*)	Mittlerer Miethepreis	der Wohnung:	605	Francs.
**)	dto.	dto.	498	dto.
***)	dto.	dto.	172	dto.
****)	dto.	dto.	148	dto.

Bildung sie vermindert, dies hat in neuerer Zeit auch Southwood Smith[100]) trefflich entwickelt.

Im Vergleiche zu früheren Jahrhunderten ist jetzt die mittlere Lebensdauer grösser, die Sterblichkeit somit kleiner. Die Ursache dieser Erscheinung ist die allgemeine Verbesserung gesundheitlicher Verhältnisse, der Technik u. s. w., die Austilgung verrotteter Vorurtheile, und die Zunahme der Aufklärung. Alle diese Momente kamen auch den ärmsten Klassen der Bevölkerung gut und verminderten, wenn auch nur mittelbar, den verhängnissvollen Einfluss des Pauperismus auf die Sterblichkeit.

Für sehr viele Länder und Städte ist durch die Statistik die Zunahme der Lebensdauer bei den Bewohnern nachgewiesen worden. Anstatt vieler Beispiele wollen wir hier nur eines belehrenden gedenken. Die Stadt Genf, deren Register seit drei Jahrhunderten mit Genauigkeit geführt werden, beweist, wie im Laufe der Zeit die mittlere Lebensdauer der Menschen zunahm. Odier[101]), dessen Forschungs-Ergebnisse wir auch bei Jean Baptiste Say verzeichnet finden, berechnet, dass zu Genf die mittlere Dauer des Lebens betrug: im sechszehnten Jahrhundert $18\frac{1}{2}$, im siebenzehnten Jahrhundert $23\frac{1}{3}$, im achtzehnten Jahrhundert $32\frac{1}{4}$ Jahre. Nach Marc d'Espine[102]) betrug in der Zeit zwischen 1838 und 1855 im Kanton Genf die mittlere Lebensdauer $41\frac{28}{100}$ Jahre. Und es ist auch für andere Orte eine Zunahme der Dauer des Lebens, also eine Abnahme der Ziffer der Sterblichkeit beobachtet worden; und dies liefert den Beweis, dass die Verbesserung der Lebens-Einrichtungen von dem günstigsten Erfolge für das Wohl des Menschen ist. Doch auch Thatsachen solcher Art vermögen den Leitern der Gesellschaft Interesse für die Gesundheits- und wahre Wirthschaftspflege nur selten einzuflössen, und darum sind die Schritte der Wohlfahrt immer noch kurz und durch Ketten gehemmt.

§ 23.

Moral und Sterblichkeit stehen in einem sehr bestimmten Verhältniss: je grösser die Reinheit der Sitten, desto geringer die Sterblichkeit. Die Ursache dieser Erscheinung ist leicht zu entdecken; Sittenreinheit und Ausschweifung schliessen einander aus; Ausschweifung setzt die Kräfte herab und disponirt zur Erkrankung; je kleiner bei Erkrankten das Maass der Kräfte, desto grösser die Zahl der Sterbefälle. Wenn wir hören, dass gute Wohnungs-Verhältnisse die Mortalität verkleinern, so dürfen wir annehmen, dass nicht nur die durch sie gebotene bessere Luft und grössere Geräumigkeit, Trockenheit u. s. w., sondern auch die durch sie verbesserte Sittlichkeit die Zahl der

---

100) Smith, S., The common nature of Epidemics, and their relation to climate and civilization. Also remarks on contagion and quarantine London. 1866. in 8⁰. pag. 33—60.

101) Say, J. B., Cours complet d'économie politique pratique; Seconde édition entièrement revue par l'auteur, publiée sur les manuscrits qu'il a laissés, et augmentée de notes par Horace Say Bruxelles. 1840. in 8⁰. pag. 386.

102) d'Espine, M., Essai analytique et critique de statistique mortuaire comparée renfermant les monographiees étiologiques des accidents et de la plupart des maladies mortelles et expliquant les lois générales de la mortalité des peuples par les influences combinées des diverses causes de mort. Genève. 1858. in 8⁰.

Canstatt's Jahresbericht der Medicin für 1858. Bd. II. pag. 152. u. fg.

Sterbefälle herabsetzte. ETIENNE LASPEYRES[103]) hat in der That den Nachweis geliefert, dass eine gute Wohnung die Sittlichkeit verbessert, eine schlechte sie verschlimmert. Seine statistischen Untersuchungen beziehen sich auf Paris. Wir theilen einige der Folgerungen, welche LASPEYRES aus den von ihm gewonnenen Zahlen macht, mit. »Je mehr in jedem Arrondissement die guten Wohnungen mehr Procente aller ausmachen, als im Durchschnitt von ganz Paris, um so öfter, oder wenn das nicht, in um so höherem Grade ist auch der Procentsatz der Männer und Frauen, die sich gut betragen, über dem Durchschnitt; je weniger Procent die guten Wohnungen ausmachen, um so öfter oder um so mehr ist das gute Betragen unter dem Durchschnitt. Auch der Procentsatz derer, welche sich sehr schlecht betragen, steht im Verhältniss zur Güte der Wohnung, aber im umgekehrten: je mehr gute Wohnungen, um so seltener oder um so weniger stark ist das sehr schlechte Betragen über dem Durchschnitt; je weniger gute Wohnungen, um so mehr oder um so stärker ist das sehr schlechte Betragen über dem Durchschnitt. Je mehr die Zahl der sehr schlechten Wohnungen über dem Durchschnitt ist, um so öfter oder in um so höherem Grade ist das sehr schlechte Betragen über und das gute unter dem Durchschnitt, und umgekehrt«. »Je mehr die guten und passablen Wohnungen über dem Durchschnitt von ganz Paris stehen, um so öfter oder in um so höherem Grade stehen auch die Arbeiter, welche sich gut und erträglich aufführen, darüber, und natürlich der Rest, das heisst: die sich schlecht und sehr schlecht betragen, darunter«. — Wenn also eine gute Wohnung mit eigenen Möbeln die Sittlichkeit bessert, wirkt sie durch die Sittlichkeit auf Besserung der Gesundheit und dadurch auf Verlängerung des Lebens.

Die Ausschweifung vermindert in einem sehr bedeutenden Grade die Lebens-Aussichten; die von ihr bedingte Sterbeziffer schwankt bestimmt nach Land und Leuten. Völkerstämme, welche kräftig sich nähren und unter dem Einfluss eines günstigen Klima leben, werden natürlich von der Ausschweifung in der Liebe nicht in dem Grade schädlich berührt werden, als Stämme, deren Exsistenz unter minder günstigen Constellationen sich abspinnt. Leider verfügt man gegenwärtig nicht über statistische, auf dieses Verhältniss sich beziehende Tabellen, und ist noch darauf angewiesen, ungefähr und mittelbar zu schliessen.

Ein jedes Individuum, welches durch Ausschweifung, sei es im Bauche oder in der Liebe, heruntergekommen ist, hat, wenn es erkrankt, immer einen schlimmeren Ausgang oder eine längere Dauer seines Leidens zu gewärtigen, als ein sittenreines. J. B. F. DESCURET[104]) sagt: «Der unterscheidende Charakter der durch Ausschweifung veranlassten Krankheiten, ist die Chronicität. Fast alle tragen sie den Stempel einer tiefen Alteration der flüssigen und festen Theile«. — Und wo eine solche stattfindet, ist der Tod näher, als die Genesung.

---

103) LASPEYRES, E., Der Einfluss der Wohnung auf die Sittlichkeit. Eine moralstatistische Studie über die arbeitenden Klassen der Stadt Paris. Berlin. 1869. in 8⁰. pag. 10. u. fg.

104) DESCURET, J. B. F., La médecine des passions, ou les passions considérées dans leurs rapports avec les maladies, les lois et la religion. 3. Auflage. Paris. 1860. in 8⁰. Bd. II. pag. 134.

Trunksucht ist eine der mächtigsten Todesursachen. F. OESTERLEN[105]) theilt aus NEISON's Werk einige höchst interessante, auf die Sterblichkeit und Lebensdauer der Säufer in England sich beziehende Daten mit. Wir entnehmen aus diesen Mittheilungen: »Die Sterblichkeit der Säufer war also fast durch alle Altersklassen viel grösser, als bei der Gesammt-Bevölkerung England's, im Alter von einundzwanzig bis dreissig Jahren mehr denn fünf, im Alter von dreissig bis funfzig Jahren vier Mal grösser. Und während nach dem Verhältniss der allgemeinen Sterblichkeitsrate England's nur hundert und zehn hätten sterben sollen, starben dreihundert und siebenundfunfzig, das heisst: ihre Sterblichkeit war mehr denn drei Mal grösser, als bei der Gesammt-Bevölkerung derselben Altersklassen«. Die wahrscheinliche Lebensdauer bei Säufern zeigt demgemäss sich bedeutend geringer, als bei der Gesammt-Bevölkerung Englands: im Alter von zwanzig Jahren beträgt die wahrscheinliche Lebensdauer bei den Säufern $15._5$, bei der Gesammt-Bevölkerung England's $44._2$ Jahre; im Alter von vierzig Jahren bei den Säufern $11._6$, bei der Gesammt-Bevölkerung $28._7$ Jahre; im Alter von sechszig Jahren bei Säufern $8._9$ bei der Gesammt-Bevölkerung $14._2$ Jahre.

Angesichts dieser Thatsachen liegt die Aufgabe der socialen Hygieine offen zu Tage: Verhinderung der Unsittlichkeit. Der Mensch hat es ganz in seiner Gewalt, sein Leben zu verlängern, wenn er den Grundsätzen einer wahren Moral gemäss lebt.

§ 24.

Für die Ermittelung des Einflusses des Klima auf die Lebensdauer haben viele Forscher Interesse gehabt. Es gibt Klimate, welche die Gesundheit befördern und das Leben verlängern, wogegen andere es verkürzen. ALEXANDER VON HUMBOLDT[106]) sagt: »In den heissen und feuchten Erdstrichen ist die Sterblichkeit so gross, dass die Bevölkerung fast gar keinen sichtbaren Fortschritt macht, wogegen in den kalten und gemässigten Gegenden Neu-Spanien's das Verhältniss der Geburten zu den Sterbefällen wie 183 zu 100, selbst wie 200 zu 100 ist«. — Welcher Unterschied also zwischen den verschiedenen Oertlichkeiten in Bezug auf die Lebensdauer des Menschen. Man muss wohl sich hüten, die Differenz in der Sterblichkeit nur auf Rechnung des Klima zu setzen, denn sie hängt noch von vielen anderen Einflüssen ab; aber es ist sicher und gewiss, dass das Klima die mächtigste Wirkung ausübt, indem es durch das Physische auch das Moralische beherrscht.

Im Allgemeinen lebt der Mensch im Norden länger als im Süden. A. QUETELET[107]) berechnet für den Norden Europa's jährlich einen Sterbefall auf $41._1$ Einwohner, in der Mitte Europa's einen auf $40._8$, im Süden Europa's einen auf $33._7$. Er theilt etliche Angaben von MOREAU DE JONNÉS mit, nach welchen die Sterblichkeit in dem Maasse der Zunahme der Breitegrade abnimmt; in

Batavia,	welches	unter	6° 10′	der Breite	liegt,	stirbt jährl.	1 von	26 Bewohn.
Trinidad,	,,	,,	10° 10′	,,	,,	,,	1 ,,	27 ,,

105) OESTERLEN, F., Handbuch der medicinischen Statistik. Tübingen. 1865. in 8°. pag. 720. u. fg.

106) HUMBOLDT, A. v., Essai politique sur le royaume de la Nouvelle-Espagne. 2. Auflage. Paris. 1825–27. in 8°. Bd. I. pag. 310.

107) QUETELET, A., Physique sociale, ou essai sur le développement des facultés de l'homme Bruxelles & Paris. 1869. in 8°. Bd. I. pag. 282.

Martinique, welches unter 14^{0} 44′ der Breite liegt, stirbt jährl. 1 von 28 Bewohn.
Havana „ „ 23^{0} 11′ „ „ „ „ „ 1 „ 33 „
Bombay jedoch liegt unter 18^{0} 36′ der Breite, und es stirbt von zwanzig Menschen jährlich einer. Es walten eben dort sehr ungünstige klimatische Verhältnisse, welche die Sterblichkeit ganz gegen die allgemeine Regel erhöhen.

Man hat behauptet, nicht das Klima, sondern der Grad der Gesittung beeinflusse wesentlich die Mortalität. Ganz entschieden nimmt die Lebensdauer zu mit Zunahme der Gesittung. Was ermöglicht denn aber die Civilisation überhaupt, deren Wachsthum insbesondere? In letzter Reihe doch immer nur das Klima. »Ist somit die Sterblichkeit in Europa«, sagt F. OESTERLEN[108]), »überhaupt geringer und die Lebensdauer länger, als oft in den Tropen, so hat es diesen Vorzug ganz besonders seiner grösseren Cultur und Prosperität zu danken, nicht seinem Klima. Nur dadurch wurden allmälig manche der tödtlichsten Krankheiten beseitigt; diese würden aber zweifelsohne so oder so wiederkehren mit dem Sinken jener. Und ist irgendwo in der Tropen- oder Polarzone die Sterblichkeit wirklich grösser, als bei uns, so beweist dies nur, dass die Menschen dort mit mehr Noth zu kämpfen haben, dass ihr Leben ein ungleich schlechteres ist«. — Niemand ist mehr geneigt, den Einfluss der Gesittung richtig zu schätzen, als wir; aber wir sind auch überzeugt, dass im hohen Norden und unter dem Aequator von Gesittung nicht die Rede sein kann, weil das Klima absolut ungünstig sich verhält. Ein jedes Volk, welches hohe Stufen der Cultur erreichte, verdankte dieses Glück zuletzt immer dem Klima. Die Griechen, die höchst entwickelten Menschen des Alterthums, wären ohne ihr begünstigendes Klima auf der Stufe der Botokuden oder Samojeden stehen geblieben. Das Nämliche hat für andere gesittete Völker seine Geltung. Nur von dort, wo Himmel und Erdboden günstig waren, konnte die Civilisation sich entwickeln; nur von dort konnte sie ihren Ausgang nehmen.

Unter Anderem bemerkt BUCKLE[109]): »So hatten die alten tropischen Civilisationen mit unzähligen Schwierigkeiten zu kämpfen, die der gemässigten Zone unbekannt sind, wo die europäische Civilisation lange geblüht hat. Die Verheerungen durch wilde Thiere, das Wüthen von Orkanen, Stürmen und Erdbeben, und ähnliche Gefahren lagen auf ihnen wie eine dauernde Bürde, und wirkten auf ihren Volkscharakter ein«. — Wegen dieser klimatischen Schwierigkeiten konnte nirgends in den heisseren Erdstrichen jene In- und Extensität der Gesittung sich entwickeln, wie sie sich nöthig macht, um das Mortalitäts-Verhältniss in einer für den Menschen günstigen Weise zu beeinflussen. Heisse Klimate werden daher im Grossen und Ganzen immer, mittelbar so gut wie unmittelbar, höhere Sterbeziffern veranlassen.

Die Erfahrung lehrt, dass im Allgemeinen alle diejenigen Wesen, bei denen der Geschlechtstrieb frühe eintritt und bei denen andererseits die Phantasie den Verstand überwuchert, früher ihres Lebens Phasen abspinnen, als Wesen, bei denen das Entgegengesetzte der Fall ist. Je mehr dem Aequator wir uns nähern, desto früher sehen wir die Geschlechtsreife eintreten und desto mehr sehen wir die Einbildung über den Verstand herrschen.

Es gibt manche Ausnahmen von dieser allgemeinen Regel; in Ländern, wo die Phantasie den Verstand überflügelt und wo der Zeugungstrieb früh-

108) OESTERLEN, F., Handbuch der medicinischen Statistik. pag. 331.

109) BUCKLE, H. Th., Geschichte der Civilisation in England. 2. Ausgabe. Bd. I. Abtheilung 1. pag. 108.

zeitig erwacht, begegnen uns oft die höchsten Lebensalter und in grösserer Zahl, als anderswo. Wir citiren zum Belege folgenden, das heutige Egypten und dessen Bewohner betreffenden Ausspruch von F. PRUNER 110): »In der Periode vom siebenten Jahre bis zur Pubertät zeigt sich eine unglaubliche Reife und Lebhaftigkeit des Geistes mit schneller Auffassungskraft, welche mit dem Eintreten der genannten Epoche schnell zurücktritt und sinkt. Diese tritt bei Mädchen vom neunten bis dreizehnten und bei Knaben zwischen dem dreizehnten bis funfzehnten Jahre unfehlbar ein, während Wachsthum und Entwickelung noch mehrere Jahre dauern. Dann folgt bei Frauen ein kurzer Stillstand, der selten das fünfundzwanzigste, bei Männern das fünfunddreissigste Jahr wohl nicht übersteigt, wo nur bei jenen eine auffallende Erschlaffung sowohl im ganzen Leibe als besonders in den Brüsten, oft bei sitzendem Leben mit Neigung zur Fettbildung, erscheint, bei diesen aber in der Regel die Haare anfangen zu ergrauen. Jedoch behalten die Frauen ihre Zeugungskraft gewöhnlich bis zum fünfunddreissigsten, manchmal noch bis zum vierzigsten, und in wenigen Ausnahmen bis zu späteren Jahren, die Männer jedoch weit länger, ja in manchen Fällen bis zum achtzigsten Jahre . . . . . Betrachtet man die bedeutende Anzahl neunzig- bis hundertjähriger Greise auf den genauesten Sterbelisten, welche Egypten bis jetzt besitzt, auf denen von Alexandrien, so ist wohl kein Zweifel, dass die Eingeborenen zur Erreichung eines hohen Alters auch noch im modernen Egypten befähigt sind. Die grössere Anzahl hoch betagter Männer, welchen man in Ober-Egypten begegnet, und die geringere Sterblichkeit, welche dort stattfindet, berechtigen uns, anzunehmen, dass die Longaevität daselbst häufiger sei«. — Aehnliche Verhältnisse begegnen uns auch noch in anderen Theilen der warmen Himmelsstriche; aber sie stossen die allgemeine Regel nicht um.

Wenn ein günstiges Klima den Aufschwung der Gesittung ermöglicht, und so durch diese und durch sich selbst das Wohl der Menschen befördert, muss Verlängerung der Lebensdauer, somit Verkleinerung der Sterblichkeits-Ziffer die Folge sein. Das alte Griechenland liefert hierfür den Beweis. . . . . »Und andererseits«, sagt ZUMPT 111), »bemerkt man eine wunderbar lange Lebensdauer bei den Griechen des fünften und vierten Jahrhundert's vor CHRISTUS. Spätere Sammler fanden sich in der Regel zwar nur berufen, von dem Lebensalter literarisch ausgezeichneter Männer zu sprechen: es ist aber durchaus kein Grund, dem Stande und der Beschäftigung zuzuschreiben, was vielmehr ein Glück der Zeit und die Folge naturgemässer Verhältnisse ist. Jene Literaten lebten ja keineswegs von den Sorgen und den Gefahren des praktischen Lebens zurückgezogen, oder von den Genüssen der höheren Gesellschaft ausgeschlossen. Es gibt in der That keine Zeit, wo eine solche Menge neunzig- und hundertjähriger Heroën der Geschichte lebte und thätig war, von Achtzigjährigen, was beinahe das Regelmässige ist, gar nicht zu reden. Neunzig Jahre lebten SIMONIDES, SOPHOKLES, XENOPHON, DIOGENES der Cyniker, einundneunzig Jahre XENOPHANES, siebenundneunzig Jahre EPICHARMUS, KRATINUS, PHILEMON, TIMOTHEUS der Musiker, achtundneunzig Jahre Iso-

110) PRUNER, F., Die Krankheiten des Orient's vom Standpunkte der vergleichenden Nosologie betrachtet. Erlangen. 1847. in 8⁰. pag. 60.

111) ZUMPT, Ueber den Stand der Bevölkerung und Volksvermehrung im Alterthum. — Philologische und historische Abhandlungen der Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Aus dem Jahre 1840. Berlin 1842. in 4⁰. pag. 11. u. fg.

KRATES, ZENO der Stoiker, hundert Jahre SOLON, THALES, PITTAKUS, hundert und vier Jahre HIPPOKRATES, DEMOKRITOS, ALEXIS der Komiker, HIERONYMUS von Kardia, hundert und acht Jahre GORGIAS«. — Warum leben die Philosophen in anderen Ländern, als Griechenland, heutzutage nicht mehr so lange? Unserer Ansicht nach vorzüglich deshalb, weil das Klima Griechenland's in anderen Ländern nicht angetroffen wird. Dass dieses Klima, einzig in seiner Art, die Gesittung ebenso begünstigte, wie die Dauer des Lebens, darf als feststehend angenommen werden. P. VAN LIMBURG-BROUWER[112]) bemerkt: »Indem Griechenland aller Vortheile mittägiger Länder sich erfreut, ist es ebensowenig der strengen Kälte nördlicher Gegenden wie der erstickenden Hitze der Tropen ausgesetzt . . . . Der Geist ist nicht erstarrt durch die strenge Kälte eines ununterbrochenen Winters. Die Einbildung ist nicht entzündet durch die unerträgliche Hitze eines stets glühenden Himmels«.

Wäre die Sterblichkeit vom Klima nur wenig oder nicht abhängig, sondern nur von dem Grade der Gesittung, so müssten in Ländern mit schlechtem Klima und vieler Bildung die Mortalitäts-Verhältnisse sehr günstig sich zeigen. Dem ist aber nicht so. Werfen wir einen Blick auf mehrere der von J. CH. M. BOUDIN[113]) zusammengestellten Zahlen. Auf den Shetlandsinseln stirbt jährlich ein Mensch von $103._6$, in Preussen jährlich einer von 35; in Dänemark jährlich einer von 47, in Belgien einer von $44._2$, in Oesterreich einer von 33, in Baden einer von $29._4$, im ehemaligen Königreich Neapel einer von 36, und in Frankreich einer von $37._3$. — Die Bewohner der Shetlandsinseln stehen keineswegs auf einer so hohen Stufe der Gesittung, wie die von Frankreich, Preussen und Baden; und doch ist dort das Mortalitäts-Verhältniss ein so ungemein günstiges. Dänemark und Preussen halten in Hinsicht der Civilisation sich die Wage; und doch ist in Preussen die Sterblichkeit weit grösser, als in Dänemark. Baden hat ohne Zweifel eine weit grössere Gesittung aufzuweisen, als Oesterreich und das ehemalige Neapel; und doch ist sein Mortalitäts-Verhältniss grösser, als das von Oesterreich und Neapel. Es kann demnach der Satz, dass die Civilisation allein die Sterblichkeit vermindere, nicht als richtig anerkannt, sondern es muss zugestanden werden, dass der Einfluss des Klima wohl eben so mächtig ist, als jener der Civilisation.

Da also das Klima auf das Gewisseste die Sterblichkeit beeinflusst, so wird dessen Verbesserung, oder doch wenigstens die Sicherung des Menschen vor den verderblichen klimatischen Einwirkungen, das Mittel zur Verlängerung der Lebensdauer sein. Es hat die Erfahrung die Wahrheit dieses Satzes aller Orten bewiesen. Vor Austrocknung der Sümpfe war in vielen Gegenden die Sterblichkeit sehr gross; nach Austrocknung der Sümpfe aber nahm sie ab, und die Lebensdauer der Bewohner erhöhte sich beträchtlich. —

Ausser dem Wohlstande, der Moral und dem Klima wirken noch zahlreiche Momente auf die Sterblichkeit: wir nennen die Beschäftigung, den Stand der Aufklärung, die Verhältnisse des Alters, des Geschlechtes, der Constitution, die Jahreszeiten, die Witterung u. s. w. Wir werden in späteren Paragraphen derselben gedenken.

112) LIMBURG-BROUWER, P. van, Histoire de la civilisation morale et religieuse des Grecs. Groningue. 1833—42. in 8⁰. Bd. I. pag. 14. u. fg.

113) BOUDIN, J. Ch. M., Traité de géographie et de statistique médicales et des maladies endémiques. Paris. 1857. in 8⁰. Bd. II. pag. 74. u. fg.



Die Ehe.

§ 25.

Die Vereinigung beider Geschlechter zu dem Behufe der Fortpflanzung hat in demselben Grade die Bedeutung einer gesellschaftlichen wie einer individuellen Function. Man kann sagen, dass Leben und Thätigkeit der Gesellschaft um die Axe der Fortpflanzung der Gattung sich drehen, und dass das individuelle Leben in der Zeugung von Nachkommen seinen Gipfel erreicht. Es liegt im Interesse der Gesellschaft, dass der jährliche Ausfall von Mitgliedern durch gesunde und kräftige Nachkommen gedeckt werde; und der socialen Hygieine erwächst hier die Aufgabe, durch Beeinflussung der Zeugenden für die Gesundheit der Erzeugten, somit für das Wohl der Gemeinschaft Sorge zu tragen.

Je nach dem Zustande der Gesellschaft kann die Hygieine mittelbar oder unmittelbar eingreifen. In patriarchalisch regierten Staaten lässt Gesundheitswidriges in Bezug auf Ehe direct sich verbieten, verhindern. In Staaten, wo freie Bürger sich selbst Gesetze geben, wo also eine ausgebildete Individualität in Betrachtung kommt, kann die Gesundheitspflege nur indirect wirken.

Bei den alten Griechen war es immer die Absicht der Staatsgewalt, gesunde Nachkommen zu erzielen. Daher setzten sie über alle das Individuum angehende Rücksichten sich hinweg, und dictirten strenge Ehegesetze. Aber sie vergassen bei alle dem, dass Ehen zwischen nahen Verwandten der socialen Gesundheit entgegen laufen, und zogen diesen Punkt nicht in den Umfang des Gesetzes. »Nahe Verwandtschaft«, sagt Ernst von Lasaulx[114]), war kein Hinderniss der Ehe. Die physiologischen Gründe, welche sonst den Eheverboten gebildeter Völker zu Grunde liegen: dass Alles, was keimen und gedeihen soll auf Erden, einen fremden Boden verlange, dass das Samenkorn ungern sprosse auf dem Felde, welches den Stengel getragen; dass das Getreide der Ebene auf den Bergen, das der Berge auf der Ebene gesäet und überall der Same aus der Ferne geholt werde; und dass demgemäss auch unter Thieren und Menschen die Geburten schöner werden, wenn die Eltern nicht nahe verwandt sind; wie ja auch im Völkerleben aus der Kreuzung der Rassen die beste Mischung und die reichste Lebens-Entwickelung entsteht: Alles dieses scheint von den Griechen zwar gekannt, aber nur beim Feldbau, nicht bei der Ehe beachtet worden zu sein, vielleicht darum, weil gerade bei

---

114) Lasaulx, E. v., Zur Geschichte und Philosophie der Ehe bei den Griechen. — Abhandlungen der philosophisch-philologischen Classe der bayerischen Akademie der Wissenschaften. Bd. VII. München. 1855. in 4⁰. pag. 86. u. fg

ihnen, in den Anfängen des hellenischen Lebens, eine so grosse Mischung verschiedenartiger Stämme stattgefunden hat. Sie beschränkten darum den Begriff der Blutschande lediglich auf die geschlechtliche Verbindung zwischen Eltern und Kindern, und zwischen Bruder und Schwester, die eine und dieselbe Mutter hatten«. — Wenn ein Volk oder ein Volksstamm von der Einwirkung fremder Elemente frei ist, machen Gesetze, welche die Ehe zwischen nahen Verwandten verbieten, dringend sich erforderlich; dort, wo immer Einwanderung stattfindet, sind sie weniger nöthig. Die alten Griechen konnten von der Nothwendigkeit solcher Gesetze nicht sich überzeugen; darum dictirten sie dieselben nicht.

Wenn wir die Ehe bei den Griechen aus dem Gesichtspunkte der socialen Hygieine betrachten, so müssen wir unsere Aufmerksamkeit zunächst den Lehren PLATO's [115]) zuwenden. Dieser Philosoph wünscht, dass dem Staate gesunde und gut geartete Bürger gesichert werden, und dass zu diesem Behufe der Staat das Institut der Ehe beherrsche, die Gatten auswähle, für die Vermehrung kräftiger Kinder sorge, und die schwachen, mangelhaften, gebrechlichen Wesen austilge, das Alter zur Eheschliessung bestimme, Ehelosigkeit bestrafe, u. s. w., und alle aus einer von der Obrigkeit nicht angeordneten Ehe hervorgehenden Sprösslinge aussetzen, oder noch im Mutterleibe abtreiben lasse. EDUARD ZELLER [116]) bemerkt hierzu mit Recht: »Dass diese Massregeln freilich nicht so leicht durchzuführen seien, kann sich PLATO selbst nicht ganz verbergen; wogegen ihm die Unmenschlichkeit mancher von seinen Vorschlägen und die Herabwürdigung der Ehe zu einer volkswirthschaftlichen Menschenzüchtung an seinem politischen Ideal nicht irre macht«. PLATO wünscht, dass das Weib mit dem zwanzigsten, der Mann mit dem dreissigsten Lebensjahre in die Ehe trete, und dass jenes bis zum vierzigsten Jahre gebäre, dieser bis zum fünfundfunfzigsten Jahre zeuge. PLATO gründet dieses Verlangen auf die Thatsache, dass in dem genannten Zeitraume der Mensch physisch am besten zur Erzeugung von Nachkommen sich eignet. — Wir wollen diese Altersstufen gerne als die zur Fortpflanzung des Menschengeschlechts passendsten erkennen; allein wir haben weder die Absicht noch die Berechtigung, jüngere oder ältere Personen vom Geschäfte der Zeugung abzuhalten. Man darf in London, Paris oder Berlin einem Knaben von vierzehn Jahren die Ehe verbieten; aber weder darf man dem Jünglinge von zwanzig noch dem Greise von achtzig Jahren gegenüber das Nämliche thun. Demnach lässt das zur Fortpflanzung am meisten geeignete Alter nur in Büchern und Vorträgen sich bezeichnen, keineswegs aber mit dem Zwange des Gesetzes sich vereinigen.

Wie PLUTARCH [117]) und XENOPHON [118]), verordnete LYKURG, der Gesetz-

---

115) PLATONIS, Opera omnia quae extant, ex latina MARSILII FICINI versione, nunc multo accuratius quam antea cum graeco contextu collata, & quam plurimis locis emendata. Apud JACOBUM STOER, 1592. in 8⁰. Bd. III. pag. 180. u. fg.; 187. u. fg. — Dialogi de republica Buch V.

116) ZELLER, E., Die Philosophie der Griechen in ihrer geschichtlichen Entwicklung dargestellt. 2. Auflage. Tübingen & Leipzig. 1856—68. in 8⁰. Bd. II. Abtheil. 1. pag. 586. u. fg.

117) PLUTARCHI Chaeronensis, que exstant omnia, cum latina interpretatione HERMANNI CRUSERII: GULIELMI XYLANDRI. Francofurti. 1620. in fol⁰. Bd. I. pag. 47. u. fg. — Lycurgus.

118) XENOPHONTIS, quae extant opera, in duos tomos divisa: a JOANNE LEUN-

geber der Spartaner, es sollten die Mädchen, so gut wie die Jünglinge, gymnastisch sich üben, um ihre Leiber abzuhärten und zur Gebärung gesunder Kinder sich geeignet zu machen; es sollten die Jungfrauen entblöst vor den Jünglingen exerciren, damit bei diesen alle Lüsternheit gebannt und nur die Natur allein in ihre Rechte eingesetzt werde; es sollten die Jünglinge, wenn körperlich entsprechend vorbereitet, ihre Bräute entführen, und alsdann nur, verstohlener Weise, die Nacht in deren Armen, den Tag unter den Genossen des eigenen Geschlecht's vollbringen. Diese letztere Maassregel zielte darauf ab, den Reiz der beiden Geschlechter immer gleich frisch zu erhalten, damit gesunde Nachkommen aus dem Borne der Liebe hervorgehen. LYKURG betrachtete die Kinder als Eigenthum des Staates, nicht als das ihrer Eltern. Weil er nur das Interesse kannte, dem Staate kräftige Bürger zu sichern, war ihm das private Interesse der Eltern gleichgültig; und darum liess sein Gesetz es zu, dass ältere Gatten ihre jungen Frauen jüngeren Männern zum Behufe der Erzeugung von Kindern leihen konnten. LYKURG forderte von Jedermann die Ehe, und Ehelosigkeit wurde von ihm bestraft. — Dass solche Massregeln für das Wohl der Nachkommen sein, dass aber dabei die Erzeuger sehr unangenehm beeinflusst werden müssen, liegt auf der Hand. Wir wollten von den angeführten Verordnungen des LYKURGUS für die Gegenwart nur die Gymnastik beider Geschlechter als ein die gesundheitsgemässe Ehe förderndes Moment beibehalten wissen; auch wünschten wir, dass die Gatten, um ihre volle Liebe und Frische zu behalten, mässig in ihren Genüssen sein sollten. J. J. BARTHÉLEMY [119]) sagt: «LYKURGOS wusste, dass die zu frühe und zu häufige Befriedigung der Begierden mit Gleichgültigkeit oder Abscheu endigt«. — Es wird aber hier nicht das verstohlene Zusammenkommen der Ehegatten, wie es LYKURG anbefahl, sondern nur die auf naturfrische Erziehung sich gründende Besonnenheit und Keuschheit Mann und Weib vor Gleichgültigkeit u. s. w. bewahren.

Am meisten verderblich wäre für ein Gemeinwesen, wenn, wie es in Sparta der Fall war, das Gesetz um der Erzeugung gesunder Nachkommen willen dem Ehemann gestattete, seiner Gattin einen Beischläfer zuzuführen. PIERRE BAYLE [120]) bemerkt in Ansehung dieses Punktes sehr richtig: . . . . »dies hiesse den Ehebruch, ja selbst die Hurenwirthschaft der Ehegatten autorisiren«. Und dass aus der Anordnung LYKURG's die schlimmsten Folgen erwuchsen, hat die Geschichte gelehrt.

Es sei uns gestattet, noch einige Augenblicke bei den alten Griechen zu verweilen. Nach den Angaben des JAMBLICHUS [121]) hat PYTHAGORAS besonders hervorgehoben, dass zu jeder Ehe, aus der gesunde Sprösslinge hervorgehen sollen, ein gewisses Alter der Gatten, die physische und moralische Reife erforderlich ist. Man möge, dies wünscht PYTHAGORAS, den Knaben so belehren

---

CLAVIO tertia cura in latinam sermonem conversa, . . . Francofurti. 1595 in 8⁰. Bd. II. pag. 29. u. fg. — Lacedaemoniorum respublica.

119) BARTHÉLEMY, J. J., Voyage du jeune Anacharsis en Grèce, vers le milieu du quatrième siècle avant l'ère vulgaire. Paris. 1818. in 12⁰. Bd. IV. pag. 202.

120) BAYLE, P., Dictionaire historique et critique. Cinquieme edition, revue, corrigée, et augmentée. Avec la vie de l'auteur, par DES MAIZEAUX. Amsterdam. 1740. in fol⁰. Bd. III. pag. 110.

121) JAMBLICHI Chalcidensis, De vita Pythagorae, & protrepticae orationes ad Philosophiam lib. II. JOHANNE ARCERIO THEODORETO Frisio authore & interprete. Franekerae. 1598. in 4⁰. Abtheilung I. pag. 179. u. fg. — Buch I. Kapitel 31.

und erziehen, dass vor dessen zwanzigstem Lebensjahre geschlechtliche Begehrungen nicht erwachen; nach Ablauf dieser Zeit aber solle der Mensch seine Lüste nur selten befriedigen, damit er seine Kräfte behalte: denn Unenthaltsamkeit und gute Körper-Beschaffenheit vereinigten sich in den wenigsten Fällen. Mässigkeit, Einfachheit und Nüchternheit in der Lebensweise macht Pythagoras allen Erzeugern im Interesse der Wohlfahrt ihrer Kinder zur Pflicht.

Aristoteles [122]) bezeichnet den Menschen mehr als ein eheliches denn ein politisches Thier. Der Mensch habe in der Ehe nicht nur die Aufgabe, Nachkommen zu erzeugen, sondern auch Pflichten dem gesellschaftlichen Leben gegenüber zu erfüllen, Pflichten, die Mann und Weib jedes in seiner Art und gleichmässig beträfen. — Damit weiset Aristoteles der Frau eine Stellung an, welche ihr sonst im Alterthum nicht angewiesen wurde, und welche für die sittliche Bildung und Pflege der Nachkommen von der grössten Bedeutung ist. So wie die Frau aus dem Banne des Dienst-Verhältnisses tritt und zur Gefährtin des Mannes wird, ruht die moralische Pflege der Kinder auf einer ganz anderen, sicheren Grundlage, und das emporwachsende Geschlecht hat Aussicht, für sein eigenes eheliches Leben besser vorbereitet zu werden, als durch strenge Gesetze dies erzielt werden kann.

So wie Pythagoras und andere Griechen, legt auch Aristoteles auf das Alter der Ehegatten grosses Gewicht, und zwar auf das gegenseitig passende Alter; es darf ihm nicht das Weib unfähig sein, zu empfangen da der Mann noch zeugungsfähig ist, und andererseits der Mann impotent sein, da das Weib noch zu empfangen vermag; die Kinder mögen nicht zu sehr, aber auch nicht zu wenig von den Eltern im Alter abweichen; da der Mann bis zum siebenzigsten Jahre zeugen, das Weib bis zum funfzigsten gebären könne, so sei ein entsprechender Abstand im Alter der Gatten angemessen, und die alte Verordnung, wonach für die Frau das achtzehnte, für den Mann das siebenunddreissigste Jahr als die geeignete Zeit zur Eingehung der Ehe bestimmt wird, zulässig; ganz junge Leute seien untüchtig zur Erzeugung kräftiger Kinder, den Männern schade das Heirathen, so lange sie noch im Wachsthum begriffen wären, und allzu junge Mädchen seien in der Liebe unmässig. — Wir können Aristoteles nicht beistimmen, wenn er das Normalverhältniss zwischen dem geringsten Heirathsalter der Frau und dem des Mannes auf 18 zu 37 stellt; denn ein solcher Unterschied in den Jahren ist, wie wir sehen werden, weder der Volksvermehrung günstig, noch auch dem sittlichen Wohle der Kinder förderlich: diese verlieren alsdann viel früher als es wünschenswerth ist, den Vater, und der Gemeinschaft fallen Wittwen und Waisen zur Last, die anders im Verein mit dem Vater gearbeitet und so sich selbst erhalten hätten. Im Uebrigen sind die Aussprüche des Aristoteles sehr richtig.

Ohne Zweifel haben die alten Griechen im Grossen und Ganzen das Hauptgewicht auf die Erzeugung gesunder und schöner Kinder gelegt; aber sie waren davon entfernt, in dem ehelichen Bunde ausschliesslich eine Kinder-

122) Aristotelis Stagiritae, Operum nova editio, graece & latine. Aureliae Allobrogorum. 1606—07. in 8⁰. Bd. II. pag. 139. u. fg. — pag. 558. u. fg.
Aristotelis, Moralia Nicomachia. Buch VIII. Kapitel 14.
Aristotelis, Politica. Buch VII. Kapitel 16.

fabrik zu sehen. Indem wir die Lehren des ARISTOTELES im Auge haben, befremdet uns folgende Bemerkung von JOSEPH UNGER[123]: »Die oben geschilderte innige Vereinigung von Sinnlichkeit und Geistigkeit lässt griechische Götter und Menschen den Genuss der Liebe nur in der Sinnlichkeit, den Zweck der Ehe nur in der Erzeugung schöner Kinder finden, und es zeigt sich eben hierin der Grundzug des ganzen griechischen Wesens am deutlichsten und anschaulichsten«. Ungleich richtiger fasst EDUARD ZELLER[124]) die Sache auf: »Das Verhältniss von Mann und Weib betrachtet ARISTOTELES wesentlich als ein sittliches; der natürliche Trieb führt sie zwar zusammen, aber ihre Verbindung soll den höheren Charakter der Freundschaft, des Wohlwollens und der gegenseitigen Dienstleistung annehmen. Diese Forderung gründet sich darauf, dass die sittliche Anlage in beiden theils gleichartig, theils verschieden, dass daher ein freies Verhältniss beider nicht blos möglich, sondern auch durch das Bedürfniss gegenseitiger Ergänzung gefordert ist«. — Dies legt deutlich genug Zeugenschaft davon ab, dass die alten Griechen auch auf die sociale und moralische Seite der Ehe Gewicht legten.

§ 26.

Die Römer hielten es zu den verschiedenen Zeiten mit der Ehe sehr verschieden; anders als sie arm und sittenrein, anders als sie reich, übermüthig und verderbt waren. In den alten Zeiten der ewigen Stadt galt die Ehe sehr viel und war geheiligt; in den Epochen allgemeiner Sitten-Verderbniss wurde die Ehe mehr geflohen als gesucht.

Es hatte die Frau bei den Römern sehr viel Selbständigkeit im Vergleiche mit den Frauen bei den andern Völkern des Alterthum's; allein an sich war sie, so gut wie die Nachkommenschaft, in strammer Abhängigkeit von dem Gatten, und aus dieser Unfreiheit erwuchsen schlimme Folgen für die sociale Wohlfahrt. »Die Stellung der Ehefrau bei den Römern«, sagt AUGUST ROSSBACH[125]), »ist immer eine abhängige. Die Gewalt über die Frau hat entweder das Haupt der Familie, welcher sie durch ihre Verheirathung angehört, oder das Haupt derjenigen, in welcher sie geboren ist oder durch Adoption Kindesrechte erlangt hat. Im ersten Falle ist sie dem Gatten oder Schwiegervater, im zweiten ihrem Vater oder Grossvater unterworfen. So lange der Gewalthaber lebt, ist sie alieni juris; mit seinem Tode tritt sie unter die Tutel seiner Agnaten. Daher konnte während der Dauer der Ehe nur die Frau, über welche nicht der Gatte, sondern der Vater die Gewalt hatte, sui juris werden«. — Abhängigkeit solcher Art ist nicht Sklaverei, aber hat zuletzt die Wirkungen dieser, und zwar insbesondere, wenn Verderbniss der Sitten einreisst. Der Mann wird zu allen Zeiten der natürliche Beschützer des Weibes bleiben; so wie aber der Schutz zu Gewaltherrschaft wird, beginnt auch ein

---

123) UNGER, J., Die Ehe in ihrer welthistorischen Entwicklung. Ein Beitrag zur Philosophie der Geschichte. Wien. 1850. in 8⁰. pag. 56.

124) ZELLER, E., Die Philosophie der Griechen in ihrer geschichtlichen Entwicklung dargestellt. 2. Auflage. Tübingen & Leipzig. 1856—68. in 8⁰. Bd. II. Abtheilung 2. pag. 534.

125) ROSSBACH, A., Untersuchungen über die römische Ehe. Stuttgart. 1853. in 8⁰. pag. 6. u. fg.

immer bedenklicher werdendes Schwanken der sittlichen Basis der Frau, und diese fällt zuletzt, wie das Naturgesetz es erheischt.

Nur eine Ehe kann es geben: die durch das Gesetz geheiligte Verbindung von Mann und Weib, zu dem Behufe der Kinder-Erzeugung, der Erziehung von Menschen und Bürgern, und des gegenseitigen Beistandes, der gegenseitigen Liebe. Alles, was diesem Zwecke zuwider läuft oder nicht vollständig ihn erfüllt, kann nur nachtheilig auf das Wohl der Gesellschaft wirken, und muss von der socialen Hygieine zurück gewiesen, verdammt werden. Dass die Römer mehrere Arten der Ehe einsetzten, war nicht unmittelbar eine Quelle ihres Untergang's, wohl aber eine der gewichtigsten mittelbaren Veranlassungen ihrer späteren socialen Auflösung.

Alexander Adam [126]) gedenkt der drei Arten der gesetzmässigen Ehe bei den Römern, des Usus, der Confarreatio und der Coemptio, und definirt also: »Usus, oder Besitznehmung durch verjährten Gebrauch, war: wenn ein Frauenzimmer mit Bewilligung ihrer Eltern oder Vormünder mit einem Manne ein ganzes Jahr zusammenlebte, ohne drei Nächte abwesend zu sein«. »Confarreatio war, wenn eine Manns- und eine Frauensperson von dem Pontifex Maximus oder Flamen Dialis im Beisein von wenigstens zehn Zeugen als Eheleute zusammen gegeben wurden«. »Coemptio war eine Art von gegenseitigem Kauf, da ein Mann und eine Frau sich vermählten, indem sie einander eine kleine Geldmünze gaben, und dabei gewisse Worte aussprachen«. — Diese Ungleichheit noch auf dem Boden der gesetzmässigen Ehe musste der Immoralität bedeutend Vorschub leisten; der Usus war die sanktionirte Hurerei, die Coemptio ein Geschäft. Eines wie das Andere ist eine Verhöhnung des ehelichen Institutes.

Nur römische Bürger, also Freie in der eigentlichen Bedeutung des Wortes, durften gesetzmässige Ehen abschliessen. »Wirkliche Ehe mit dem Zwecke und dem Rechte, Kinder zu haben«, sagt Wilhelm Adolph Becker [127]), »stand überhaupt nur den Freien zu, während der Sklave nur in einem Contubernium leben konnte, und die aus demselben hervorgegangenen Kinder dem Herrn als Eigenthum angehörten«. — Das Gesetz der zwölf Tafeln verbot die Ehen zwischen Patriziern und Plebejern; Heinrich Eduard Dirksen [128]) gibt ein Bild der verschiedenen Lesearten des betreffenden Paragraphen. Später wurden diese und ähnliche Gesetze aufgehoben, als das durch sie erzeugte Böse nicht mehr verhindert, nicht mehr ungeschehen gemacht werden konnte.

Die bisherigen Angaben über die römische Ehe sollten das den Zwecken der socialen Hygieine zuwider Laufende in der Ungleichheit der Eheschliessung nachweisen. Wir werden nun Punkte betrachten, welche Licht werfen auf das engere Gebiet der die Gesundheitspflege der Ehe betreffenden Massregeln der Römer.

Es stellten die Römer ein Alter der Eheschliessung fest. Dio Cassius [129])

126) Adam, A., Handbuch der römischen Alterthümer. Zur vollständigen Kenntniss der Sitten und Gewohnheiten der Römer . . . entworfen. Aus dem Englischen . . von Johann Leonhardt Meyer. Erlangen. 1818. in 8⁰. Bd. II. pag. 260. u. fg.

127) Becker, W. A., Gallus oder Römische Scenen aus der Zeit Augusts. Leipzig. 1838. in 8⁰. Bd. I. pag. 14.

128) Dirksen, H. E., Uebersicht der bisherigen Versuche zur Kritik und Herstellung des Textes der Zwölf-Tafel-Fragmente. Leipzig. 1824. in 8⁰. pag. 704. u. fg.

129) Dio Cassius, Römische Geschichte. Von J. A. Wagner. Bd. III. [Frankfurt a. M. 1786. in 8⁰.] pag. 218. u. fg. — Buch LIV. Kapitel 16.

erzählt, dass in Rom zur Zeit des AUGUSTUS das Mädchen im Alter von zwölf Jahren für fähig gehalten wurde, in die Ehe zu treten, und dass derselbe Kaiser eine Verordnung erliess, nach welcher die Braut mindestens zehn Jahre alt sein musste, um mit zwölf heirathen zu können. Für Knaben war das vierzehnte Lebensjahr als Minimalalter der Eheschliessung bestimmt worden; der Justinianische Codex [130]) spricht darüber klar sich aus. Ob aber diese Bestimmung schon seit Alters her gesetzlich gewesen, ist nach KARL WILHELM GÖTTLING [131]) nicht wahrscheinlich. Bei AURELIUS THEODOSIUS MACROBIUS [132]) wird das zwölfte Jahr bei Mädchen und das vierzehnte Jahr bei Knaben als das gesetzliche geringste Alter zur Eheschliessung bezeichnet.

Bei den Römern war die Vielweiberei, gegen die MARCUS TULLIUS CICERO [133]) eifrig zu Felde zieht, verboten.

Nahe Verwandte durften in Rom nicht sich verheirathen. GAJUS [134]) nennt unter den verbotenen Ehen die zwischen Eltern und Kindern, Grosseltern und Enkeln, Adoptivkindern und Eltern, Adoptivenkeln und Grosseltern, Brüdern und Schwestern, selbst wenn deren Verschwisterung nur auf Adoption sich gründet. Jedoch war nach dem GAJUS erlaubt, die Tochter des Bruders zu heirathen; aber, die Tochter der Schwester oder die Schwester des Vaters oder der Mutter zu ehelichen, war verboten, und so auch waren die Verbindungen mit Personen, die ehedem in dem Verhältniss von Schwiegermutter, Stiefmutter, Schwiegertochter, Stieftochter standen, gesetzwidrig. Nach dem DOMITIUS ULPIANUS [135]) waren ehedem die ersten vier, später die ersten drei Grade der Verwandtschaft von Verehelichung unter einander ausgeschlossen.

Wir sehen aus dem bisher Angeführten, dass die Römer das Alter der für den Eintritt in den Ehestand erforderlichen Reife, auch in Rücksicht auf die, eine frühzeitigere Entwickelung begünstigenden Verhältnisse des italienischen Himmels, zu niedrig ansetzten; naturgemäss mussten sie für Knaben das sechszehnte, für Mädchen das vierzehnte Lebensjahr als Minimalalter annehmen.

So sehr wir die römischen Verbote der Ehen zwischen den nächsten Verwandten billigen, so können wir doch nicht umhin, auch Ungereimtes darin zu erkennen. Warum soll Jemand die Tochter des Bruders heirathen, die Tochter der Schwester aber nicht heirathen dürfen? Hiervon nun abgesehen, sind die römischen Eheverbote, in so weit sie auf die Verwandtschaft sich beziehen, den Zwecken der socialen Gesundheit nur förderlich.

---

130) Codicis sacratissimi d. n. imperat. JUSTINIANI principis pp. Augusti repetitae praelectiones libri XII. Cum ACCURSII commentariis, quibus ANTONII CONTII et aliorum . . . adjunctae sunt lucubrationes. Coloniae Allobrogum. 1612. in fol⁰. pag. 1030. — Buch V. Titel 4. § 24.

131) GÖTTLING, K. W., Geschichte der Römischen Staatsverfassung von Erbauung der Stadt bis zu C. CAESAR's Tod. Halle. 1840. in 8⁰. pag. 83.

132) MACROBII, A. Th., Opera, ad optimas editiones collata . . . Biponti. 1788. in 8⁰. Bd. II. pag. 233. — Saturnalia. Buch VII. Kapitel 7.

133) CICERONIS, M. T., Opera omnia, ex recensione JACOBI GRONOVII . . . Curavit Jo. AUGUSTUS ERNESTI. Lipsiae. 1737—39. in 8⁰. Bd. I. pag. 387. —
M. TULLII CICERONIS ad Q. fratrem dialogi tres de oratore. Buch I. Kapitel 40.

134) BROCKDORFF, Ch. U. H. v., Die Institutionen-Commentare des GAJUS. Bd. I. [Schleswig. 1824. in 8⁰.] pag. 193. u. fg. — GAJUS. I. § 58 u. fg.

135) ULPIANI, D., Fragmenta, quibus in Codice Vaticano inscriptum est tituli ex corpore Ulpiani. Edidit E. BOECKING. Bonnae. 1836. in 12⁰. pag. 22. —
Titel V. § 6.

Wie schon erwähnt wurde, kam die Ehe in den späteren Zeiten Rom's bei der sittlich verderbten Gesellschaft immer mehr und mehr in Verachtung. Es ist nicht unsere Sache, die bekannten Ursachen dieser Erscheinung zu entwickeln; für uns kommt nur die Thatsache selbst und die Summe der durch sie erweckten Massregeln in Betrachtung. An einem anderen Orte [136]) sprachen wir von den Massregeln, welche die Regenten des römischen Staates übten, um die Bürger an Ehe und Familie zu fesseln, und gewannen die Ueberzeugung, dass in den Zeiten der Sitten-Verderbniss und Entartung der Gesellschaft alle Bemühungen, die Ehe zu heben und dem verrotteten Gesindel werth zu machen, nothwendig erfolglos sein mussten. Normale Ehe und allgemeine Verderbniss schliessen einander aus. Wird der Schuft genöthigt, in die Ehe zu treten, so vermehrt der Zwang nur seine Infamie und Gemeinheit, und das eheliche Institut wird nun völlig um den Credit gebracht. Daher macht Vernichtung der Ursachen der Sitten-Verderbniss sich nöthig, Zwang zum Eintritt in die Ehe nicht allein sich überflüssig, sondern geradezu sich schädlich. Reine, unverdorbene Menschen suchen die Ehe, raffinirte Genussmenschen fliehen sie. Von diesem Gesichtspunkte müssen die Lenker der Staaten bei ihren Massnahmen ausgehen.

Was ist von einem Volke, welches bis über die Ohren in Lastern und Ausschweifung steckt, für die Heilighaltung der Ehe und für die Förderung socialer Gesundheit durch die Ehe zu erwarten? Und wenn wir von dem Volke nichts erwarten dürfen, so können wir von Gesetzen unter solchen Umständen keine Wirkung sehen; denn es waren in Rom, wie J. Denis [137]) richtig bemerkt, die Sitten stärker als die Gesetze. Und so ist es überall: wo die Sitten nichts taugen, bleibt das Gesetz mindestens ein todter Buchstabe.

Wenn in einer Gesellschaft die Abtreibung der Leibesfrucht offen und schamlos betrieben, und täglich ungestraft verübt wird, dann steht es sehr schlimm um das sociale Wohlsein und um den dasselbe zu so grossem Theile bedingenden sittlichen Werth des Institutes der Ehe. »Die Abtreibung«, sagt Jules Rouyer [138]), »anfangs heimlich zu Rom ausgeübt, wurde endlich zu einem so verbreiteten und zugelassenen Gebrauche, dass das Beispiel davon selbst in dem Palaste der Kaiser gegeben wurde; sogar auf dem Theater war davon die Rede, wie von etwas ganz Gewöhnlichem, ganz Natürlichem. Aus mehreren Gründen griffen die Frauen zur Abtreibung ihrer Leibesfrüchte: um die Folgen ihres ausserehelichen Verkehr's zu verwischen; um ohne Unterlass der Ausschweifung sich hingeben zu können. Aber man sieht häufig noch eine andere Ursache dazu kommen: die Sorge um Vermeidung der Veränderungen, welche Schwangerschaft und Geburt dem Körper aufprägen. Bei den Römern galt eine Frau für alt, wenn sie fünfundzwanzig bis dreissig Lebensjahre zurückgelegt hatte; sie musste demnach Alles vermeiden, was einige ihrer Reize zu vermindern im Stande war; sie musste der Schwächung durch Kindbett und mütterliche Sorgen aus dem Wege gehen«. — Einer solchen Ge-

136) Reich, E., Ueber einige Maassregeln der Gesundheitspflege und Bevölkerungspolitik bei den Griechen, Römern, Indern, Egyptern und Juden. — Virchow's Archiv für pathologische Anatomie und Physiologie und für klinische Medicin. Band XLV.

137) Denis, J., Histoire des théoriees et des idées morales dans l'antiquité. Paris & Strasbourg. 1856. in 8⁰. Bd. II. pag. 101.

138) Rouyer, J., Études médicales sur l'ancienne Rome. Paris. 1869. in 8⁰. pag. 70.

sellschaft gegenüber ist jede gute Intention von Seite der Gesetzgeber eine Thorheit; das einzig Mögliche zu Verbesserung des Looses der Kommenden ist da der rasche Untergang der Entarteten durch die Macht grosser Ereignisse.

§ 27.

Das alte Culturvolk der Indier hatte eheliche Institutionen, welche gar sehr auf das Wohl der Nachkommen und auf die sociale Gesundheit gerichtet waren, freilich vorzugsweise der Kaste der Brahmanen nützten, die verachteten Kasten hingegen leider nicht weiter wohlthätig berührten. In den Gesetzen des Manu [139]) ist eine grosse Zahl die Ehe betreffender Verordnungen enthalten, von denen wir hier nur derjenigen gedenken, welche unmittelbar die sociale Hygieine betreffen. Manu will, dass der Brahmane, nachdem er entsprechend vorbereitet, nur aus seiner Kaste eine Frau nehme. Diese soll weder von den väterlichen noch von den mütterlichen Ahnen bis in den sechsten Grad abstammen, auch nicht durch den Namen zu den Familien des Vaters oder der Mutter gehören. Der Brahmane darf seine Gattin nicht wählen: aus einer Familie, in welcher die religiösen Gebräuche und das Studium der heiligen Schriften vernachlässigt werden, in welcher männliche Nachkommen nicht exsistiren, in welcher die Mitglieder auf dem ganzen Leibe mit langen Haaren bedeckt sind, an Haemorrhoiden, Schwindsucht, Verdauungs-Beschwerden, Fallsucht, Aussatz u. s. w. leiden. Er darf eine Frau nicht nehmen, welche röthliche Haare, überzählige Glieder hat, häufig krank, zu viel oder zu wenig behaart, unerträglich durch ihre Geschwätzigkeit, oder rothäugig ist; welche den Namen einer Constellation, eines Baumes, eines Flusses, eines barbarischen Volkes, eines Berges, eines Vogels, einer Schlange, eines Sklaven trägt, oder deren Name an einen scheusslichen Gegenstand erinnert. Er soll eine Frau heirathen, welche wohl gestaltet ist, deren Name angenehm klingt, die einen graciösen Gang hat, deren Körper mit einem zarten Flaum bekleidet ist, deren Haare fein, deren Zähne klein, deren Glieder von bezaubernder Weichheit sind. Ein verständiger Mann soll ein Mädchen nicht ehelichen, welches keinen Bruder hat und deren Vater nicht bekannt ist. Manu verlangt, dass Niemand ausserhalb des weiteren oder engeren Gebietes seiner Kaste heirathe. — Dies sind die wichtigsten und die sociale Hygieine interessirenden Ehe-Verordnungen des Manu.

Verheirathung in der nämlichen Kaste vermag die Eigenthümlichkeiten dieser ausgezeichnet zu erhalten; ob aber gerade die Conservirung dieser Besonderheiten den Zwecken der socialen Gesundheit förderlich ist, muss sehr dahin gestellt bleiben. Wo die einzelnen Theile des Volksganzen durch die Kluft von Kasten geschieden sind, wird niemals ein allgemeines Wohlbefinden sich geltend machen; denn es wird bald die eine Kaste über die andere herrschen, jene wird aller Genüsse, diese aller Lasten und Beschwerden theilhaftig sein. Wir wissen aus der Statistik, dass unterdrückte, geknechtete Nationen oder Volksschichten arm und elend sind, frühzeitig dahin sterben und oft genug nur jämmerliche Nachkommen hinterlassen. Um desto schlimmer gestalten sich

---

139) Manava-Dharma-Sastra. Lois de Manou, comprenant les institutions religieuses et civiles des Indiens; traduites du Sanscrit et accompagnées de notes explicatives, par A. Loiseleur Deslongchamps. Paris. 1833. in 8⁰. pag. 71. u. fg. — Buch III. § 4. u. fg.

diese Verhältnisse, je mehr die herrschenden Schichten den Charakter von Kasten annehmen, und wenn eine jede Kaste, durch das Ehegesetz bestimmt, ihre Eigenthümlichkeiten zuletzt bis zum Krankhaften ausbildet.

Herrschaft der Kasten arbeitet dem Zerfall der Gesellschaft jederzeit in die Hände. Mögen Jahrhunderte auch verstreichen, ehe die Katastrophe eintritt: immer muss sie kommen als das nothwendige Ergebniss unnatürlicher Zustände. Aber es ist thatsächlich, dass dort, wo die Kasten-Wirthschaft zur festen Grundlage des socialen Gebäudes wurde, dieses alsbald zusammenstürzt und das Volk Fremden überliefert wird, wenn die einzelnen Kasten sich vermischen. A. de Gobineau [140]) sagt: »Jederzeit hat das Regiment der Kasten die Anforderungen der Natur, wenn auch nicht gänzlich gelähmt, doch bedeutend sie reducirt. Die Fortschritte des Uebels vollzogen sich nur mit der äussersten Langsamkeit, und wenn die Superiorität der Brahmanen und Kschattryas über die indischen Bevölkerungen nicht hätte aufgehört, bis auf unsere Zeiten eine unbestreitbare Thatsache zu sein, man könnte das Ende der indischen Gesellschaft vor einer sehr im Nebel liegenden Zukunft nicht absehen«. — Und weil Kasten-Herrschaft die Anforderungen der Natur lähmt, muss sie der socialen Gesundheit der Beherrschten auf das Entschiedenste entgegen laufen, und es muss jede Massregel, welche die Eigenthümlichkeiten einer Kaste fördert, zuletzt immer verderblich sein.

Johann Gottfried Herder [141]) bemerkt über die Indier und deren Verhältnisse unter Anderem: »Dabei ist nicht zu bergen, dass, wie alle menschliche Verfassungen, auch diese viel Drückendes habe. Des unendlichen Zwanges nicht zu gedenken, den die Vertheilung der Lebensarten unter erbliche Stämme nothwendig mit sich führt, weil sie alle freie Verbesserung und Vervollkommenung der Künste beinahe ganz ausschliesst; so ist insonderheit die Verachtung auffallend, mit der sie den niedrigsten der Stämme, die Parias, behandeln. Nicht nur zu den schlechtesten Verrichtungen ist er verdammt und vom Umgange aller andern Stämme auf ewig gesondert: er ist sogar der Menschenrechte und Religion beraubt; denn Niemand darf einen Paria berühren, und sein Anblick sogar entweihet den Brahmanen. Ob man gleich mancherlei Ursachen dieser Erniederigung, unter Anderem auch diese angegeben, dass die Parias eine unterjochte Nation sein mögen: so ist doch keine derselben durch die Geschichte genugsam bewährt; wenigstens unterscheiden sie sich von den andern Hindu's nicht an Bildung. Also kommt es, wie bei so vielen Dingen alter Einrichtung, auch hier auf die erste harte Stiftung an, nach der vielleicht sehr Arme oder Missethäter und Verworfene zu einer Erniederigung bestimmt wurden, der sich die unschuldigen zahlreichen Nachkommen derselben bis zur Verwunderung willig unterwerfen. Der Fehler liegt hierbei nirgend als in der Einrichtung nach Familien, bei der doch Einige auch das niedrigste Loos des Lebens tragen mussten, dessen Beschwerden ihnen die angemasste Reinigkeit der andern Stämme von Zeit zu Zeit noch mehr erschwerte«. — Ein Gesetz, welches die Ehe nur in der eigenen Kaste gestattet und so die Kluft zwischen den verschiedenen Schichten eines Volkes unermesslich macht, bringt bei grosser Kopfzahl wohl nicht Entartung in der Kaste selbst hervor;

---

140) Gobineau, A. de, Essai sur l'inégalité des races humaines. Paris. 1853—55. in 8°. Bd. II. pag. 158.

141) Herder, J. G., Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit. Riga und Leipzig. 1785—92. in 8°. Bd. III. pag. 51. u. fg.

aber in kleinen Bezirken, wo von Vermehrung der Bevölkerung durch Einwanderung nicht die Rede ist, wird immer physische und moralische Degeneration die Folge sein. Diese letztere Thatsache wird durch zahlreiche Dynasten-Geschlechter, durch die herrschenden Klassen in kleinen Residenzen und kleinen Freistaaten, endlich durch jene Bauern-Familien, die nur unter sich heirathen, genügend bewiesen. Bei Völkern, wo Kasten bestehen, kommt, und sei dies erst nach Jahrtausenden, die unterdrückte Kaste zuletzt doch zum Bewusstsein ihrer Kraft, und diese ist es, welche das alte gesellschaftliche System zu Grunde richtet. Darum sind alle Gesetze, welche den Geist bürgerlicher Ungleichheit athmen und Vermischung der verschiedenen Schichten untersagen, nicht allein naturwidrig, sondern in letzter Reihe immer Zerstörer der socialen Gesundheit. Eine jede Gesellschaft, welche eine gewisse Zahl ihrer Mitglieder wegen deren Geburt verdammt, ist krank.

Nach den Forschungen von JOHANN HEINRICH KALTHOF[142]) gehörte zu einer gültigen Ehe in Indien von Seite des Mannes das sechszehnte, von Seite des Mädchens das achte Lebensjahr; ausgezeichnete Jünglinge konnten im Verhältniss früher sich verloben. Wenn ein Mann Knaben nicht erzeugen konnte, so stand es ihm frei, irgend einen seiner Blutsverwandten zu bevollmächten, mit seiner Frau sich zu vermischen. Das Minimum des Heirathsalters war bei den Indiern für das weibliche Geschlecht zu niedrig gegriffen; für das männliche mochte es angemessen sein. Mit acht Jahren ist selbst in Indien das Mädchen noch nicht genügend zur Vermehrung des Menschengeschlechts geeignet. Der Gesetzgeber hätte das zehnte Jahr als das Minimum aufstellen sollen.

Andererseits wird durch das Gesetz das Vorurtheil genährt, dass ein männlicher Nachkomme über Alles gehe; und es wird, um seiner Erzeugung willen, sogar der Eingriff in die Ehe, der thatsächliche Ehebruch gestattet. Bei den Indiern, die fester als irgend ein Volk mit ihrer Religion und ihren Gesetzen verwachsen sind, und fester als irgend eine Nation an ihren Vorurtheilen hängen, trotz aller Duldsamkeit gegen Andersdenkende, bei den Indiern, sage ich, konnte dieses Verhältniss niemals so schwere sittlichen Folgen haben, die es anderswo unfehlbar haben müsste; es kann aber auch, obschon der socialen Gesundheit unter Umständen nur förderlich, für Indien nicht empfohlen werden, weil es, wenn einmal dort die Religiosität nachlässt und Sitten-Verderbniss einreisst, sehr geeignet ist, das Institut der Ehe und durch dieses das gesellschaftliche Wohlsein zu vernichten.

Der indische Gesetzgeber hatte die Gesunderhaltung der Rasse im Auge; darum verbot er den Brahmanen und überhaupt den höheren Kasten die Verehelichung mit Anverwandten, mit Kranken, Kränklichen und allen Jenen, welche in seinen Augen nicht die volle Gesundheit bekunden und Gesundheit für die eigene und für die Zukunft der Nachkommen nicht verbürgen. Tiefe Menschenkenntniss und die genaueste Erfassung der Gesundheits-Bedingungen liegt den Ehegesetzen der Indier zum Grunde; nur in dem Punkte wollen sie nicht das Beste Aller, wo sie Verehelichung nur in der eigenen Kaste anbefehlen, und jede Vermischung mit niederen Kasten als ein todeswürdiges Verbrechen brandmarken.

---

142) KALTHOF, J. H., Jus matrimonii veterum Indorum cum eodem Hebraeorum comparatum. Bonnae. 1829. in 8⁰.
Allgemeine Literatur-Zeitung. 1830. Halle. in 4⁰. Bd. II. Nr. 113 und 114.

§ 28.

Wie Diodor von Sicilien [143]) meldet, waren die alten Egypter gesetzlich dazu verhalten, ihre Schwestern zu heirathen. Max Uhlemann [144]) erklärt dieses sonderbare Gesetz also: »Dieses Gesetz konnte fast keinen andern Zweck haben, als die Aufrechterhaltung der Kasten, damit die Frauen verhindert würden, sich mit Mitgliedern anderer Kasten zu verehelichen«.

Aus den Angaben des Herodot [145]) geht hervor, dass die Stellung der Frauen in Egypten eine sehr freie war; sie erinnert ganz an die Rolle, welche das weibliche Geschlecht heutzutage in Frankreich und Nordamerika spielt. Von dem Wahnwitz der sogenannten Frauen-Emancipation war im alten Egypten nicht die Rede, obgleich mehrere Weiber als Königinnen dort herrschten.

Für die beziehungsweise Freiheit der egyptischen Frauen gibt es mancherlei Beweise. Hören wir, was Max Uhlemann [146]), ein ausgezeichneter Sachkenner, hierüber spricht: »Hätten die egyptischen Königinnen wirklich eine so untergeordnete Stellung eingenommen, als in neuerer Zeit in den Morgenländern, so würden wir von ihnen eben so wenig wissen, als von den persischen und türkischen Sultaninnen. Dies ist jedoch nicht der Fall. Die Geschichte hat uns viele derselben aufbewahrt, die Denkmäler und hieroglyphischen Inschriften haben viele derselben verewigt«. . . . »Eben so lässt sich aus verschiedenen Stellen griechischer Schriftsteller schliessen, dass es in Egypten frühzeitig Sitte gewesen sei, den Töchtern, die man verheirathen wollte, aus dem elterlichen Vermögen ein Heirathsgut mitzugeben; und auch schon deshalb müssen die egyptischen Frauen in weit grösserem Ansehen gestanden und sich einer weit angenehmeren Lage erfreut haben, als in anderen Ländern des Orient's, wo die Gewohnheit eingeführt war und noch jetzt beobachtet wird, die Braut ihren Eltern und ihren Verwandten für eine Summe Geldes abzukaufen« . . . »Auch lebten, und dies ist der Hauptbeweis, nach bildlichen Darstellungen auf den Denkmälern die Frauen in Egypten bei Weitem nicht so eingeschränkt und eingekerkert, wie im Orient«. — Also, die Frauen standen bei den Egyptern in grösserer Achtung, als bei den meisten Völkern des Alterthums; und dieses Verhältniss war für das Wohl der nachwachsenden Generationen ein günstiges.

Es scheinen die Vermischungen im Kreise der Blutsverwandtschaft den Egyptern weniger geschadet zu haben, als den gegenwärtigen Dynasten-Geschlechtern sie schaden; aber dass sie nicht so ohne Beeinträchtigung für das Volk vorüber gingen, mag doch zu den Thatsachen gehören. In Egypten

---

143) Diodori Siculi, Bibliothecae historicae libri XVII. Lugduni. 1552. (Apud Seb. Gryphium.) in 8⁰. pag. 34. u. fg. — Buch I. Kapitel 2.

»Lege quoque Aegyptii praeter communem caeterorum hominum morem sanxere, fas esse sororem a fratre uxorem capi: exemplo Isidis moti, quae fratri Osiridi nupsisset: eoque mortuo et jurasset illa amplius non nubere, et viri mortem ulta, justo imperio regnasset, plurimum etiam de genere hominum suis in eos beneficiis merita«.

144) Uhlemann, M., Toth oder die Wissenschaften der alten Aegypter nach klassischen und ägyptischen Quellen bearbeitet. Göttingen. 1855 in 8⁰. pag. 122.

145) Herodoti Halicarnassei, Historiarum libri IX, IX Musarum nominibus inscripti. Ejusdem narratio de vita Homeri. Cum Vallae interpret. latina historiarum Herodoti, ab Henr. Stephano recognita: & spicilegio Frid. Sylburgii. Francofurti. 1608. in fol⁰. pag. 103. — Buch II. Kapitel 35.

146) Uhlemann, M., Drei Tage in Memphis. Ein Beitrag zur Kenntniss des Volks- und Familien-Lebens der alten Aegypter. Göttingen. 1856. in 8⁰. pag. 20. u. fg.

war Siechthum nicht zu Hause, sondern eher eine Fülle von Gesundheit. Nun wissen wir, dass die Gesundheit der Sprösslinge nicht beeinträchtigt wird, wenn beide Erzeuger bei Blutsverwandtschaft vollkommen normal sind; ALFRED BOURGEOIS [147]) hat dies bewiesen. Der Schaden, welcher den Egyptern aus der nahen Verwandtschaft ihrer Eltern erwuchs, war also nicht ein physischer, ein auf Krankheit zurück zu führender. Aber das Stetige im Charakter der Egypter, das Versteinerte in den politischen und socialen Zuständen dieses Volks scheint mir ein Ergebniss der Ehen im nächsten Verwandtschafts-Kreise zu sein.

Wie wir schon früher erwähnten, zeichnen die heutigen Egypter durch eine lange Dauer des Lebens sich aus. Dasselbe scheint bei den alten Bewohnern des Landes auch der Fall gewesen zu sein. Ob hierzu neben dem Klima auch die Heirathen wirkten, muss noch erforscht werden; aber dass die gute Behandlung der Kinder, das Saugen dieser an der Brust der eigenen Mutter, und das hygieinische Leben des ganzen Volkes das Leben verlängerten, ist ganz gewiss. PROSPER ALPINUS [148]) bringt die lange Dauer des Lebens bei den Egyptern mit deren Mässigkeit und Pflege in innigste Beziehung. Allein Mässigkeit und Pflege sind, wenn auch vorwiegend, doch nicht ausschliesslich die Erzeuger langen Lebens; es kommen noch begünstigende Einflüsse des Klima und der Rasse, und endlich nationale Wohlfahrt dazu, Momente, die in Egypten auf sicherem Grunde standen.

§ 29.

Die alten Juden leben in ihren Nachkommen bis auf den heutigen Tag fort, wogegen der grösste Theil der alten Völker wie man sagt ausgestorben ist. Wem verdanken die Juden diese Unverwüstlichkeit? Wohl weniger ihren Ehegesetzen, als ihrer Vorsicht, Mässigkeit und Pflege. Indem wir die Eheverhältnisse der Juden betrachten, wollen wir untersuchen, in wie weit dieselben zur Beförderung socialer Hygieine und zur Vermehrung der Lebenszeit wirkten.

Liebe führte im Allgemeinen die hebräischen Eheleute nicht zusammen; nach dem Zeugniss des Alten Testament's [149]) waren es die Eltern der Brautleute, welche das Ehepaar auswählten und die Gatten für einander bestimmten; es musste der Mann seine Frau geradezu durch einen Brautpreis erkau-

---

147) BOURGEOIS, A., Quelle est l'influence des mariages consanguins sur les générations? — CANSTATT's Jahresbericht der Medicin für 1859. Bd. VII. pag. 78. u. fg.

»Die Beobachtungen, welche man täglich an gesunden und auserlesenen Thieren macht, widersprechen durchaus den theoretischen Aussprüchen der Schriftsteller; und diese Thiere, welche sich begatteten, waren die nächsten Blutsverwandten. Competente Leute benutzen die Begattung blutsverwandter Thiere zur Herstellung und Erhaltung der schönsten Rassen. Eine gewissenhafte Beobachtung zeigt, dass die Blutsverwandtschaft unter Menschen zu denselben Resultaten führt, wenn unter den Erzeugern nicht vorher schon erbliche Fehler bestehen. Unter diesen Umständen liefern die Generationen, je complicirter die Blutsverwandtschaft ist, um so bessere Qualitäten in jeder Hinsicht, und aus demselben Grunde werden die Krankheiten und Mängel aller Art durch die Blutsverwandtschaft unterhalten und gesteigert«.

148) PROSPER ALPINUS, De medicina Aegyptiorum. Denuo edidit J. B. FRIEDREICH. Nordlingae. 1829. in 8⁰. Bd. I. pag. 73. u. fg. — Buch I. Kapitel 11.

149) 1. Buch MOSIS. Kapitel XXI. Vers 21.; Kapitel XXXIV. Vers 4.; Kapitel XXXVIII. Vers 6.

fen, oder erdienen. GEORG BENEDIKT WINER[150]) hat alle hierauf bezüglichen Stellen der Bibel sorgfältig citirt, und J. D. MICHAELIS[151]) umständlich von dem Hergange bei der Verehelichung der Juden gehandelt. – Also trotzdem so selten Liebe der Gatten das veranlassende und bestimmende Moment der Eheschliessung war, widerstanden die Sprösslinge allen Stürmen der Zeit, und entwickelten immer ein Maass von geistiger Kraft, wie es bei anderen Rassen den nicht in Liebe erzeugten Kindern nicht eigen zu sein pflegt.

MOSES[152]) verbietet die Ehe zwischen sehr nahen Verwandten, und zwar die Ehebündnisse, beziehungsweise Vermischungen zwischen Eltern und Kindern, Brüdern und Schwestern, Tanten und Neffen, Onkeln und Nichten, Schwiegervätern und Schwiegertöchtern, Schwägern und Schwägerinnen bei Lebzeiten des Mannes beziehungsweise des Weibes. MOSES verbietet, dem Weibe während der Menstruation beizuwohnen, und verbietet den Ehebruch. — Ueber die Mosaischen Ehegesetze bemerkt WINER: »Die Verbote selbst gründen sich zum Theil auf altes Herkommen, und waren egyptischen und kanaitischen Sitten entgegen gesetzt; ihre letzten Ursachen mögen aber wohl theils in einem natürlichen Abscheu, der sich in dem abrahamitischen Stamme frühzeitig fest gesetzt hatte und conventionell fortgepflanzt worden war, theils in wahrgenommenen Nachtheilen bürgerlicher und physischer Art, welche die verbotenen Ehen herbei führten, zu suchen sein; am wenigsten darf man dem Gesetzgeber moralisch-speculative Motive unterlegen«. — Wir sind weit davon entfernt, MOSES moralisch-speculative Beweggründe zu den Ehegesetzen unter zu schieben; aber wir glauben, dass der Gesetzgeber theil aus Abscheu gegen die egyptische Sitte, theils aus Rücksichten der Gesundheit der Nachkommen, endlich um den unnatürlichen Gelüsten der Juden, ihrem Hange zu Unzucht und Ausartung des Geschlechtstriebes nicht förderlich zu sein, die Ehe zwischen den nächsten Verwandten verbot. Je näher die Verwandtschaft der Gatten, desto weniger heftig und andauernd der Reiz, und das insbesondere, wenn bei einem Volke Neigung zu Unzucht u. s. w. besteht. Das Verbot, dem Weibe während der monatlichen Reinigung beizuwohnen, entsprang nur aus Gesundheits-Rücksichten. Die Ehen zwischen den nächsten Blutsverwandten hätten bei den Juden gewiss viel zur Zerstörung socialer Gesundheit beigetragen, und das hebräische Volk daran verhindert, so lange auszudauern, mit einer solchen Zähigkeit den Kampf um das Dasein während zweier Jahrtausende zu kämpfen. Den Egyptern schadeten solche Ehen nicht; den Juden hätten sie die Glocke des Todes läuten helfen.

MOSES verbietet den Beischlaf mit einer menstruirenden Frau. Die Rabbinen, noch viel mosaischer als MOSES, gingen weiter und übertrieben das Verbot so, dass man über ihre hirnlosen Vorschriften lachen könnte, wenn sie nicht zum Weinen wären. J. F. SCHRÖDER[153]) hat ein Bild dieser Vorschriften entrollt.

Doch, diese sind nicht der einzige Blödsinn im Judenthume; die soge-

150) WINER, G. B., Biblisches Realwörterbuch, zum Handgebrauch für Studierende, Kandidaten, Gymnasiallehrer und Prediger ausgearbeitet. 2. Auflage. Leipzig. 1833—38. in 8⁰. Bd. I. pag. 350. u. fg.

151) MICHAELIS, J. D., Mosaisches Recht. Biehl. 1777. in 8⁰. Bd. II. pag. 102.

152) 3. Buch Mosis. Kapitel XVIII. Vers 6 – 20.

153) SCHRÖDER, J. F., Satzungen und Gebräuche des talmudisch-rabbinischen Judenthums. Bremen. 1851. in 8⁰. pag. 482. u. fg.

nannte Levirats-Ehe ist noch unsinniger, und den Interessen socialer Gesundheit entschieden zuwider laufend. MOSES[154]) verordnet: »Wenn Brüder bei einander wohnen, und einer stirbt ohne Kinder, so soll des Verstorbenen Weib nicht einen fremden Mann draussen nehmen, sondern ihr Schwager soll sie beschlafen, und zum Weibe nehmen, und sie ehelichen«. »Und den ersten Sohn, den sie gebieret, soll er bestätigen, nach dem Namen seines verstorbenen Bruders, dass sein Name nicht vertilget werde aus Israel«. «Gefällt es aber dem Manne nicht, dass er seine Schwägerin nehme, so soll sie, seine Schwägerin, hinauf gehen unter das Thor vor die Aeltesten, und sagen: Mein Schwager weigert sich, seinem Bruder einen Namen zu erwecken in Israel, und will mich nicht ehelichen«. »So sollen ihn die Aeltesten der Stadt fordern, und mit ihm reden. Wenn er dann stehet und spricht: Es gefällt mir nicht, sie zu nehmen«: »So soll seine Schwägerin zu ihm treten vor den Aeltesten, und ihm einen Schuh ausziehen von seinen Füssen, und ihn anspeien, und soll antworten und sprechen: Also soll man thun einem jeden Manne, der seines Bruders Haus nicht erbauen will«. »Und sein Name soll in Israel heissen des Barfüssers Haus«. — Das ist die Barbarei der Levirats-Ehe, die bei den alten Juden so hoch im Ansehen stand. Institutionen von dieser Art waren sehr dazu angethan, den Sinn der Unzucht zu fördern; denn Menschen, die zu Bündnissen mit ihnen gleichgültigen oder gar verhassten Personen gezwungen werden, gerathen am leichtesten auf Abwege.

Und trotz alle dem ist das Judenvolk unverwüstlich. Es ist durch die Statistik nachgewiesen worden, dass die ganzen Lebens-Verhältnisse der Juden günstiger sich gestalten, als bei andern Völkern. A. LEGOYT[155]) hat diesen Gegenstand untersucht, und die Ergebnisse seiner Forschungen also zusammen gefasst: »Die Juden scheinen in einem weniger vorgerückten Alter sich zu verheirathen, als die Christen. Sie geniessen demnach längere Zeit der heilbringenden Einflüsse des ehelichen Lebens . . . Auf der andern Seite ist man berechtigt, zu denken, dass bei den Gewohnheiten der Klugheit, Zurückhaltung und Umsicht, welche die Juden in den wichtigsten Vorgängen des bürgerlichen Lebens charakterisiren, dass sie nicht eher sich verheirathen, als bis sie den Erfordernissen der neuen Lage genügen können. Bei ihnen zählt man demnach viel weniger von jenen unüberlegt und voreilig abgeschlossenen Ehebündnissen, welche das materielle Wohlsein der Ehegatten und ihrer Sprösslinge so schwer verletzen«. »Die eheliche Fruchtbarkeit ist bei den Juden kleiner, als bei den Christen; sie bewahren aber ihre Kinder viel besser, als die Christen«. »Der Jude betreibt keine Profession*), welche mühselige Arbeit erfordert. Er ist nicht Feldarbeiter, nicht Gewerbsmann, nicht Seefahrer, nicht Bergmann. Er ist vor Allem Handels-, Geschäfts- und Geldmann, Künstler, Weiser, Schriftsteller, öffentlicher Beamter«. »Das mosaïsche religiöse Gesetz enthält rein hygieinische Vorschriften, welche nur einen günstigen Einfluss auf die Gesundheit ausüben können«. »Das Familien-Gefühl ist bei den Juden mehr ausgebildet, als bei den Christen. Abgesehen von den Fällen vollständiger Unmöglichkeit, säugt jede israelitische Frau ohne Unterschied des

---

154) 5. Buch MOSIS. Kapitel XXV. Vers 5. u. fg.

155) LEGOYT, A., De la vitalité de la race juive en Europe. — Journal de la société de statistique de Paris. 1865. [Paris & Strasbourg. in 8⁰.] pag. 166. u. fg.; 194. u. fg.; 206. u. fg.

*) Das heisst: in der Regel.

Ranges ihr Kind«. . . »Die Mässigkeit der Juden ist eine unumstössliche Thatsache«. »Für alle ihre Mitglieder ist die jüdische Gemeinde von einem hohen Sinne der Wohlthätigkeit durchdrungen«. »Der religiöse Jude kennzeichnet sich durch eine grosse Strenge des Geistes; er hat einen tiefen Glauben an die Vorsehung und an die hohe Bestimmung seiner Rasse«. . . . »Vom Gesichtspunkte des Strafgesetzes betrachtet, scheint die Sittlichkeit des Juden reell zu sein, und in diesem Falle wäre sie wohl der Ausdruck einer regelmässigen Lebensweise, deren Einfluss auf die Lebensdauer unbestreitbar ist«. — Dies die Ansichten und Folgerungen von Legoyt.

Die Axe, um welche das Leben der Juden sich dreht, ist das Gesetz; und weil dieses vor Allem die ganze moralische Kraft des Hebräers in Anspruch nimmt, und überall auch auf Förderung seiner Gesundheit hinaus läuft, darum trägt es, in demselben Maasse wie die äusseren Verhältnisse der Verfolgung u. s. w., dazu bei, die jüdische Rasse zu erhalten und das Leben des Einzelnen zu verlängern. Aber das Gesetz für sich allein wäre ohne solche grossartige Wirkung auf die Juden geblieben, wenn nicht die mehr-tausendjährige Verfolgung dieser Nation durch andere Rassen die Interessen solidarisch und das Gesetz zum rothen Faden des Lebens gemacht hätte. Verfolgte werden zähe und haften an ihren Eigenthümlichkeiten oft mit einer Ausdauer, wie sie Bewunderung erregt. Der Rasse selbst, der Geschichte und dem Gesetze, welches ebenso Sitten- wie Gesundheits-Gesetz ist, haben die Juden ihre Erhaltung, die lange Dauer ihres Lebens zu verdanken. Diesen mächtigen Einflüssen gegenüber bleiben nicht ganz normale Ehe-Verhältnisse ohne Wirkung auf die sociale Gesundheit.

S. Sr. Coronel[156]), der eine grössere Zahl statistischer, zu Gunsten der Lebens-Verhältnisse der Juden sprechender Thatsachen anführt, bestätigt durch seine Untersuchungen ganz die oben angeführten Aussprüche von Legoyt, und erkennt in dem besseren Familienleben der Juden, in ihrer Mässigkeit, Vorsicht und Besonnenheit, und in ihrem ganzen gesundheitsgemässen Verhalten die Ursachen ihrer guten Lebens-Aussichten und ihrer längeren Lebensdauer. Auch W. C. de Neufville[157]) bestätigt für Frankfurt am Main die Aussprüche und Schlüsse von Legoyt, und zeigt, wie günstig die Juden in Hinsicht von Gesundheit und Lebensdauer den Christen gegenüber gestellt sind. Francis Devay[158]) sagt, es sei hauptsächlich den von Moses gegebenen hygieinischen Einsetzungen zu verdanken, dass dieser Gesetzgeber aus den Juden ein eigenthümliches Volk machte.

Eine Massregel der Juden, deren Betrachtung hier am Platze ist, ist die Beschneidung. Es gehört dieselbe nicht ausschliesslich den Juden, sondern vielen orientalischen Völkern zu; doch wird sie von den Söhnen Jsrael's seit

---

156) Coronel, S. Sr., Jets over het verschil in levensverhoudingen tusschen Joden en Christenen. pag. 1. u. fg.; 8. u. fg. — [Abgedruckt aus »Schat der gezondheid«. 1864. Gorichem. in 8⁰.]

157) Neufville, W. C. de, Lebensdauer und Todesursachen zwei und zwanzig verschiedener Stände und Gewerbe, nebst vergleichender Statistik der christlichen und israelitischen Bevölkerung Frankfurts. Frankfurt am Main. 1855. in 8⁰. pag. 19. u. fg.

158) Devay, F., Traité spécial d'hygiène des familles particulièrement dans ses rapports avec le mariage au physique et au moral et les maladies héréditaires 2. Aufl. Paris. 1858. in 8⁰. pag. 672.

uralten Zeiten*) geübt, und möge darum an diesem Volke erläutert werden. Die Beschneidung, gewöhnlich als gesundheitliche Massregel aufgefasst, scheint durchaus nicht eine solche zu sein. J. H. F. v. AUTENRIETH[159]) schliesst seine Abhandlung über die Beschneidung mit folgenden Worten: »Der Charakter der Völker verändert sich. Der Salivas-Indianer ist jetzt feig geworden; der Kopte rechnet, statt zu fechten. Aber einzelne Sitten dauern oft aus blosser Gewohnheit fort; wie auch jene Neger in Nieder-Guinea gar keinen Grund ausser alter Gewohnheit mehr anzugeben vermögen, warum sie sich beschneiden, und wie der aethiopische christliche König CLAUDIUS keine Ursache weiss, warum seine Abyssinier sich noch jetzt beschneiden, als weil es Landessitte, ein blos menschlicher Gebrauch sei. Nur zu leicht wird nun aber einer blos noch aus Gewohnheit fortdauernden Sitte, — ist unter Veränderung aller Verhältnisse, welche einst ihre Entstehung herbei führten, auch ihr ursprünglicher Zweck ganz vergessen worden, — ein neuer Erklärungs-Grund untergelegt, an welchen das Zeitalter, in dem die Sitte sich bildete, gar nicht dachte, nicht einmal denken konnte. Ist dieser neue Meinungsgrund ein mystischer, so wird jetzt der Gebrauch, sei er auch noch so unzweckmässig geworden, auf Jahrtausende hinein unveränderbar; denn nun in das religiöse Ideenreich verwiesen, unterliegt er nicht mehr dem tilgenden Einfluss der hier wandelbaren natürlichen Verhältnisse der Gesellschaft. Die Juden sind nicht mehr wie zu JOSUA's Zeiten ein eroberndes, wie zu der Makkabäer Zeiten ein Heldenvolk. Sie sammlen nicht mehr, wie DAVID, Vorhäute erschlagener Feinde; aber sie beschneiden sich noch bis auf diesen Tag, jetzt aus Gründen ihrer Theologie«. — Aus den Untersuchungen von M. G. SALOMON[160]) geht hervor, dass die Beschneidung nicht zu den gesundheitlichen Massregeln der Juden gehöre. Auch von BENJAMIN CONSTANT[161]) werden der Beschneidung hygieinische Veranlassungen nicht untergelegt. Dagegen sucht JULIUS ROSENBAUM[162]) die Beschneidung als eine ursprünglich religiös-diätetische Massregel zu demonstriren.

Es will uns bedünken, dass Menschen, welche rein sich halten, der Beschneidung nicht bedürftig wären, und dass solche, welche Sinn für Reinlichkeit nicht haben, auch im beschnittenen Zustande schmutzig bleiben dürften. Auf Vermehrung oder Verminderung der Zeugungslust ist die Beschneidung ohne Einfluss; der socialen Hygieine gegenüber kommt ihr Bedeutung nicht zu.

§ 30.

Bei den muhammedanischen Völkern gibt es strenge Ehegesetze, welche mit der Gesundheitspflege zum Theile innig in Beziehung stehen. MUHAMMED[163])

159) AUTENRIETH, J. H. F. v., Abhandlung über den Ursprung der Beschneidung bei den wilden und halbwilden Völkern mit Beziehung auf die Beschneidung der Israeliten. Mit einer Kritik von C. CHR. v. FLATT. Tübingen. 1829. in 8⁰. pag 47. u. fg.

160) SALOMON, M G., Die Beschneidung. Historisch und medizinisch beleuchtet. Braunschweig. 1844. in 8⁰. pag. 16. u fg.; 79.

161) CONSTANT, B., De la religion, considérée dans sa source, ses formes et ses développements. Paris. 1821—31. in 8⁰. Bd. I. pag. 257.

162) ROSENBAUM, J., Geschichte der Lustseuche im Alterthume, . . . 2. Abdruck. Halle. 1845. in 8⁰. pag. 363. u. fg.

163) Der Koran. Aus dem Arabischen wortgetreu neu übersetzt, und mit erläuternden Anmerkungen versehen von L. ULLMANN. 4. Auflage. Bielefeld. 1857. in 8⁰. pag. 24. u. fg.; 57. u. fg.; 296. u. fg.

*) Vor den Juden kannten und übten sie die Egypter und andere Völker.

verbietet in der zweiten Sure des Koran's den Gläubigen, Götzendienerinnen zu ehelichen, oder ihre Töchter Götzendienern zu Frauen zu geben; gläubige Sklaven, beziehungsweise Sklavinnen, seien besser denn Götzendiener, beziehungsweise Götzendienerinnen. Muhammed verbietet in derselben Sure, den Frauen während deren monatlicher Reinigung beizuwohnen, und wünscht, es möge ein Jeder vor dem Beischlafe »seine Seele weihen«, das heisst: Gutes thun, gute Werke verrichten. — Dieses Gebot macht den Beischlaf selbst zu einer heiligen Handlung und sichert ihm einen höheren sittlichen Werth; es emancipirt ihn von der Kategorie rein wollüstiger Begehungen, und fördert dadurch die social-hygieinische Bedeutung der Ehe selbst. Mit der Hygieine weniger unmittelbar in Beziehung befindet sich das Verlangen des Religions-Stifters, die Muselmänner von der Vermischung mit Götzendienern abzuhalten. Mittelbar dagegen mag es das allgemeine Wohl im Auge haben; denn Götzendiener pflegen die religiös-hygieinischen Vorschriften der Muhammedaner nicht zu erfüllen.

Es heisst in der zweiten Sure des Koran's unter Anderem: »Die Mutter soll ihre Kinder zwei volle Jahre säugen, wenn der Vater will, dass die Säugung vollständig sei«. — Massregeln solcher Art, obgleich über die Anforderung der Natur hinaus gehend, suchen nur das Wohl des Kindes und damit das Gemeinwohl zu erstreben, das Kind vor den das zarte Alter treffenden verderblichen Ausseneinflüssen sicher zu stellen, und damit die grosse Sterblichkeit in den ersten Lebensjahren zu vermindern. Friedrich Wilhelm Oppenheim[164]) sagt von den Türkinnen: »In der Regel ist jede Mutter im Stande, ihr Kind selbst zu nähren, da weder eine Schnürbrust die Brüste und Brustwarzen zerdrückt, noch eine übertriebene Verzärtelung und Schwäche sie dazu untauglich macht. Ausserdem haben die Weiber im Morgenlande glücklicher Weise noch nicht gelernt, dass sich ihren heiligsten Pflichten zu entziehen, und die kostbarsten Pfänder ihrer ehelichen Liebe lohnsüchtigen Miethlingen anzuvertrauen, ein Mittel wäre, ihre Reize länger zu erhalten und die zauberischen Vergnügungen der Gesellschaft ungestört zu geniessen. Sie finden das Lächeln eines Kindes, welches sie mit ihrer Milch tränken, weit süsser, weit belohnender, als den rauschenden Beifall einer verderbten Welt. Sie werden aber für ihre einfachere, ruhigere Lebensweise durch eine Ruhe der Sinne, einen Seelenfrieden und eine dauerhafte Gesundheit entschädigt, die sie selbst geniessen und ihren Kindern mittheilen«. — So zeigt sich denn auch das über die naturgemässe Zeit von neun Monaten fortgesetzte Säugen nicht nur nicht schädlich, sondern für Kind und Mutter erspriesslich, und das Gebot des Koran's ist aus dem Gesichtspunkte der Hygieine gerechtfertigt.

Die vierte Sure des Koran's verbietet den Gläubigen, eine Frau zu heirathen, die schon der Vater ehelichte; ausserdem dürfen sie nicht zu Weibern nehmen: ihre Mütter, Töchter, Schwestern, Muhmen, Basen, Töchter der Brüder, Töchter der Schwestern, die Ammen, welche sie gesäugt, die Milchschwestern, die Mütter ihrer Weiber, und ihre Stieftöchter, zwei Schwestern zugleich, und freie bereits verheirathete Frauen. Die vierundzwanzigste Sure erlaubt den Frauen nur ihren Ehemännern, Vätern oder Schwiegervätern, Söhnen oder Stiefsöhnen, Brüdern oder den Söhnen ihrer Brüder oder Schwe-

164) Oppenheim, F. W., Ueber den Zustand der Heilkunde und über die Volkskrankheiten in der europäischen und asiatischen Türkei. Ein Beitrag zur Kultur- und Sittengeschichte. Hamburg. 1833. in 8⁰. pag. 45. u. fg.

stern, Ammen, Kammerfrauen, Gespielinnen, Sklaven, Verschnittenen und Kindern nackend sich zu zeigen. — Die Eheverbote des Koran's sind vortrefflich und verdienen überall Nachahmung. Die Erlaubniss, vor Dem nackend sich zeigen zu dürfen, und das Gebot, vor Jenem die weiblichen Reize zu verbergen, mag für das eine Land passen, für das andere nicht, mag in dem einen Lande die Keuschheit nicht beeinträchtigen, in dem andern sie gefährden; es kann von einem allgemeinen Gesichtspunkte aus endgültig darüber nicht entschieden werden.

Weil die muhammedanischen Völker unter warmem Himmel leben, sind sie auch früher zeugungsfähig, und treten demgemäss früher in die Ehe, als die nördlicher wohnenden Rassen. Montesquieu[165]) gibt an, Muhammed habe die Cadhisja geheirathet, als diese fünf Jahre alt war; aber erst, als sie das achte Lebensjahr zurückgelegt hatte, beschlief er sie.

Es sei uns gestattet, noch Einiges in Betreff des Beischlafes anzuführen. Nicolaus von Tornauw[166]) hebt hervor, es sei der Moslem durch das Gesetz verpflichtet, im Falle er nur eine Frau hat, eine von vier Nächten bei ihr zuzubringen; habe er aber vier Frauen, so müsse er der Reihe nach in jeder Nacht einer andern beiwohnen. Gesetzlich stände der Frau die Berechtigung zu, vom Manne einmal in je vier Monaten den Vollzug des Beischlafes zu fordern. Krankheiten und Reisen entbänden von der ehelichen Pflicht zeitweilig. Nach Tornauw sind es folgende Umstände und Verhältnisse, unter deren Obwalten den Muhammedanern der Coitus nicht angerathen wird: die Anwesenheit dritter Personen; nächtlicher Samenerguss, da der Mann Waschung und Gebet nicht verrichtet hat; Fehlen der Körper-Bedeckungen; Seereisen und grössere Natur-Erscheinungen; Reisen, auf denen Waschungen unmöglich; Morgen- und Abend-Dämmerung; u. s. w. — Reinlichkeit und die passende Zeit gehören zu den wichtigsten Anforderungen eines gesundheitsgemässen Beischlaf's. Das muhammedanische Gesetz thut daher sehr wohl daran, Waschungen und psychische Reinigungen zu verlangen, und alle Zeiträume, welche von grossen Natur-Erscheinungen ausgefüllt werden, für Vollziehung der ehelichen Pflichten ungeeignet zu erkennen. Die Anwesenheit Dritter kann die Heiligkeit des Beischlaf's nur zerstören; und weil der muhammedanische Gesetzgeber vor Allem Profanirung wichtiger Akte verhindern wollte, befahl er, den Beischlaf in Gegenwart Dritter nicht zu üben.

Weil die meisten Muhammedaner mit einer Frau sich begnügen, können sie, bei gewöhnlichen Kräften und unter gewöhnlichen Verhältnissen, dem Gesetze hinsichtlich des Coitus auch ganz gut Genüge leisten. Könnte man von allen Menschen annehmen, dass sie in Sachen der Fortpflanzung die Stimme der Natur und des wirklichen Bedürfnisses hörten, so wäre jedes den Coitus bestimmende Gesetz überflüssig. Da aber das wirkliche Bedürfniss wenig verstanden, die Stimme der Natur seltener, als es erforderlich wäre, gehört wird: so machen Gesetze, welche das Minimum des Beischlaf's ungefähr angeben, ihr Dasein nöthig. Und, trotz seiner Unerlässlichkeit, wie dumm ein solches Gesetz! Wie beweist es für den Egoismus, für die Pflicht-Vergessenheit und die sittliche Verderbtheit der Menschen, die zu dem genöthigt werden

165) (Montesquieu, de,) De l'esprit des lois. Nouvelle édition, . . . Amsterdam. 1784. in 12⁰. Bd. II. [Oeuvres. Bd. II.] pag. 96.

166) Tornauw, N. v., Das Moslemische Recht aus den Quellen dargestellt. Leipzig. 1855. in 8⁰. pag. 166. u. fg.; 184.

müssen, was die Natur so tief in eines Jeden Herz schrieb! Wo Ehen auf wahre Liebe sich gründen und aller unlauteren Interessen baar sind, werden Gesetze der bezeichneten Art überflüssig.

§ 31.

Die christlichen Völker zeigen in Betreff der Eheverhältnisse mancherlei Verschiedenheiten; bei allen zwar sind Vermischungen zwischen den nächsten Blutsverwandten untersagt: doch während die Gesetze der Einen Ehen zwischen den Kindern von Geschwistern noch verbieten, erlauben sie die der Anderen ohne Weiteres. Hier wird es mit der Ehescheidung leicht gehalten, dort schwer genommen. In dem einen Lande kann religiöses Bekenntniss, Stand u. dgl. zum Hindernisse der Ehe werden; in dem andern setzen die Bewohner, vermöge höherer Civilisation, über solche Lappalien bei der Eheschliessung sich hinweg.

Wir sehen also, wie in Ehesachen die christlichen Völker verschieden sind, obgleich sie in dieser Beziehung gerade am wenigsten von einander abweichen sollten. Sie haben aber unter allen Himmelsstrichen Eines gemein: nämlich dass sie christlich sich nennen und ganz der Lehre des grossen Hebräers von Nazareth entgegen leben; dass sie von ihrer Befreiung durch die Lehre von JESUS CHRISTUS sprechen, im Grossen und Ganzen aber von den Pfaffen geknechtet werden. Und weil die Pfaffen in jedem Lande andere Ansichten hatten, und in jedem Lande in anderer Weise die Menschen unterjochen wollten, darum kamen hier diese, dort jene Ehegesetze auf das Tapet. Wären alle Pfaffen einig, so gäbe es keine Verschiedenheiten in der Ehe; und gäbe es gar keine Pfaffen, so wäre zuletzt die Gesundheits-Pflege in Verbindung mit einer naturgemässen Sittenlehre die Grundlage der Eheschliessung geworden. Ohne die studierten Religions-Diener befänden sich die Völker viel mehr, als es gegenwärtig der Fall ist, in dem Bereiche des Christenthum's; das heisst: die Lehre von der Nächstenliebe und die von der Ehe, wie der grosse Hebräer sie aufstellte, wären aus den Büchern in die Herzen der Menschen übergegangen, und Gesetze überhaupt, Ehegesetze insbesondere, brauchten gar nicht mehr nieder geschrieben zu werden.

Es hat JESUS CHRISTUS [167]) die Einweiberei, die Heilighaltung der Ehe, die Liebe als Grundlage und Veranlassung des ehelichen Bündnisses, die Untrennbarkeit der Ehe, und die Verehrung der Eltern gelehrt. In wie weit die sogenannten christlichen Völker diese Lehre beherzigten, werden wir alsbald erläutern. CHRISTUS predigte, nach Angabe der Evangelisten, unter Anderem also: »Darum wird der Mensch Vater und Mutter verlassen, und an seinem Weibe hangen, und werden die Zwei Ein Fleisch sein«? »So sind sie nun nicht zwei, sondern Ein Fleisch. Was nun Gott zusammengefügt hat, das soll der Mensch nicht scheiden«. Und in Betreff der Ehescheidung sagte CHRISTUS zu den Pharisäern: »MOSES hat euch erlaubt, zu scheiden von eueren Weibern, von eueres Herzens Härtigkeit wegen; von Anbeginn aber ist es nicht also gewesen«. »Ich sage aber euch: Wer sich von seinem Weibe scheidet (es sei denn um der Hurerei willen) und freiet eine Andere, der bricht die Ehe«. Und weiter: »Ehre Vater und Mutter«. — Dies ist das Wesentliche der Lehre des

167) Evangelium MATTHAEI. Kapitel XIX. Vers 5. 6. 7. 8. 9. 19.; Kap. V. Vers 28. 32. – Evangelium MARCI. Kapitel X. Vers 2. 3. 4. 5. 6. 7. 8. 9. 10. 11. 12. 19.

grossen Propheten von Nazareth über Ehe, Ehebruch und Verehrung der Eltern. Es lässt in jedem Punkte deutlich erkennen, dass Christus die Liebe zur Basis der Ehe machte, um diese Einsetzung zu heiligen und deren Untrennbarkeit zu fordern. Unter der Voraussetzung wahrer, uneigennütziger, aufopfernder Liebe könnte ja niemals von Scheidung und Bruch der Ehe die Rede sein. Diese Liebe als Basis der Gesellschaft überhaupt wollte der grosse Prophet, und wir wollen sie mit ihm aus der Tiefe des Herzens.

Aber die sogenannten christlichen Völker haben mit dem Namen von Anhängern des Propheten leider nicht dessen hohes Denken und edles Fühlen angenommen; im Grossen und Ganzen sehr bestialischer Natur, waren und sind sie nicht dazu geeignet, ihren abscheulichen Egoismus und den Berg ihrer gemeinen Leidenschaften von der Liebe verdrängen zu lassen. Deshalb ist bei ihnen die Ehe meistens ein Geschäft, oder ein reiner Ausdruck der Wollust, und Ehebruch wie Ehescheidung bei ihnen populär, die letztere durch Gesetze geregelt.

Nur allein der Standpunkt des Propheten von Nazareth hinsichtlich der Ehe und ihrer Bedingungen befindet sich in Uebereinstimmung mit der socialen Hygieine; denn ein wahres Gedeihen der bürgerlichen Gemeinschaft wird immer nur auf dem Boden der Liebe und in Voraussetzung der aus Liebe abgeschlossenen Ehe möglich sein. Die Liebe allein kann das Interesse des gemeinen Eigennutzes und damit den grössten Feind der socialen Gesundheit überwinden. Wir gehen nicht in unserer Forderung so weit, den Menschen zuzumuthen, sie möchten das Interesse für sich selbst aufgeben und ganz ausschliesslich das Wohl der Gesammtheit pflegen; wir wünschen aber den Menschen, ein so grosses Maass von Veredelung zu erreichen, dass sie, alles Gemeine verachtend, das Glück der Gesammtheit mit derselben Sorgfalt fördern, wie ihr eigenes Glück. Wir wissen wohl, dass unter Millionen erst Einer Das vermag, was Ernest Renan [168]) von Christus sagt: »Aber niemals liess, ausser ihm, Jemand in seinem Leben das Interesse der Humanität so ganz über die Kleinheiten der Eigenliebe vorwalten«; — aber dem ungeachtet sind wir der Ueberzeugung, dass ohne die allgemeine Nächstenliebe und ohne bedeutende Verminderung der übermässigen Selbstsucht die sociale Hygieine, wie die Hygieine überhaupt, nicht auf fester Basis ruht.

Christus hat über die gegenwärtig so genannten gemischten Ehen und andere Ehesachen nicht sich ausgesprochen. An seiner Statt that dies der Apostel Paulus [169]). Dieser wünscht die Scheidung nicht, verlangt, dass ein Jeder sein eigenes Weib habe, und dass die Eheleute gegenseitig die schuldige Freundschaft sich leisten sollen, und gestattet gerne die Verehelichung zwischen Gläubigen und Ungläubigen.

Die Kirche hielt diese Standpunkte nicht fest. Aus dem Egoismus Einzelner entsprungen, trieb sie die Politik der Selbstsucht, wurde unduldsam, und verbot die Ehebündnisse zwischen ihren Anhängern und Andersdenkenden. Sie wurde immer mehr und mehr Herrin der Ehe, und dieses Institut, seiner Natur nach mit Glauben und Kirche nicht verschwistert, trat in eine von den

---

168) Renan, E., Vie de Jésus. 3. Auflage. Paris. 1863. in 8⁰. pag. 458.

169) Die erste Epistel Pauli an die Korinther. Kapitel VII. Vers 1. 2. 3. 4. 5. 9. 10. 11. 12. 13. 14. 15. 16. 33. 39.

Die erste Epistel Pauli an die Epheser. Kapitel V. Vers 22—33.

Pfaffen gänzlich abhängige Stellung, aus welcher nur die heftigsten und unablässig geführten Kämpfe allmälig es befreien können.

Indem wir, was die Geschichte der Ehe bei den christlichen und anderen Völkern betrifft, auf unsere Arbeit [170]) verweisen, schliessen wir diesen Paragraph mit der Bemerkung, dass ohne die völlige Losreissung des ehelichen Institut's von der Kirche und den Priestern die sociale Gesundheit in einer ihrer wichtigsten Angelegenheiten immer zu kurz kommen muss.

§ 32.

Was ist die Ehe? Welches ist das Verhältniss des Staates und der Gesellschaft zu diesem Institute? Und wie kommt die Hygieine der Ehe gegenüber in Betrachtung?

Die naturgemässe Vereinigung des Mannes mit dem Weibe, um Kinder zu zeugen, diese Kinder zu gesunden, vernünftigen und edlen Menschen zu erziehen, um gegenseitig sich zu lieben, zu rathen, zu helfen, ein Fleisch zu sein, für einander, mit einander, durch einander zu leben: dies ist die Ehe, dies ihr Zweck. Bürger fordert der Staat, Menschen die Gesellschaft. Bürger und Menschen soll die Ehe liefern. Das Verhältniss des Staates und der Gesellschaft zur Ehe ist somit klar dargelegt.

Staat und Gesellschaft brauchen gesunde, vernünftige und edle Einzelwesen. Solche werden nur von gesunden, vernünftigen und edlen Menschenpaaren erzeugt und ausgebildet. Staat und Gesellschaft müssen demnach, um zu ihrem Ziele zu gelangen, die allgemeine Gesundheit zu erhalten und zu befestigen suchen, Vernunft und Liebe sowohl durch gute Erziehung als durch gute Institutionen, mittelbar durch Ausrottung schädlicher Vorurtheile, befördern. Von Massregeln in Ansehung der Ehe machen sich nur nöthig das Verbot von Heirathen zwischen Verwandten der ersten vier Grade, zwischen Personen, welche von ansteckenden Krankheiten befallen sind, oder zu den Monstruositäten gehören, zwischen Leuten, die bereits verehelicht sind und die bisherige Ehe gesetzlich nicht geschieden haben, endlich zwischen Menschen unreifen Alters. Zu solchen Verboten sind Staat und Gesellschaft aus allgemein gesundheitlichen, sittlichen und juristischen Gründen berechtigt. Weiter aber kann ihre Macht unter keiner Bedingung gehen; denn Alles über diese Grenzlinie hinaus gehört in das Bereich despotischer Uebergriffe, entschiedener Attentate auf die Freiheit des Individuums. Die Ehe ist zunächst etwas Privates; diese Wahrheit muss in Staat und Gesellschaft stets im Auge behalten werden, wenn die gesellschaftliche Wohlfahrt gesichert sein soll. Staat und Gesellschaft sind bei der Ehe der Einzelnen interessirt; aber sie sind dies erst in zweiter Reihe, und darum, abgesehen von den oben erwähnten Fällen, nicht berechtigt, das Individuum zu bevormunden.

Für die civilisirten Völker muss die Ehe mehr umfassen, als allein die Fortpflanzung der Gattung; sie muss zugleich den Sprösslingen physisch und moralisch zur Grundlage ihres späteren Lebens werden. Um dies zu können, ist es unerlässlich, dass sie auf die Gesundheits-Pflege und auf eine naturgemässe Moral sich stütze. Auf die Moral, nicht auf ein Bekenntniss, am wenigsten auf das Priesterthum. Die Religion als Bekenntniss und als ein Aushänge-

---

170) Reich, E., Geschichte, Natur- und Gesundheitslehre des ehelichen Lebens. Cassel. 1864. in 8⁰.

schild der Priester hat mit der Ehe keine Beziehung, sondern muss von ihr, um der Ruhe und Sicherheit der Gatten und der Kinder willen, ferne gehalten werden. FERDINAND WALTER [171]), welcher von dem Wesen der Ehe im Allgemeinen einen richtigen Begriff sich bildete, zieht aber auf Grund dessen nicht die richtigsten Folgerungen in Bezug auf den Zusammenhang der Ehe mit der Religion, der Kirche und den Priestern. Wir wollen WALTER selbst sprechen lassen, und an seine Worte einige Bemerkungen knüpfen.

»Die Ehe«, sagt WALTER, »ist die Grundlage der Familie und dadurch derjenigen Anstalt, worauf die Ueberlieferung aller menschlichen Sitte und Bildung beruht. Sie ist die Grundlage der Staaten, weil der Mensch in der Familie die sittlichen Eindrücke, die Gewöhnung an Zucht und Ordnung, und die Ehrfurcht vor der Autorität empfängt, ohne welche kein Staat bestehen kann. Sie ist die Grundlage der Menschheit, weil nur in ihr die geordnete Fortpflanzung der menschlichen Gattung möglich ist. Sie ist die Pflanzschule für das Reich Gottes, weil in ihr der Schöpfungsact des ersten Menschen durch diesen selbst fortgesetzt und mit den sterblichen Leibern unsterbliche Seelen gezeugt werden *). Sie ist für den Mann und das Weib durch die Einheit, welche sie unter ihnen begründet, die Ergänzung ihrer selbst; durch die innige, auf Achtung und Liebe gegründete Gemeinschaft ein Antrieb zur fortdauernden gegenseitigen Veredelung; durch die Prüfungen, die sie ihnen auferlegt, die tägliche Schule der Hingebung und Selbstverläugnung. Die Ehe hat also schon von der Natur eine hohe Würde und Heiligkeit, die auch von allen, selbst den rohesten Völkern empfunden, und durch die religiösen Gebräuche, womit sie dieselben mehr oder weniger umgeben, bezeugt wird. Darin liegt ganz richtig nicht blos der Gedanke, dass die Ehe als die Grundlage der Staaten unter den Schutz der Religion gestellt sein muss, sondern auch die Mahnung an die Einzelnen, dass sie zur Durchführung der durch die Ehe gestellten ernsten sittlichen Aufgaben des Beistandes der Religion bedürfen«. WALTER geht aber noch weiter, und verlangt, dass im Allgemeinen die Kirche Herrin der Ehe bleibe.

Entschieden ist die Familie der Punkt, von dem alles bürgerliche und sittliche Leben ausgeht und in den es wieder zurück kehrt; und die Ehe ist die Voraussetzung der Familie, die Voraussetzung jeder geordneten Fortpflanzung, und aller der Momente, welche oben des Weiteren genannt wurden. Aber, in demselben Grade wir den Zusammenhang zwischen Ehe und Moral erkennen, in demselben Grade weisen wir die Verbindung der Kirche mit der Ehe zurück; denn die Priester, deren Gesammtheit ja die Kirche und deren Deckmantel die Religion ist, machen aus den Eheschliessungen nur ein Geldgeschäft, indem sie für Trauung, und was dazu gehört, Rechnungen ausstellen und, nach Einzahlung der Beträge dieselben quittiren, je nach Massgabe der Bezahlung grössere oder kleinere, bessere oder schlechtere Reden halten, ohne Bezahlung Niemand trauen, und sei er der vortrefflichste Mensch, endlich für Geld von den die Ehe wegen naher Verwandtschaft ausschliessenden Gesetzen dispensiren, und für Herrscher eine Art von halber Ehe zulassen. Solche Händler und Marktjuden, solche Professionisten und Verkäufer dürfen

171) WALTER, F., Naturrecht und Politik im Lichte der Gegenwart. Bonn. 1863. in 8⁰. pag. 119. u. fg.; 126. u. fg.

*) Welcher Unsinn schon in diesem Wortlaute!

doch von Rechtswegen nicht darauf Anspruch machen, über eine so bedeutungsvolle Angelegenheit, wie die Ehe eine ist, zu entscheiden! Mag ein jeder Bedürftige an die Religion sich halten, wenn er damit umgeht, in den Stand der Ehe sich zu begeben; mag ein jeder Freie die Sätze der Moral in sein Gedächtniss, in sein Herz rufen, wenn er daran geht, eine Familie zu gründen; — aber an den Priester mag Niemand appelliren, von ihm Niemand eine Erlaubniss zu erbitten genöthigt sein, Niemand die Anleitung zum ehelichen Leben fordern; denn der Priester verkauft ihm ein Stück Dogmatik gegen Baarzahlung, und lässt ihn laufen. Natürlich sprechen wir hier nur von den Baals-Pfaffen.

Die Moral ist nicht verkäuflich, wird mithin auch nicht vom Priester verabfolgt. Nur Der, welcher reinen Herzens ist, kann ihrer theilhaftig werden; nur ein Solcher kann dem Mitbruder sie spenden. Und wer in die Ehe tritt, suche die Moral rechts und lasse den Pfaffen links, und der Staat, als die Gemeinschaft aller Bürger, ertheile die Genehmigung zur Ehe, wenn die Brautleute einander nicht in den vier ersten Graden verwandt, wenn sie frei sind von ansteckenden Uebeln, wenn sie nicht anderwärts verheirathet, und wenn sie körperlich reif zur Ehe sind.

§ 33.

NAPOLEON BUONAPARTE [172]), der erste Kaiser der Franzosen, hat in seinem Gesetzbuche verordnet, dass der Mann nicht vor dem zurückgelegten achtzehnten, die Frau nicht vor dem zurückgelegten funfzehnten Lebensjahre in die Ehe treten dürfe, und dass der Mann vor dem fünfundzwanzigsten, die Frau vor dem einundzwanzigsten Jahre zur Eheschliessung der Erlaubniss der Eltern oder deren Stellvertreter benöthige. Der Gesetzgeber verbietet die Ehe zwischen Vorfahren und Nachkömmlingen, sei es legitimen oder natürlichen, und zwischen den Anverwandten in der geraden Linie; in der Seiten-Linie zwischen dem Bruder und der Schwester, seien sie legitim oder natürlich, und zwischen den Anverwandten in dem nämlichen Grade; zwischen dem Onkel und der Nichte, zwischen der Tante und dem Neffen. Der Napoleonische Codex verpflichtet die Ehegatten zu gegenseitiger Treue, gegenseitigem Schutz und Beistand, den Mann insbesondere zur Beschützung der Frau, die Frau zum Gehorsam gegen den Mann. — In diesen gesetzlichen Vorschriften spiegelt sich das naturgemässe Verhältniss des Staates und der Gesellschaft zur Ehe. Es wird das Minimum des zulässigen Alters der Eheschliessung angegeben und der Mensch vor Eintritt der Grossjährigkeit unter die Obhut seiner Angehörigen gestellt; an diesen ist es, zu entscheiden, ob der Jüngling unter dem fünfundzwanzigsten und über dem achtzehnten, die Jungfrau unter dem einundzwanzigsten und über dem funfzehnten Lebensjahre zum Abschluss der Ehe physisch und moralisch reif sei. Diese Massregel verdient auch aus dem Gesichtspunkte der socialen Hygieine den unbedingten Beifall; denn nichts kann wünschenswerther sein, als Ehebündnisse zwischen Unreifen zeitweilig zu verhindern.

Die Erfahrung hat hinlänglich gelehrt, dass die Kinder von Leuten,

172) Code Napoléon, suivi de l'exposé des motifs, sur chaque loi, présenté par les orateurs du gouvernement; . . . Paris 1807—08. in 8⁰. Bd. I. pag. 30. u. fg.; 41. u. fg. — Buch I., Titel 5.

welche die volle körperliche und einen gewissen Grad moralischer Reife noch nicht erlangt haben, entweder bald dahin sterben, oder wenigstens ihr ganzes Leben hindurch mit Schwächlichkeit, Krankheit, Siechthum geplagt sind. JOHANN PETER FRANK [173]) sagt von solchen Kindern: »Und welche Früchte! gewiss nur solche, die in Allem der wässerigen, unschmackhaften Frucht gleichen, welche zur Zeit, wo die Mutter schläft, mitten im Winter, durch eine übel nachgeahmte Ofenhitze, erkünstelt worden ist; oder solche, die man auch von [anderen] Thieren nicht zu erzielen wünscht, da man diese sehr sorgfältig bis zum gesetzten Alter vom Zeugungs-Geschäfte abhält«. Und weiter entwickelt FRANK: »Ein junges Ehepaar wird sich also erhitzen, es wird sich in den ersten Jahren seines gesellschaftlichen Lebens allen Trieben seines kochenden Alters ganz überlassen, und zwar dem Vaterlande bei Zeiten Früchte bringen; aber in der Blüthe ihres Lebens und in ihrem schönsten Sommer werden sie nicht mehr grünen, und kaum werden die unreifen Kinder unreifer Ehen die Zeit erleben, wo ein frühzeitiger Tod ihrer Eltern sie zu Waisen macht, und dabei lehrt, welch' eine Dauer sie selbst von ihrer angeerbten Leibes-Beschaffenheit sich zu versprechen haben«. »Man sehe auf die vornehmeren Familien, welche glauben, dass sie, um ihr Geschlecht fort zu erhalten, am besten thun, dass sie ihre männlichen Erben so bald als möglich heirathen machen. Wenn auch darin einiger Vortheil steckt, dass man auf solche Weise den Unordnungen gewisser Gattung durch die frühzeitig geschlossenen Ehen vorkommt, so schreibe ich doch diesem Gebrauche es zu, wenn ich in Familien, die mit einer grossen Anzahl von Kindern prangen, diese schon wieder in der zartesten Jugend, unter aller nur möglichen Aufsicht, geschwind wieder hinter einander dahin sterben sehe, und wenn im dreissigsten Jahre Vater und Mutter in einer gewissen Unfruchtbarkeit ihr sonst noch hoffnungsvolles Leben durchseufzen, und eben dadurch den Untergang ihrer Familie befördert haben, wodurch sie dieselbe zu verewigen dachten«. — Solchen Thatsachen gegenüber, wird es zur Pflicht des Staates und der Gesellschaft, frühzeitige Ehen zu verhüten. Das Napoleonische Gesetz bietet hierzu, indem es die Freiheit des reifen Staatsbürgers in keiner Art beeinträchtigt, die beste Handhabe.

Indem F. E. FODERÉ [174]) das Gesetz des grossen Kaisers im Auge hat, bemerkt er unter Anderem: »Vernünftiger als die alten Gesetze Griechenlands und als die Gesetze des alten und gegenwärtigen Rom, nimmt die heutige französische Gesetzgebung einen mittleren Zeitpunkt der Eheschliessung an, welcher, um geeignet zu sein, dem physischen Menschen die erforderliche Befähigung zur Erfüllung seiner Bestimmung zu versichern und dem moralischen Menschen die Vertheidigung gegen die eigenen Leidenschaften und gegen die von Andern zu ermöglichen, auf das zurückgelegte achtzehnte Lebensjahr beim Manne und auf das zurückgelegte funfzehnte bei der Frau fixirt wurde«. »Aber«, führt FODERÉ weiter an, »das Gesetz überliefert die Bürger in diesem Alter noch nicht sich selbst; indem es in demselben Maasse auf die Klugheit

173) FRANK, J. P., System einer vollständigen medicinischen Polizey. Frankenthal. 1791—94. in 8⁰. Bd. II. pag. 30. u. fg.; 34.; 37. u. fg.

174) FODERÉ, F. E., Traite de médecine légale et d'hygiène publique, ou de police de santé, adapté aux codes de l'Empire Français et aux connaissances actuelles. Paris. 1813 in 8⁰. Bd. I. pag. 340. u. fg.

wie auf die Einsicht der Väter sich stützt, überlässt es ihnen für die Jünglinge bis zu dem Alter von fünfundzwanzig, für die Jungfrauen bis zum Alter von einundzwanzig Jahren die Vollführung der zahlreichen Ausnahmen, welche bei der gesetzlichen Bestimmung der zur Verheirathung erlaubten Zeit sich ergeben können«. — Wollte die bürgerliche Gemeinschaft nicht der Einsicht und Klugheit des Vaters oder seiner Stellvertreter in der Zeit zwischen dem Eintritt der Geschlechtsreife und dem Beginn der vollen Selbständigkeit bei den jungen Leuten die Entscheidung über die Zulässigkeit der Ehe gestatten, so müsste sie für jeden besonderen Fall ein besonderes Gesetz machen; eine Sache, die zu den Unmöglichkeiten gehört, und die, wenn sie möglich wäre, durch die beständige Einmischung des Staates in Privat-Angelegenheiten das menschliche Dasein zur Qual machte.

Wenn ein Volk nur einiger Maassen aufgeklärt ist und von den gewöhnlichsten Verhältnissen des Lebens Kenntniss hat, wird es durch das Mittel der väterlichen Autorität allzu frühe Ehen verhindern, und es wird durch das Mittel seiner Gesetze die ehelichen Verbindungen zwischen nahen Verwandten, u. dgl. m. verbieten. Weiter aber dürfte es nicht gehen, so lange seine Begriffe von Freiheit und Recht noch gesund sind. Es gibt Länder, in welchen die Eheschliessung von der Grösse des Besitzes abhängig gemacht und der Arme oft genug an der Verheirathung gehindert wird; diese Länder leiden an der Krankheit übermässiger Einmischung des Staates in alle das Individuum betreffenden Dinge, und stehen nicht auf dem Höhepunkte der Civilisation, sondern auf dem Gipfel der Beschränktheit und unter Umständen auch der Brutalität. L. M. Moreau-Christophe[175]) erzählt von der rinderartigen Genialität einiger Cantonal-Gesetze in der Schweiz, wonach denjenigen Armen, welche Unterstützung empfangen, der Eintritt in den Ehestand nicht nur während der Zeit ihrer Unterstützung, sondern sogar vier, ja zwölf Jahre vom Tage des Aufhörens der Unterstützung an, untersagt ist. Ja es geht so weit, dass das Gesetz den unterstützten Armen auferlegt, vor ihrer Verheirathung Alles, was ehedem ihnen verabfolgt wurde, zurück zu erstatten. In keinem Falle dürfe ein Armer ohne die Erlaubniss der Magistrate oder der Armen-Verwaltungen sich verehelichen. Im Canton Schwyz verbiete man nicht nur solchen Personen, welche im Laufe der letzten vier Jahre Unterstützung empfingen, sich zu verehelichen, sondern auch jenen Leuten, deren Vater, Mutter, Brüder oder Schwestern in diesem Falle sich befinden. — Eine derartige Einmischung der Gesellschaft und des Staates in Privat-Angelegenheiten kann nur die schlimmsten Folgen für die Sittlichkeit haben, und muss andererseits auf das Entschiedenste dazu beitragen, die Achtung vor dem Gelde und die Verachtung des Armen auf das Höchste zu steigern. Dadurch werden solche Gesetze die schlimmsten Feinde socialer Hygieine.

Sittenlosigkeit wird hier und da als ein gewichtiger Vorwand, die Eheschliessung zu untersagen, betrachtet. Wir halten dafür, es sei eine einiger Maassen annehmbare Ehe das beste Heil- und Verhinderungs-Mittel der Unsittlichkeit, und glauben somit, dass man solchen Menschen, welche vorher locker lebten, bei deren Verheirathung Schwierigkeiten nicht machen sollte. Vornehmen Unsittlichen pflegen Hindernisse nicht in den Weg gelegt zu

---

175) Moreau-Christophe, L. M., Du problème de la misère et de sa solution chez les peuples anciens et modernes. Paris. 1851. in 8⁰. Bd. III. pag. 283. u. fg.

werden; denn ihnen gegenüber sind die Behörden zu feig. Man beschränkt sich hinsichtlich der Quälereien auf die unteren Klassen; bei diesen aber ist gerade die Ehe viel sicherer ein Heilmittel der Unsittlichkeit, als bei den höheren, in Genüssen übersättigten Ständen.

Wenn ein ausgesprochener Trunkenbold, dem der Zweck, in der Ehe sich zu bessern, ferne liegt, nur um eines gemeinen Interesses willen sich zu verheirathen wünscht, so möge die Obrigkeit zunächst für seine Besserung in einem wohl eingerichteten Besserungs-Hause sorgen, und erst nachher seine Verehelichung bewilligen.

So denken wir uns das normale Verhältniss zwischen der Ehe auf der einen und der bürgerlichen Gemeinschaft auf der anderen Seite, und wir sind überzeugt, dass die Aufrechterhaltung derartiger Beziehungen der socialen Hygieine nur in ausgedehntem Maasse Vorschub leisten könne.

§ 34.

Der Staat bedarf gesunder Bürger, die Gesellschaft gesunder Mitglieder. Nehmen Staat und Gesellschaft der Ehe gegenüber das von uns gewünschte Verhältniss ein, dann ist für die Erzeugung gesunder Bürger Vieles, aber nicht Alles geschehen. Jenes normale Verhältniss bedarf, wenn es für die sociale Hygieine Erfolg haben soll, noch günstiger Ausseneinflüsse, und zwar in vorderster Reihe des Friedens. Trotz guter Gesetze kam die Bevölkerung Frankreich's nach den grossen an die Revolution sich knüpfenden Kriegen bedeutend herab. Lassen wir Charles Dupin [176]) diese Erscheinung erklären: »Die Kriege der Revolution waren für die physische Kraft der Familien in der Mehrzahl unserer Departemente von grossem Uebel. Die ungeheueren Requisitionen, indem sie die Blüthe der Jugend entführten, hoben während der zur Erzeugung gesunder und starker Kinder am meisten geeigneten Jahre die Fortpflanzung auf. Die allzu frühen Heirathen haben an Zahl zugenommen, weil man hoffte, die jungen Gatten dem Militär-Dienste dadurch zu entziehen. Da man immer die bestconstituirten und stärksten Menschen für die Waffen ausersah, waren es die verunstalteten, schwachen oder rhachitischen jungen Leute, welche unter dem häuslichen Dache zurück blieben, und die, in dem Falle als ihre gesunden, wohl gestalteten Brüder umkamen, dazu bestimmt sich sahen, die Rassen zu verewigen. Nur ein Friede von langer Dauer und ein besser verstandenes System, können die allzu frühen Heirathen verhindern«. . . — Der Nachtheil des Krieges ist auch hier sofort klar und augenfällig, und es wird leicht begreiflich, dass länger andauernde Feindseligkeiten die Wirkung der besten bürgerlichen Gesetze in Frage stellen, das gesundeste Verhältniss von Staat und Gesellschaft zur Ehe fruchtlos machen.

Zu ihrem physischen Gedeihen bedarf die Ehe des Friedens im Staate, zu ihrem moralischen Gedeihen aber des Friedens, welchen die Machtlosigkeit der Priester bedingt und verbürgt; denn da eine Kirche, die Gewalt hat oder die gar ein Staat im Staate ist, überall sich einmischt, wo sie bei Ehegatten nicht Gleichheit des Bekenntnisses weiss, somit Unfrieden zwischen den Gatten so wie zwischen Eltern und Kindern stiftet: kann das moralische Wohl

---

176) Dupin, Ch., Forces productives et commerciales de la France. Paris. 1827. in 4⁰. Bd. I. pag. 38.

der Familie und die Erspriesslichkeit der Ehe nur auf die völlige Machtlosigkeit der Pfaffen sich gründen. Um die Kirche in der wünschenswerthen Ohnmacht zu erhalten, ist weiter gar nichts nöthig, als gute Unterrichtung und Erziehung aller Volksschichten.

§ 35.

In welchem Verhältniss steht die sogenannte Frauen-Emancipation zur Ehe? ALEXANDER VON OETTINGEN [177]) sagt mit vollster Berechtigung: »Wer wollte es läugnen, dass solch' ein bis zur Krankhaftigkeit gesteigertes Bestreben des Weibes, durch intellectuelle Ausbildung den Mann wo möglich zu überragen, diejenigen Empfindungen, welche den Antrieb zur Reproduction von Menschen bilden, fast ganz erstickt und zugleich physiologische Wirkungen hervorbringt, welche einer gesunden und kräftigen Fortpflanzung entgegen treten! Mit der Einführung der Emancipation des Weibes, namentlich auch mit der Befürwortung, respective Einführung des Frauen-Wahlrecht's, hört der Familien-Verband auf, die Grundlage des social-politischen Lebens zu sein, und an seine Stelle tritt das erschreckende Gespenst des absoluten Individualismus oder Atomismus. Nicht blos auf dem Gebiete der staatlichen Gesetzgebung werden dann die Forderungen des Individualismus in den Beziehungen der Geschlechter zu einander zur Geltung gebracht werden; es muss auch im ganzen sittlichen Gesellschafts-Complex eine der natürlichen Richtung des Geschlechts-Verbandes zuwider laufende Tendenz Platz greifen. Um derber und deutlicher zu reden: die Heranziehung des Weibes zu einem activen Antheil am öffentlichen Leben . . . hat die nothwendige Tendenz und Folge, das Weib dem ihr vorgezeichneten Beruf, Mutter eines künftigen Geschlecht's zu sein, überhaupt zu entfremden«. — Wenn das Weib in anderer, als in der von der Natur vorgezeichneten Art thätig ist, wenn es mit Politik und anderen Dingen, die abseitens des Berufes der Frau liegen, sich beschäftigt, so muss es aufhören, den Anforderungen zu entsprechen, welche an eine gute Hausfrau, Gattin und Mutter gestellt werden. Unzufriedenheit in der Ehe, schlechte Erziehung der Kinder und Disharmonie der Ehegatten treten als Folgen ein, und es entwickeln sich gesellschaftliche Zustände, welche weder mit der Moral vereinbar sind, noch den Anforderungen der Hygieine entsprechen. Die Emancipation der Weiber ist eben so gemein-gefährlich, als deren Knechtschaft.

Jedes Zuviel in der geistigen Bildung des Weibes wird von Uebel für Ehe und Familie. Die Frau soll über das Allgemeinste und Wesentlichste einiger Massen unterrichtet sein; dies genügt vollständig. Sie soll aber vorzugsweise zur Tugend angeleitet und in den Stand gesetzt werden, gesunde Kinder zur Welt zu bringen, diese gut zu erziehen, dem Gatten das Leben angenehm zu machen, und durch ihren Fleiss, ihre Sorgfalt, ihre Liebe für die Dauer seine Achtung und Liebe zu gewinnen. Gelehrsamkeit verhilft dem Weibe hierzu nicht; denn sie schadet der Frau nur, weil deren Organisation gar nicht für den Betrieb von Wissenschaften eingerichtet ist. Und eben so wenig vermag die Politik einem Frauenzimmer nützlich zu sein; denn sie lenkt dasselbe von

---

177) OETTINGEN, A. v, Die Moralstatistik. Inductiver Nachweis sittlicher Lebensbewegung im Organismus der Menschheit. Erlangen. 1868. in 8⁰. pag. 524. u fg.

dem Berufe ab und erzeugt, weil das weibliche Gehirn eine sehr beschränkte Fassungskraft für die Dinge des öffentlichen Lebens hat und den rothen Faden der Politik doch niemals begreift, Verwirrung und damit die grössten und traurigsten Störungen in Ehe, Familie und Hauswesen.

Alle Diejenigen, welche für Emancipation der Frauen sprechen oder gar sich erhitzen, nehmen sie auch was immer für Standpunkte ein und tragen sie was immer für Namen, sind gewaltige Thoren, denen zu wünschen wäre, dass sie das ABC der Naturlehre des Menschen, der Hygieine und der Weltgeschichte studierten; denn hieraus könnten sie das Unsinnige ihres Verlangens erkennen lernen.

Friedrich Ancillon [178]) sagt über die Frauen unter Anderem: »Da die Frauen nur Eine Bestimmung haben, die, Gattinnen und Mütter zu sein, so werden aus ihnen, sobald sie diese Bestimmung nicht erreichen, verfehlte, unnütze Wesen, denen man immer Fehler des Geistes oder des Herzens beimisst oder andichtet«. Und weiter: »Dieselben Ursachen, vermöge welcher die Frauen nicht im Hauswesen herrschen sollen, machen auch, dass man Recht gehabt, sie von der Regierung auszuschliessen. Wenn sie in der Familie die Männer nicht beherrschen sollen, sollen sie um so weniger im Staate über die Männer gesetzt und gestellt werden. Es hat etwas Unnatürliches und Empörendes, dass das stärkere Geschlecht von dem schwächeren geleitet und regiert werde«. »Der Geist der Frauen, auch der geistvollsten, ist den Eigenschaften eines wahren Regenten ganz fremd. Die Kunst des Regierens besteht hauptsächlich im richtigen Auffassen und zweckmässigen Ausführen des Allgemeinen. Der Geist der Frauen hat eine eigene Gewandtheit und Schärfe im Auffassen der Einzelheiten«. — Eine regierende Frau ist ein Unding; eine politisirende Frau eine Närrin; eine gelehrte Frau ein Scheusal. Und doch kann es Menschen geben, die für Emancipirung der Weiber schwärmen, die Maturitäts-Examina für Frauenzimmer einführen, Weiber zu Staatsbeamten, zu Priestern u. s. w. machen oder machen wollen. Nur ein in den Schlamm der Widernatürlichkeit und Verzerrung versunkenes Jahrhundert kann solche Albernheiten, solche gemeinschädliche Erfindungen zur Welt bringen. Möge man immerhin alte Jungfern als Lehrerinnen wirken, arme Frauen als Schreiberinnen bei Advokaten thätig sein lassen: aber die Thorheit, Frauen auf Throne zu setzen, in politische Körperschaften zu wählen, zu emancipiren, sollte man dennoch nicht ausüben; denn unsere Generation ist nicht die letzte, und die nachfolgenden Geschlechter haben ein sehr tief begründetes Recht auf echte Mütter, gute Pflegerinnen, gute Erzieherinnen und Hausfrauen.

Nordamerika macht leider grosse Fortschritte in der Emancipirung der Frauen, und dies zu seinem grössten Schaden. Philaréte Chasles [179]), ein über die Verhältnisse des Nordens der neuen Welt sehr wohl unterrichteter Schriftsteller, bemerkt, dass die allzu grosse Freiheit der Frauen nachtheilig auf die Disciplin der Kinder wirke und dazu beitrage, deren Sterblichkeit zu vermehren. Und so liessen noch gar viele übele Folgen der Frauen-Emancipirung sich nennen.

---

178) Ancillon, F., Ueber den Geist der Staatsverfassungen und dessen Einfluss auf die Gesetzgebung. Berlin. 1825. in 8⁰. pag. 190.; 197. u. fg.

179) Chasles, Ph., Études sur la litterature et les moeurs des Anglo-Américains au XIXe siècle. Paris. 1851. in 18⁰. pag. 499. u. fg.

§ 36.

Wir finden, betrachten wir die Völker des Erdballes nach ihren Ehe-Verhältnissen, dass eine Anzahl von Nationen, Stämmen, Religions-Genossen in Einweiberei lebt, während eine nicht unbeträchtliche Zahl der Vielweiberei ergeben ist. Vom Standpunkte europäischer Moralbegriffe ist die Vielweiberei verwerflich, die Einweiberei allein das Naturgemässe. Doch, der Maassstab landläufiger Moralbegriffe ist untauglich zur Ermessung einerseits des wahren Werthes socialer Verhältnisse, andererseits zur Bestimmung ihrer Harmonie mit der Natur. Wir müssen nach einem anderen Werthmesser uns umsehen, wenn es daran uns liegt, das eigentliche Verhältniss der Monogamie und Polygamie zur Wohlfahrt und Gesundheit der bürgerlichen Gesellschaft auszumitteln.

Ein- und Vielweiberei sind nicht organisch, sondern nur äusserlich an die Religion geknüpft. Unter dem Halbmonde machen nur die Reichen und Ueppigen vor der Erlaubniss des Propheten, mehrere Weiber nehmen zu dürfen, Gebrauch; unter dem Kreuze sind es die Reichen und Ueppigen, welche dem Gebote, nur eine Frau zu ehelichen, sich widersetzen und, wenn auch nicht formell, so doch thatsächlich, der Vielweiberei sich ergeben. Unverdorbenheit paart im Allgemeinen sich mit Monogamie, Verderbtheit, Ueppigkeit, Uebermass mit Polygamie. Aber, es gibt Völker, die unverdorben sind und denndoch in Vielweiberei leben. Bei diesen erzeugen klimatische Verhältnisse, und die hierdurch bedingte Verschiedenheit in der Dauer der Generations-Thätigkeit beider Geschlechter, die Neigung zur Polygamie.

Je nach den Umständen widerspricht und entspricht die Vielweiberei den Anforderungen der Natur, widerspricht und entspricht der natürlichen Moral. Im Besonderen jedoch ist die Polygamie der bürgerlichen Wohlfahrt europäischer Nationen zuwider, und muss für diese von der socialen Hygieine verdammt werden. J. J. VIREY [180]) sagt: »Die Einweiberei scheint in den kalten und gemässigten Erdgürteln ein Gesetz der menschlichen Natur und der einer vervollkommneten Gesittung am meisten entsprechende Zustand zu sein«. Für die heissen Länder jedoch gestaltet sich die Sache anders; denn VIREY zeigt, indem er die Aussagen der glaubwürdigsten und gewissenhaftesten Reisenden anführt, dass in tropischen Gegenden die Zahl der Männer von jener der Weiber oft sehr bedeutend übertroffen wird, und ALEXANDER VON HUMBOLDT [181]) weiset nach, wie in den grossen Städten des ehemaligen Königreich's Neuspanien die weibliche Bevölkerung über die männliche vorwiegt*). VIREY schliesst aus den ihm vorliegenden Mittheilungen und Thatsachen: »Die Vielweiberei scheint demnach aus mehreren Gründen, insbesondere in den heissen Ländern von diesem Verhältniss der Geschlechtszahl abhängig zu sein«. — Indessen kommt die Vielweiberei auch im äussersten Norden vor, und scheint da aus den nämlichen Quellen zu entspringen.

Auf zahlreiche Beobachtungen von Naturforschern und Reisenden ge-

---

180) VIREY, J. J., Histoire naturelle du genre humain. Nouvelle édition .... Bruxelles. 1831. in 18⁰. Bd. IV. pag. 113. u. fg.; 119. u. fg.

181) HUMBOLDT, A. DE, Essai politique sur le royaume de la Nouvelle-Espagne. 2. Auflage. Paris 1825—27. in 8⁰. Bd. I. pag. 458. u. fg. — Buch II. Kapitel 7.

*) Das Verhältniss der männlichen zur weiblichen Bevölkerung stellte sich in Mexiko, Queretaro und Valladolid für die spanischen, indianischen und gemischten Rassen zusammen genommen, wie 100 zu 127.

stützt, legt VIREY ferner dar, dass die Polygamie dem bedeutenden Ueberwiegen des weiblichen Geschlechtes Vorschub leiste. »Ein Mann, der mehreren Frauen sich widmet«, sagt er, »schwächt sich durch die allzu vielen Umarmungen« . . . »und erzeugt mehr Mädchen als Knaben«. — Die allgemeine Erfahrung bestätigt diesen Ausspruch überall. Aber es kommt dabei noch in Betrachtung, dass im Orient, wie überhaupt in den wärmeren Himmelsstrichen, die Männer bis in das hohe Alter ihre Zeugungskraft behalten, wogegen die Frauen rasch verblühen. Demnach hat die Polygamie noch eine gewichtigere Ursache, als den Ueberschuss an Weibern, und man kann dort, wo die Natur mit solcher Macht zu ihr leitet, als unsittlich sie nicht verdammen, als unhygieinisch sie nicht bezeichnen.

In civilisirten Ländern ist die Vielweiberei entschieden ein grosses Uebel. Ein Blick in das tägliche Leben beweiset deutlich, dass die sogenannte Mätressen- oder Kebsweiber-Wirthschaft als ein böses Geschwür am Leibe der Gesellschaft sich verhält. Auch bei den Mormonen fing man an, das Unnatürliche der Polygamie zu begreifen, und Einige von ihnen sprachen, nach dem Berichte von J. OVERBECK [182]), in der gesetzgebenden Versammlung der Vereinigten Staaten von Nordamerika also sich aus: »Polygamie ist anerkannter Maassen ein Uebel, eine Institution, die den besten Interessen unseres Volkes zuwider ist. Sie verbannt die besten Frauen (das heisst: diese suchen der Schande durch frühzeitige Flucht zu entgehen); sie wirkt dem Zuwachs unserer Bevölkerung entgegen, an Statt ihn zu befördern, wie man glauben möchte. Es verhindert die Vielweiberei die Bildung von Familien, macht eine ordentliche Kinder-Erziehung unmöglich, und ist die fruchtbare Quelle von ausgedehntem Laster und Elend. Da diese Einrichtung so schädlich ist, haben die Priester und Aeltesten ein Recht, sie mit unserer Gemeinde unauflöslich zu verbinden? Soll das freie Mormonenvolk seine besten Interessen untergraben sehen, damit diese Männer, die eben so irrthumsfähig sind, wie wir, eine bessere Aussicht haben, ihren Lüsten zu fröhnen? Was ist ihr Sinnengenuss im Vergleich mit den grossen Interessen des Gemeinwohl's? Die Polygamie ward zuerst von der Priesterschaft ausgeübt und findet noch jetzt in letzterer eine Hauptstütze«. Und ferner: »Unsere Frauen können nie den Rang und die Stellung, die ihnen rechtmässig zukommen, unter uns einnehmen, so lange die Polygamie geduldet ist. Ihres rechtmässigen Einflusses als Frauen und Familien-Mütter beraubt, verlieren sie die Selbstachtung, die eines der stärksten Bollwerke weiblicher Tugend ist, werden gefühllos, träge, sorglos; und man braucht nicht hinzuzufügen, dass die Folge hiervon für die ganze Gemeinde höchst verderblich ist«. — Es kann einen besseren Beweis für die Schädlichkeit der Vielweiberei bei civilisirten Nationen nicht geben, als den für die Mormonen beigebrachten.

PROSPER MÉRIMÉE [183]) beschliesst seine interessante Arbeit über die Mormonen mit folgenden Worten: »Für alle Fälle ist der praktische Sinn der Anglo-Amerikaner so mächtig, dass er der Spaltung und Auflösung der Mor-

---

182) OVERBECK, J., Der Mormonismus. Nach mormonischen Quellen. — Deutsche Vierteljahrsschrift für englisch-theologische Forschung und Kritik. Herausgegeben von M. HEIDENHEIM. Nr II. [Gotha. 1861. in 8⁰.] pag. 215. u. fg.

183) MÉRIMÉE, P., Mélanges historiques et littéraires. Paris. 1855. in 18⁰. pag. 57 u. fg

monen-Gemeinde zuvorkommen kann. Die Handels-Thätigkeit wird in Deseret *) vielleicht an Stelle des religiösen Enthusiasmus treten, wenn Polemik und Verfolgung nicht mehr aufregen werden. Einige Zeit noch werden die Lehren der Mormonen durch den Patriotismus und als eine Erbschaft, welcher die grossen Arbeiten und harten Leiden einen gewissen Heiligenschein verschafften, sich erhalten. Das Andenken von Joseph Smith wird geehrt bleiben; aber wenig wird man von seinen Träumereien, viel von den Ergebnissen seiner Colonisation sprechen. Die Narrheiten und Schandthaten **) der Sekte werden in aller Stille aufgegeben werden. Vielleicht werden eines Tages die Bewohner von Utah in jeder Beziehung den Einwohnern der grossen Städte der Union ähnlich sein« . . . — Es kann auch nicht anders kommen; denn alle Verirrungen innerhalb der Gesittung müssen durch den Fortschritt der Gesittung verschwinden. Dieses Schicksal ist auch der Vielweiberei der Mormonen verhängt; es muss über kurz oder lang sie ereilen. In gegenwärtiger Epoche, wo der Grundsatz, dass Zeit Geld sei, in voller Blüthe und wo die Selbstsucht in Form eines System's gebracht ist und die Wissenschaft zur Dienerin hat, mag die schmutzige Seite des Mormonenthum's noch manchen Anhaltepunkt haben: aber so wie der Zeitgeist zum Besseren sich ändert, so wie eine naturgemässe Moral neues Licht und neue Wärme über die Menschen ergiesst, müssen die letzten Reste des schlimmen Theiles im Mormonenthum zu Staub und Asche zerfallen. Der Geist der Gegenwart hat die Dogmen lächerlich gemacht; der Geist der Zukunft wird nicht nur sie selbst gänzlich austilgen, sondern ihre traurigen Folgen, welche in dem jetzigen excentrischen Egoismus immer noch Wurzeln fassen, beseitigen.

§ 37.

Für die Gesundheitslehre der Gesellschaft ist die Frage nach dem Religions-Bekenntnisse der Ehegatten, und nach der Zulässigkeit oder Unzulässigkeit der Verheirathungen zwischen den Genossen verschiedener Religionen nicht ohne Bedeutung. Leider ist die Cultur der Durchschnitts-Menschen noch nicht so weit entwickelt, als dass ein religiöses Bekenntniss durchaus als Privatsache des Einzelnen betrachtet würde und nicht mehr den Gegenstand der Besorgniss in der beschränkten, geistlosen Gesellschaft ausmachte. Wenn auch die Freiheit auf dem Papiere steht, in Liedern besungen und in Dichtungen verherrlicht wird: sie befindet sich doch leider in den wenigsten Köpfen und Herzen, und der Peter, ob er gleich selbst immer frei sein möchte, gönnt doch dem Paul die Freiheit nicht, und geberdet sich wie ein wildes Thier, wenn der Paul einmal dem Herzen Luft macht oder gar sich erfrecht, nach eigener Art zu leben.

Weil nun so wenig Freiheit in der That besteht, und der Hinz über den Kunz und der Kunz über den Hinz wie ein Tyrann herrschen will, dürfen wir uns auch gar nicht wundern, dass das Verbot der Ehebündnisse zwischen den Genossen verschiedener Religionen so lange sich erhielt, so lange respectirt wurde, und so viele Vertheidiger fand. Es kann kein irrsinnigeres, kein gemeinschädlicheres Verbot geben; es kann kein Verbot exsistiren, welches, weil der menschlichen Natur in so grossartiger Weise Hohn sprechend, so be-

*) Unionsgebiet Utah.
**) Darunter die Polygamie.

deutend der socialen Gesundheit zuwider läuft, und so unermesslichen Jammer in die Welt brachte; kein Verbot, welches der Lehre von der Nächsten-Liebe so heftig in das Gesicht schlägt, und ein so gewichtiges Zeugniss theils für die Herrschaft der Pfaffen, theils für die Dummheit der Laien abgibt.

Und welchen Kampf haben Die, so Freiheit der Ehe fordern, zu kämpfen! Wie werden sie angefeindet, gelästert und verhöhnt! Und doch wollen sie nichts Anderes, als was der Apostel PAULUS vor fast zweitausend Jahren auch wollte. Dieser einfache Mann hat das Interesse der menschlichen Gesellschaft wohl erkannt und warm dafür sich begeistert; er konnte auch in jener Zeit der Gährung nicht anders, als die gemischten Ehen für vereinbar mit der sosialen Gesundheit zu erklären. Und Staatsmänner der Gegenwart*) können so kurzsichtig sein, gemischte Ehen für ungeeignet zu halten, ja sie zu verbieten! Weicht nur von dem Pfade der Natur ab, gerathet nur in das Wirrsal der von der Unvernunft, oder der Herrschsucht und dem Kastengeiste ausgesonnenen Systeme: sicher und gewiss werdet ihr die euch zur Obhut Anbefohlenen nicht zur Glückseligkeit, sondern in den Morast des Irrthum's, der Verfolgung und des Jammers führen.

LEOPOLD VON MORGENSTERN [184]) sagt, es könne im Interesse der Kirche von dieser die Ehe verboten werden zwischen Christen und Nichtchristen, und bemerkt hierzu, wie folgt: »Ein solches Verbot hat seinen Grund in dem wesentlichen Einflusse, welchen die Religion auf das Familien-Leben, besonders auf die Erziehung der Kinder, und selbst auf die Einrichtung des Hauswesens und des Gewerbes in dem Grade äussert, dass ein recht inniger Friede in der Familie unter Christen und Nichtchristen um so weniger bestehen und gedeihen kann, je eifriger jeder Theil an seiner Religion festhält. Es kann in der That beim besten Willen kaum fehlen, dass nicht bisweilen ein nichtchristlicher Ehegatte dem christlichen Veranlassung zum Aergerniss in seinem religiösen Glauben geben sollte, und ebenso der christliche dem nichtchristlichen. Wenn aber die römisch-katholische Kirche so weit geht, Ehen ihrer Bekenner mit den Angehörigen anderer christlichen Kirchen Hindernisse in den Weg zu legen; so scheint dies durch die Verschiedenheit der Ansichten von dem aus der heiligen Schrift hervor gehenden Dogma von der Ehe nicht hinreichend gerechtfertigt, und mehr in einem hierarchischen, als in einem religiösen oder christlich sittlichen Motive begründet zu sein« . . . »Gleichwohl greift jenes Verhalten der römisch-katholischen Kirche so ungemein störend in das friedliche Zusammenleben der Volks-Angehörigen ein, dass der Staats-Organismus sich gedrängt fühlen muss, demselben mit dem ganzen Gewichte der Macht, welche in seinem vernünftig begriffenen Berufe ihm zu Gebote steht, entgegen zu treten, um den Einfluss solcher Störungen des Friedens im Volke zu beseitigen, oder wenigstens zu mildern«. — MORGENSTERN ist entrüstet über das Verhalten der katholischen Kirche, welcher Ehen zwischen Katholiken und anderen Christen ein Dorn im Auge sind, und dabei versagt er dem kirchlichen Verbote der ehelichen Verbindungen zwischen Christen und Nichtchristen nicht seinen Beifall. Er, der seinem Namen Ehre machen, und wie der Morgenstern auch in die Ehe-Verhältnisse leuchten und dadurch

---

184) MORGENSTERN, L. v., Mensch, Volksleben und Staat, im natürlichen Zusammenhange. Leipzig. 1855. in 8⁰. Bd. II. p. 15 u. fg.

*) ganz abgesehen von Theologen u. s. w.

alte Fesseln lösen sollte, will nur ein Glied frei machen, die anderen Glieder aber in ihren Banden stecken lassen! Dies ist die Logik der Staatsmänner auf dem europäischen Festlande, und diese Logik trat überall dort als das grösste Hemmniss auf, wo es darum sich handelte, Aufklärung, Menschen-Wohl und Nächsten-Liebe in Wahrheit zu fördern.

Wenn Liebe die Gatten zusammenführte und Vernunft in ihrem Bunde herrscht, kann weder das Familien-Leben, noch die Erziehung der Kinder durch das nichtchristliche Bekenntniss des einen und das christliche Bekenntniss des andern Gatten gestört werden; ja, es ist auch unter gewöhnlichen Verhältnissen, wo die Liebe nur nebensächlich, Vernunft gar nicht in Betrachtung kommt, von Störung nicht die Rede, wenn nicht der Einfluss der Pfaffen oder die Unduldsamkeit und Bosheit anderer Menschen vorher unbekannte, unempfundene Gegensätze in das Leben ruft. Doch führt alles Böse hier auf das Pfaffenthum sich zurück, und es heisst, dieses völlig aller Macht entkleiden, wenn jenes verhindert werden soll. Ist das einmal geschehen, dann wird die Religion ausschliesslich Sache des Individuums, und ihre Verschiedenheit bei Eheleuten dient in keinem Falle mehr zu irgend welcher Beeinträchtigung der Erziehung und der Harmonie in der Familie.

§ 38.

Ehelosigkeit, wilde Ehe und uneheliche Kinder sind Erscheinungen, welche in der Regel dem Elend, der Armuth und schlechten Gesetzen, in der Ausnahme der Unsittlichkeit ihr Dasein verdanken. Wirthschaftliche Verhältnisse entscheiden im Allgemeinen über den Eintritt in die Ehe; wer leidlich zu leben hat, tritt früher in die Ehe, als Der, welcher mit dem Elende ringt. Wo die Gesetze die Abschliessung des Ehe-Bündnisses vom Besitze abhängig machen, verheirathet sich der Reiche früher als der Arme; wo die Gesetze einem Stande für zeitweilig oder für immer Ehelosigkeit auferlegen, kommt dieser gegen die andern Stände sehr in Nachtheil, indem er seiner natürlichen Bestimmung *) entweder spät oder gar nicht gesetzlich nachkommen kann. Nun aber macht der Begattungs-Trieb bei dem Reichen wie bei dem Armen, bei dem Bevorzugten wie dem Unterdrückten sich geltend, und ein Jeder von ihnen sucht sich zu befriedigen: der Eine thut es in der Ehe, der Andere, dem Verheirathung verboten ist, in der wilden Ehe oder bei Freuden-Mädchen. In allen diesen Fällen ist von Sitten-Verderbniss nicht gleich die Rede; aber bei Fortdauer des Elend's, der schlechten Gesetze und des Zwanges zur Ehelosigkeit entwickelt allmälig sich Unsittlichkeit, weil diese traurigen Einflüsse an sich gute Sitten untergraben, Kopf und Herz verderben, und alles Böse befördern.

Zeiten, in denen aus Uebersättigung in Genüssen die Ehelosigkeit entspringt und epidemisch wird, gehören zu den Ausnahmen im Leben der Völker. Vorzugsweise und zunächst ist die Ehelosigkeit bei den zur Ehe reifen Menschen nur eine Folge des Elend's, des Zwanges und schlechter Gesetze.

»Unsere thierische Organisation«, sagt Kaiser NAPOLEON der Erste [185]),

---

185) GOURGAUD, Discours de NAPOLÉON sur les vérités et les sentiments qu'il importe le plus d'inculquer aux hommes pour leur bonheur. Paris. 1826. in 8⁰. pag. 8. 30 u. fg.

*) wenn wir dieses Ausdruck's uns bedienen sollen.

»hat unabweisliche Bedürfnisse: essen, schlafen, zeugen ... Nahrung, ein Obdach, Kleider, eine Frau, sie sind demnach unbedingt nöthig für die Wohlfahrt«. »Ohne Gattin gibt es weder Gesundheit noch Glück. Ihr werdet also die zahlreiche Klasse der Ehelosen davon unterrichten, dass ihre Freuden nicht die wahren sind, es sei denn, dass sie, überzeugt ohne Frau nicht leben zu können, bei den Frauen Anderer ihr Verlangen befriedigen«. — Hier drückt ein erleuchteter Gesetzgeber seine Ueberzeugung von dem unabweislichen Bedürfniss der Ehe und den Nachtheilen der Ehelosigkeit aus, und in seinem Codex, dem alle vernünftigen Völker entgegen jubeln, ist diese Ueberzeugung zur Geltung gekommen, indem kein Franzose von der Wohlthat der Ehe ausgeschlossen, zur Ehelosigkeit gezwungen wird.

Ehelosigkeit ist dem leiblichen und sittlichen Wohle des Einzelnen wie der bürgerlichen Gemeinschaft entgegen; denn ihre Folgen sind Hurerei, Ausschweifung, Laster und Ehebruch. Man kann Niemand befehlen, in die Ehe zu treten; aber man darf auch keinem halbwegs normalen Menschen die Ehe verbieten. Johann Peter Süssmilch [186]), welcher das Unheil des Coelibates vortrefflich erkennt, bemerkt unter Anderem: »Ein Regent muss zunächst allen gewaltsamen Hindernissen der Ehen und der Vermehrung Widerstand leisten ... Ein Staat muss also Keinen vom Ehe-Stande abhalten, er sei ein Geistlicher oder Weltlicher oder ein Soldat«. Und über den Schaden sprechend, welchen die Ehelosigkeit der Priester in verschiedenen Ländern anrichtet, macht Süssmilch folgenden Vergleich: »Was die Kastration im Orient ist, das ist das Coelibat im Occident, und in den Ländern, welche den Gesetzen des römischen Stuhles unterworfen sind«. — Wenn man die Absicht allein in das Auge fasst, trifft dieser Vergleich zu; berücksichtigt man aber die Folgen, so stellt die Ehelosigkeit der Priester, Staats-Bedienten u. s. w. als ein viel schlimmeres Uebel sich heraus, wie die Kastration des Orient's. Einem Menschen die Hoden wegnehmen, ist überaus barbarisch; einen sonst normalen Menschen aber von der natürlichsten seiner Verrichtungen abhalten, dies muss entschieden als viel grausamer und niederträchtiger bezeichnet werden. Die gegenwärtigen Menschen rühmen sich stets so übermässig ihrer vorgeblich hohen Gesittung, und dabei lassen sie so von alten Satzungen, alten Eseln kindischer Ober-Priester und Ober-Befehlshaber, und von ihrer eigenen Hartherzigkeit sich knechten, dass sie das Coelibat in ihrer Mitte dulden, ja noch zu seiner Verewigung selbst beitragen; sie gestatten, dass diesem und jenem armen Schlucker die Ehe verboten werde, oder verbieten sie ihm selbst mittelst nichtswürdiger Gesetze und schändlicher Massregeln, die aus geist- und herzlosen falschen Theorieen entspringen. Der Blitz erschlag' dich, du elende halbe Cultur, und der Teufel hol' dich, du vermeintlich civilisirtes, elendes Pack!

»Dass heutzutage das ehelose Leben«, entwickeln Johann Anton und Augustin Theiner [187]), »die Rohheit und die Neigung zum Trunke besonders

---

186) Süssmilch, J. P., Die göttliche Ordnung in den Veränderungen des menschlichen Geschlechts, aus der Geburt, dem Tode und der Fortpflanzung desselben erwiesen. 4. ... Ausgabe ... von Christian Jacob Baumann. Berlin. 1775—87. in 8⁰. Bd. I. pag. 425.; 371. u. fg.

187) Theiner, J. A., und Theiner, A., Die Einführung der erzwungenen Ehelosigkeit bei den christlichen Geistlichen und ihre Folgen. Ein Beitrag zur Kirchengeschichte. Altenburg. 1828. in 8⁰. Bd. I. pag. 396. u. fg.

zu nähren pflegt, ist unläugbar; und ebenso unläugbar ist es, dass diese Unsitten jener Zeit*) bei der Geistlichkeit einen hohen Grad erreicht hatten«. Und weiter: »Auch die geistigen Folgen der gewaltsam unterdrückten Naturtriebe, eine trübe, düstere, krampfhafte Anschauung des Lebens, eine mit unreinen Bildern ringende, oft bis zum Wahnsinn verirrte Einbildungskraft blieben bei den Klerikern, welche der von ihnen geforderten Keuschheit ernstlich nachstrebten, nicht aus«. — Rohheit, Vermehrung des Hanges zur Trunksucht und Verderbung der Phantasie sind nicht die einzigen Folgen des Coelibat-Lebens; es kommen noch viele andere und mindestens eben so schlimme Nachwirkungen hinzu: Krankheiten, Selbstmord, Verirrungen, ja Krieg, Mord, Todtschlag und allerhand Uebel, welche dem Wohle der bürgerlichen Gemeinschaft schädlich, verderblich werden. Die Verderbung der Phantasie, welche die Gebrüder Theiner unter den Wirkungen des ehelosen Zustandes hervor heben, hat einen grossen Theil der Schuld, dass katholische Geistliche, die ihrem Gelübde der Keuschheit treu bleiben, so sehr von dem wirklichen Leben sich entfernen, so fanatisch, so verkehrt, so verrückt werden, und in so ausgedehntem Maasse der Verbreitung des Aberglaubens, des Fanatismus, der Dummheit Vorschub leisten, Momente also, welche von jeher die sociale Gesundheit untergruben. Die Verderbung der Phantasie durch das Coelibat gab zu unzähligen Malen Veranlassung zur Entstehung von Geistes-Krankheiten; bei den Einsiedlern in der Wüste, bei vielen Mönchen und Heiligen lag all' den Entzückungen, Träumen, tollen Ausbrüchen u. s. w. jene Corruption der Einbildung zum Grunde.

A. Brierre de Boismont [188]) hat das Verhältniss der Ehelosigkeit zum Selbstmord genauer geprüft; er findet, dass Ehelose in weit grösserer Proportion den Selbstmord üben, als Verehelichte, und schliesst aus den statistischen Untersuchungen also: »Die Isolirung muss also als ein der Vollziehung des Selbstmordes günstiger, praedisponirender Umstand betrachtet werden«. Johann Ludwig Casper [189]) bewies, dass Verheirathete im Durchschnitt länger leben, als Unverheirathete. Es liessen die Angaben zu Gunsten der Verheiratheten und zum Nachtheile der Ehelosen in Bezug auf Gesundheit und Lebensdauer bedeutend sich vermehren, und viele Beweise könnten geliefert werden, wie sehr Laster und schlimme Leidenschaften im Zustande der Ehelosigkeit ihren fruchtbaren Boden finden; allein das Angeführte scheint uns hinlänglich zu sein.

Wenn man die grössere Regelmässigkeit des Lebens in der Ehe in Anschlag bringt, und die Hülfe berechnet, welche die Gatten einander bieten, so gelangt man auch ohne statistische Tafeln zu dem Schlusse, dass die Ehe eine nicht unbedeutende Zahl von Krankheitsfällen verhindere, andererseits den Verlauf wirklicher Leiden im Allgemeinen milder mache. Durch die Erfahrung wird dieser Schluss hinreichend bekräftigt, und überall bewiesen, wie gerade die Ehe zu den besten Schutz- und Linderungs-Mitteln vieler Leiden gehört. Indem Menschenfreunde diese alte Wahrheit in das Auge fassten, forderten

---

188) Brierre de Boismont, A., Du suicide et de la folie suicide considérés dans leurs rapports avec la statistique, la médecine et la philosophie. Paris. 1856. in 8⁰. pag. 81. u. fg.; 359. u. fg.

189) Casper, J. L., Beiträge zur medicinischen Statistik und Staatsarzneikunde. Berlin. 1825—35. in 8⁰. Bd. II. pag. 156. u. fg.

*) zwischen dem fünften und achten Jahrhundert.

sie vom Staate, die Ehe zu befördern, und erörterten mitunter sehr ausführlich, in welcher Art und Weise der Staat dies thun sollte.

Bekannt ist es, dass zur Beförderung der Ehen zunächst und hauptsächlich gute Sitten gehören, und dass alle Gesetze, welche Eheschliessung anbefehlen, nutzlos wo nicht gar schädlich sind. Wir fordern in Ehesachen vom Staate und der Gesellschaft niemals einen unmittelbaren Eingriff, sondern wünschen, dass man weder durch verkehrte Massregeln noch durch schlechte Gesetze die Ehen hindere. Staat und Gesellschaft befördern die Ehen am meisten, wenn sie dieselben nicht hindern.

Wo aber der Staat unmittelbar eingreifen muss, um Unheil zu verhindern, und, wenn man so will, Ehen mittelbar zu befördern, das ist in Sachen des Keuschheits-Gelübdes, welches verschiedene Kirchen von ihren Angehörigen fordern. Der Staat erfüllt nur seine Pflicht, wenn er der Kirche bei den schwersten Strafen verbietet, das Keuschheits-Gelübde einem Menschen abzunehmen. Der Staat könnte Gesellschaften nicht dulden, welche von Leuten forderten, sich zu Tode zu hungern; er darf also auch nicht gestatten, dass eine Körperschaft begehre, ihre Mitglieder sollten das Menschengeschlecht nicht fortpflanzen. Als oberster Wächter der leiblichen und sittlichen Gesundheit, muss der Staat die Unvernunft ohne Nachsicht bekämpfen; dadurch fördert er das eheliche Leben und durch dieses das allgemeine Beste.

Johann Peter Frank [190]) macht, in Betreff des Gelübdes der Keuschheit, der römischen Kirche folgende Vorschläge: »Erstens, dass nicht ohne viele Rücksicht auf Natur und physische Anlage die Wahl zum geistlichen Stande dienlicher Subjekte geschehen möchte«. »Zweitens, dass nie vor dem achtundzwanzigsten Jahre des menschlichen Alters ein Gelübde der Keuschheit weder dem männlichen, noch dem weiblichen Geschlechte abgenommen würde«. »Drittens, diejenigen Jünglinge, welche, nach einmal gefasstem Vorhaben, sich dem geistlichen Stande zu widmen, die bestimmte Zeit nicht erwarten zu können scheinen, und deswegen die Gnade des Ordinarius, um Dispensirung vom erforderlichen Alter, unaufhörlich mit Bittschriften zu bestürmen und durch mancherlei Vorwand zu erflehen pflegen, zurück gewiesen und zu mehrerer Untersuchung dieser Anlage zu einem in jedem Betracht so wichtigen Berufe nachdrücklichst ermahnt würden«. . . . »Fünftens, dass man nicht leicht gestatte, dass die Rekrutirungen in Frauen-Klöstern durch zu viel einnehmende Mittel und Zusprüche übertrieben, und so, nach dem Ausdrucke eines beliebten Schriftstellers, in Nonnen-Klöstern so mancher schöne Menschen-Acker brach gelegt werde«. — Von allen solchen Vorschlägen wird der römische Bischof eben so wenig sich rühren lassen, wie seine Klerisei. Die wahre Politik dieser Sorte gegenüber ist, nicht auf Eiern zu gehen und unmassgeblich vorzuschlagen, sondern in eisernen Stiefeln unbeirrt voran zu gehen und, wo die Autorität der aus der Vernunft entsprungenen Gesetze fruchtlos bleibt, mit dem Schwerte drein zu schlagen. Keuschheits-Gelübde können nur der Gesittung Hohn sprechen; sie sind die schlimmsten Feinde der individuellen und socialen Gesundheit, und die Centralpunkte, von denen aus Sitten-Verderbniss und Heuchelei über ganze Bevölkerungs-Schichten sich verbreiten. Darum fort mit ihnen. Und sollten sie der Mantel sein, der den Herzog, das heisst:

---

190) Frank, J. P., System einer vollständigen medicinischen Polizey. Frankenthal. 1791—94. in 8⁰. Bd. I. pag. 256. u. fg.

das Pfaffenthum, einhüllt; dann mag hinter dem Mantel her auch der Herzog über Bord geworfen werden, und zwar dort, wo das Meer am tiefsten ist.

§ 39.

Menschen, denen die wirkliche Ehe durch Gesetze untersagt oder durch Armuth unmöglich gemacht ist, suchen entweder durch die wilde Ehe, oder durch Hurerei sich zu entschädigen. Dass jene wie diese zu den Uebeln gehören, steht fest; dass beide aber weder verboten werden dürfen noch verhindert werden können, so lange nicht einem Jeden der Eintritt in die Ehe ohne Schwierigkeit möglich gemacht ist, gehört in demselben Grade zu den fest stehenden Thatsachen. Demnach wird die bürgerliche Gesellschaft immer und immer wieder wilde Ehe so gut wie Hurerei dulden müssen, weil sie nicht dazu sich entschliesst, jedem ihrer Mitglieder die zur Eingehung einer legitimen Ehe erforderlichen materiellen Mittel zu bieten.

Nun gehen aus der wilden Ehe und aus der Hurerei Sprösslinge, die sogenannten natürlichen oder unehelichen Kinder hervor, und diese bedürfen des Schutzes, so wie der Akt, dem sie ihr Leben verdanken, der Duldung bedarf. Da sie aber das ganze Recht, welches die bürgerliche Gemeinschaft einem jeden ihrer Mitglieder zugesteht, um der Sicherheit der Exsistenz wegen und aus nahe liegenden rein humanen Gründen in Anspruch nehmen müssen, wird es erforderlich, dass der Staat nicht nur sie schütze, sondern ohne Bedingung sie anerkenne, dass die Gesellschaft ihren Ursprung ganz ignorire und in keiner Beziehung ihrem Fortkommen Schwierigkeiten in den Weg lege. In einigen civilisirten Staaten ist man bereits auf diesem humanen Standpunkt angelangt; in einer grossen Zahl von Ländern dagegen herrschen leider noch die alten Vorurtheile wider die armen unehelichen Kinder.

Es kann nicht geläugnet werden, dass eine verhältnissmässig grössere Anzahl unehelicher Kinder der socialen Gesundheit keinen Vortheil bringt; denn sie pflegen guter Erziehung äusserst selten zu geniessen, ja wachsen oft genug ohne alle Erziehung, Angesichts des schlechtestens Beispiel's und unter der rohesten Behandlung empor. FERNAND DESPORTES [191]) sagt: »Das, was die natürlichen Kinder von den legitimen trennt, ist heutzutage nur noch der Unterschied ihrer Stellung in der Familie«. — Und dies kann in der That als eine für die Zukunft der unehelichen Kinder oft genug verhängnissvolle Lage betrachtet werden; denn die Familie ist das einzige wahre Mittel der Erziehung, die breiteste Basis für alles künftige Leben, Thun und Streben.

Die Störungen, welche die sociale Gesundheit durch eine im Verhältniss allzu grosse Zahl von unehelichen Kindern erfährt, dürfen nicht allzu gering angeschlagen werden, und wir glauben, dass ALEXANDER VON OETTINGEN [192]) nicht übertreibe, wenn er ausspricht: »Die allgemeine Wahrheit wird Niemand bestreiten, dass eine grosse Anzahl von Bastarden geradezu eine der schwersten Heimsuchungen für ein sociales Gemeinwesen sei. Ich meine das keineswegs blos in physischer und materieller Beziehung, sofern diese, einer Familien-

---

191) DESPORTES, F., Essai historique sur les enfants naturels. Paris. 1857. in 8⁰. pag. 151.

192) OETTINGEN, A. v., Die Moralstatistik. Erlangen. 1868. in 8⁰. pag. 573.; 589. u. fg.

Pflege und eines häuslichen Bodens ermangelnden, unglücklichen Kinder der öffentlichen Fürsorge zur Last fallen und meist früh zu Grunde gehen, also auch das Kapital, das ihre Erziehung gekostet, nie zu verzinsen und der Gesellschaft »mit Wucher« wiederzugeben im Stande sind; sondern namentlich in moralischer und geistiger Hinsicht, sofern sie meist selbst schlecht erzogen und mit einer verderblichen Mitgift ausgestattet, die Sünde ihrer Eltern wie erbliches Gift auf den socialen Gesammt-Körper verpflanzen und das Siechthum desselben mit begründen oder fördern helfen«. OETTINGEN zeigt auch, dass unter den Verbrechern die Zahl der unehelich Erzeugten sehr auffällig in Betrachtung kommt, und citirt den Ausspruch eines französischen Häschers, wonach unter drei von diesen Arretirten ein unehelich Erzeugter sich befand. — Wenn der Gesellschaft aus einer beziehungsweise zu grossen Anzahl unehelicher Kinder Schaden erwächst, darf sie, um diesen Schaden zu verhüten, nur sich bemühen, die Ursachen, aus denen eine solche Ueberzahl von Bastarden sich ergibt, zu ergründen und zu tilgen. Die Bastarde selbst aber werden sorgfältig zu erziehen sein, um bei ihnen alle schlimmen Anlagen zu verwischen und gute Menschen aus ihnen zu machen. Das Gemeinwesen muss es sich Geld, viel Geld kosten lassen, um gerade diese Unglücklichen, denen das Beste, was der Mensch hat, abgeht, zu braven Mitbürgern heranzuziehen. Gelingt es, die grosse Masse der unehelichen Kinder auf eine höhere Stufe moralischer Ausbildung zu bringen, dann haben sie aufgehört, eine Heimsuchung für die Gesellschaft zu sein.

F. E. FODÉRÉ[193]) verdankt man so manchen praktischen Vorschlag zu einer derartigen Erziehung der unehelichen und der Waisen-Kinder in Anstalten. DEGERANDO[194]), der gleichfalls mit diesem Gegenstande sich beschäftigte, bemerkt unter Anderem: »Die Erziehung der Findel-Kinder soll diese dazu vorbereiten, eine armselige Lebenslage zu ertragen, in einer Laufbahn voll Arbeit mit Muth, Sittlichkeit und Fähigkeit sich zu bewegen, und alle Anlagen in ihnen ausbilden, mittelst deren sie im Stande sind, Hindernisse zu besiegen, ihre Stellung durch ihren Charakter zu erhöhen, Hochachtung sich zu erwerben, gutes Beispiel zu geben und dadurch ihre Schuld an die Gesellschaft abzutragen. Hierbei wird der grosse und heilbringende Gedanke, die so Erzogenen an der Verbesserung der Volkssitten Theil nehmen zu lassen, sich verwirklichen. Geboren in einem Dunstkreise voll des Verderbens, werden sie nicht allein dessen Einwirkung entzogen, sondern auch Werkzeuge des Guten sein«. — Somit hat es die Gesellschaft ganz in ihrer Gewalt, aus Dem, was für sie eine Heimsuchung war, was das eheliche Leben (wenn auch nur mittelbar) schlimm beeinflusste, eine Wohlthat zu machen. Wie gewaltig die Erziehung auf den Menschen wirkt, ist bekannt; wie sehr sie es vermag, seine Anlagen zum Guten zu wenden und die rebellischesten Naturen in die besten Menschen und Bürger zu verwandeln, dürfte nicht minder zum allgemeinen Bewusstsein sich gebracht haben.

Gute Erziehung unehelicher Kinder, sei es in Anstalten, sei es in barmherzigen Familien, muss auf zwei Momente sich stützen, wenn sie durchaus

---

193) FODÉRÉ, F. E., Essai historique et moral sur la pauvreté des nations, la population, la mendicité, les hôpitaux et les enfans trouvés. Paris. 1825. in 8⁰. pag. 578. u. fg.

194) DE GÉRANDO, De la bienfaisance publique. Nouvelle édition. Bruxelles. 1839. in 8⁰. Bd. I. pag. 405.

Erfolg haben soll; zunächst auf Gesinnungs-Tüchtigkeit und auf den Mangel böser Vorurtheile bei den Mitgliedern der Gesellschaft, und weiter auf gute, den unehelichen Kindern zum Nutzen gereichende Gesetze. Gesinnungs-Tüchtigkeit wird gefördert und Vorurtheile werden zerstört durch eine naturgemässe Moral.

In der neueren Zeit war keine Gesetz-Gebung den armen unehelichen Kindern so vortheilhaft, als die Napoleon des Ersten[195]. Ferdinand Cherbuliez[196] hat die Rechte der ausser der Ehe erzeugten Kinder auf die Güter ihrer Eltern nach dem Napoleonischen Codex erläutert, und damit bewiesen, dass man in Sachen der unglücklichen Wesen jenseits des Rheins entschieden humaner denkt und fühlt, als anderswo. Folgende Mittheilung von W. B. Stevenson[197] beweiset, wie liebevoll Private und Herrscher in Peru für das Wohl der unehelichen und Findel-Kinder sorgten: »Die Casa de los huerfanos *), oder das Findelhaus, ist eine Anstalt, die ihrem Gründer, einem Apotheker, Ehre macht. Alle weissen Kinder werden dort aufgenommen, und die Knaben bis zum vierzehnten Jahre erzogen . . . Die Mädchen erhalten bei ihrer Verheirathung eine Ausstattung von tausend Dollars jede . . . König Karl IV. erklärte alle Findlinge für adelig, damit ihnen der Zugang zu keinem Amte verschlossen sei. Vor der Stiftung des Findelhauses wurden viele Kinder den wohlhabenderen Einwohnern vor die Thüre gelegt, und jederzeit mit Sorgfalt aufgenommen. In kleineren Städten ist diese Sitte noch immer im Gebrauch; doch noch häufiger setzt man die Kinder, welche meistens, wo nicht immer, weiss sind, in der Nähe der Hütten der Indianer und Neger aus, welche, uneingedenk dass sie selbst durch die Weissen um die grössten Güter des Lebens, Wohlstand, Vaterland und Freiheit gebracht worden, jene stets aufnehmen, und oft mit einer noch grösseren Zärtlichkeit als ihre eigenen Kinder behandeln«. — Sicherlich werden uneheliche Kinder in Ländern, wo man mit solcher Liebe ihnen entgegen kommt, nicht zu Geisseln der Gesellschaft, und es ist immer nur das Vorurtheil, die Hartherzigkeit, die Verwahrlosung und der Geiz der Gemeinden und Privaten, wodurch die Unglücklichen zu einer Heimsuchung für die Gesammtheit gemacht werden.

Mit der Zunahme der Unsittlichkeit und der Abnahme der Ehenzahl steigt die Ziffer der unehelichen Kinder. Die Unsittlichkeit vermehrt sich, wenn die Zahl der Ehen sich vermindert; und die Zahl der Ehen vermindert sich, wenn auf der einen Seite der Luxus und die Raffinirtheit zuehmen, auf der anderen Seite die Leichtigkeit des materiellen Bestehens abnimmt. Alle diese traurigen Verhältnisse sind in neuerer Zeit immer mehr in den Vordergrund getreten und machen immer mehr ihre Herrschaft geltend; deshalb stimmen wir David Johnston[198] durchaus bei, wenn er ausspricht: »In allen Theilen von Europa haben die unehelichen Geburten in einer reissenden Art zugenommen. Dieses Wachsthum beschränkte sich nicht auf die grossen

---

195) Code Napoléon. . . . . Paris. 1807. in 12⁰. Bd. I. p. 63. u. fg. — Buch. I., Titel 7., Kapitel 3.

196) Cherbuliez, F., Des droits des enfans naturels sur les biens de leur père et de leur mère. Genève. 1858. in 8⁰. pag. 19. u. fg.; 26. u. fg.

197) Stevenson, W. B., Reisen in Arauco, Chile, Peru und Columbia in den Jahren 1804 bis 1823. Weimar. 1826. in 8⁰. Abtheilung I. pag. 171. u. fg.

198) Johnston, D., A general, medical and statistical history of the present condition of public charity in France; . . . . Edinburgh. 1829. in 8⁰. pag. 354.

*) in Lima.

Städte«. . . . Nach Johnston's Zusammenstellungen und Berechnungen kam eine uneheliche Geburt in Paris auf $3^1/_6$ eheliche Geburten, in Stockholm auf 3, in Strassburg auf $4^1/_{12}$, in der Diöcese Piacenza auf $4^7/_{10}$, in Marseille auf 5, in Dresden auf 5, in Stuttgart auf $6^8/_{10}$, in Berlin auf 7, in Hamburg auf 9, in Palermo auf $9^5/_{10}$, in Kopenhagen auf 11, in ganz Würtemberg auf $11^1/_{10}$, in ganz Frankreich auf 13, in Schweden auf 20, in Finnland auf 22. — Diese Angaben bestätigen unseren obigen Ausspruch, indem sie zeigen, dass dort, wo Luxus, Raffinirtheit, Mangel u. s. w. hausen, die Zahl der unehelichen Kinder bedeutend, dagegen dort, wo die Menschen einfach, bescheiden und unter vernünftigen Gesetzen dahin leben, ohne der Massen-Armuth verfallen zu sein, und ohne grössere Ansprüche zu machen als mit den gegebenen Verhältnissen sich vereinbaren lassen, nur wenig Bastarde erzeugt werden.

Wir bemerkten vorhin, dass die unehelichen Geburten gegen früher zunahmen; A. Quetelet[199]) und Andere wiesen dies genau durch Zahlen nach. F. Oesterlen[200]), welcher auch nachweiset, dass in den Städten und bei industriellen Bevölkerungen die Zahl der ausser der Ehe Geborenen im Durchschnitt zwei Mal grösser ist, als auf dem Lande und bei Ackerbau treibenden Bevölkerungen, sagt: »Seit den letzten zwanzig bis dreissig Jahren stieg ihr (der unehelichen Kinder) Betrag unter den Geborenen fast überall um zwei bis vier Procent, in den Städten meist noch viel mehr, während die allgemeine Geburten-Ziffer und somit auch die eheliche Fruchtbarkeit mehr und mehr sank«. — Unsittlichkeit, Luxus und Elend nahmen zu; darum erhöhte sich auch das Verhältniss der unehelichen Kinder.

Man hat unzählige Male behauptet, dass die Zahl dieser Unglücklichen mit der Zahl der Findelhäuser zunehme, das heisst: dass solche Anstalten der Hurerei Vorschub leisten. Ich aber glaube, es sei die Vermehrung der Findelhäuser durch die Zunahme der unehelichen Geburten, und diese durch das Wachsthum des Elend's und der Sitten-Verderbniss bedingt worden; ich stimme Marc[201]) bei, da er ausspricht: »Aber diese fortschreitende Zunahme der Zahl der Findelkinder, so thatsächlich sie ist, kann kein festes Beweismittel für die Verläumder einer von jenen Einsetzungen liefern, welche dem menschlichen Herzen so sehr zur Ehre gereichen. Es ist entschieden, dass nicht die einen schlechten Lebenswandel führenden Frauen es sind, welche vorzüglich zur Bevölkerung der Findelhäuser beitragen. Das Elend und die Armuth müssen einen hohen Grad erreicht haben, um die natürlichsten Gefühle zu ersticken und um die legitimen Ehegatten zur Trennung von dem Gegenstande ihrer zärtlichsten Zuneigung zu veranlassen, und welches Schicksal stände in diesem Falle den Kindern bevor, wenn sie ähnlichen Einflüssen wie die Eltern ausgesetzt blieben?«. — Marc erörtert noch des Weiteren den grossen Nutzen der Findelhäuser, und wir erkennen, dass seine Worte auf das Trefflichste gewählt sind, Die zu widerlegen, welche die Vermehrung der unehelichen Kinder mit der Zunahme der Findelhäuser behaupten.

Wir kommen wieder und immer wieder auf das Elend als auf die Grund-

---

199) Quetelet, A., Physique sociale ou essai sur le développement des facultés de l'homme. Bruxelles & Paris. 1869. in 8⁰. Bd. I. pag. 215. u. fg.

200) Oesterlen, F., Handbuch der medicinischen Statistik. Tübingen. 1865. in 8⁰. pag. 201. u. fg.

201) Marc, Enfant trouvé. — Dictionaire des sciences médicales. Paris. 1812—22. in 8⁰. Bd. XII. pag. 273. u. fg.

Veranlassung alles Bösen zurück. So wie das Elend die Menschen verhindert, normal sich zu verheirathen, und sie bestimmt, ausser der Ehe ihr Geschlecht fortzupflanzen; so zwingt es auch seine Opfer, ihrer armen Nachkömmlinge sich zu entledigen. L. M. Moreau-Christophe[202]) hat hierfür überzeugende Beweise beigebracht. »Eine der häufigsten Ursachen der grossen Zahl von Kinder-Aussetzungen«, sagt er, »ist das Elend. Das Hospital der Findelkinder zu Paris empfängt jährlich mehr als viertausend ausgesetzte Kinder, von denen vierhundert legitim sind. Neun Zehntheile dieser Aussetzungen sind durch die Noth veranlasst, und die Noth hat in Paris ihre hauptsächlichste Ursache in dem ungenügenden Lohne der Frauen. Dadurch erklärt es sich, warum von dreissigtausend Kindern fast zehntausend unehelich sind und fast siebentausend im Hospital geboren werden. In der Provinz veranlasst gleichfalls das Elend die Aussetzung«. Auf hundert Geburten kämen in der Provinz ungefähr sieben uneheliche, und von diesen sieben Kindern würden zwei bis drei ausgesetzt. — Das Elend wiegt bei Erzeugung der unehelichen Kinder mindestens eben so schwer, als Luxus, Uebermuth, Unsittlichkeit und schlechte, das Heirathen erschwerende Gesetze. Bevor also die Gesellschaft einen Stein wider die Väter und Mütter unehelicher Kinder aufhebt, oder gar diese Unglücklichen selbst verachtet, möge sie zuerst das Elend beseitigen.

§ 40.

Es gehört zu den verdienstvollen und besten Werken, die legitimen Ehen unter den arbeitenden Klassen zu befördern. Dadurch wird das Uebel der wilden Ehen und der unehelichen Kinder verhütet, und den Nachkommen der Armen der goldene Boden des Familien-Lebens und der Born der Eltern-Liebe versichert; Verbrechen und Laster erfahren so den merklichsten Abbruch, und der Tod hält minder reiche Erndten unter den Säuglingen und Kindern, als zuvor; Gesundheit und Sitten bessern sich, und der Uebermuth der Müssiggänger findet viel seltener Gegenstände seiner Lust. Darum Lob und Ehre den edlen Gesellschaften, welche den Armen, den Arbeiter so leiten und unterstützen, dass er an Statt der wilden die legitime Ehe wähle, und seine Nachkommen, an Statt in das Findelhaus zu tragen, als ein braver Vater selbst und gut erziehe.

H. A. Frégier[203]) entwickelt unter Anderem, wie folgt: »Wenn gleich auf den ersten Blick die Ehe für den Armen eine Last zu sein scheint, so sichert sie ihm in Wirklichkeit einen häuslichen Herd, eine Gattin, und die süssen Freuden der Vaterschaft: sie verschafft ihm auch öffentliche Achtung, weil die Natur seines Bundes Zeugenschaft gibt von der Anständigkeit seiner Gefühle«. — Die Ehe kann bei dem Armen in der That nur Wohlstand, Mässigkeit und Gesundheit befördern, weil sie zur Ordnung, Häuslichkeit, Sparsamkeit, Liebe u. s. w. führt. Man kann die wilde Ehe nur als ein schwaches Ersatz-Mittel der legitimen betrachten, und wird niemals dem Armen, dem Arbeiter sie empfehlen. Wenn sie gleich für alle Fälle der Hurerei

---

202) Moreau-Christophe, L. M., Du problème de la misère et de sa solution chez les peuples anciens et modernes. Paris. 1851. in 8⁰. Bd. III. pag. 485.

203) Frégier, H. A., Des classes dangereuses de la population dans les grandes villes, et des moyens de les rendre meilleures. Paris. 1840. in 8⁰. Bd. II. pag. 155. u. fg.

vorzuziehen ist, so wird es doch das Gerathenste sein, durch alle humanen und gesetzlichen Mittel dem Armen die legitime Ehe zu erleichtern, sein Vorurtheil gegen dieses Institut zu brechen, und durch sorgfältige Erziehung seinen Stolz und sein Ehrgefühl zu Gunsten der gesetzmässigen Ehe zu erregen.

Durch das schlechte Beispiel wird, wie Frégier zeigt, das Vorurtheil der untersten Klassen wider die gesetzmässige Ehe unterhalten; aber dieses Moment wirkt erst in zweiter Reihe. Was hauptsächlich der legitimen Ehe feindlich sich entgegen stellt, ist der Mangel an Mitteln. »Für alle Fälle«, sagt Frégier, »ist die Macht des Beispiel's viel mehr eine secundäre, als eine unmittelbare und Haupt-Ursache der Vermehrung der wilden Ehe bei den arbeitenden Klassen. Die wahrhaftige und bestimmende Ursache aber ist der Mangel an Geld, sowohl zur Beschaffung der von jedem Brautpaar obrigkeitlich geforderten Stücke, als zur Bezahlung der bürgerlichen und kirchlichen Trauungs-Kosten, als endlich zu anständiger Bekleidung und um eine Hochzeit zu machen«. — Und diese Kosten sind in manchen Ländern so bedeutend, dass sie Tausende von der legitimen Ehe zurück treiben und dem Concubinate in die Arme führen, wo nicht gar zuletzt zu Opfern der Hurerei machen. Und trotzdem hebt man die Ursache des Uebels, dieses schreienden, verhängnissvollen Uebels nicht auf, weil Geiz, falsche Theorieen, Vorurtheile und bürokratische Denkweise an den massgebenden Stellen jedem Anflug von Liebe und Vernunft feindlich entgegen sind.

Wenn der Arme und Arbeiter durch Erziehung und Hygieine zu Führung eines normalen Lebens veranlasst wird, ist und bleibt die Ehe das sicherste Mittel, den Wohlstand zu vermehren und den Nachkommen Gesundheit zu überliefern, auf den Pfad der Tugend sie zu leiten. Carl August Weinhold[204]) ist im Unrecht, wenn er ausspricht: »Erlauben sie (die Staaten) nun die Ehe ohne Mass und Ziel, stehen wohl gar einige Populations-Theoretiker am Ruder, welche nur in einer Ueberzahl von Menschen das Glück der Staaten erblicken, so erzeugen sie sich eine Bettler-Klasse, die wie ein Krebsschaden am ganzen Organismus der Gesellschaft nagt, wo man endlich wie in Rom einen Cardinal im Purpur-Mantel jedoch im Gefolge von einigen hundert zerlumpten Bettlern erblickt, welche mit ihrem widrigen, durchdringenden Geschrei um eine Gabe, das Herz selbst unempfindlicher, höchst kalter Menschen in die unangenehmste Stimmung versetzen«. — Aber Weinhold überlegte nicht, dass dort, wo Erziehung und Hygieine nicht wirksam sind, der aussereheliche Verkehr bei den unteren Klassen die Zahl der Bettler und Verwahrlosten noch viel bedeutender erhöht, dem Verbrechen, dem Laster und dem Elende noch viel gewisser in die Hände arbeitet. Immer wird Beförderung der Ehe, Erleichterung der Ehe-Schliessung, bei gleichzeitigem Obwalten guter Erziehung und Hygieine, der Anleitung zur Selbsthülfe und der socialen Einrichtungen, welche die Grundlage der Selbsthülfe bilden, — dies wird immer das vorzüglichste Mittel zur Erhaltung gesellschaftlicher Wohlfahrt sein. Mit Recht sagt A. L. Fonteret[205]), indem er besonders die ar-

---

204) Weinhold, C. A., Ueber das menschliche Elend, welches durch den Missbrauch der Zeugung herbeigeführt wird. Leipzig. 1828. in 8°. pag. 33.

205) Fonteret, A. L., Hygiène physique et morale de l'ouvrier dans les grandes villes en général et dans la ville de Lyon en particulier pour servir a l'extinction des préjugés et du charlatanisme. Paris. 1858. in 18°. pag. 178.

beitenden Klassen im Auge hat, dass die Ehe eine den Interessen der bürgerlichen Gemeinschaft und des Menschen selbst ausgezeichnet günstige Institution sei.

§ 41.

Für die sociale Hygieine liefert die Statistik der Ehe manche nicht unbedeutende Anhalte-Punkte, indem sie die Abhängigkeit der Ehe-Schliessung von den äusseren Verhältnissen und den individuellen Momenten zeigt, und Schlüsse gestattet, welche auf die Beseitigung von Störungen und auf die Erzeugung normaler Zustände zuletzt hinlenken.

Die Zahl der Ehe-Schliessungen ist immer und überall von den Verhältnissen des Staates und der Gesellschaft, in weit geringerem Maasse von den klimatischen und individuellen Bedingungen abhängig. Wir wollen durch einige Zahlen dies nachzuweisen suchen, und zwar zuerst nach dem Maasse der Ehe-Schliessungen überhaupt forschen.

J. E. Wappäus[206]) bemerkt unter Anderem: »Wenn aber so auf der einen Seite die Natur es möglich macht, dass der ganze erwachsene Theil einer Bevölkerung zur Verheirathung komme und auch dadurch auf die Ehe zwischen Mann und Frau als das Naturgemässe hindeutet, so sehen wir doch in der Wirklichkeit in keiner unserer gebildeten Staats-Gesellschaften jenes Verhältniss auch nur annäherungsweise erreicht. Der Hauptgrund dieser Erscheinung liegt ohne Zweifel darin, dass in unseren höher civilisirten Staaten auch die Bedingungen zum Unterhalt einer Familie schwerer werden und dass deshalb Viele, deren Streben allerdings auf Gründung einer eigenen Familie gerichtet ist, erst spät oder auch gar nicht zur Erreichung ihrer Wünsche gelangen. Es wird sich daher im Allgemeinen die Zahl der Verheirathungen und damit im Wesentlichen auch die Proportion der stehenden Ehen zur Gesammt-Bevölkerung nach der grösseren oder geringeren Leichtigkeit richten, mit welcher die zur Gründung und zum Unterhalt einer Familie erforderlichen Subsistenz-Mittel gewonnen werden können, und da dies wiederum in innigem Zusammenhang mit der allgemeinen Prosperität der Bevölkerung steht, so wird umgekehrt auch wieder die Proportion der Heirathen und der stehenden Ehen zur Bevölkerung ein Mittel zur Beurtheilung des allgemeinen Wohlstandes einer Nation darbieten. Aber auch auf die sittlichen Zustände lässt diese Proportion einen Schluss zu, indem die Sittenlosigkeit das eheliche Band zu schwächen pflegt. Auch erinnere ich daran, dass nicht selten Männer, welche die Mittel zum Unterhalt einer Familie wohl besitzen oder leicht erwerben könnten, aus Egoismus vorziehen, unverheirathet zu bleiben, entweder um in der grösseren Ungebundenheit des ledigen Standes »das Leben besser geniessen« zu können, oder um der Sorge für eine Familie überhoben zu sein und dadurch an Gemächlichkeit zu gewinnen und sich zu conserviren. So wie aus solchen Motiven der Stand der Hagestolzen zunimmt (und offenbar zeigt sich dies mehr und mehr in unserer Zeit) und dadurch die Proportion der Verheiratheten in einer Bevölkerung mit bedingt wird, gibt diese auch wieder ein Mittel zur Beurtheilung der sittlichen Zustände an die Hand, und muss demnach auch in dieser Beziehung eine grosse Proportion der Verheiratheten als ein günstiges

206) Wappäus, J. E., Allgemeine Bevölkerungs-Statistik. Vorlesungen Leipzig. 1859—61. in 8⁰. Bd. II. pag. 216. u. fg.

Verhältniss gelten«. — Hieraus geht mit grösster Bestimmtheit hervor, dass die Zahl der Ehe-Schliessungen insbesondere von den ökonomischen, in zweiter Reihe von den sittlichen Verhältnissen der bürgerlichen Gemeinschaft abhängig ist, und dass mit der Besserung jener Verhältnisse die Zahl der Ehen wächst und dem Normal-Zustande sich nähert, mit der Verschlimmerung derselben aber fällt und von dem normalen Status immer weiter sich entfernt.

A. Quetelet[207]) stellte aus den statistischen Forschungen verschiedener Länder eine Tabelle zusammen, welche das Verhältniss der Geburten, Todesfälle und Ehe-Schliessungen ausdrückt. Indem wir diese Tafel hierher setzen, wollen wir damit den Nachweis liefern, wie bedeutend diese Verhältnisse in den verschiedenen Theilen Europa's von einander abweichen.

Es kommt jährlich

in England . . .	eine Geburt auf	30,	ein Todes-Fall auf	45,	eine Ehe-Schliessung auf	121 Einw.,
England u. Wales	„ „ „	29,	„ „ „	45,	„ „ „	118 „
Schottland . . .	„ „ „	29,	„ „ „	46,	„ „ „	142 „
Irland	„ „ „	41,	„ „ „	60,	„ „ „	193 „
Oesterreich . . .	„ „ „	25,	„ „ „	31,	„ „ „	121 „
Bayern	„ „ „	29,	„ „ „	35,	„ „ „	148 „
Belgien	„ „ „	33,	„ „ „	43,	„ „ „	142 „
Dänemark . . .	„ „ „	30,	„ „ „	46,	„ „ „	118 „
Frankreich . . .	„ „ „	36,	„ „ „	42,	„ „ „	125 „
Italien	„ „ „	26,	„ „ „	34,	„ „ „	156 „
Niederlande . . .	„ „ „	28,	„ „ „	37,	„ „ „	130 „
Preussen . . .	„ „ „	27,	„ „ „	36,	„ „ „	115 „
Schweden . . .	„ „ „	31,	„ „ „	41,	„ „ „	129 „

Wenn wir die Zahl der Ehe-Schliessungen in das Auge fassen, finden wir, dass unter den angeführten Ländern Preussen, England und Wales, Oesterreich und Dänemark oben an stehen, Irland, Bayern und Italien zuletzt kommen. In Bezug auf die Sterbefälle steht Irland am günstigsten, Oesterreich am schlechtesten, in Bezug auf die Geburten Italien am besten, Irland am ungünstigsten. Sollte es gestattet sein, aus den angegebenen Zahlen Schlüsse zu ziehen, so könnte man sagen, dass in Irland, wo das Sterbe-Verhältniss so sehr zum Vortheile der Bevölkerung sich zeigt, bei guter Regierung und Verwaltung, sorgfältiger Pflege des Volkslebens und entsprechender Förderung des Wohlstandes ganz entschieden die Zahl der Ehe-Schliessungen sich erhöhen müsste. Trotzdem das irländische Volk ein in jeder Beziehung gemartertes ist, bekundet es doch so günstige Sterbeziffern; es kann also die niedrige Zahl der Ehe-Schliessungen nur von einem maasslosen Despotismus, der auf das Störendste in den natürlichen Gang physischer und socialer Processe greift, verursacht sein. Dänemark, England und Wales kommen in ihren Heiraths-, Sterbe- und Geburts-Zahlen der Natur am nächsten; denn dort stehen weder dem Erwerbe noch der Verehelichung Hindernisse entgegen, und die politische Freiheit vereinigt sich mit einer höheren Gesittung und einem gewissen Maasse von Gesundheits-Pflege. In Oesterreich, wo im Verhältniss viele Ehen geschlossen werden, verursachen aber wieder jämmerliche

207) Quetelet, A., Physique sociale ou essai sur le développement des facultés de l'homme. Bruxelles & Paris. 1869. in 8⁰. Bd. I. pag. 469. u. fg.; 478.

staatliche Verhältnisse, Uebermaass von After-Civilisation und Unsittlichkeit, u. dgl. m., hohe Sterbe-Zahlen; aus diesem Grunde kann die beziehungsweise grössere Heiraths-Frequenz nicht in Rechnung gebracht werden; sie beweiset, nebst den Sterbe- und Geburts-Ziffern, nur, dass die Generationen dort unnatürlich schnell sich verleben.

Einige interessante Ergebnisse haben die Arbeiten von Xavier Heuschling[208]) zu Tage gefördert; er fand zunächst, dass in ganz Belgien in der Zeit zwischen 1834 und 1838 eine Geburt auf 28.66, ein Sterbefall auf 38.61 und eine Heirath auf 133.9 Einwohner komme, dass ferner auf 31 Heirathen, die in Städten vollzogen werden, 100 in den Land-Gemeinden vollzogene fallen. — Belgien ist ein freies Land, in welchem, wie Carlo Gemelli[209]) aussprach, selbst der Klerus niemals die errungenen Freiheiten schädigte; in Belgien kann Jeder sein Brod erwerben, Jeder sich verheirathen, ohne durch bürokratische Massregeln und Witze irgend gehindert zu werden; und doch ist dort die Zahl der Ehe-Schliessungen kleiner, als sie den günstigen Verhältnissen nach sein sollte. Die Ursachen dieser Erscheinung sind so schwer nicht zu errathen: die täglich sich steigernden Anforderungen an den Einzelnen lediglich seitens der materiellen Exsistenz sind in Ländern mit so überwiegender Industrie, wie Belgien, ganz besonders in das Gewicht fallend, und man kann sagen, dass sie allein die Zahl der Ehe-Schliessungen dortselbst beträchtlich vermindern. Aus den Quetelet'schen Angaben, welche die neueste Zeit betreffen*), erhellt, dass die Proportion der Ehen in Belgien jetzt noch ungünstiger ist, als ehedem; ein Beweis, wie die materiellen Schwierigkeiten der Gründung einer Familie zunahmen. So wird der Mensch von dem Gespenste des Besitzes, welches seine Einbildung erfüllt und beherrscht, weit ab von dem Pfade der Natur getrieben und des Besten, auf das er doch von Geburt aus das gewisseste Recht hat, für zeitweilig oder für immer beraubt. Vernunft und Liebe sind geeignet, das Gespenst auf ewig zu bannen; aber der Durchschnitts-Mensch, ein elender Sklave seiner Einbildung, seiner Dummheit und Gier, verweigert der Vernunft wie der Liebe den Zutritt zu seinem Innersten, und zerstört sich selbst indem er den Nächsten zu zerstören sucht.

Auf dem Lande lässt leichter eine Familie sich gründen; deshalb sehen wir auch da eine grössere Zahl von Ehe-Schliessungen, als in den Städten. Alexander von Oettingen[210]) erklärt die Dichtigkeit der Bevölkerung für ein Hemmniss, die Vermehrungs-Bedürftigkeit verbunden mit der Möglichkeit der Ernährung für ein Mittel zur Förderung der Heiraths-Frequenz; ferner gibt er an, dass bei den Bekennern der griechischen Kirche eine Trauung auf 96.9, bei denen der römischen Kirche auf 116.7, und bei jenen der protestantischen Kirchen auf 129 Einwohner jährlich komme. — Daraus geht hervor, dass diejenigen Völker, welche der Natur näher geblieben sind und mehr dem Ackerbaue und der Thierzucht, als der industriellen Arbeit sich widmeten, weniger mit Beschwerlichkeiten der Exsistenz zu thun haben, und

208) Heuschling, X., Essai sur la statistique générale de la Belgique, composé sur les documents publics et particuliers . . . publié par Ph. Vandermaelen. 2. Auflage. Bruxelles. 1841—44. in 4⁰. pag. 43. u. fg.

209) Gemelli, C., Histoire de la révolution belge de 1830. Traduite de l'italien par P. Royer. Bruxelles & Ostende. 1860. in 8⁰. pag. 330.

210) Oettingen, A. v., Die Moralstatistik. Erlangen. 1868. in 8⁰. pag. 389.

*) 1841 bis 1866.

darum auch leichter im Stande sind, sich zu verehelichen. Die Anhänger der griechischen Kirche beschäftigen sich wenig mit Fabrikarbeit; viel mehr schon häufen die katholischen Nationen in grossen Mittelpunkten sich zusammen, um industriell thätig zu sein; am meisten aber thun dies die protestantischen Nationen, mit Ausnahme der Skandinavier. Doch soll man in unserem Falle an Statt der Religions-Angehörigkeit lieber die Beschäftigung des Volkes und sonstige von seinen Verhältnissen in das Auge fassen.

Im Allgemeinen scheint es uns richtig zu sein, dass mit der Zunahme der Bettler in einem Lande daselbst die Heiraths-Frequenz abnimmt. J. Tissot[211]) berechnet, dass ein Bettler kommt in den Niederlanden auf 102, in England auf 117, in Portugal auf 121, in Italien auf 126, in der Schweiz auf 150, in Spanien auf 154, in Frankreich auf 155, in Deutschland auf 200, in Oesterreich auf 200, in Preussen auf 202, in Schweden auf 243, in Dänemark auf 250, in der Türkei auf 666, in Russland auf tausend Einwohner. Zwar weiset Tissot nach, dass nicht überall die Zahl der Bettler der Grösse der Armuth entspreche, dass es Landstriche gebe, deren Bewohner sehr arm seien und doch im Verhältniss nur wenig Bettler liefern. Aber dieser Nachweis bezieht sich auf die Ausnahme; Regel bleibt es immer, dass im Grossen und Ganzen dort am meisten öffentliche und private Bettler exsistiren, wo die Armuth am grössten und die Vorkehrungen gegen die Armuth am schlechtesten oder doch nur wenig zureichend sind. In Russland und der Türkei werden am meisten Ehen geschlossen; der Bettel zeigt die geringsten Procent-Sätze. In Dänemark ist die Zahl der Bettler eine sehr kleine; die Heiraths-Frequenz tritt sehr stark in den Vordergrund. — Nicht die gewaltsame Unterdrückung des Bettels, sondern die humane Austilgung der Armuth, welche doch die Urquelle des Bettels ist, mag als eines der gewichtigsten Mittel zur Erhöhung der Ehenzahl auf das natürliche Maass betrachtet werden.

Wir haben schon erwähnt, dass Theuerung der Lebensmittel vermindernd auf die Zahl der Ehe-Schliessungen wirke. Nun aber zeigt sich diese Verminderung vorwiegend bei älteren und nur wenig bei jüngeren Personen. Diese Thatsache erklärt S. E. Löwenhardt[212]) also: »Gerade in der Zeit der höchsten Noth und Theuerung, wo im Ganzen viel weniger Ehen geschlossen wurden, lieferten die Männer des jugendlichen Alters ihren gewohnten Antheil, während das gereiftere Alter sich viel mehr abhalten liess und den bestehenden Theuerungs-Verhältnissen mehr Rechnung trug, als dem Wunsche nach Verehelichung. Die Gründe sind unschwer zu erkennen. In der Jugend ist die Hoffnung auf bessere Zukunft lebhafter und noch nicht durch häufige Enttäuschung gedämpft, Energie der Thatkraft und des Widerstandes geben mehr Willensstärke und Muth, geistiges und körperliches Bedürfniss nach der Ehe sprechen lauter«. — Darum sollte es allen Menschen möglich gemacht sein, in der Jugend zu heirathen, damit schlimme Ereignisse nicht die Bedenken späterer Jahre befestigen und aus ihnen nicht Hemmnisse der leiblichen und sittlichen Wohlfahrt der Bevölkerung machen. Der Verheirathete, dessen ganzes Leben schon die Entfaltung eines grösseren Maasses von Energie mit

---

211) Tissot, J., De la manie du suicide et de l'esprit de révolte de leurs causes et de leurs remèdes. Paris. 1840. in 8⁰. pag. 321 u. fg.

212) Löwenhardt, S. E., Die Identität der Moral- und Natur-Gesetze. Leipzig. 1863. in 8⁰. pag. 251.

sich bringt, kann bösen Ereignissen leichter Trotz bieten, als der Junggeselle und Hagestolz.

§ 42.

Hat die Dauer der Ehe irgend welche Beziehung zur socialen Gesundheit? In verschiedenen Ländern ist die Dauer der Ehen eine verschiedene. Lebten die Menschen sämmtlich nach den Normen der Natur, unter denselben günstigen klimatischen und socialen Verhältnissen, so wäre die durchschnittliche Dauer der Ehen so ziemlich die gleiche; das heisst: durch die an allen Orten alsdann herrschende individuelle und sociale Gesundheit verliefe das eheliche Leben im Grossen und Ganzen normal, die Ehen würden rechtzeitig abgeschlossen, und dauerten aus beiden Gründen verhältnissmässig lange.

Es muss immer als ein Zeichen social-gesundheitlicher Störungen betrachtet werden, wenn die Dauer der Ehen eine kurze ist. Es werden in solchem Falle entweder die Heirathen spät geschlossen, oder die mittlere Lebensdauer ist verhältnissmässig eine kurze. Beide Verhältnisse gehören zu den abnormen; beiden Verhältnissen liegen krankhafte sociale oder klimatische Zustände zum Grunde.

J. E. Wappäus[213]) bemerkt unter Anderem: »Die mittlere Dauer der Ehen hängt aber auch wesentlich einmal von dem Umstande ab, ob die Verhältnisse des Erwerbes dem grösseren Theile des Volkes das Eingehen der Ehen schon in jüngeren Jahren gestatten, oder ob in der Regel die Mehrzahl des Volk's erst später durch den Erwerb die Mittel zur Gründung eigener Haushaltungen erhält, wobei auch wieder klimatische und ethnographische Unterschiede in Betracht kommen können. Da, wo in der Regel früher geheirathet wird, wird dadurch auch die mittlere Dauer der Ehen eine längere. Ausserdem hängt aber zweitens die mittlere Dauer der Ehen mit der wahren mittleren Lebensdauer oder der Vitalität einer Bevölkerung zusammen; wo diese länger ist, wird auch jene verlängert. Beide angeführten Umstände, welche eine Verlängerung der mittleren Dauer der ehelichen Verbindungen bewirken, und dadurch neben der Heiraths-Frequenz zu Factoren in der Gestaltung der Proportion der Verheiratheten in einer Bevölkerung werden, sind aber ihrerseits wieder als Ausdruck günstiger Verhältnisse bei einer Bevölkerung zu betrachten, und somit kann selbst eine verhältnissmässig geringe Heiraths-Frequenz auch in günstigen Verhältnissen der Bevölkerung ihren Grund haben«. — An die Wahrheit des letzten Satzes glauben wir nicht; denn unter günstigen Verhältnissen bleiben stets viel weniger Menschen unverheirathet, als unter den entgegengesetzten Umständen. Demnach wird eine relativ geringe Heiraths-Frequenz immer darauf hinweisen, dass schlimme ökonomische, gesundheitliche oder sittliche Momente bei einem Volke obwalten. Unter solchen Constellationen pflegt auch die Dauer der Ehen nicht die Höhe naturgemässer Dauer zu erreichen.

Wie lange soll die Ehe dauern, und wie lange dauert sie in den verschiedenen Ländern in Wirklichkeit? Das mittlere Europa angenommen, sollte der Mann mit dreiundzwanzig bis vierundzwanzig, das Weib mit neunzehn bis zwanzig Jahren in die Ehe treten, und nun sollten die beiden Gatten bis in die

---

213) Wappäus, J. E., Allgemeine Bevölkerungsstatistik. Bd. II. pag. 238; 311 u. fg.; 285.

Mitte der siebenziger Jahre ihres Alters leben; somit betrüge die normale Dauer der Ehen an die funfzig Jahre und darüber. Aber in Wirklichkeit beträgt sie viel weniger, oft kaum die Hälfte; denn WAPPÄUS berechnete, dass die Ehen im Durchschnitt dauern: in Frankreich 26.4, im ehemaligen Sardinien 25.4, in Schweden 25, in Norwegen 24, in Belgien 23.9, in Schleswig 23.8, in Dänemark 23.3, in Bayern 23.2, in Holstein 23, in Sachsen 22.8, in den Niederlanden 21.6, in der Provinz Hannover 21.3, in Preussen 20.7. — In welchem Zusammenhange diese Zahlen mit der Ziffer der Sterblichkeit stehen, entnehmen wir, wenn wir die Angaben der oben gebrachten QUETELET'schen Tabelle uns vergegenwärtigen [in Frankreich stirbt von 42, in Schweden von 41, in Belgien von 43, in Dänemark von 46, in Bayern von 35, in den Niederlanden von 37, in Preussen von 36 Menschen jährlich einer], und wenn wir erforschen, in welchem Alter die Menschen in den verschiedenen Ländern in die Ehe treten; nach WAPPÄUS beträgt das mittlere Alter der Ehe-Schliessung für Männer in Frankreich 30.17, im ehemaligen Sardinien 29.11, in Norwegen 30.38, in Belgien 31.74, in den Niederlanden 31.25 Jahre, und für Frauen in Frankreich 26.07, im ehemaligen Sardinien 24.42, in Norwegen 28.05, in Belgien 29.14, in den Niederlanden 28.88. — In einigen Ländern lässt zwischen der mittleren Dauer der Ehen, der Sterblichkeit und dem Alter der Ehe-Schliessung eine bestimmte Proportion sich finden, in anderen aber nicht. Daraus folgt, dass in der einen Gruppe von Staaten die Sterblichkeit grösser und aus diesem Grunde die Dauer der Ehen kleiner ist, während in der anderen Gruppe wegen der im Verhältniss späteren Ehe-Schliessung die Ehen früher ablaufen. In manchen Staaten oder Gebiets-Theilen sind alle Constellationen glücklich: die Verheirathungen finden früher Statt, das Leben währet länger und mit diesem die Ehe; in anderen Staaten und Gebiets-Theilen vereinigt sich Alles wider den Menschen: er tritt spät in die Ehe, und schon bald wird seine Verbindung vom Tode zerstört.

Was kann die mittlere Dauer der Ehen vermehren? Individuelle und sociale Gesundheit.

In gewissen Gegenden hat die mittlere Dauer der Ehen zugenommen. BOUDIN[214]) zeigt für Frankreich, dass dort im Jahre 1836 die mittlere Dauer der Ehen nur dreiundzwanzig Jahre und zwei Monate betrug; im Jahre 1841 war sie auf dreiundzwanzig Jahre und sechs Monate, im Jahre 1846 auf vierundzwanzig Jahre und fünf Monate, im Jahre 1851 auf vierundzwanzig Jahre und acht Monate, im Jahre 1856 auf fünfundzwanzig Jahre gestiegen. Offenbar haben daselbst die allgemeinen Gesundheits- und Exsistenz-Verhältnisse sich gebessert; denn nur so lässt der Erklärungs-Grund für jene Erscheinung sich gewinnen.

§ 43.

Die Ehe ist ein Mittel zur Verlängerung des Lebens, zur Verhütung vieler Leiden, zur Erhaltung der Gesundheit, wie durch die Statistik genau nach-

---

214) BOUDIN, Du mouvement de la population en France et dans les colonies françaises. — Annales d' hygiène publique et de médecine légale. 2. Reihe. Bd. XXI. [Paris. 1864. in 8⁰.] pag. 288.

gewiesen wurde. JAMES STARK[215]) fand schon vor einer Reihe von Jahren, dass zu Edinburgh das mittlere Sterbealter der Verheiratheten 57.54, das der Unverheiratheten 42.18 Jahre betrug. Eine genauere Untersuchung des Gegenstandes belehrte STARK darüber, dass die Ehe dem Leben der Männer noch viel günstiger sei, als jenem der Weiber. Auf das Leben und das Wohlsein der Männer übe die Ehe den vortrefflichsten, die Ehelosigkeit den schädlichsten Einfluss, ja einen viel mehr mörderischen, als die ungesundeste Beschäftigung oder als der Aufenthalt inmitten einer Oertlichkeit mit dichter Bevölkerung, wo alle Bedingungen der Gesundheits-Pflege und der Wohlfahrt fehlen. STARK entnimmt aus seinen Untersuchungen ferner, dass Männer, welche nach Ablauf des zwanzigsten Jahres in die Ehe treten, die Aussicht haben, neunzehn und ein halbes Jahr länger zu leben, als Unverheirathete unter denselben Verhältnissen des Alters. Die Lebens-Aussichten für die Verheiratheten sind um so weniger günstig, je später dieselben sich verehelichten; aber sie sind immer noch günstiger, als bei den Hagestolzen.

Die Frauen bekunden nach STARK im Ehestande eine grössere Sterblichkeit, als ausser der Ehe: im Jahre 1862 betrug in Schottland die mittlere Sterblichkeit der verheiratheten Frauen 2.252 Procent, jene der Unverheiratheten 1.295 Procent. Zwischen dem fünfundvierzigsten und dem fünfundsiebenzigsten Jahre ist die Sterblichkeit der verheiratheten Frauen viel geringer, als die der nicht-verheiratheten, und schon vom dreissigsten Jahre an gestalten die Lebens-Aussichten der Ehefrauen sich besser, als die der alten Jungfern. Daraus ergibt sich, dass civilisirte Weiber durch Schwangerschaft, Wochenbett, Säugung u. s .w. ganz bedeutend, man könnte sagen: widernatürlich, in Anspruch genommen werden. STARK schliesst seine interessante Abhandlung mit folgenden Bemerkungen: »Nur in den Alters-Perioden, wo eine sehr grosse Zahl von Frauen ihr erstes Kind bekommt, erhebt sich deren Sterblichkeit über jene der Mädchen und alten Jungfrauen. Aber, von dem Augenblicke an, wo sie das bezeichnete Alter überschreiten, also um das dreissigste Lebensjahr, stellt der Vortheil sich wieder auf die Seite der verheiratheten Weiber, und von dreissig bis vierzig Jahren erhöhen sich bei ihnen die Lebens-Aussichten durch die Thatsache der Ehe«. »Sind diese Facta fest gestellt«, bemerkt STARK weiter, »so darf man mit aller Berechtigung hoffen, dass die auf den verheiratheten Frauen unter dreissig Jahren lastende grössere Sterblichkeit der Beschränkung fähig sei. Wir kennen die Ursache jener Erscheinung, und das Mittel dagegen befindet sich in unseren Händen. Alle Aerzte wissen, dass unter den Gefahren, welche das Leben von dem Augenblicke der Geburt ihres ersten Kindes an bedrohen, solche bestehen, die vollständig beseitigt werden können. Diese Gefahren sind in der That zum grossen Theile die gefährliche Frucht einer übertriebenen Civilisation und fehlerhafter Gewohnheiten, welche allmälig die Fülle und Gesundheit verdrängen, und gespannte, überreizte und vor der Zeit abgenutzte Organismen an deren Stelle setzen«.

Wenn man erwägt, mit welcher Leichtigkeit naturfrische Weiber in der civilisirten wie in der nicht-civilisirten Welt schwanger gehen, Kinder gebären

---

215) STARK, J., De l'influence du mariage sur la mortalité moyenne des deux sexes en Écosse. — Annales d'hygiène publique et de médecine légale. 2. Reihe. Bd. XXIX. [Paris 1868. in 8⁰.] pag. 34. u. fg.; 48. u. fg.

und sie säugen, und dabei die volle Kraft und Gesundheit behalten, wie endlich eines langen Leben sicher sind, so kann man nicht umhin die ganze Wahrheit des STARK'schen Schlusssatzes zu begreifen. In den verkehrten Begriffen, in den Vorurtheilen, in den Lastern, in den schlechten Gewohnheiten und der völlig unhygieinischen Lebensweise der Frauenzimmer in gesitteten Ländern wurzeln alle Gefahren jener oben angedeuteten kritischen Zeit. Gelingt es der Gesundheits-Pflege und ihren Verbündeten, Vorurtheile auszurotten und einer besseren Denkungsart und Gefühlsweise Bahn zu brechen, dann steht mit Sicherheit auch für die verheiratheten Frauen unter dreissig Jahren eine Verbesserung der Lebens-Aussichten zu erwarten.

Aber nicht allein Vorurtheile, Verkehrtheiten und Uebercivilisirung wirken nachtheilig auf die Frauen ein; es sind zumal bei den unteren Ständen noch die Strapazen, welche der Kampf um das Bestehen mit sich bringt, und diese Strapazen richten Unheil und Verderben an. Hier wird also auch die Austilgung des Elend's zur Verbesserung der Lebens-Aussichten bei jungen Frauen sich nöthig machen. JOHANN LUDWIG CASPER[216]) weiss die bezeichneten Mühseligkeiten sehr wohl zu schätzen, da er ausspricht: »Es müssen demnach im ehelichen Stande lebens-verkürzende Schädlichkeiten mehr auf das Weib, als auf den Mann einwirken, . . . und Schwangerschaften, Wochenbetten und deren pathologische Folgen, das Nährgeschäft, die stete Körper und Geist gleich in Anspruch nehmende Sorge für die Kindespflege und Erziehung, in wenig begüterten und armen Klassen übermässige Thätigkeit, die ausser den häuslichen Pflichten noch den Erwerb mit umfasst u. s. w., dürften diese Schädlichkeiten sein« . . . — Wenn nun die Dummheit besiegt, das Elend ausgetilgt ist, dann wird für alle Frauenzimmer die Ehe absolut vortheilhaft sich erweisen. Den Vortheil der Ehe für das weibliche Geschlecht schildert CASPER also: »Vielmehr muss man wohl noch die Gesammt-Stellung des Weibes in der bürgerlichen Gesellschaft dabei berücksichtigen, die erst durch die Ehe eine gesicherte, auch innerlich zufrieden stellende, zu gesunder Thätigkeit anregende wird, während die unverheirathet bleibende, die schon im Allgemeinen als die in geringerem Wohlstand Lebende angenommen werden darf, besonders in der jetzigen Zeit, wo die Geld-Interessen das herrschende Princip sind, und so viel nach Geld geheirathet wird, im Bewusstsein einer von der Welt mit einem gewissen Makel belegten Stellung und eines zwecklosen Lebens, in einer müssigen Thätigkeit Ersatz suchend, sich abhärmt, in niederen Ständen sich wohl unehelichen Umarmungen hingibt, und sich allen deren niederdrückenden und gesundheits-schädlichen Folgen aussetzt . . . Jedenfalls bestätigen diese Erfahrungen, dass Befriedigung des Geschlechts-Triebes günstig auf die Gesundheit des Weibes wirkt« . . . — Den praktischen Materialismus und das Elend, andererseits Dummheit und Vorurtheile aus der Welt gebannt, wird die Ehe für alle Menschen zugänglich sein, und es wird überall der Schluss von BICKES[217]), »dass die Ehe wesentlich zur Lebens-Verlängerung beitrage«, in vollstem Maasse sich bewahrheiten.

---

216) CASPER, J. L., Beiträge zur medicinischen Statistik und Staatsarzneikunde. Berlin. 1825—35. in 8⁰. Bd. II. pag. 166.; 168. u. fg.

217) BICKES, Die Bewegung der Bevölkerung mehrerer Europäischer Staaten. Stuttgart und Tübingen. 1833. in 8⁰. pag. 128.

§ 44.

Viele Fälle von Wahnsinn und Selbstmord würden jährlich vermieden, wenn es einem Jeden möglich wäre, rechtzeitig und nach dem Drange seines Herzens in die Ehe zu treten. Die Erfahrung hat gelehrt, dass der unverheirathete Zustand Wahnsinn und Selbstmord begünstige. A. Legoyt [218]) stellte eine Zahl von Ergebnissen statistischer Forschung zusammen, welche das Ausgesprochene gut illustriren; unter hundert Irren und Blödsinnigen waren unverheirathet: in Bayern 81, im ehemaligen Hannover 78.86; im preussischen Schlesien zählte man im Jahre 1856 einen verheiratheten Irren auf 3261 verheirathete Personen, und einen ledigen Irren auf 1016 ledige Personen; von hundert Irren waren in Würtemberg 67.89 unverheirathet, 24.31 verheirathet, 6.65 verwittwet und 1.15 getrennt oder geschieden; in Dänemark wurde für das Jahr 1847 nachgewiesen, dass von tausend verheiratheten Männern 0.59, von tausend ehelosen Männern aber 1.35, von tausend verwittweten Männern 3 irrsinnig waren; von tausend verheiratheten Weibern waren 0.82 irrsinnig, von tausend unverheiratheten 1.41, von tausend verwittweten 3.02. So weit die Zusammenstellungen des pariser Statistikers. Parchappe [219]), welcher verschiedene in Frankreich, Deutschland, Italien und Amerika gewonnene Forschungs-Ergebnisse zur Grundlage seiner Berechnungen macht, findet, dass von hundert Irrsinnigen beider Geschlechter vierzig verheirathet und sechszig unverheirathet waren; unter hundert wahnsinnigen Männern befanden sich: 55 Ehelose, 6 Wittwer und 39 Verheirathete; unter hundert wahnsinnigen Weibern befanden sich: 45 Ehelose, 15 Wittwen und 40 Verheirathete. Hieraus geht hervor, dass der ehelose Stand beide Geschlechter gleichmässig, der Wittwen-Stand mehr das weibliche Geschlecht zum Wahnsinn disponirt.

Wir sehen also in der Ehe einen Stand, der eine gewisse Schutzkraft wider den Irrsinn ausübt, und können demnach nur Jedermann wünschen, in die Ehe zu treten; aber wir wünschen zugleich, dass in dieser ein Jeder so sich benehme, um das Glück des anderen Gatten und das eigene Glück zu sichern, weil eine unglückliche Ehe zu den Quellen der Geistes-Zerrüttung gehört, Mit Wahrheit sagt Heinrich Goullon [220]): »Die Ehe kann aber auch an und für sich die Anlage zur Seelen-Störung vorbereiten, wenn sie dem Mann oder der Frau eine Quelle anhaltender, intensiver psychischer Bekümmerniss wird. Eben so umgekehrt liegt in der Ehelosigkeit ein negativer Grund zu Verirrungen der Seele, welche einen so hohen Grad erreichen können, dass sie endlich zur Verrücktheit selbst führen. Wer sich pedantisch den Berührungen der Welt entzieht, oder umgekehrt kopfüber in den Strudel stürzt, setzt sich der Gefahr aus, ein Sonderling zu werden, oder in die Falle blinder Leidenschaftlichkeit zu gerathen. Man begreift leicht, dass der Ehelose beiden Gefahren mehr ausgesetzt ist, als der Verheirathete, welcher meistens veranlasst sein wird, die Mittelstrasse zu wählen«. — Weil nun unglückliche Ehen nicht

---

218) Legoyt, A., Du mouvement de l'aliénation mentale en Europe et dans l'Amérique du Nord. — Journal de la société de Statistique de Paris. 1863. [Paris & Strasbourg in 8⁰.] pag. 92.

219) Parchappe, Recherches statistiques sur les causes de l'aliénation mentale. Rouen. 1839. in 8⁰. pag. 49. u. fg.

220) Goullon, H., Grundriss der Geisteskrankheit. Unterhaltende und belehrende Mittheilungen über das Schicksal der Irren. Sondershausen. 1867. in 8⁰. pag. 61.

die Regel, sondern die Ausnahme bilden, darum bleibt es Thatsache, dass die Ehe überhaupt ein Verhinderungs-Mittel des Wahnsinn's ist.

Dass der Selbstmord von Ehelosen häufiger vollzogen werde, als von Verheiratheten, habe ich an anderen Orten[221]) illustrirt.

§ 45.

Wenn in einem Lande im Verhältniss viele Ehe-Scheidungen vollzogen werden, ist dies ein Beweis, dass dortselbst viel Gesindel wohnt, und die sociale Gesundheit keineswegs im Zustande der Blüthe sich befindet. Man sagt freilich »Pack schlägt sich, Pack verträgt sich«; aber noch schlimmer steht es um das Wohl der Gesammtheit, wenn das »Pack« nicht sich verträgt: da sinkt der moralische Werth der Ehe auf Null herab, und der Tempel der Familie wird zuletzt zu einem Wirthshause. Wir sind nicht der Meinung, dass Gatten, die absolut nicht zusammen zu leben vermögen, weiter an einander gefesselt sein sollen: aber wir wünschen, dass die Unmöglichkeit weiteren ehelichen Lebens gar nicht eintrete. Normale Menschen, die das Herz auf dem richtigen Flecke und offene Sinne haben, werden sich wohl vorsehen, eine Verbindung zu schliessen, von der Dauer nicht sich versprechen lässt; Menschen, welche über ein gewisses Maass von Bildung und Herzens-Güte verfügen, werden alle Kräfte aufbieten, um schlimme Verhältnisse günstig, damit das eheliche Zusammensein erträglich zu gestalten. Die Hygieine erzielt solche Menschen, und darum wird dort, wo von Verhinderung der Ehe-Scheidung es sich handelt, in letzter Reihe an sie zu appelliren sein.

Es sei uns vergönnt, einige von den Folgen der Ehe-Scheidung für das sociale Wohlsein zu betrachten. Die Ehe-Scheidung geht nicht allein die sich trennenden Gatten, sondern auch deren Kinder, und durch beide die ganze Gemeinschaft an. Mag sie auch in gewissen Fällen den sich trennenden Gatten Erleichterung verschaffen und den lange ersehnten Frieden bringen, für die Kinder wird sie in der grossen Mehrzahl der Fälle verhängnissvoll. Sollte man darum Ehe-Scheidungen verbieten, oder übermässig erschweren? Durchaus nicht; denn aus solchen Verboten und Erschwerungen entspringen nur Schandthaten und Verbrechen, und für die armen Kinder das schlimmste Beispiel. »Viele Verbrechen und Laster kommen bei den unbemittelten und ungebildeten Menschen nur deswegen zur Exsistenz«, sagt Ludwig Feuerbach[222]), »weil sie nicht die materiellen Mittel besitzen, oft nicht einmal kennen, durch die man allein ihnen vorbeugen kann. Der Bemittelte kann sich z. B. auch ohne Hülfe der Geistlichkeit und weltlichen Behörde von seinem bösen Weibe trennen, durch blosse räumliche Absonderung den Causal-Zusammenhang zwischen tödtlichem Hass und tödtlicher That unterbrechen, während der arme Teufel, der dieselbe Stube, denselben Tisch, dasselbe Bett vielleicht mit seinem bösen Weibe theilt, nur durch die Gewaltthat des Todtschlag's den gor-

---

221) Reich, E., Geschichte, Natur- und Gesundheitslehre des ehelichen Lebens. Cassel. 1864. in 8⁰. pag. 511.

Reich, E., Ueber die Entartung des Menschen, ihre Ursachen und Verhütung. Erlangen. 1868. in 8⁰. pag. 199. u. fg.

222) Feuerbach, L., Gottheit, Freiheit und Unsterblichkeit vom Standpunkte der Anthropologie. Leipzig. 1866. in 8⁰. pag. 113.

dischen Knoten des ehelichen Bandes auflösen kann«. — Diese Worte, ein Ausdruck täglicher Erfahrung, genügen, um die Unerlässlichkeit von öffentlichen Einrichtungen, welche Ehe-Scheidung leicht möglich machen, zu beweisen. Ein wirklich moralisches Volk wird nur wenige Einzelne in sich schliessen, welche ihre Ehe auflösen: ein unsittliches Volk wird, auch unter der Herrschaft des schlimmsten Zwanges, viele Ehen trennen und dabei um so weniger verbrecherische Handlungen scheuen, je grösser der Zwang, je schwieriger die Ehe-Scheidung ist.

Alexander von Oettingen [223]) entwickelt unter Anderem: »Je corrumpirter die Gesellschaft . . ., je leichtfertiger sie über die Zuchtlosigkeit in Betreff ehelicher Verhältnisse urtheilt, je indifferenter sie sich namentlich zur Wiedertrauung Geschiedener verhält, desto mehr muss auch der Spiegel unantastbarer Heiligkeit der Geschlechts-Gemeinschaft erblinden. Es wird Thür und Thor jener »Herzens-Härtigkeit« geöffnet, die nur nach dem eigenen Gelüste frägt, nicht aber um das Wohl des Ganzen sich kümmert, geschweige denn um desselben willen Opfer zu bringen oder das Kreuz (in den meisten Fällen die selbst verschuldete Last) einer unglücklichen Ehe zu tragen vermag«. »Verkennen dürfen wir freilich nicht«, bemerkt Oettingen weiter, »dass in Folge der Selbstsucht mitunter die Fortführung einer Ehe, in welcher durch Benehmen und Vorkommnisse rohester Art der häusliche Herd in eine Hölle auf Erden gewandelt zu werden droht, kaum möglich erscheint. Aber in solchem Falle würde eine, auch gesetzlich zu gestattende, den leidenden Theil schützende Trennung (Scheidung von Tisch und Bett) in vielen Fällen ein geeignetes Auskunfts-Mittel sein. Jedenfalls bliebe dann die Aussicht auf Wiedervereinigung offen, und in der Unmöglichkeit der Schliessung eines neuen Bandes läge ein starkes, wenn auch zunächst noch nicht sittlich geartetes, so doch heilsames Motiv für die Versöhnung«.

So sehr wir mit dem ersten Oettingen'schen Ausspruch harmoniren, in demselben Maasse müssen wir den zweiten Theil desselben als nicht praktisch bezeichnen; denn die Trennung der Gatten von Tisch und Bett, und die damit verbundene Unmöglichkeit anderweitiger Verheirathung wirkt, wie die Erfahrung lehrt, nicht Wiedervereinigung, sondern Verbrechen und Laster. Es bleibt immer das Beste, die Scheidung eben so leicht zu machen, als die Ehe, damit Die, welche nun einmal nicht zusammen leben können, an ihrem weiteren Glücke und Fortkommen nicht gehindert werden. Je engherziger die Gesetze, desto schlimmer für die Sittlichkeit. Was kann der Gemeinschaft aller Bürger daran liegen, dass zwei Gatten, von denen der eine ein Schuft, beziehungsweise eine Hure ist, oder die beide nicht einen Heller werth sind, wieder sich vereinigen; solche Sippschaft möge zum Heile der Gesammtheit lieber getrennt bleiben, aber auch nicht daran gehindert werden, ihre schlimme Lage zu verbessern.

F. E. Foderé [224]), indem er die Paragraphen des Napoleonischen Gesetzes, welche die Scheidung betreffen, analysirt, kommt auch auf die Syphilis zu sprechen, und hält deren Exsistenz bei einem oder dem anderen Gatten für

---

223) Oettingen, A. v., Die Moralstatistik. Erlangen. 1868. in 8⁰. pag. 418. u.fg.
224) Foderé, F. E., Traité de médecine légale et d'hygiène publique, ou de police de santé. Paris. 1813. in 8⁰. Bd. I pag. 415.

einen der legitimsten Gründe zur Ehe-Scheidung. — Wir wissen heutzutage sehr wohl das Unheil zu ermessen, welches durch die Lustseuche in die Welt gebracht wurde, und können demnach FODERÉ im Ganzen nur beistimmen. Es wird aber hinsichtlich der Syphilis zu unterscheiden sein, ob sie vor dem Abschluss der Ehe oder während derselben erworben wurde. In dem ersteren Falle lässt die Einbringung der Krankheit in den ehelichen Bund sich verhindern, wenn man ein auch von uns empfohlenes Mittel anwendet: nämlich die Brautleute ärztlich untersucht und nur dann deren Verheirathung gestattet, da sie frei von Syphilis befunden wurden. Nur Diejenigen, welche auf gesetzmässigem Wege ein Zeugniss der Freiheit von der Lustseuche erlangt hätten, sollten zur Ehe-Scheidungs-Klage aus Anlass der Syphilis berechtigt sein; denn alsdann wäre das Leiden erst nach der Verheirathung und durch das Mittel des Ehebruch's erworben worden, und beide, nämlich Ehebruch und Syphilis, gäben einen gewichtigen Grund zur Scheidung ab. Ohne solche Voraussetzung wäre die Ehe-Scheidungs-Klage abzuweisen, der syphilitische Gatte aber dem Rathe der Gesundheit zu denunciren, und von diesem zwangsweise zur Heilung seines Uebels anzuhalten.

Ausser der Syphilis gibt es noch mancherlei Ehe-Scheidung veranlassende Uebel, welche, weil sie vor der Verheirathung allem Nachforschen sich zu entziehen pflegen, erst in der Ehe wahrgenommen werden. Ein jedes dieser Leiden und jeder besondere Fall bedürfen der strengsten Untersuchung und einer wirklich gewissenhaften, unparteiischen Erwägung, und gehen viel mehr die gerichtliche Medicin als die Hygieine an.

Unserer Ueberzeugung nach sollte die Ehe-Scheidung gesetzlich nicht erschwert werden. Wer aus medicinischen oder hygieinischen Gründen aus der Ehe treten wollte, müsste zunächst an den Rath der Gesundheit, wer aus moralischen oder juristischen Gründen das eheliche Band lösen wollte, müsste zunächst an das Friedens-Gericht sich wenden. Abgesehen nun von Fällen, welche, wie z. B. schwere Verbrechen wider die Glieder des engsten Familien-Kreises, unumgänglich Scheidung erheischen, wäre es erforderlich, dass die Behörde, nicht auf dem Wege moralischen Zwanges, sondern auf dem der wiederholten gütlichen Zusprache und der Stellung längerer Bedenkzeit die Trennung der Ehe zu verhindern suchte; dort aber, wo wiederholt und ganz bestimmt von beiden Gatten zugleich die Scheidung verlangt wird, möge man ohne Weiteres dieselbe vornehmen, und der Staat möge für das Wohl der Kinder Sorge tragen.

§ 46.

Die Ehe soll gesundheits-gemäss sein, und sie soll beglücken. Wann ist sie gesundheits-gemäss, und wann beglückt sie? Das eheliche Bündniss verdient den Namen eines *gesundheits-gemässen*, wenn es nicht allein das Wohl der Gatten dauernd verbürgt, sondern auch die Gesundheit der Nachkommen sicher stellt; es verdient den Namen eines *beglückenden*, wenn es die moralischen Eigenschaften beider Gatten so zu entwickeln geeignet ist, dass Harmonie für das ganze Leben als nothwendige Folge sich ergibt.

Zu einer beglückenden, zu einer gesundheits-gemässen Ehe gehören physische und moralische Voraussetzungen, die weniger in äusseren Verhältnissen, als vorzugsweise in den Gatten selbst gesucht werden müssen. »Eine gute Ehe«,

sagt MONTAIGNE[225]), »wo irgend eine zu finden ist, ist ganz anders beschaffen, als eine Gesellschaft verliebter Personen, und kommt am nächsten mit dem Umgange guter Freunde überein. Sie ist eine höchst angenehme, beständige und vertraute Gesellschaft, und begreift unzählig viel wichtige und nützliche Liebes-Dienste und wechselweise Verbindlichkeiten in sich«. »Dass man so wenig gute Ehen siehet«, bemerkt MONTAIGNE weiter, »ist ein Beweis, dass sie etwas Kostbares und Vortreffliches sind. Ueberlegt man es recht eigentlich, so sind sie der schönste Theil der menschlichen Gesellschaft«. — Man sieht nicht übermässig viele gute Ehen, weil es nicht übermässig viel gute Menschen gibt; Durchschnitts-Menschen leben in der Ehe so dahin, ohne darin unglücklich oder besonders glücklich zu werden; die Ehe ist für sie einfach eine nothwendige Sache zu mehr behaglicher Befriedigung ihrer Bedürfnisse, für die Frauenzimmer eine Versorgungs-Anstalt, für die Kinder eine Schule der alltäglichen Selbstsucht und Philisterhaftigkeit. In solchen Ehen mag Gemüthlichkeit vorkommen, Zufriedenheit angetroffen werden, und Ordnung herrschen: von Beglückung ist keine Rede, weil wahres eheliches Glück gegenseitige Beglückung, Tugend voraus setzt, und bei Durchschnitts-Menschen höchstens Abwesenheit von Untugend oder Laster wahrgenommen wird. Indem die Hygieine durch Erziehung und Veredelung, durch Gymnastik und andere Pflege des Leibes, durch Verbesserung der Wohnsitze u. s. w. ein kräftiges, mannhaftes, denkendes und gemüthsvolles Geschlecht zu erzielen sucht, erstrebt sie für alle Menschen die Voraussetzungen gesunder und wahrhaft beglückender Ehen. Freilich wird es immer Organisationen geben, welche allen Bemühungen moralischer Hygieine gegenüber wie das »liebe Vieh« bleiben werden; doch aber darf man von der Thätigkeit der Hygieine immer Vervollkommnung der Organisation und Veredelung erwarten, und für das Glück der Ehe viel hoffen.

Um die Zahl glücklicher Ehe-Bündnisse so viel wie möglich zu erhöhen, ist es nöthig, die Achtung vor dem Gelde zu vermindern, und immer und überall die Liebe als die wahre Pulsader alles Lebens und Strebens zu demonstriren. Das Interesse des Geldsackes stiftet die grösste Zahl unglücklicher Ehen, verachtet die Liebe als Spielerei und Träumerei, und zerstört die Grundfesten sittlichen und damit vielfach auch leiblichen Wohlsein's.

PH. KARL HARTMANN[226]) hat einen Ausspruch gethan, dessen Anführung und Erläuterung hier am Platze sein dürfte; er bemerkt unter Anderem: »Nöthig wäre es, dass der Mensch schon von früher Jugend an so gebildet würde, dass er sich, seine Bestimmung und seine Verhältnisse zu andern Menschen kennen lernte; dass man ihm die Mittel, seinen Körper gesund, stark, dauerhaft und schön, und seinen Geist hell und froh zu machen und zu erhalten lehrte; dass man ihn mit der grossen Kunst bekannt machte, seine Leidenschaften zu bezähmen, die Zufriedenheit in sich selbst zu finden, die Schwachheiten anderer Menschen im Umgang zu ertragen, und sich nach ihnen zu richten; mit einem Worte: der Mensch müsste an Leib und Seele ganz Mensch sein. Wenn Alle so, wenn Alle gut und weise wären, dann wäre freilich die Erde

---

225) MONTAGNE, M. v., Versuche, nebst des Verfassers Leben, nach der neuesten Ausgabe des Herrn PETER COSTE ins Deutsche übersetzt. Leipzig. 1753—54. in 8⁰. Bd. II. pag. 863. u. fg.

226) HARTMANN, Ph. K., Glückseligkeitslehre für das physische Leben des Menschen. Ein diätetischer Führer durch das Leben. 5. Auflage, ... von MORITZ SCHREBER. Leipzig. 1861. in 8⁰. pag. 200 u. fg.

ein Paradies, das Leben mit Menschen in jedem Verhältnisse Seligkeit, die Ehe aber unaussprechliche Wonne«. — Der Mensch im Durchschnitte lernt von früher Jugend an weder etwas über seine Bestimmung, noch über seine Verhältnisse zu andern Menschen, sondern ausser einigen erbärmlichen Kenntnissen und Fertigkeiten hauptsächlich die Anbetung des Geldsackes und die Unterdrückung aller edlen Sympathieen: Alles treibt darauf hin, dass er gemein und hartherzig werde, und alles wahrhaft Ideale verspotten, verachten lerne. Zwar werden immer mehr und mehr die Mittel ihm geboten, körperlich und geistig sich auszubilden; aber die höheren sittlichen Eigenschaften werden nicht in ihm ausgebildet, ja es geschieht sogar alles Mögliche, deren Ausbildung zu verhindern. Wie soll da der gewöhnliche Mensch seine Leidenschaften bezähmen, wie soll er Einkehr, Zufriedenheit bei sich selbst finden, wie soll er dazu vorbereitet werden, selbst Glück zu empfinden, Andere zu beglücken?

Unglückliche Ehen führt oft der Zwang von Eltern, Verwandten, oder auch Verhältnissen herbei. Gegen diesen Zwang helfen gute Gesetze viel; aber sie thun leider nicht Alles, weil sie nur dem unmittelbaren, nicht aber dem mittelbaren moralischen Zwang entgegen treten können. Nirgends ist guter Rath mehr theuer, als gerade hier, und nirgends macht er mehr sich nöthig. Es müsste die staatliche oder private Fürsorge für unglückliche Liebende Asyle errichten, in denen sie nicht allein vor den persönlichen Angriffen ihrer Verwandten, sondern auch vor der Ungunst der Verhältnisse Schutz fänden.

»Unter allen zeitlichen Uebeln«, sagt Michael Ryan [227]), »ist eine unglückliche Ehe das grösste. Sie ist die Quelle der Verwirrung, des Elend's und des Lasters, schlechter Kinder-Erziehung, schlechter Bürger, und der Verletzung jeder Pflicht«. — Man braucht nur die Angaben der Statistik zu überblicken, um die volle Bestätigung dieses Ausspruch's in Zahlen zu finden. Wahnsinn, Selbstmord, Trunksucht, Verbrechen haben eine ihrer schwersten Ursachen in unglücklicher Ehe.

§ 47.

Wir kommen zu Erläuterung der Bedingungen gesundheits-gemässer Ehen. Da Niemand Herr über die Neigungen Anderer sein kann, und gesetzgebende Körperschaften in civilisirten Ländern nicht im Stande sind, Ehebündnisse, welche den Anforderungen der Gesundheits-Pflege nicht in allen Stücken entsprechen, so ohne Weiteres zu verbieten: so wird es immer gesundheits-widrige Ehen geben, und das Geschlecht der Kranken wird niemals aussterben.

Der Staat kann die Ehe zwischen Bluts-Verwandten verbieten, kann Kinder und Wahnsinnige davon abhalten, sich zu verheirathen, kann Syphilitischen während der Dauer ihres Kranksein's den Ehe-Consens verweigern: weiter aber kann und darf er nicht gehen. Alles, was sonst zur Verhütung ungesunder Ehen geschehen soll, soll nur auf dem Wege der Belehrung geschehen.

Erbliche Uebel und andererseits solche Leiden, welche mit allgemeinen Schwäche-Zuständen einher gehen, wirken nachtheilig auf das Wohl der

227) Ryan, M., The physiology of marriage, in its social, moral, and physical relations; . . . 3. Auflage. London. 1839. in 8⁰. pag. 88.

Sprösslinge. Wir wünschen immer, dass Liebe den ehelichen Bund schliesse, und doch möchte mancher Staats- und Gesundheits-Mann wie der Blitz dazwischen fahren, wenn Menschen, die an erblichen Fehlern leiden, sich lieben und verheirathen. Freilich wäre es für die Gesundheit des Menschen-Geschlecht's am vortheilhaftesten, die Ehe-Angelegenheiten ganz nach den Grundsätzen der Züchtung einzurichten; allein so sehr dieses Verfahren das allgemeine Wohlsein erhöhte, so wenig begünstigte es die Liebe, die eigentliche Axe alles gesitteten Dasein's, es wäre denn, dass durch Besserung der Gesundheits-Verhältnisse auch die Liebe sich modificirte und nur auf den vollendeten und im Vollgenusse seiner Kraft dastehenden Organismus sich richtete.

Nicht gering ist die Zahl von Zuständen und Anlagen, die von den Eltern auf die Kinder vererbt werden. Indem wir, was die Aetiologie der Vererbung betrifft, auf das an einem anderen Orte [228]) von uns Ausgesprochene verweisen, bemerken wir hier, dass selbst dort, wo beide Ehegatten nicht unbeträchtliche Anlagen auf ihre Nachkommen übertrugen, durch Befolgung der Lehren einer wahren Hygieine diese Dispositionen zu grossem Theile getilgt, demnach die Kinder vor den Leiden zu grossem Theil bewahrt werden können. Wer z. B. auf seinen Sprössling die Skrophel-Krankheit überträgt, wird, wenn er das Kind ganz nach den Grundsätzen der Hygieine erzieht, pflegt und behandelt, das Leiden entweder gänzlich tilgen, oder doch sehr bedeutend vermindern. Freilich gilt dies nicht von allen Krankheiten, aber doch von der Mehrzahl derselben.

Francis Devay [229]) macht eine genaue Unterscheidung zwischen erblichen und Familien-Krankheiten, und bezeichnet die wiederholten Vermischungen unter Blutsverwandten als einen Umstand, durch welchen die Familien-Leiden in erbliche Krankheiten sich verwandeln. Familien-Krankheiten gehören ihm mit zum ganzen Wesen einer Familie, und sind ihm so zu sagen der Ausdruck der pathologischen Familien-Constitution. Erbliche Leiden dagegen werden unmittelbar durch die Zeugung von den Vorhergehenden auf die Nachfolgenden übertragen. — Je mehr eine Familie mit Fremden gemischt, je mehr, wenn man so sagen soll, ihr Blut durch den Einfluss fremden Blutes aufgefrischt wird, desto sicherer verschwindet auch das Charakteristische in der krankhaften Constitution der Familie, und desto gewisser wird der Uebergang von Familien- in erbliche Leiden verhindert. Theoretisch ist aber der Unterschied zwischen erblichen und Familien-Krankheiten leichter zu machen, als er in Wirklichkeit demonstrirt werden kann; denn eine Grenze zwischen beiden exsistirt nicht; sie gehen unmerklich in einander über.

Wer den Begriff der Erblichkeit sich klar macht, begreift sofort die Nothwendigkeit beständiger Auffrischung der Familien durch den Einfluss Fremder. »Die Ursachen der Erblichkeit«, entwickelt Ernst Haeckel [230]), »sind, eben

---

228) Reich, E., Die Ursachen der Krankheiten, der physischen und der moralischen. Leipzig. 1867. in 8⁰. pag. 64. u. fg.

229) Devay, F., Traité spécial d'hygiène des familles particulièrement dans ses rapports avec le mariage au physique et au moral et les maladies héréditaires. 2. Auflage. Paris. 1858. in 8⁰. pag. 195 u. fg.

230) Haeckel, E., Generelle Morphologie der Organismen. Allgemeine Grundzüge der organischen Formen-Wissenschaft, mechanisch begründet durch die von Charles Darwin reformirte Descendenz-Theorie. Berlin. 1866. in 8⁰. Bd. II. pag. 171.

so wie die Gesetze ihrer vielfachen Modificationen, bisher noch äusserst wenig untersucht worden. Sie hängen aber offenbar direct mit den Gesetzen der Fortpflanzung des Organismus zusammen, und bestehen wesentlich in einer unmittelbaren Uebertragung von materiellen Theilen des elterlichen Organismus auf den kindlichen Organismus, die mit jeder Fortpflanzung nothwendig verbunden ist. Alle, auch die verschiedenartigsten und scheinbar von den Fortpflanzungs-Erscheinungen unabhängigsten Vererbungs-Erscheinungen sind physiologische Functionen, welche sich in letzter Instanz auf die Fortpflanzungs-Thätigkeit des Organismus zurück führen lassen. Die Erblichkeit ist also keineswegs eine besondere organische Function; vielmehr ist in allen Modificationen derselben das wesentliche causale Fundament die materielle Continuität vom elterlichen und kindlichen Organismus«. — Je mehr demnach die Erzeuger einander ähnlich sind, desto mehr geräth auch der Erzeugte in den Kreis ihrer Familien-Eigenthümlichkeiten, und um so stärker kommen diese in ihm zur Ausbildung, zur Steigerung; daher steht, unter der Voraussetzung beständiger Heirath in einem engen Cirkel, nach einigen Generationen Das in voller Blüthe, was zuerst nur schwache Anlage war.

George Henry Lewes[231]), indem er von der Vererbung väterlicher und mütterlicher Eigenthümlichkeiten auf das Kind handelt, bemerkt unter Anderem: »Ein Mann von hoher Empfänglichkeit in der nervösen Organisation, ein Mann von Genius, heirathet ein Weib von kräftiger Organisation, aber von ziemlich untergeordneten Qualitäten des Gehirn's: der Einfluss der Mutter ist ein solcher, dass das Kind vielleicht als reizbar, nervös, aber geistig schwach sich bekundet; oder gesund, blühend und gewöhnlich; oder sogar dumm, und selbst idiotisch. Oder beide Eltern kommen geistig vielleicht in Betrachtung, weil ihr Nerven-System gut entwickelt ist, wenn auch auf Kosten der Ernährungs-Organe: ihr Kind mag empfänglich sein, aber es ist klein und schwach«. — Wir entnehmen hieraus, dass der Einfluss der Mutter auf das Kind, ganz besonders in Hinsicht geistiger Eigenschaften sehr bedeutend ist. Aus diesem Grunde wäre es für das Wohl der Bevölkerung sehr vortheilhaft, die Verhältnisse des weiblichen Geschlechtes so viel wie möglich zu bessern, um den Nachkommen geistig frische und leiblich gesunde Mütter zu geben. Die alte Wahrheit, dass geistig hervorragende Männer aus geistig lebendigen Müttern entsprangen, und dass die Söhne grosser Männer gewöhnlich Dummköpfe sind, findet überall ihre Bestätigung. Grosse Männer pflegen nicht Frauen zu heirathen, welche ihnen die Wage halten; und da der Einfluss der Mutter auf das Kind meistens überwiegend ist, so gerathen die Sprösslinge in der Regel wenigstens geistig nicht nach ihren Vätern. Es könnte somit die Anlage zu grösserer Geistes-Thätigkeit ohne die geeigneten Qualitäten der Mutter nicht sich vererben. Stets wird natur- und gesundheits-gemässe Erziehung und Pflege des weiblichen Geschlecht's die sicherste Bürgschaft für das Heil zukünftiger Generationen sein.

Von jeher hat die Gesundheits-Pflege den Leuten den Rath ertheilt, nur gesunde Individuen zu heirathen. Aber leider exsistiren nur wenige Exemplare von solcher Gesundheit, wie sie von den Aposteln der Hygieine gefordert wird; und, stellen wir uns auf den Kopf, wir sind nicht im Stande, vor Verfluss

---

231) Lewes, G. H., The physiology of common life. Edinburgh and London. 1860. in 8⁰. Bd. II. pag. 409.

einer langen Reihe von Jahrzehnten den Durchschnitt der Menschen den Forderungen der Hygieine anzupassen, auch können wir den Staat nicht in ein Züchtungs-Institut verwandeln. Darum muss die Gesundheits-Pflege darauf sich beschränken, Ehen zwischen Bluts-Verwandten, Wahnsinnigen und allzu jungen Leuten zu verbieten, und im Uebrigen allen Menschen die Verheirathung nur aus Liebe an das Herz zu legen. Das Feuer der Liebe scheint sehr günstig auf die geistige und leibliche Gesundheit der Kinder zu wirken, und so manche krankhafte Anlage zu tilgen, beziehungsweise deren Entstehung zu verhindern.

Gewisse Leiden werden mehr von der Mutter als vom Vater auf die Nachkommen vererbt; wir nennen beispielsweise den Wahnsinn. PROSPER LUCAS[232]) schliesst aus den ihm vorgelegenen Untersuchungen, wie folgt: »Die Uebertragung des Wahnsinn's von den Eltern auf die Kinder geschieht um ein drittel Mal häufiger von Seite der Mutter, als von Seite des Vaters«. »Der Wahnsinn der Mutter ist auf eine grössere Zahl von Kindern übertragbar; er geht auf den vierten, der Wahnsinn des Vaters aber nur auf den sechsten Theil der Kinder über«. »Der Wahnsinn der Mutter theilt häufiger den Mädchen als den Knaben sich mit, und zwar in dem Verhältniss eines Viertels. Jener des Vaters vererbt sich häufiger den Knaben, als den Mädchen, und zwar in dem Verhältniss eines Drittels«. — Noch verhängnissvoller, als der Wahnsinn der Mutter, ist für die Nachkommen die Syphilis des Vaters. Man kann sagen, dass ein grosser Theil des physischen und moralischen Elend's der gegenwärtigen Geschlechter von der Syphilis, welche die Väter schwächte und skrophulöse und anderweitig kranke Kinder sie erzeugen liess, sich herleitet. Wahnsinn und Syphilis lassen häufiger sich vermeiden, als man glauben sollte; diese durch Keuschheit, Reinlichkeit und Vorsicht, jener durch Verhinderung von Heirathen zwischen Bluts-Verwandten, durch sorgfältige Erziehung nach den Grundsätzen der Hygieine und durch Schutz vor Elend und Laster. So wird der Vererbung unzähliger Leiden, welche das Menschengeschlecht sehr arg heimsuchen, die Spitze abgebrochen.

Man begegnet so ungemein oft allerhand nervösen Affectionen, die das Leben Desjenigen, welcher von ihnen befallen ist, verbittern, seiner Umgebung manchen Seufzer, manchen Fluch erpressen. Es dürfte J. MOREAU de Tours[233]) nicht im Unrecht sein, da er behauptet, Hysterie u. dgl. m. verdankten in Wirklichkeit in der grössten Mehrzahl der Fälle einem Vererbungs-Processe ihre Entstehung. — Natürlich tritt kein Leiden dieser Art ohne erregende äussere Ursache in die Erscheinung; aber so wie die Erzeuger krankhafte Zustände oder Anlagen auf ihre Nachkommen nicht mehr übertragen, verschwindet auch die grösste Zahl der genannten Leiden von der Erde.

Die Wirkung der Erblichkeit ist eine sehr bedeutende, doch erstreckt sie sich nicht auf alle Fälle. Es gibt Menschen, die von ihren Eltern, Grosseltern u. s. w. geistig durch eine Kluft geschieden sind, und solche, die von Kindheit an voll von Uebeln sind, ob ihre Vorgänger gleich das Bild der Gesund-

---

232) LUCAS, P., Traité philosophique et physiologique de l'hérédité naturelle dans les états de santé et de maladie du système nerveux . . . Paris 1850. in 8⁰. Bd. II. pag. 828.

233) MOREAU de Tours, J., La psychologie morbide dans ses rapports avec la philosophie de l'histoire, ou de l'influence de névropathies sur le dynamisme intellectuel. Paris. 1859. in 8⁰. pag. 118.

heit waren. Karl Friedrich Burdach[234]) sagt unter Anderem: »Oft haben beide Eltern sehr beschränkte Geisteskräfte, und ihre sämmtlichen Kinder besitzen vorzügliche natürliche Anlagen; so erscheinen denn auch ausgezeichnete Menschen von schlichten Eltern erzeugt, Geister, die auf Jahrtausende wirken, und die gerade für die Zeit, in welche ihr Leben fällt, Bedürfniss der Menschheit sind«. Und weiter: »So werden Kinder geboren, bei welchen in Geisteskräften, Gemüths-Eigenschaften, oder körperlicher Bildung der menschliche Charakter mehr oder weniger beschränkt ist, ohne dass in dem körperlichen oder psychischen Charakter der Zeugenden, oder in ihren Lebens-Verhältnissen ein Grund dazu aufgefunden werden kann: ohne ihr Verschulden erfahren die Eltern solches Unglück, dessen Grund nur in der Ordnung des Weltganzen liegt«. — Was die Entarteten betrifft, die aus den Leibern normaler Eltern und aus dem Schoosse gesunder Familien ihren Ursprung nahmen, dürfte bei genauer Befolgung der Hygieine seitens der Zeugenden und bei Sorgfalt in Erziehung und sonstiger Pflege viel Böses sich verhindern lassen.

§ 48.

Zu den Mitteln, der Uebertragung erblicher Leiden zuvor zu kommen, rechnet Petit[235]) die entsprechende Auswahl der Ehegatten, und hebt ganz besonders das Nothwendige ihrer Verschiedenheit in Constitution, Temperament und Anlage hervor. »Das erste Mittel«, sagt er, »welches anzuwenden ist, um die Uebertragung einer erblichen Krankheit zu verhüten, wird in der Wahl eines Individuums bestehen, welches durch die Besonderheit seiner Constitution in sehr entfernten organischen Verhältnissen sich befindet, oder in Verhältnissen, die jenen der Person, welche Anlagen zu einer auf dem Wege der Zeugung übertragbaren Krankheit besitzt, geradezu entgegengesetzt sind. Zum Beispiel: ein skrophulöses Wesen soll mit einem Individuum von starker Constitution und trockener Faser sich verehelichen. Die nervösen und biliösen Temperamente, das biliös-sanguinische und das nervös-sanguinische Temperament scheinen uns am meisten geeignet, selbst im Acte der Zeugung die Anlage zu Skropheln, welche fast immer mit dem lymphatischen Temperamente zusammen fällt, zu zerstören. Aus demselben Grunde soll der zu Gicht disponirte Mann mit einer schwachen Frau von lymphatischer Constitution sich verehelichen. Derjenige, in dessen Familie der Wahnsinn erblich ist, möge ein Weib nehmen, dessen Temperament jenem der zum Wahnsinn geneigten Personen entgegen gesetzt ist, und das einer Familie angehört, welche durch ihre sittliche Ruhe und die Mässigung in den Leidenschaften bekannt ist«.

Ein zweites Mittel zur Verhinderung des Ausbruch's erblicher Leiden bei den Erzeugten erblickt Petit darin, das Individuum dem Einfluss von Verhältnissen auszusetzen, welche verändernd auf dessen Constitution wirken und insbesondere die Krankheits-Anlagen, die es von seinen Eltern empfangen konnte, bessern. Petit illustrirt seine Sätze durch Beispiele: »Der Skrophulöse wird das von ihm bewohnte kalte und feuchte Land verlassen, um in

---

234) Burdach, K. F., Die Physiologie als Erfahrungswissenschaft. Mit Beiträgen . . . Leipzig. 1826—40. in 8⁰. Bd. I. pag. 508. u. fg.

235) Petit, Héréditaire. — Dictionaire des sciences médicales. Paris. 1812—22. in 8⁰. Bd. XXI. pag. 77. u. fg.

einem warmen Klima, wo die Luft gewöhnlich trocken und heiter ist, zu leben; er wird sich nähren von gutem, gebratenem Fleisch, von guten Gemüsen, und süssen, aromatischen Früchten; er wird Gebrauch machen von erregenden Würzen, von weinartigen, bitteren, oder aromatischen Getränken; er wird Räume bewohnen, welche nach Osten oder Süden liegen; er wird frühzeitig zu Bette gehen, frühzeitig aufstehen, allzu sehr verlängerte Arbeit in seinem Cabinete vermeiden, ohne sich zu ermüden körperliche Arbeiten womöglich in freier Luft verrichten; er wird der Bäder im Meere, der kalten Fluss-, der aromatischen und der warmen Heilbäder sich bedienen« . . . — Allerdings sind alle die genannten Mittel sehr geeignet, ihrem Zwecke zu entsprechen; allein es stehen zwei gewichtige und meistens ganz unüberwindbare Momente ihrer Anwendung entgegen: wider das erste jener Mittel erhebt sich die Neigung, wider das zweite das Geld. Nur reiche Leute sind im Stande, einem Wechsel des Klima sich zu unterziehen, ganz nach ihren physischen und sittlichen Erfordernissen zu leben; die grosse Mehrzahl ist an die Scholle gebannt, und durch den Beruf, durch die Sorge um das tägliche Brod gezwungen, unhygieinisch zu leben. Die Mittel, Uebertragung erblicher Leiden zu verhindern, werden demnach nur sehr langsam allgemein zur Anwendung kommen; verbreiten sich ja Bildung und Wohlstand auch nur sehr langsam.

Unläugbar lässt eine grosse Zahl ererbter Anlagen sich tilgen, wenn die Menschen gleich von früher Jugend an entsprechenden günstigen Einflüssen ausgesetzt werden. Michel Lévy [236]) räth, Kindern mit ererbten Anlagen kräftige Ammen von einer der kindlichen entgegengesetzten Constitution zu geben, und die Ernährung mit Milch über das Absetzen hinaus zu verlängern; man solle das diätetische Regiment bei dem Kinde nach dessen Temperament u. s. w. einrichten. Lévy weiset ferner auf den heilbringenden Einfluss der Gymnastik und der Erziehung hin, und geht dann auf die Wahl des Berufes über. In dieser letzteren Beziehung bemerkt er unter Anderem: »Die Wahl der Beschäftigungs-Weise trägt mächtig zum Freisein von krankhaften Anlagen für die Zukunft bei; sie macht das gesellschaftliche Medium für den Menschen aus, und weiset ihm die Bedingungen seines sittlichen und leiblichen Lebens an; sie vergiftet oder reinigt die Luft, welche er athmen muss, und theilt die Arbeit wie die Ruhe ihm zu; noch mehr, sie bestimmt die beziehungsweise Thätigkeit seiner Organe, von denen jedes so zu sagen einer professionellen Specialität entspricht« . . . — Auch diese sehr begründeten Rathschläge, deren Ausführung nur die besten Erfolge hat, sind leichter gegeben, als befolgt; denn zunächst ist es nur in grösseren Städten und unter dem Obwalten günstiger Besitzes-Verhältnisse möglich, die entsprechende Amme für ein Kind auszuwählen; andererseits lässt nur auf dem Lande gute Milch leicht sich beschaffen, wogegen Städte in demselben Verhältniss schlechte Milch bieten, je grösser sie sind.

Für einsichtsvolle Menschen ist nichts leichter, als das diätetische Regiment nach den Bedürfnissen des Kindes einzurichten; allein, wie wenig einsichtsvolle Menschen gibt es, und wie wenig Aerzte haben mit der Hygieine sich vertraut gemacht; endlich, wie schwer ist es für Arme, ihren Kindern gewählte Nahrung zu verschaffen!

---

236) Lévy, M., Traité d'hygiène publique et privée. 4. Auflage. Paris. 1862. in 8⁰. Bd. I. pag. 154.

Nur in wenigen Familien gestatten die Vermögens-Verhältnisse eine dem Wohle der Kinder entsprechende Auswahl der Beschäftigungs-Weise; die armen Kinder müssen Geld verdienen, und geschehe dies in was immer für einer Weise. Darum werden erbliche Anlagen so häufig zu den wirklichen Krankheiten ausgebildet, weil weder Glücks-Umstände noch Menschen da sind, um das Kind zu einer seiner Natur und seiner Gesundheit günstigen Beschäftigung zu leiten. Die Hygieine ist, mit gebrochenem Herzen bekennen wir dies, bis jetzt nur für die Reichen und Wohlhabenden zugänglich gewesen; die Armen waren bis jetzt von dem Genusse der Früchte hygieinischer Wissenschaft und Kunst ausgeschlossen. Und wenn Die, deren Loos die Armuth ist, auf die allgemeine Nächsten-Liebe hoffen, dann geht es ihnen so, wie den Juden, die auf den Messias hoffen.

§ 49.

Die Ehen zwischen Bluts-Verwandten gereichen allen Völkern, die, von dem Zustande der Natur weit entfernt, mitten in europäischer Civilisation leben, nur zum Nachtheile. A. de Quatrefages [237]) schliesst aus allen ihm bekannten Thatsachen„ dass nahe Verwandtschaft des Vaters und der Mutter an sich nicht schädlich sei; dass aber in Folge der Erblichkeits-Verhältnis se Thatsachen sich geltend machen, welche Vermeidung der Heirath Bluts-Verwandter als klug erscheinen lassen. — Ich habe an andern Orten [238]) umständlich von den Gefahren der Ehen zwischen Bluts-Verwandten für die Nachkommen gehandelt. — Wir wissen aus der Geschichte und aus den Berichten hervorragender Züchter, dass die Nachkommen vollkommen gesunder und kräftiger, mit einander sehr nahe verwandter Eltern, gesund und kräftig sind, somit aus der Bluts-Verwandtschaft ihrer Erzeuger Nachtheile für sie nicht entspringen. Nun aber sind die wenigsten Menschen in civilisirten Ländern so ohne alle Krankheits-Anlagen, als dass die Verehelichung unter den nächsten Verwandten den Nachkommen zu nützen vermöchte. Deshalb sind Verheirathungen zwischen Bluts-Verwandten verwerflich, und zwar eben so aus dem Gesichtspunkte der Hygieine wie der Moral.

Francis Devay [239]) rechnet darauf, dass der Einfluss des Arztes in Familien, wenn einmal besser geschätzt und gewürdigt, viel dazu beitragen könnte, Vorurtheile zu zerstören und gesundheits-gemässe Ehen zu befördern. — Allerdings sollte, gerechter Weise, der Arzt in allen wichtigen, die Gesundheit des Leibes und der Sitten angehenden Familien-Angelegenheiten zu Rathe gezogen werden; allein das pflegt nicht zu geschehen, indem das grosse

---

237) Quatrefages, A. de, Rapport sur les progrès de l'anthropologie. [Recueil de rapports sur les progrès des lettres et des sciences en France.] Paris. 1867. in 8⁰. pag. 460. u. fg.

238) Reich, E., Geschichte, Natur- und Gesundheitslehre des ehelichen Lebens. Cassel. 1864. in 8⁰. pag. 526. u. fg.

Reich, E., Ueber Unsittlichkeit. Hygieinische und politisch-moralische Studien. Neuwied und Leipzig. 1866. in 8⁰. pag. 107. u. fg.

Reich, E., Ueber die Entartung des Menschen, ihre Ursachen und Verhütung. Erlangen. 1868. in 8⁰. pag. 207. u. fg.

239) Devay, F., Du danger des mariages consanguins au point de vue sanitaire. Paris & Lyon. 1857. in 8⁰. pag. XXIII. u. fg.

Publicum den Arzt mehr für einen bezahlten Recept-Schreiber, für einen höheren Lohn-Bedienten, für einen Rechnungen schreibenden und Kunden bedienenden Handwerker, als für einen Priester, für einen väterlichen Freund und Lehrer, Retter, Beschützer hält. So lange der Arzt nur zu dem Behufe da ist, um Krankheiten zu heilen, Recepte zu schreiben und Beine abzuschneiden; so lange er nicht Priester in der edelsten Bedeutung des Wortes, oder anders ausgedrückt: Hygieiniker*) ist; — so lange wird sein Einfluss in der Familie nicht gesichert, die Verhütung der meisten moralischen und physischen Leiden nicht in seiner Macht sein. In den Zeiten, wo die Medicin von den Priestern ausgeübt wurde und wo der Tempel das Ziel aller der Hülfe und des Rathes bedürftigen Menschen war, da machte ein überwiegender Einfluss der das Heil Besorgenden auf die Laien sich geltend; »es war nicht«, wie L. P. AUGUST GAUTHIER[240]) entwickelt, »das Verlangen, die Uebel zu heilen, der vornehmste Beweggrund der Priester, die Ausübung der Medicin sich anzumaassen; sie thaten dies vielmehr, um die Hochachtung und das Ansehen, welche zur Vermehrung der Ergebenheit gegen den Gott, als dessen Diener sie sich ausgaben, erforderlich war, zu gewinnen und um reiche Opfer für die Tempel zu sichern, deren Einkünfte theilweise zum Unterhalte ihrer Familien dienten«. — Mögen nun die Priester diesen oder jenen Beweggrund gehabt haben: es ist Thatsache, dass sie grossen Einfluss auf das Volk übten und von diesem in allen entscheidenden Familien-Angelegenheiten um Rath gebeten wurden. Nun können wir freilich solche Verhältnisse nicht in der Zeit der Eisenbahnen und Telegraphen wollen, nicht verlangen, dass die Aerzte die Function von Mönchen und Magiern üben; aber wir wünschen, dass die Heilkundigen das Recept-Schreiben als Nebensache, das Rechnungen-Schreiben gar nicht üben, die Bierkneipen nicht besuchen, auch den Fürsten, deren Leibärzte sie sind, Huren nicht besorgen, sondern würdevoll leben, geistig sich vervollkommnen, und, indem sie die Hygieine in deren ganzem Umfang lernten und anwendeten, an der Besserung und Veredelung des Menschen-Geschlechtes arbeiten, damit in Wahrheit Krankheiten verhüten wollten. Aus Aerzten sollen Priester werden im eigentlichsten und edelsten Verstande des Wortes. Geschieht dies, dann ist der heilsame Einfluss der Jünger AESKULAP's und Priester der HYGEIA auf das sociale Leben gesichert. Ehen zwischen Bluts-Verwandten dürften alsdann immer seltener werden.

Man suche nicht in Neigung und Liebe den vornehmsten Grund zu Heirathen unter nahen Verwandten, sondern blicke vielmehr nach den gesellschaftlichen und wohl auch nach den klimatischen Verhältnissen. Warum heirathen so viele reiche Leute im Kreise der nächsten Verwandtschaft? Um ihr Geld nicht in fremde Hände gelangen zu lassen. Warum ehelichen in weit abgelegenen kleinen Gebirgs-Dörfern die Menschen ihre nächsten Anverwandten? Weil ihnen der Verkehr mit den Bewohnern anderer Orte ungemein beschwerlich ist. FRANCIS DEVAY[241]) hat nachgewiesen, »dass die Ehen zwischen

---

240) GAUTHIER, L. P. A., Recherches historiques sur l'exercice de la médecine dans les temples, chez les peuples de l'antiquité . . . Paris & Lyon. 1844. in 12^{0}. pag. 245.

241) DEVAY, F., Du danger des mariages consanguins. pag. 8. u. fg.

*) Sanitäts-Beamte und Mitglieder von Commissionen für Reinigung der Abtritte, Ventilation der Schulen, Theater u. s. w., sind noch lange keine Hygieiniker.

Bluts-Verwandten am häufigsten vorkommen einestheils in kleinen, reichen Industrie-Städten, und anderntheils in armen, isolirten, der Verbindungs-Wege entbehrenden Orten. In jenen findet dieses Verhältniss seit undenklichen Zeiten Statt, und man kann kleine Städte anführen, wo fast alle Familien, besonders die reichsten, unter einander und in sehr nahen Graden verbunden sind; wo eine solche Vermischung der Verwandtschaft besteht, dass die Erforschung der Abstammung in ein Wirrsal führt. Es sind Fälle uns bekannt, wo die Onkeln Schwiegersöhne ihrer eigenen Nichten wurden u. s. w. Besonders bei derartigen Familien kann der Einfluss der Bluts-Verwandtschaft auf den Verfall der Rasse nutzbringend und in seiner Gesammtheit studirt werden. Am häufigsten werden die genannten Verbindungen durch die Begierde veranlasst, die allmälig erworbenen Glücksgüter zusammen zu bringen, in dem Schoosse einer und derselben Familie sie zu vereinigen« . . . — Während also in jenen ausserhalb alles Verkehrs gelegenen Dörfern die Noth es ist, welche Bluts-Verwandte einander in die Arme führt, ist es bei reichen Leuten die Habsucht, der Geiz, wodurch die obersten Naturgesetze verspottet werden. Es gibt dagegen nur zwei Mittel: strenge Gesetze wider die Ehen zwischen nahen Verwandten, und Verminderung der Habsucht; das Erste ist durchführbar ohne Weiteres, das Zweite mit sehr grossen Schwierigkeiten. In jenen armen Gebirgs-Dörfern wird der Verkehr das Heil- und Vorbauungs-Mittel wider Ehen zwischen nahen Verwandten und das durch sie angerichtete Unheil.

Paolo Mantegazza 242), indem er die Thatsachen, welche die Folgen der Verbindungen zwischen Bluts-Verwandten repräsentiren, geistig verwerthet, hebt besonders hervor, wie Unfruchtbarkeit und Abortus durch solche Verbindungen gefördert werden. — Dass Unfruchtbarkeit die letzte Folge beständiger Vermischung im Kreise der Bluts-Verwandtschaft auch bei den gesundesten Stämmen und Individuen ist, haben die Thierzüchter bewiesen; und es hat die tägliche Erfahrung gelehrt, dass Familien, welche beständig in einander heirathen, zuletzt aussterben. Wie gross aber die Zahl der durch Ehen zwischen Bluts-Verwandten bedingten Fälle von Unfruchtbarkeit ist, lässt nicht genau sich bestimmen. Wenn J. Matthews Duncan 243) die Zahl der unfruchtbaren Ehen für England auf funfzehn Procent aller Ehen berechnet, so wissen wir noch nicht, wie viel von dieser Unfruchtbarkeit den Verbindungen unter Bluts-Verwandten und wie viel anderen Verhältnissen zugeschrieben werden soll. Dem sei indessen, wie ihm wolle; Alle, die mit dem Gegenstande des Genaueren und in voller Unparteilichkeit sich beschäftigt, sind darüber einig, dass Unfruchtbarkeit mit zu den Folgen von im Kreise der nächsten Verwandtschaft abgeschlossenen Ehen gehört. Boudin 244) führt eine Zahl von Zeugnissen bewährter Forscher an, welche zu Gunsten des Gesagten sprechen.

Unfruchtbare Ehen beeinträchtigen das Gemeinwesen durch den Ausfall

---

242) Mantegazza, F., Studj sui matrimonj consanguinei. Milano. 1868. in 8⁰. pag. 24. u. fg.

243) Duncan, J. M., Fecundity, Fertility, Sterility, and Allied Topics. Edinburgh. 1866. in 8⁰. — The Medical Times and Gazette. A journal of medical science, literature, criticism, and news. London. in 4⁰. 1867. Bd. II. pag. 76.

244) Boudin, Dangers des unions consanguins et nécessité des croisements dans l'espèce humaine et parmi les animaux. — Annales d'hygiène publique et de médecine légale. 2. Reihe. Bd. XVIII. [Paris. 1862. in 8⁰.] pag. 46. u. fg.

von Bürgern, werden aber noch viel verhängnissvoller durch den Umstand, dass sie zugleich unglücklich zu sein pflegen. Häufig genug ziehen sie Scheidungen nach sich; meistens sind sie von häuslichem Unfrieden und Zerwürfniss begleitet, und geben zu Ehebruch und zu andern traurigen Dingen die Veranlassung. Darum sollte man doch eine ihrer mächtigen Quellen zum Versiegen bringen, und die Verheirathung von Bluts-Verwandten strenge verbieten.

Wir haben schon früher von alten Völkern gesprochen, bei denen, wegen ganz besonders günstiger klimatischen Verhältnisse des von ihnen bewohnten Landes u. s. w., die beständig im Bereiche der Bluts-Verwandtschaft geschlossenen Ehe-Bündnisse nicht den geringsten Schaden für das Wohl der Nachkommen verursachten. Für kleine Stämme oder Bruchtheile eines Volkes dürfte auch gegenwärtig bei genauerer Forschung ein Aehnliches gerade nicht als ganz allein stehende Thatsache gefunden werden. August Voisin[245]) machte in der Gemeinde Batz, welche im französischen Departement der Loire-Inférieure liegt, sehr interessante Studien, und fand, dass dort, wo die kleine Zahl der Bewohner von der übrigen Welt sich abschliesst und nur unter sich heirathet, doch weder von irgend welchen beträchtlichen Uebeln, noch von Entartung, noch von Bildungs-Fehlern die Rede ist, und dass die Rasse sehr schön und sehr rein sich erhält. Voisin glaubt, diese Thatsachen auf die ausnahmsweisen klimatischen und topographischen Verhältnisse von Batz, auf die Hygieine, die Gewohnheiten, die Sittlichkeit der Bewohner und die Abwesenheit jeder krankhaften Erblichkeit zurückführen zu dürfen. Die Zahl der Köpfe in Batz betrage dreitausend und dreihundert; die Intelligenz der Leute sei sehr entwickelt; das Familien-Leben blühe: nach den Mühen des Tages labe sich Jeder am väterlichen Herde; Trunkenheit sei selten, von Prostitution sei gar nicht die Rede, Ausschweifung gehöre zu den grössten Ausnahmen, und wilde Ehe sowie Verbrechen zu den unbekannten Dingen; die Mütter säugten ihre Kinder selbst, ein Jahr und auch funfzehn Monate lang; Krebs-Krankheiten kämen nicht vor, Skropheln und Tuberkeln fast nicht; Bildungs-Fehler, Geistes-Krankheiten, Blödsinn, Kretinismus, Taubstummheit, Epilepsie, Albinismus u. s. w. seien bei keinem Individuum gefunden worden, gleichgültig ob dieses Bluts-Verwandte oder einander ferne Stehende zu Eltern hatte. Frühgeburten aber wären sehr häufig, und würden von der Hebamme der Gemeinde den schweren Arbeiten, denen die Frauen bei Tag und Nacht im Wasser*) sich unterziehen müssen, zugeschrieben. — Verhältnisse, wie sie in dieser Gemeinde vorkommen, sind Ausnahmen, welche an der Regel nichts ändern. Die Ehen zwischen Verwandten der vier ersten Grade sind und bleiben: hygieinisch und moralisch verwerflich.

§ 50.

Die Pflichten der Ehegatten lassen auf zwei sich zurückführen: sie sollen einander Zeit ihres Lebens lieben; sie sollen ihre Kinder zur Gesund-

245) Voisin, A., Étude sur les mariages entre consanguins dans la commune de Batz. — Annales d'hygiène publique et de médecine légale. 2. Reihe. Bd. XXIII. [1865.] pag. 260. u. fg.

*) aus dem sie Salz gewinnen.

heit, zur Vernunft und Liebe erziehen. Erfüllen sie diese ihre Pflichten fleissig und getreu, dann verschwinden Jammer, Elend, Siechthum, Noth, Verzweiflung, Hunger, Drangsal, Verbrechen und Laster von dem Erdenballe, und Gesundheit, Tugend und Glückseligkeit bilden die heilige Dreiheit, von der alles Menschenleben seinen Ausgang nimmt, befruchtet und für die Dauer zum Paradiese wird.

Die Arbeit und das Elend.

§ 51.

Erhaltung des eigenen Selbst und Fortpflanzung der Art, welche zusammen die Axe alles Lebens bilden, sind an eine unerlässliche Voraussetzung geknüpft: an die Arbeit. Der Mensch muss thätig sein, um für sein eigenes Bestehen und für die Exsistenz der Nachkommen zu sorgen. Im Natur-Zustande erkämpft der Mensch sich Nahrung und Obdach unmittelbar; in der Civilisation erringt er Nahrung und Obdach mittelbar, indem er Geld verdient und mit diesem seine Bedürfnisse kauft. Erwirbt er nun weniger Geld, als zum normalen Leben erforderlich ist, so geräth er in Elend; und reicht in diesem Falle die Liebe der Mitmenschen nicht ihm die Hand, so gibt das von der Herzens-Härtigkeit ausgedachte Gesetz ihm den Todesstoss. Arbeit und Elend sind auf das Innigste mit einander verbunden. Von der Arbeit hängt das leibliche und sittliche Wohl der Bevölkerungen ab, und aus dem Elend entspringen alle Uebel, an denen die Gesellschaft krankt.

Das Elend ist nicht nur die Folge mangelhaften Lohnes für die Arbeit, sondern auch häufig genug das Endergebniss unpassender Anwendung eines allzu grossen Lohnes, die Folge von Ueppigkeit und Ausschweifung, von Uebercultur und Ueberreizung. Auch diese Art des Elend's hängt mit der Arbeit zusammen.

Ich bin gekommen, um von der Arbeit zu sprechen und vom Elend, vom Jammer, von der Noth und Verzweifelung, von den Verbrechen und Lastern, vom Siechthum und den Leiden, welche aus dem Elend hervorgehen, wie die Frucht aus der Blüthe: aber, da ich des Jammers Bild entrolle, bringe ich den Oelzweig des Friedens und den Balsam des Trostes, welcher aufrecht erhält die Herzen der Dulder, welcher Kraft und Stärke ihnen verleiht, um das Joch zu tragen und um zuletzt es zu zerbrechen. Dem Eishauche des Winters, der alles Lebende zu vernichten droht, folgt der Zephyr des Frühlings, welcher Leben und Thätigkeit erweckt, wo Alles erstarrt war. Und so findet das Elend seinen Abschluss, indem des Heilmittels Wirkung sich entfaltet. Darum wird unter den Ruinen, welche ich entschleiern will, das frische Grün des Lebens durchbrechen, und es soll immer mächtiger emporschiessen, und zuletzt für Alle sein.

Das Heilmittel des Elend's ist die Arbeit, die Barmherzigkeit und die Vernunft. Wo die Arbeit nicht ausreicht, tritt die Barmherzigkeit ergänzend, wo die Arbeit Uebermaass gewährt, tritt die Vernunft regulirend ein. Den erspriesslichen Erfolg sichern Hygieine, Nächstenliebe und Vernunft; sie verhindern das Elend.

§ 52.

Arbeit ist die Voraussetzung des Reichthum's, dieser die unerlässliche Bedingung der Cultur, und die Cultur in ihrer vollen Entwickelung die Mutter der Gesundheit. An sich selbst wird das der Organisation entsprechende Maass von Arbeit zur unmittelbaren Erzeugerin des individuellen und socialen Wohlsein's. Dort, wo von den besser gestellten Klassen die Arbeit verachtet und einzig und allein zur Sache der Sklaven gemacht wird, leitet in demselben Maasse socialer Zerfall sich ein, in welchem die Reichthümer der Herren zunehmen; denn Müssiggang verdirbt die Sitten und fördert alle Laster zu Tage.

Bei der Arbeit ist zu unterscheiden, wie, von wem, und für wen sie verrichtet wird. Wie die Arbeit verrichtet werden soll, um der Gesundheit zum Vortheil zu gereichen, werden wir später besprechen. Von wem gearbeitet wird, dies kommt in Hinsicht des Wohlsein's gar sehr in Betrachtung. Ist der Beschäftigte eine menschliche Maschine, und braucht er somit zu seiner Arbeit keinerlei geistige Anstrengung, so wird die Thätigkeit der Muskeln zwar ihn stark und gesund machen, aber in derselben Weise geistig ihn abstumpfen, zuletzt den Inhalt seines ganzen moralischen Lebens der Null gleich bringen. Arbeitet aber ein Mensch mit Zuhülfenahme seines Gehirn's, dann mag ein Uebermaass von Muskel-Thätigkeit wohl ihn schwächen: die normale Menge von Arbeit jedoch wird stets ihn kräftigen, elastisch machen und seine moralischen Kräfte vermehren. Geistlose Arbeit führt hier und da zu Reichthum; wahre Gesittung macht sie für den sie Betreibenden unmöglich. Geistlose Arbeit dient dem Capital, der Intelligenz, aber nicht der socialen Gesundheit; denn der Sklave oder Proletarier ist durch sein Sklaven- oder Proletarierthum der Ausdruck gesellschaftlichen Unwohlsein's. Sklaven und Proletarier gehen in Arbeit, in geistloser Arbeit für ihre Herren auf; alle besseren Anlagen werden gewaltsam in ihnen ausgelöscht, und damit die Kräfte des Widerstandes ihnen genommen. So wie geistige Thätigkeit ihrer Arbeit parallel geht, hören sie auf, Sklaven, Proletarier zu sein, und treten in den Zustand socialen Wohlsein's.

Das Wohlsein wird durch den Wohlstand bedingt, und die wohlhabenden Klassen der Bevölkerung erst sind die lebendigen Factoren der Gesittung, des Fortschritt's und des gemeinen Besten. »Lasset in den Arbeiten, in den Bedürfnissen des Tages alle Genien aufgehen, welche seit dem Anfange der Gesellschaften in den Wissenschaften forschten, entdeckten, erfanden«, sagt Victor Modeste[246]), »und ihr werdet alle bis auf diesen Tag angehäuften Entdeckungen auslöschen. Das ist: an Statt in einem Jahre funfzigtausend Häuser bauen zu können, werdet ihr achthundert bauen. An Statt alle Menschen mit Wohnungen versehen zu können, werdet ihr nur den Grossen und Reichen Obdach bieten. An Statt . . . die ganze Bevölkerung zu bekleiden, werdet ihr nicht mehr als die Hälfte, ein Viertheil, ein Zehntheil, ein Hundertheil bekleiden, und mit einem Schlage werdet ihr in die Jahrhunderte zurück fallen, wo eine kleine Zahl der Mächtigen mit grosser Mühe das Nöthige sich verschaffen konnte, während die grosse Menge baarfuss ging und mit gegerbten

---

246) Modeste, V., De la cherté des grains et des préjugés populaires qui déterminent des violences dans les temps de disettes. 3. Auflage. Paris. 1862. in 18⁰. pag. 354 u. fg.

Häuten sich bekleidete«. »Dies sind die grossartigen Ergebnisse, dies die Wohlthaten der in allen ihren Zweigen und Richtungen vorwärts geschrittenen Wissenschaft«, bemerkt MODESTE weiter; »dies die ungeheueren, allgemeinen Verbesserungen, welche den wohlhabenden Klassen ihre Entstehung verdanken. Denn, noch einmal, die wohlhabenden Klassen vertreten die Wissenschaft. Sie allein haben die Musse, den Gedanken und die Hülfsmittel«. — Es wird klar, dass mit der allgemeinen Verbreitung des Wohlstandes auch der Fortschritt in der Gesittung allgemein wird, und die Bedingungen allgemeiner Gesundheit der Gesellschaft gegeben sind. Darum geht unser Bestreben darauf hinaus, auch den menschlichen Maschinen das Interesse des Geistes einzuflössen, ihre körperliche Thätigkeit des drückenden Bleigewichtes zu berauben, und allen Menschen den gleichen Anspruch auf die Güter der Civilisation zu sichern.

Je mehr die Gesellschaft sich entwickelt, desto vollkommener wird die Arbeit, desto mehr wird sie vergeistigt, desto mehr endlich stellt sie den Menschen sicher. Folgende Sätze, welche H. C. CAREY[247]) aus seinen Untersuchungen zieht, sind geeignet, das Gesagte zu klarer Anschauung zu bringen: »In den Jugend-Perioden der Gesellschaft, wenn die Bevölkerung dünn und Grundstücke im Ueberfluss zu haben sind, ist die relative Quantität menschlicher Arbeit, die zur Erlangung der nothwendigen Lebens-Bedürfnisse erforderlich ist, gross; allein die faktisch darauf verwendete Quantität ist gering, da der grössere Theil der producirten Arbeitskraft in Arbeiten zur Bewerkstelligung von Orts- und Form-Veränderungen der von der Erde gelieferten Lebens-Bedürfnisse vergeudet wird; und in Folge davon geht der Mensch aus Mangel an Nahrung zu Grunde«. »Mit dem Zuwachs der Bevölkerung und des Reichthum's wächst die Associations-Kraft, unter steter Zunahme der Fähigkeit, die durch die Consumtion der Nahrung gewonnene Kraft productiv zu verwenden, und unter steter Verminderung der relativen Arbeits-Quantität, die zur Bewerkstelligung von Orts-, oder von mechanischen und chemischen Form-Veränderungen des Stoff's erfordert wird«. »Da die wirklich verwendete Quantität eine stets zunehmende ist, bei steter Verminderung der so erforderlichen relativen Quantität, bleibt von der stets wachsenden Arbeits-Quantität ein fortwährend grösser werdender Theil zur Verwendung für die Vermehrung der zum Gebrauch des Menschen erforderlichen und der Orts- oder Form-Veränderung fähigen Lebens-Bedürfnisse übrig; und mit jedem Schritt in dieser Richtung werden grössere Vorräthe an Lebensmitteln und allen sonstigen Lebens-Bedürfnissen als Ertrag verminderter Quantitäten von physischer und geistiger Arbeit gewonnen.« »Mit jedem Stadium des Fortschritt's wird die Individualität mehr und mehr entwickelt, unter beständiger Zunahme der Tendenz zur Association und Combination, unter Zunahme der Liebe zur Harmonie und zum Frieden, und unter Zunahme der Tendenz zur Schaffung localer Attractions-Centren, welche die Centralisation der Handels- und Staats-Hauptstädte neutralisiren«. »Wenn die Kräfte des Bodens mehr und mehr entwickelt werden, fallen die zu den Zwecken des Menschen erforderlichen Lebens-Bedürfnisse beständig im Werth, während der Mensch selbst stets werthvoller, glücklicher und freier wird«. »Während dies der naturgemässe Verlauf der Dinge ist,

---

247) CAREY, H. C., Die Grundlagen der Socialwissenschaft. Deutsch . . . von CARL ADLER. München. 1863—64. in 8⁰. Bd. II. pag. 35 u. fg.

beobachtet man das gerade Gegentheil in allen Ländern, die der britischen Politik unterworfen sind; die Individualität sinkt hier überall, die Associations-Kraft vermindert sich, und die Tendenz zum Krieg nimmt beständig zu, während der Werth der Lebens-Bedürfnisse beständig steigt, und der Werth des Menschen, der von Jahr zu Jahr immer mehr geknechtet wird, ebenso fällt«. — Association und Reichthum ermöglichen erst Vergeistigung der Arbeit, wahren Fortschritt und Ausbildung der Individualität; dadurch verbürgen sie die Gesundheit der Bevölkerung. Dort, wo Association und Wohlstand allgemein und am grössten sind, ist die mittlere Dauer des Lebens am längsten; dort, wo die Arbeit nicht vergeistigt, wo Armuth an Stelle des Reichthum's, Centralisation an Stelle der Association gefunden wird, dort hat das Leben nicht nur geringen Werth, sondern auch eine kurze Dauer. Die Statistik hat zahlreiche Beweise für das Gesagte geliefert.

§ 53.

Die geistlose Arbeit der Massen führt zu Knechtschaft und Armuth, oder ist deren Ausdruck. Knechtschaft und Massen-Armuth verkürzen das Leben und erzeugen Krankheit, Elend, Verderben. Ueberall, wo Knechtschaft und Massen-Armuth innerhalb eines Gemeinwesens sich geltend machen, ist dessen Bestand mehr oder weniger gefährdet; denn es schliesst in sich ein Quantum roher Gewalt, welche zu unglücklicher Stunde in blinder Wuth die feinsten Gebilde des Geistes zerstört und der Gesellschaft oft tödtliche Wunden beibringt. Darum wird es im Interesse der socialen Gesundheit unumgänglich nöthig sich machen, das Loos der arbeitenden Klassen gründlich zu bessern. J. J. Thonissen[248]) hebt hervor: »Die Verbesserung des Looses der arbeitenden Klassen ist für die gegenwärtige Civilisation eine Frage der Exsistenz geworden. Sie*) wird zu Grunde gehen durch ihre Proletarier, wenigstens wenn es ihr nicht gelingt in dem Herzen des Arbeiters jenen wilden Hass zu tilgen, welcher, bald furchtsam und verdeckt, bald kühn und offen, nur eine günstige Stunde erwartet, um seine natürlichen Folgen zu offenbaren«. Thonissen hat auch die Mittel zu dieser Verbesserung angegeben: »Man ermuthige die Sparsamkeit, man verbreite den Geist der Association, man entwickele den professionellen Unterricht, und die Armee des Pauperismus wird täglich mehr ihre düsteren Reihen lichten. Zwar wird das Elend nicht von der Erde verschwinden, denn es ist gleich der Ausartung des Menschengeschlecht's ewig; aber die Leiden der arbeitenden Klassen werden in einem Maasse sich vermindern, wo es uns schwer ist, das Ende abzusehen«. — Es wird auch hier Vergeistigung als das beste Mittel empfohlen; denn Sparsamkeit, Association, Unterricht: sie führen schliesslich zu geistiger Belebung der Massen und machen deren Arbeit den Interessen ihres Lebens in demselben Maasse dienstbar, wie den Interessen der höheren Stände; und indem sie der Sklaverei den Boden entziehen, sichern sie die sociale Gesundheit und der Arbeit somit ihren wahren Werth.

---

248) Thonissen, J. J., Le socialisme depuis l'antiquité jusqu'a la constitution française du 14 Janvier 1852. Louvain & Paris. 1852. in 8°. Bd. II. pag. 293.; 341.

*) die Civilisation.

»Der Mensch«, entwickelt C. FR. H. RÖSLER[249]), »ist kein blosser Durchgangs-Canal für productive Kräfte, keine Maschine, die ihren Zweck erfüllt, wenn sie bei der Production mitwirkt und sich sammt dem üblichen Gewinne im Vermögen des Besitzers wieder einfindet. Er hat vermöge seiner höheren Eigenschaften einen höheren Beruf, und soll nicht als blosses Erwerbs-Instrument dienen; er muss neben seiner Arbeit und durch dieselbe auch die Möglichkeit haben, seinen Geist zu veredeln und immer mehr der sittlichen Vervollkommenung zuzustreben. Um diesem nothwendigen Zwecke des Lebens nicht untreu zu werden, bedarf er der Freiheit und zeitweiser Unabhängigkeit von den Banden des Erwerb's und der irdischen Pflichten. Er muss in gewissen wiederkehrenden Momenten das Joch der Arbeit abschütteln, als freier Mensch aufathmen und den Schweiss vom Angesichte abtrocknen können. Es muss ihm daher, ausser der blossen Ersetzung seiner Arbeitskraft, die Möglichkeit gegeben sein, in Zwischenräumen der Ruhe und vernünftigem Genusse sich hinzugeben«. — Dies ist es, was die Grundbedingung socialer Gesundheit ausmacht, dass der Mensch Musse und Mittel genug habe, um zu sich selbst zu kommen, um sich zu bilden und zu veredeln. So lange er hierzu nichts zu wirken vermag, bleibt er den Angriffen aller Uebel in vorzüglichem Grade ausgesetzt; denn die ununterbrochene gedankenlose Arbeit, besonders, wenn sie über das Maass der Kräfte hinaus geht, hebt insbesondere das moralische Vermögen des Widerstandes auf und macht den Menschen zum Automaten.

Was aus dem Menschen unter dem Einfluss übermässiger Anstrengung der Muskelkräfte bei einförmiger gedankenloser Arbeit wird, ganz vorzüglich wenn das Elend, die unausbleibliche Folge solcher Arbeit, mitwirkt, kann von einem Jeden wahrgenommen werden, der grössere Fabriken besucht; er wird in einer bedeutenden Zahl derselben nur leiblichen und sittlichen Verfall der Arbeiter sehen. Wir verdanken S. SR. CORONEL[250]) die trefflichsten Schilderungen der Zustände, welche excessive körperliche Arbeit bei schlechten äusseren Verhältnissen und bei geistiger Verwahrlosung hervor bringt. Um den Arbeiter vor dem Uebel zu bewahren, müssen wir für sein Wohlsein Sorge tragen; und dies geschieht, indem wir vor Ausbeutung durch Unternehmer ihn schützen, die Association mit seinen Genossen fördern, durch ein strenges Gesetz die Zahl seiner Arbeitsstunden auf die angemessene Zahl reduciren, und reichlich ihm Gelegenheit zu Bildung, Veredelung und Sparsamkeit bieten. Stellen wir seine Lebens-Bedingungen sicher, so erhalten wir ihn gesund.

Mit Recht sagt FRANZ VORLÄNDER[251]): »Die gemeinsame natürliche Grundbedingung für alle Arbeitskräfte bildet die natürliche gesunde Lebens-Energie und deren Grundlage, ein gesunder körperlicher Organismus. Je tiefer und umfassender ein Individuum die Lebens-Energie in sich trägt, um so mehr besitzt es natürliche Arbeitskraft, welche indess durch Selbstthätigkeit und Uebung ungemein gesteigert, durch Müssiggang vermindert wird«. — Nun

---

249) RÖSLER, C. FR. H., Ueber den Werth der Arbeit. — Zeitschrift für die gesammte Staatswissenschaft. In Verbindung mit K. H. RAU, R. MOHL, G. HANSSEN, und HELFERICH herausgegeben von SCHÜTZ, HOFFMANN, WEBER, PAULI und SCHÄFFLE. Bd. XVI. [Tübingen. 1860. in 8⁰.] pag. 304 u. fg.

250) CORONEL, S. SR., In 't Gooi. Amsterdam. 1863. in 8⁰. pag. 4. u. fg.

251) VORLÄNDER, F., Ueber das sittliche Princip der Volkswirthschaft in Rücksicht auf das sociale Problem. — Zeitschrift für die gesammte Staatswissenschaft. Bd. XIII. [Tübingen. 1857. in 8⁰.] pag. 26.; 29.

aber wird es darauf ankommen, dass der Mensch nicht nur gesund erhalten, sondern auch so ausgebildet und veredelt werde, dass seine Arbeit Freude ihm mache; denn eine Arbeit, die zu Ueberdruss und Ekel führt, setzt die Gesundheit und die Sitten herab.

»Wenn die Arbeit gar nicht mit Freude verbunden ist und aus ihr theilweise hervor geht«, entwickelt VORLÄNDER ferner, »wenn also die Arbeit blos ein äusseres Mittel zum Zweck ist, so entwürdigt sie den Menschen mehr oder weniger. Wenn unsittlich ist, den Menschen zu einem blossen Mittel und Werkzeug für Andere herab zu würdigen, so liegt eine ähnliche Entwürdigung in einer fortdauernden Arbeit, in welcher das Individuum sich als blosses Mittel für sich selbst herabsetzt. Bei unverdorbenen Naturen übrigens wird eine Arbeit ohne alle Freude selten vorkommen. Von der anderen Seite aber ist eine Arbeit selten von der Art, dass sie ein höher gebildetes sittliches Gemüth ganz und dauernd erfüllen kann; sie bedarf also des Antrieb's durch die Beziehung auf die höheren sittlichen Zwecke, die mit dem Erwerb verbunden sind«. Und endlich bemerkt VORLÄNDER: »Die Freude an der Arbeit ist im Allgemeinen wesentlich bedingt durch die ungehemmte intensive persönliche Lebens-Thätigkeit des Geistes und des Körpers, welche in der Arbeit zur Entfaltung und Darstellung gelangt. Das Individuum wird sich dieser Thätigkeit, dieses freien Spiel's der Kräfte bewusst in dem Gelingen der Arbeit, die also eine Hauptbedingung der Arbeitsfreude ist; erhöht wird diese noch bei der qualitativen Arbeit durch das gesteigerte Selbstgefühl der Ehre«. — Hierzu erlauben wir uns einige Bemerkungen aus dem Gesichtspunkte der socialen Hygieine.

Freude an der Arbeit hebt eine grosse Zahl von Schädlichkeiten auf, die theils im Berufe selbst liegen, theils aus den sonstigen Verhältnissen des Wirkenden entspringen. Aber Freude an der Arbeit kann nur ein gebildeter und guter Mensch haben, wenn er von dem Maasse des zu Leistenden nicht erdrückt wird, wenn er genügend Mittel besitzt, um seine Bedürfnisse naturgemäss zu befriedigen, und wenn er von Andern nicht als Werkzeug sich benutzt sieht. Unter diesen Voraussetzungen erfüllt das Schaffen den Thätigen mit Freude, und diese beschützt die Gesundheit und fördert gute Sitten.

Soll die Arbeit der individuellen und socialen Gesundheit förderlich sein, so kommen ausser der Freude dazu noch mehrere andere Momente in Betrachtung. Zunächst ist es der Umstand, unter dem Einfluss welcher politischen Verhältnisse der Mensch thätig ist. ADOLPH MOTARD [252]) sagt: »Unter einer despotischen oder feudalen Regierung, wo die Früchte der Arbeit nur in zweiter Reihe dem Erzeuger zukommen, ist die Arbeit auf die Aneignung des einfach Nothwendigen beschränkt. Unter der republikanischen Staatsform, wo jede Individualität hoffen kann, durch Reichthum zu dem obersten Range im Staate zu gelangen, macht der Gewerbsfleiss übernatürliche Anstrengungen«. — Unter dem Despotismus gibt es wenig, unter der Freiheit mehr Arbeitsfreude; aber unter der Freiheit geht diese Freude gerade nicht am häufigsten von höherer sittlicher Ueberzeugung, sondern meistens von der Selbstsucht aus. Dieser letztere Ursprung nimmt der Arbeitsfreude den moralischen und beeinträchtigt auch deren gesundheitlichen Werth; denn der Egoismus und die in seinem Gefolge auftretende Ueberstürzung veranlasst einen schnelleren Verbrauch der körperlichen und geistigen Kräfte, und ruinirt seine Sklaven. Es

---

252) MOTARD, A., Traité d'hygiène générale. Paris. 1869. in 8⁰. Bd. II. pag. 179.

ist nur dann die Freiheit ein wahres Beförderungs-Mittel der Freude zur Arbeit und somit der socialen Gesundheit durch das Thätigsein, wenn sittliche Bildung des Volkes ihr parallel geht. Weil eine solche unter dem Despotismus nicht möglich ist, aus diesem Grunde entwickelt in absoluten oder feudalen Staaten die Arbeit keinen die sociale Gesundheit befördernden Einfluss.

Die wenigsten Menschen haben einen solchen Grad sittlicher Bildung erreicht, als dass Arbeit ohne äusseren Erfolg sie zu befriedigen, ihre Kräfte zu stählen, ihr Wohlsein zu erhöhen vermögte; bei der grossen Mehrzahl ist erst der äussere Erfolg das Mittel zur Beglückung. Weil dem so ist, wird es immer sich nöthig machen, auch den äusseren Erfolg sicher zu stellen, und jedes redliche Streben und Schaffen anzuerkennen. So lange dies nicht geschieht, wird das Wohl der Gemeinschaft durch Unzufriedene mehr oder weniger gefährdet, und Verbrechen wie Lastern eine grosse Eingangspforte offen bleiben.

§ 54.

Für die sociale Gesundheit ist es unerlässlich, dass die Arbeit so wie der Arbeiter geachtet werde. Was das Wohl Aller fördern soll, muss in Aller Augen Werth haben. Diejenigen bürgerlichen Gemeinwesen, welche den Arbeiter nicht anerkennen, sondern wie einen Hund ihn treten, befinden sich inmitten der Entartung, und zuletzt gehen sie jämmerlich zu Grunde. Gegenwärtig hängt die Verachtung der Handarbeit mit Vorurtheilen, die in falscher Erziehung wurzeln und in dem elenden Gesellschafts-System von Europa ihre festesten Stützen haben, innigst zusammen. Mit Recht bemerkt P. Foissac[253]: »Ohne Zweifel muss man die Menschen beklagen, welche es nicht verstehen, die Bescheidenheit selbst ihres Ursprung's zum Gegenstande gerechten Stolzes zu machen; aber vorzugsweise soll man die Vorurtheile der Erziehung und der Geburt tadeln, welche heut-zu-tage lebendiger sind, als jemals: sie führen zur Verachtung der Handwerke und Künste, welche die Stütze so vieler Familien und der ganzen Gesellschaft abgeben«. — Diese Vorurtheile, welche jährlich so viele der besten Kräfte zu Grunde richten oder über das Weltmeer treiben, haben sehr wesentlich dazu beigetragen, jene grossen Klassen geringer und vornehmer, gebildeter und ungebildeter Hungerleider zu erzeugen, an denen Europa krankt, die seine Moral zerstören und seiner Freiheit den Boden entziehen. Diese Vorurtheile mögen Einzelnen Schaden nicht bringen; aber die Gesammtheit gelangt nicht zu jenem Wohlstande, der die erste Bedingung socialer Gesundheit ist. Befähigte aus den verachteten Ständen müssen brach liegen und verkommen; die Dummsten und Verkehrtesten der höheren Schichten werden mit Allem überhäuft, was das Leben angenehm macht und für die Mitbürger nützlich machen könnte. Bei Jenen ist Lethargie oder Erbitterung mit allen ihren schlimmen Begleitern, bei Diesen Uebermuth und Ausartung die Folge des traurigen Missverhältnisses.

Die immer fortschreitende Bildung hat manche Besserung der socialen Zustände hervor gebracht, manches Vorurtheil überwunden, und sie allein ist es, welche die Arbeit in ihr Recht einsetzt und dem Arbeiter Anerkennung sichert, Besitz einbringt, seine bürgerliche Exsistenz ermöglicht, und gesund

253) Foissac, P., Hygiène philosophique de l'ame. Paris 1863. in 8⁰. pag. 195.

wie frei ihn macht. »Da nun aber die Arbeit es ist«, sagt L. Stein[254]), »welche dem Besitze Werth gibt, so liegt zugleich in ihrem Wesen, dass sie es dem arbeitenden Stande möglich macht, den Werth des Besitzes des besitzenden Standes an sich zu ziehen. Dies wird um so rascher vor sich gehen, je höher die Bildung des arbeitenden Standes steht, und um so durchgreifender, je entschiedener der herrschende Stand sich von der Arbeit überhaupt zurückzieht. Der letztere Stand hat daher, da er der lebendigen und erwerbenden Arbeit nichts entgegen zu setzen hat, als den todten und begränzten Besitz des Stoffes, gar kein Mittel in Händen, jener stets wachsenden Anstrengung, mit welcher der arbeitende Stand sich zum Herrn des Werthes macht, mit Erfolg entgegen zu treten«. — Halten wir die Stein'sche Terminologie fest. Mit der im Arbeiter-Stande immer zunehmenden Bildung und Gesittung wird der herrschende Stand, im Falle er nicht selbst zur Arbeit greift, immer mehr seines überwiegenden Einflusses beraubt, und die Vorurtheile wider die Arbeit verschwinden, und dies desto gewisser, je mehr mit der Bildung des Geistes die Veredelung des Gemüthes Fortschritte macht. Durch diese letztere wird noch ein anderer gefährlicher Feind der socialen Gesundheit vernichtet: die Selbstsucht und Herzens-Härtigkeit der Inhaber des Capital's.

Es seien uns einige Worte über die Schattenseiten der Inhaber des Capital's gestattet. Robert du Var[255]) weiset nach, wie die sogenannte Bourgeoisie in jeder Beziehung den Arbeiter in der Hand habe, da sie ja es sei, welche bewegliches und unbewegliches Eigenthum besitze, u. s. w. — Wir wissen, dass die Besitzenden zu einem grossen Theile Missbrauch von ihrer Gewalt machen, und zwar zum Unheil und Verderben des arbeitenden Standes. Es liegt dies in der menschlichen Natur; der Zweihänder, der etwas hat, will immer mehr haben, immer mehr an sich reissen; und fehlt ihm wahre Moral, so frägt er nicht nach Leben und Wohlsein des Mitbruders, sondern zerstört dies ohne Bedenken, wenn das Interesse es fordert. Wir sehen daher hier in dem durch den Besitz gefestigten und beschützten Egoismus den schlimmsten Feind des gemeinen Besten; wir sehen in dem Missbrauch der durch das Capital bedingten Gewalt das Wohl der Armen auf das Entschiedenste gefährdet.

Gegen diesen Jammer helfen weder Güter-Gemeinschaft, noch andere Mittel des Wahnwitzes; auch Revolutionen wirken nicht auf die Ursache. Veredelnde Erziehung der Besitzenden, Ausrottung der Vorurtheile bei ihnen, Bildung, Veredelung und Association der Arbeiter: dies sind die Mittel, welche hier allein Hülfe bringen. Freilich hat die Anwendung dieser Mittel oft genug mit den grössten Schwierigkeiten zu kämpfen, und es muss leider erst darein geschlagen werden, um ihnen auch nur Anerkennung zu sichern; denn das Härteste in der Welt ist die Herzens-Härtigkeit, das Zäheste sind die Vorurtheile, das Schlimmste ist die Selbstsucht, das Verhängnissvollste die Feigheit des gemüthlosen Besitzenden dem Armen gegenüber; und gegen dieses Gebirge von Schmach kann zunächst meistens nur die »ultima ratio« etwas ausrichten, und erst nachdem diese entsprechend gewirkt, die Humanität dauernd ihr Sternenbanner entfalten. Ohne die grosse Revolution vom Ende

254) Stein, L., Geschichte der socialen Bewegung in Frankreich von 1789 bis auf unsere Tage. Leipzig 1850. in 8⁰. Bd. I. pag. LXXXVII.

255) Robert (du Var), Histoire de la classe ouvrière depuis l'esclavage jusqu'au prolétaire de nos jours Paris. 1845—50. in 8⁰. Bd. IV. pag. 223. u. fg.

des vorigen Jahrhundert's in Frankreich, gäbe es dort weder Association, noch Bildung und Wohlsein der Arbeiter.

§ 55.

Für die sociale Gesundheit ist die Art, in welcher die materiellen Güter verwendet, oder mit andern Worten: wie die Früchte der Arbeit verbraucht werden, von hervorragender Wichtigkeit. »Ein sehr grosser Theil des National-Vermögens«, sagt Franz Vorländer [256]), »wird von allen Klassen der Gesellschaft theils unproductiv, theils zur Zerstörung der productiven Kräfte angewendet. Vermöchten wir das Bild der wirklichen Gesammt-Consumtion eines Volk's in allen ihren Resultaten übersichtlich vor uns hin zu stellen, — welcher Jammer würde uns ergreifen über das unermessliche Elend der grossen Massen und welcher Abscheu gegen die selbstsüchtige Genussgier Aller, welche vergeuden, was, an der rechten Stelle angewendet, einen Theil jenes Elend's wenigstens in freudiges Gedeihen umwandeln könnte«. »Keine Macht der Erde ist im Stande, diesen unglückseligen Zustand einer theils unproductiven, theils ungleichmässigen volkswirthschaftlichen Consumtion in kurzer Zeit wesentlich abzuändern, denn weder die Eigenthums-Verhältnisse noch die Consumtions-Gewohnheiten und Bestrebungen sind einer plötzlichen Umgestaltung fähig. Und doch ist unläugbar die dauernde Wohlfahrt, ja Erhaltung der Staaten dadurch bedingt, dass die begonnene Auflösung nicht vorwärts schreitet, dass die reichen Klassen nicht in verschwenderischen Genüssen, die arbeitenden nicht in Mangel und Elend immer mehr verkümmern und untergehen. Manche sehen unter diesen Umständen kein anderes Heil, als in einer durch die Kirche zu bewirkenden Revolution der Sinnesart der Menschen. Es ist nicht zu läugnen, dass wahre Religiosität, in sofern sie den Menschen wirklich erhebt, zur Verfolgung der höheren sittlichen Zwecke unendlich viel beitragen kann. Aber die Kirche hat selbst in einer Zeit, wo sie allein die Gemüther beherrschte, auf die Gewohnheiten und Bestrebungen der Consumtion keinen oder nur geringen Einfluss erlangt; vielmehr sind ihre Mitglieder durchgängig durch die Corruption eines verschwenderischen Luxus in hohem Grade ergriffen worden. Mit welchem Rechte könnten wir daher annehmen, dass in einer Zeit, wo die Wirksamkeit der Kirche verhältnissmässig eine geringe geworden ist, sie eine Revolution in den Sitten und Gewohnheiten der Menschen zu bewirken im Stande sein werde«! — Unproductive Anwendung des National-Vermögens, oder gar Zerstörung der productiven Kräfte, geschehe dies nun durch übertriebenen Luxus Einzelner, durch Verschwendung, durch ein Uebermaass stehender Truppen, oder sonst wie, befördert auf dem Wege des schlechten Beispiel's unmittelbar das moralische und nährt das materielle Elend. Diese fehlerhafte Consumtion leitet sich ab theils von falschen Theorieen und Vorurtheilen, die in der Gesellschaft herrschen, theils von Selbstsucht, Herrschgier, Genusssucht und Thorheiten, die in den Einzelnen liegen. Was also den genannten unglücklichen Verhältnissen entgegen wirkt, beeinträchtigt den fehlerhaften Verbrauch, befördert die richtige Anwendung der Früchte der Arbeit, hebt und sichert somit diese letztere selbst, und kommt in letzter Reihe vorzüglich der socialen Gesundheit zu Gute.

256) Vorländer, F., Ueber das ethische Princip der volkswirthschaftlichen Consumtion — Zeitschrift für die gesammte Staatswirthschaft. Bd. XIII. pag. 544. u. fg.

Nun aber handelt es sich davon, ob und durch welche Mittel eine heilbringende Anwendung der Früchte der Arbeit sich erzielen lässt. Sehr richtig bezeichnet VORLÄNDER die Kirche hierzu unfähig, und wir glauben ausserdem, dass der gegenwärtige Staat als solcher und ebenso die gegenwärtige Gesellschaft als solche hierzu unfähig seien; denn Staat und Gesellschaft können in einem Zeitalter des schlimmsten Egoismus unmöglich so viel sittliche Kraft in sich bergen, als erforderlich ist, um die Consumtion auf das normale Maass zu stellen.

Es gibt eine Macht, welche wohl wie kaum eine andere befähigt ist, die krankhafte Selbstsucht zu bannen, den Verbrauch naturgemäss zu reguliren, und ebenso die Schädlichkeit der Excesse, wie die Thorheit der Anbetung des Geldes zu beweisen; es ist dies eine gesunde Philosophie, mit andern Worten: Ihre Majestät die Vernunft selbst. Doch diese Königin wird nicht mit Freude empfangen, mit Blumen bekränzt und mit Sehnsucht erwartet; sondern an den meisten Orten mit Schimpf und Schande überhäuft, den Ausbrüchen der Dummheit und Gemeinheit Preis gegeben, und selbst von Denen zertreten, welche vor dem Pöbel als deren gehorsame Diener sich geberden.

Indem wir durch die Gesundheits-Pflege mehr naturgemässe Generationen zu erzielen suchen, bahnen wir einen festen Weg für den Fortschritt der Vernunft. Aber, so wie nicht alle bewohnten Orte an der grossen Strasse des Verkehres liegen, so befinden sich, auch unter den günstigsten Verhältnissen, nicht alle Geister an der Bahn der Vernunft; und weil zu dieser nur durch Aufopferung und Kampf, durch Tugend und Selbstüberwindung zu gelangen ist, alle diese aber für den Durchschnitt der Menschen zu beschwerlich, zu dornenvoll, ja zu unschicklich*) sind: deshalb wird die Vernunft leider noch sehr lange sporadisch bleiben.

Wenn indessen die Gesundheits-Pflege auch im vollsten Maasse das Ihrige gethan hat, so blieb es ihr doch unmöglich, alle Organisationen so zu gestalten und zu entwickeln, dass sie der Vernunft zugänglich würden. Weil also die Vernunft niemals zum Gemeingute werden kann, kann auch niemals der naturwidrige Verbrauch der Früchte der Arbeit allgemein durch den naturgemässen ersetzt werden, und der Menschenfreund mag immerhin sich Glück wünschen, wenn seinen Bemühungen es gelungen ist, die Zahl der Vernünftigen so zu erhöhen, die der Unvernünftigen so zu erniedrigen, dass beide das gleiche Quantum anzeigen.

Durch ihre Organisation bleibt eine Summe von Menschen immer auf einer niederen Stufe geistiger Entwickelung. Diese Leute sind eigentlich von Natur blos darauf angewiesen, die Rolle von Statisten zu spielen. Ihre eigene und die Wohlfahrt der Gesellschaft macht es nöthig, dass sie keine der von ihrer Organisation gezogenen Schranken überschreiten. Kämen nun diese Menschen nur in den unteren Schichten der Bevölkerung vor, dann liesse ein Schaden von ihnen um so weniger für die Gesammtheit sich erwarten, als man folgenden Ausspruch A. VON KNIGGE'S[257]) ihnen gegenüber praktisch durchführte: »Verlange nicht einen übermässigen Grad von Cultur und Aufklärung

---

257) KNIGGE, A. v., Ueber den Umgang mit Menschen. 6. Auflage. Hannover. 1799. in 8⁰. Bd. III. pag. 50. u. fg.

*) das zeitgenössische blasirte Geckenthum findet Tugend romanhaft, und der praktische Materialismus findet sie träumerisch, die sogenannte gute Gesellschaft findet sie altmodisch und unschicklich.

von Leuten, die bestimmt sind, im niederen Stande zu leben. Trage auch nichts dazu bei, ihre geistigen Kräfte zu überspannen und sie mit Kenntnissen zu bereichern, die ihnen ihren Zustand widrig machen und den Geschmack an solchen Arbeiten verbittern, wozu Stand und Bedürfniss sie aufrufen. Das Wort Aufklärung wird in unseren Zeiten oft sehr gemissbraucht, und bedeutet nicht sowohl Veredelung des Geistes, wie Richtung desselben auf grillenhafte, speculative, phantastische Spielwerke. Die beste Aufklärung des Verstandes ist die, welche uns lehrt, mit unserer Lage *) zufrieden und in unseren Verhältnissen brauchbar, nützlich und zweckmässig thätig zu sein. Alles Uebrige ist Thorheit und führt zum Verderben«. — Aber diese beschränkten Organisationen pflegen mehr in den oberen als in den unteren Schichten vorzukommen, in den Schichten, wo Einfalts-Pinseleien, Grillen, Speculationen gerade am meisten gepflegt werden, und wo man gerade am wenigsten im Stande ist, den KNIGGE'schen Ausspruch durchzuführen. Ihnen Vernunft beibringen, sie zu naturgemässer Consumtion führen, dies ist schwerer, als eine Eisenbahn in den Mond bauen. —

JEAN BAPTISTE SAY[258]) sagt: »Die reichen Leute sind sehr geneigt, sich zu bereden, es könnten alle Genüsse durch Geld erlangt werden«. — Weil vor den Reichen die ganze Welt kriecht und den Staub von den Stiefeln ihnen küsst, darum kommen sie auf solche an sich harmlose, in ihren Folgen aber sehr verderbliche Gedanken; denn sie treten der Arbeit und deren Vollbringern mit Geringschätzung entgegen, und sehen in den Arbeitern entweder nur Werkzeuge zur Schaffung von Genüssen, oder unverschämtes Volk, welches nur auf das Geld der Reichen bedacht, und, um dies zu gewinnen, zu Allem bereit ist. Dass solche Anschauungen in hohem Grade dazu angethan sind, der Arbeit und ihrem Gedeihen zu schaden, und das Wohl der bürgerlichen Gemeinschaft zu beinträchtigen, versteht sich von selbst.

Die Reichen sind nicht schlimmer und nicht besser, als die Armen; ihre schiefen Ansichten kommen in letzter Reihe von der Schmeichelei und Kriecherei der Schmarotzer her. Könnte man von diesen Schmarotzern sie isoliren, so wären sie gesund, zu ihrem eigenen Besten und zum Heile der Gesellschaft. GOTTFRIED AUGUST BÜRGER[259]) singt:

»Viel Klagen hör' ich oft erheben
»Vom Hochmuth, den der Grosse übt:
»Der Grossen Hochmuth wird sich geben,
»Wenn uns're Kriecherei sich gibt«.

§ 56.

Es bedarf nicht der Erläuterung, dass zum Wohlsein der Gesellschaft nicht nur die Achtung des Arbeiters und die Freude zur Arbeit, sondern auch die entsprechende Remuneration dieser letzteren gehöre. Je besser die Arbeit bezahlt wird, desto höher das allgemeine Wohlsein. Aber die Bezahlung der Arbeit hängt im Grossen und Ganzen nicht von der Laune des Einzelnen, son-

---

258) SAY, J. B., Cours complet d'économie politique pratique. Seconde édition. . . . publiée . . . par HORACE SAY. Bruxelles. 1840. in 8⁰. pag. 422.
259) BÜRGER, G. A., Gedichte. Wien. 1816. in 12⁰. Bd. II. pag. 241.
*) im Falle diese erträglich, menschlich ist!

dern von gewissen Zuständen der Gesammtheit ab. Wir werden dies Alles durch einige Aussprüche von ADAM SMITH[260]) belegen.

»Ein Mensch«, entwickelt ADAM SMITH, »muss doch immer von seiner Arbeit leben können, wenn er arbeiten soll; und der Lohn der Arbeit muss also wenigstens hinreichend sein, einem Menschen den Unterhalt zu geben. In den meisten Fällen muss er noch etwas mehr betragen: sonst würde der Arbeiter unmöglich eine Familie errichten und Kinder aufziehen können; und das ganze Geschlecht der arbeitenden Leute müsste mit der ersten Generation aussterben«. Und weiter: »Nicht die Grösse, zu welcher der National-Reichthum schon gelangt ist, sondern sein fortwährendes Wachsen ist es, welches das Steigen des Arbeitslohnes veranlasst. Daher sehen wir, dass nicht in den reichsten Ländern, sondern in den aufblühenden und emporwachsenden, in denen, welche am schnellsten reich werden, die Arbeitslöhne am höchsten sind«. »Die reichliche Belohnung der Arbeit ist demnach sowohl die natürliche Wirkung, als das sicherste Kennzeichen des wachsenden National-Reichthum's. Der kärgliche Unterhalt des arbeitenden Armen ist ein natürliches Symptom des Stillestandes; und wenn der Arbeiter Noth leidet, so ist es ein Beweis, dass die Nation schnell rückwärts gehe«. — In vielen Ländern kann der Arbeiter im Allgemeinen von dem Ertrage seiner Arbeit nicht leben; die Nation, welcher er angehört, befindet sich im Rückschritte. Es heisst nun, diesen Rückschritt in Fortschritt verwandeln, wenn geholfen werden soll. Welche sind die Mittel, dies zu bewerkstelligen?

Rückschritt ist die Folge des Sinkens der physischen und moralischen Kräfte einer Nation. Materielle und sittliche Wiederbelebung wird die Kräfte erheben und Fortschritt veranlassen. Aber zur Wiederbelebung gehören zwei Personen: das Object und das Subject. Wenn das Object die Laufbahn zurück gelegt hat, so sind alle Versuche, neues Leben ihm einzuhauchen, vergebens. Wenn das Subject ein Stümper ist, so werden alle jene Versuche nur zum Untergange des Object's führen. Beide Fälle ereignen sich, wenn der Rückschritt zum festen Charakter im Leben der Gesellschaft sich gestaltet; oder es ist wenigstens Regel, dass sie gleichzeitig sich ereignen. Nun lässt sich da den arbeitenden Klassen durch den Lohn nicht helfen; denn der Unternehmer kann keineswegs mehr an den Arbeiter bezahlen, als er durch die Arbeit gewinnt, und die Association der Arbeiter kann kaum merkliche Erfolge haben, weil Geschäfte immer schwerer werden. Die Arbeiter sinken immer mehr in das Elend, und unzählige gehen unter, sei es mittelbar, sei es unmittelbar.

Was rettet hier? Barmherzigkeit!

ÉTIENNE CHASTEL[261]), indem er den Fortschritt des Elend's in den letzten Jahrhunderten des römischen Weltreiches beleuchtet und die Ursachen des Jammers der nicht-begüterten Klassen aufdeckt, kommt dazu, die Nothwendigkeit der thätigen Barmherzigkeit der christlichen Kirche zu Gunsten der Armen und Unterdrückten zu zeigen. »Da die Schwachen von den Mächtigen

---

260) SMITH, A., Untersuchung über die Natur und die Ursachen des Nationalreichthums. Aus dem Englischen der vierten Ausgabe neu übersetzt. Zweyte, mit STEWART's Nachricht von dem Leben und den Schriften des Autors vermehrte Ausgabe. Breslau und Leipzig. 1799. in 8°. Bd. I. pag. 119.; 122.; 128.

261) CHASTEL, É., Études historiques sur l'influence de la charité durant les premiers siècles chrétiens, et considérations sur son rôle dans les sociétés modernes. Paris. 1853. in 8°. pag. 137. u. fg.; 155. u. fg.; 167.

unterdrückt wurden, da die untergeordneten Tyrannen, die Magistrate, die Statthalter, die Proconsuln ohne Erbarmen die ihnen zur Verwaltung übergebenen Länder niedertraten, war es noch die Wohlthätigkeit der Diener des Christenthum's, welche diese Opfer der Willkür beschützte«. — Im römischen Reiche lief zuletzt Alles auf den Ruin der arbeitenden Klassen hinaus; diese waren hülfelos und unmittelbar wie mittelbar dem Elend verfallen. Um sie zu erhalten, war, ausser der Zerstörung des ihnen so verhängnissvollen System's, nur allein die Barmherzigkeit das geeignete Medium.

Unter Verhältnissen, wie die oben geschilderten, wird die Barmherzigkeit der Wegweiser zur Hygieine der arbeitenden Klassen, und durch diese der ganzen Gesellschaft, sein. J. B. FONSSAGRIVES[262]) fasst die Gesundheits-Pflege der Arbeiter also zusammen: »Verbesserung der Bedingungen der Arbeit; Vermehrung des Wohlsein's der Arbeiter; Versittlichung derselben und Belehrung; Entwickelung des Sinnes der Vorsicht und der Association«. Und weiter bemerkt FONSSAGRIVES: »Die Befriedigung der legitimen Bedürfnisse der Handwerker ist die Grundlage ihrer Hygieine«. — Zu alle dem gehören Mittel. Wenn der Arbeiter dieselben nicht sich verschaffen kann, wenn staatliche und sociale Missverhältnisse die Association hindern und den Sinn für Vorsicht nicht aufkommen lassen: dann ist Barmherzigkeit der Guten und Wohlhabenden der Weg zum Heile.

Entsprechende Belohnung der Arbeit, wie sie das sociale Wohlsein bedingt, hängt unter sonst günstigen äusseren Verhältnissen auch von der allgemeinen und besonderen Ausbildung des Arbeiters ab. »Je geschickter, fleissiger und sorgfältiger der Arbeiter ist«, sagt FRIEDRICH SCHMIDT[263]), »desto besser und grösser sind seine Leistungen, desto mehr kann er dafür fordern, und desto geneigter wird der Unternehmer sein, ihm einen höheren Lohn, als dem minder geschickten, sorgfältigen und thätigen dafür zu verwilligen. Geschicklichkeit ist die Tochter der Fähigkeit und der Anstrengung sie auszubilden, Fleiss der Sohn der Gewöhnung, des Klima und des Temperament's; da, wo sich beide am häufigsten vereinigt finden, gibt es auch die besten Arbeiter, und unter sonst gleichen Verhältnissen, in Bezug auf den Arbeiter die höchsten Löhne. In der heissen Zone arbeitet der Mensch weniger als in der gemässigten, und in dieser leisten die Arbeiter der wärmeren Länder weniger*), als die, welche in kälteren Ländern wohnen, theils weil sie weniger zu Anstrengungen geeignet sind, theils weil sie weniger Bedürfnisse haben und die Natur ihnen mehr freiwillig gibt«. — Nun aber hängen Geschicklichkeit, Fleiss und Sorgfalt des Arbeiters zuerst und zuletzt mit der individuellen Constitution, mit der Organisation zusammen; diese ist ein Resultat der Aufeinanderwirkung von Umständen, die Niemand in seiner Gewalt hat, für die Niemand verantwortlich ist; sie ist, wie man unrichtig zu sagen pflegt, ein Geschenk des Zufalls. Soll nun der Arbeiter, den Natur wie Glücksumstände nicht begünstigten, und der bei all' seinem guten Willen nicht geschickt, nicht fleissig, nicht sorgfältig sein kann, mithin auch nur schlecht bezahlt wird: soll der zu Grunde gehen? Keineswegs! Auch er soll leben, normal bestehen; er, der von der

---

262) FONSSAGRIVES, J. B., Entretiens familiers sur l'hygiène. 4. Auflage. Berlin. 1870. in 18⁰. pag. 355.; 357.

263) SCHMIDT, F., Untersuchungen über Bevölkerung, Arbeitslohn und Pauperism in ihrem gegenseitigen Zusammenhange. Leipzig. 1836. in 8⁰. pag. 223.

*) ?

National-Oekonomie Geächtete, Zertretene, muss von der Barmherzigkeit vor dem Falle bewahrt und der Gesellschaft wieder gegeben werden.

Es ist ganz einerlei, von wem die Barmherzigkeit geübt wird; es ist unerlässlich, dass sie überall sich geltend mache, wo die Noth an den Mann tritt, wo es davon sich handelt, Menschen vor dem Zugrundegehen, vor dem Sinken zu bewahren. »So lange die Gesellschaft«, bemerkt Robert Jannasch jun. 264), »der Staat, noch die Mittel hat«, bei Krisen und schlechten Jahren zu helfen, findet das Elend immer noch eine gewisse Grenze; aber wenn diese Hülfe mangelt, dann sind Typhus, Hungertod und wie alle die Schattirungen des menschlichen Elend's heissen mögen, die einfache Folge. Die Consequenz dieser Zustände aber ist die vollständige Anarchie. In China und Indien, welche ihres milderen Klima's halber weit günstiger gestellt sind, als wir, sterben bei der geringsten Handels-Stockung, bei der unbedeutendsten Misserndte, Tausende. Das mächtige, reiche Grossbritannien selbst vermag, trotz seiner insularen Lage, trotz seiner enormen Verkehrsmittel, welche alle Zufuhren so sehr erleichtern, in weniger günstigen Jahren die drückendste Noth nicht zu beseitigen; ja selbst in guten Jahren sind Fälle von Hungertod und Hungertyphus durchaus nichts Seltenes«. — In civilisirten Ländern haben Staat und Gesellschaft immer die Mittel, Noth Leidenden gründlich zu helfen; aber theils fehlt es an edlen Regungen des Herzens, theils an Freiheit des Geistes, welche allein es ermöglicht, über bürokratische, dem Wohlthun immer hinderliche Schranken sich hinweg zu setzen, theils endlich werden die öffentlichen Gelder für Soldaten-Spielerei und Unterhaltung von Pfaffen verschleudert oder den elendsten Privat-Interessen der Gewalthaber geopfert. Der von der Natur nicht bevorzugte, vom Glücke nicht begünstigte Arbeiter geht bei alle dem zu Grunde.

§ 57.

Welche Bedeutung hat das Real der Formel »Zeit ist Geld« für die sociale Gesundheit? Der Mensch soll thätig, fleissig sein, damit sein individuelles wie sociales Wohl verbürgt sei; aber damit er gesund bleibe, soll er auch nicht sich überstürzen, nicht in seinem Durste nach Geld in die Unmöglichkeit, zu sich selbst zu kommen, sich versetzen. Ein Jeder bedarf auf seinem Lebenswege eines gewissen Maasses natürlicher Philosophie; nicht die Klugheit meinen wir, nicht die Gewandtheit und Fertigkeit, sondern jenen Grad von Erkenntniss, ohne welchen der Mensch immer eine Maschine bleibt. Und diese Erkenntniss ist ein Kind der Musse. Wer immer nach Geld jagt, und immer jeden Augenblick dazu verwendet, zum Behufe des Gelderwerb's zu arbeiten, findet Musse und damit Erkenntniss nicht; er bleibt »ein Thor sein Leben lang«. — Und immer mehr nimmt die Jagd nach dem Gelde zu, immer mehr wird der Musse an Boden entzogen: der praktische Materialismus, die nothwendige Folge des übertriebenen »Zeit ist Geld«, zertritt alle Erkenntniss, zerstört alle Tempel der Weltweisheit und wiegt das innere Glück mit den Gewichten des Geldes ab. Die sociale Hygieine erblickt in dem Real der Formel »Zeit ist Geld« wenig Gutes, aber viel Böses.

264) Jannasch jun., R., Die Strikes, die Cooperation, die Industrial Partnerships und ihre Stellung zur socialen Frage. Berlin. 1868. in 8⁰. pag. 13.

§ 58.

Es beweist von einem hohen Grade geistiger Beschränktheit, die Beschäftigungs-Weise zum Maassstabe der Beurtheilung der inneren Qualitäten zu machen. Sollte es uns nicht gleichgültig sein, welches Handwerk, welche Kunst oder Wissenschaft unser Mitbruder betreibt? Sollten wir nicht lieber nach dem sittlichen Werthe forschen und diesen dort, wo er allzu niedrig ist, durch den Einfluss unserer Liebe zu erhöhen suchen? Eine Beschäftigung ist eben so nöthig als die andere*), gleich wie in der Uhr ein Rad so nöthig ist wie das andere; darum darf keine Art der Arbeit verachtet, kein Mensch wegen der Art seiner Thätigkeit gering geschätzt werden. Der Mensch mit seinem sittlichen Inhalt bleibt immer das Erste und das Nächste, die Beschäftigung immer das Letzte.

Eine jede Beschäftigungs-Weise drückt dem Wirkenden ein besonderes Gepräge auf, und meistens ist ihr Einfluss so mächtig, dass sie den Menschen so zu sagen nach dem ihrer Natur entsprechenden Typus gestaltet. Bis auf die Handschrift erstreckt sich dieser Einfluss, wie Adolf Henze[265]) in seinem interessanten Werke nachwies; und Handlungen überhaupt, Verbrechen, Leidenschaften, Krankheiten, sie werden in ihrer Art von der Beschäftigung bestimmt. Nach den Angaben von Achilles Guillard[266]) kam in Frankreich ein Angeklagter auf 210 Ackerbauer, auf 162 Beamte und gelehrte Professionisten, auf 112 Arbeiter und auf 66 Lumpe. Nach J. B. F. Descuret[267]) gehörten von den 939 im Jahre 1857 zu Lyon behandelten Wahnsinnigen dem geistlichen Stande an 4, dem rechtsgelehrten 4, dem medicinischen 1, dem gelehrten und höheren lehrenden 9; Beamte waren 8, Rentner 15, Künstler 16, Soldaten 16, Grosshändler 1, Krämer 14, Metallarbeiter 12, Holzarbeiter 13, Weber und Spinner 189, Bauarbeiter 22, Gerber 4, Färber 2, Männerschneider u. s. w. 37, Frauenschneider u. s. w. 79, andere als die genannten Arbeiter 8, Ackerbauer 136, Diener 70, Menschen anderer Beschäftigungs-Weisen 66; ohne Profession waren 157, und von 56 war die Beschäftigung unbekannt. — Wenn wir diese Thatsachen überblicken, finden wir, dass die Beschäftigungs-Weise zu den Handlungen und zum Wahnsinn in ganz bestimmtem Verhältniss steht.

Der Landbau disponirt wenig zu Uebertretung der Gesetze, dagegen mehr als manche andere Unternehmung zum Wahnsinn. Die Ursache dieser Erscheinung ist leicht zu begreifen: der Landwirth, immer inmitten der Natur und entfernt von den schädlichen Einflüssen grösserer Gesellschafts-Kreise, wird durch den Frieden um ihn her auch friedlich gestimmt; im Schweisse des Angesichts erwirbt er sein Brod, wohl genügend, und ohne die Gefahr des Elend's; aber dieser allzu grosse Friede, diese Regelmässigkeit stimmt empfindsame

---

265) Henze, A., Die Chirogrammatomantie oder Lehre den Charakter, die Neigungen, die Eigenschaften und Fähigkeiten der Menschen aus der Handschrift zu erkennen und zu beurtheilen. Leipzig. 1862. in 8⁰.

266) Guillard, A., Élements de statistique humaine ou démographie comparée . . . Paris. 1855. in 8⁰. pag. 251.

267) Descuret, J. B. F., La médicine des passions ou les passions considérées dans leurs rapports avec les maladies, les lois et la religion. 3. Auflage. Paris. 1860. in 8⁰. Bd. I. pag. 118.

*) das Räuber- und Diebes-Handwerk freilich ist nicht nöthig.

Naturen eigenthümlich, düster, und kann, bei Anlage zu Geistes-Störungen, sehr viel zur Ausbildung dieser Leiden beitragen. Blicken wir weiter auf jene Zahlen, so sehen wir, wie Mangel einer bestimmten Beschäftigung den Attentaten auf die Gesetze und auch dem Wahnsinn förderlich ist, und wie die politische Arithmetik das Sprüchwort »Müssiggang ist aller Laster Anfang« bestätigt. Weber und Spinner werden in so beträchtlichem Verhältniss vom Wahnsinn befallen; die Arbeit dieser Leute regt das Nervensystem stark auf, erfordert theilweise einen hohen Aufwand körperlicher Kräfte in einseitigster Art, und geht in der Mehrzahl der Fälle mit dem Elende einher; dass diese Momente genügend sind, dazu Disponirte leicht in die Arme des Wahnsinn's zu führen, dürfte auch bei flüchtiger Betrachtung klar werden.

Besitzt denn die Hygieine kein Mittel, den Schaden, welchen die Beschäftigung verursacht, zu verhüten, zu tilgen? Ja, sie besitzt viele und wirksame Mittel zu diesem Behufe: Reinigung, Lüftung, Pflege u. s. w. werden grossen Nutzen bringen, aber nicht Alles thun; es kommt noch etwas in Betrachtung, so die Meister der Gesundheits-Lehre nicht zu erwähnen pflegen, nämlich die Vereinigung aller Beschäftigten ohne Unterschied zu dem gemeinsamen Streben nach dem Besten, nach der Wahrheit, Freiheit, Vernunft und Liebe. In diesem Streben geht jeder schlimme Eindruck, den die Berufsarbeit machte, ohne Schaden vorüber. Möge immerhin durch Reinigung der Luft in den Werkstätten, durch leibliche Pflege und Gymnastik der Arbeiter inmitten seiner gefährlichen Verrichtung gesund erhalten werden: sein Wohlsein ist niemals ein vollkommenes, wenn er nicht mit Menschen aller Stände zur Förderung des Guten, der höchsten und edelsten Interessen sich vereinigt.

Gustav du Puynode[268]), indem er die Fabrik-Arbeiter in den Städten und die auf dem Lande in das Auge fasst, beweiset, dass jene viel mehr Aussicht für physisches und moralisches Gedeihen haben, als diese; er sagt unter Anderem: »Ihrerseits sind die Arbeiter der Städte fast sämmtlich gewandter und werden besser bezahlt, als die Manufaktur-Arbeiter des Landes« . . . »Der Arbeiter in der Stadt muss viel mehr als jener auf dem Lande, gleichzeitig den Lieferanten, den Unternehmern, den Schulen, den Vorschuss-Kassen, den Hülfsvereinen und den Sparbanken sich nähern. Von welcher Tragweite ist für viele von den Arbeitern in grossen Städten der Besuch der Museen, der Vorlesungen, das Leben inmitten von Werken der Kunst, und wie selten begnügen sie sich, sei es trotziger oder vernünftiger Weise, mit den friedlichen Vergnügungen des Familien-Lebens«. — Es ist dem Arbeiter in der Stadt mehr Gelegenheit zur Vereinigung, zur Erwerbung von Kenntnissen, Geschicklichkeiten u. s. w., zum Austausch von Ideen gegeben, als jenem auf dem Lande; daraus erklärt sich auch die Thatsache, dass die Emancipirung der arbeitenden Klassen nur von grösseren Centralpunkten ihren Ausgang nimmt und auch nur nehmen kann. Je mehr nun eine Stadt an materiellen und geistigen Vortheilen dem Arbeiter bietet und je mehr sie hierdurch vor Elend und Laster ihn bewahrt, desto mehr Gesundheit verbürgt sie seinem ganzen Leben, und desto mehr sichert sie mittelbar das Wohl der bürgerlichen Gemeinschaft; denn sittliche, gebildete und normal lebende Arbeiter-Bevölkerungen sind der Fels, an dem ebenso die Selbstsucht wie die bösen Leidenschaften der verderbten Klassen zerschellen.

---

268) Du Puynode, G., Des lois du travail et de la population. Paris. 1860. in 8⁰. Bd. I. pag. 260. u. fg.

Die nordamerikanische Stadt Lowell in der Nähe von Boston erfüllt, wie wir aus Léon Faucher's[269]) vortrefflicher Beschreibung wissen, alle Anforderungen, welche in Bezug auf Glück, Gesundheit, Sittlichkeit der Arbeiter an einen Centralpunkt überhaupt gestellt werden können, in so glänzender Weise, dass sie alle Städte Europa's bedeutend überragt. Die Statistik beweiset deutlich den Erfolg der herrlichen Einrichtungen. Faucher bemerkt, dass in England die Sterblichkeit auf dem Lande das Verhältniss von 1 zu 55 für sich in Anspruch nehme, und in den Städten so bedeutend sich erhebe, dass jährlich von achtunddreissig Menschen einer mit Tod abgehe; in Leeds sterbe schon 1 von 36, in Sheffield 1 von 32, in Glascow 1 von 30, in Manchester 1 von 29. In Lowell dagegen seien die Verhältnisse noch günstiger, als in England auf dem Lande; denn erst von siebenundfunfzig Menschen sterbe daselbst jährlich einer. »Die Aerzte von Lowell«, führt Faucher weiter an, »kommen selbst zu der Behauptung, dass die Manufactur-Arbeiter ihrer Stadt einer besseren Gesundheit sich erfreuen, als die übrige Bevölkerung. Was die Sittlichkeit betrifft, ist dieselbe wahrhaft eine ausnahmsweise; die Sitten zu Lowell bekunden die Strenge des Klosterlebens. Es bewohnt Lowell eine wahrhaft gewählte Gesellschaft, für die Elend und Laster nicht zu bestehen scheinen«. — In Lowell ist dem Arbeiter Alles, dessen er physisch und moralisch bedarf, geboten; er geniesst der Freiheit des Landlebens und zugleich aller Vortheile einer Weltstadt. Darum gedeiht er, und sein gesellschaftliches Wohlsein ist durchaus ein befriedigendes.

Je ausschliesslicher und beschränkter die Berufs-Erziehung ist, je mehr sie dem Menschen die Gelegenheit benimmt, mit Genossen aller Beschäftigungen frei sich zu vereinigen, Ideen auszutauschen, das gemeine Beste zu befördern, desto mehr muss sie die sociale Gesundheit in Frage stellen. Wir wollen dies durch das Beispiel des deutschen Beamtenthums illustriren. »Die Befähigung der Bürokratie«, sagt Wilhelm Kiesselbach[270]), »läuft indessen nicht selten, statt auf ein Wissen und Können, auf ein Gewohntsein hinaus. Man vergegenwärtige sich doch nur einmal den Bildungsgang, den ein Staats-Beamter in der Gegenwart von Kindesbeinen an einschlägt. Auf der Schule beschäftigt ihn Griechenland und Rom, und auch noch obendrein jedes der beiden Länder nur unter philologischen Gesichtspunkten. Je weniger ihn dabei das frische Leben um ihn her kümmert und ihm Zeit raubt, um so mehr wird er ein Schüler nach dem Wunsche des Lehrers sein; das bürokratische Drillen fängt ja schon in Tertia*) an. Was dergestalt an Berührung mit dem wirklichen Leben und seinen Bedürfnissen auf dem Gymnasium versäumt worden ist, wird dann aber während des akademischen Trienniums fürwahr nicht eingebracht. Die deutschen Universitäten sind ja recht eigentlich die Pflanzstätten der abstrakten Welt-Anschauung. Der Umkreis des Daseins grenzt sich für den Universitäts-Professor nur zu oft mit seiner Studirstube ab; den Resultaten seines Forschens fehlt, so weit wir von den exacten Wissenschaften absehen, die Controle der Wirklichkeit. Wie wollen indessen solche Lehrer ihren Schülern

---

269) Faucher, L., Études sur l'Angleterre. (2. Auflage.) Paris. 1856. in 12⁰. Bd. II. pag. 474. u. fg.; 482. u. fg.

270) Kiesselbach, W., Socialpolitische Studien. Stuttgart. 1862. in 8⁰. pag. 262. u. fg.

*) der dritten Klasse des Gymnasiums oder Collége von oben herunter.

ein gesundes Verständniss der in der Welt waltenden social-politischen Kräfte beibringen, da sie selber die Kategorieen des menschlichen Denkens, die Rubriken unserer Auffassungs-Fähigkeit für das Wesen der Dinge, mit dem Wesen der Dinge an sich verwechseln, und ausserdem nur zu oft die Jugend mit einer Fülle untergeordneten Stoffes in den Vorträgen überschütten? Unmittelbar aus dem Hörsaale geht dann der junge Mann, nachdem er sich zum Staats-Examen abgerichtet hat, in die Amtsstube. Hier gilt es nun, den vielleicht noch vorhandenen letzten Rest einer frischen Individualität in dem regelmässigen Mechanismus der bürokratischen Arbeitstheilung völlig zu beseitigen. Selbst wenn es auch nicht im System läge, die persönliche Selbständigkeit der nachwachsenden Staatsdiener-Generationen von vorne herein auf das möglichst geringe Maass zurück zu führen, der täglich in der nämlichen Regelmässigkeit wiederkehrende äussere Geschäftsgang sorgt schon dafür, dass der Einzelne nach und nach die Natur einer Maschine annimmt. Bewegungen, welche nicht in seinem Automaten-Bau vorgesehen sind, werden von ihm fortan vergebens verlangt. Das alte Wort, »was nicht in den Acten steht, das ist überhaupt auf der Welt nicht vorhanden«, wird die Richtschnur des Handelns. Hat der Professor mit seinen Theorieen sich in abstrakter Weise die Wirklichkeit zurecht geschnitten, so geht ihr der zu einer amtlichen Position gelangte Schüler unmittelbar mit seinen Massregeln zu Leibe. Je weniger eigene Widerstandskraft aber diese Wirklichkeit besitzt, je schwächer gerade die in ihr liegenden gesellschaftlichen Kräfte sich regen, um so leichter wird es dem Schematismus der Bürokratie, ihre willkürlichen Einrichtungen an die Stelle der naturgemässen socialen Bildungen zu setzen«.

Eine genauere Betrachtung dieser der Wahrheit durchaus entsprechenden Darstellung führt zu der Erkenntniss, dass wegen der grossen Kluft, welche den Beamten in Deutschland von dem übrigen Volke scheidet, die thatsächlich bestehende Beamten-Herrschaft nur die verderblichsten Wirkungen ausüben könne. Deutschland, dessen geistige Kraft nicht kleiner ist, als die anderer Länder, ist aber hinter so vielen Staaten zurück geblieben, weil sein pergamentartig vertrocknetes Beamten- und sein verzopftes Professorenthum allen und jeden genialen Aufschwung lähmten, in Formen erstickten, und Alles von sich abstiessen und ihrem Vaterlande untreu machten, was nicht in ihre kopflosen Rubriken passte, nicht auf ihrem Mistbeete gewachsen war. In das ganze öffentliche und private Leben der Deutschen ist das bürokratische Wesen übergegangen, und hat mit dem übermässigen Biergenuss und dem allzuvielen Tabakqualmen so ungemein viel Versimpelung erzeugt. Der Deutsche beurtheilt den Menschen nach den Papieren, welche er besitzt, und hält ihn für vollwichtig, wenn er vermöge dieser Papiere in eine der von den Bürokraten gezogenen Rubriken passt; der freie Geist natürlich passt sehr selten in eine dieser bodenlos dummen Rubriken, und darum wird er nirgends so sehr als in Deutschland verdächtigt, verketzert und verfolgt. Die Ursache dieser eben so bedauerlichen wie gemeinschädlichen Erscheinung liegt in der Verkehrtheit der Berufs-Erziehung, des höheren Unterricht's und des Beamtenthum's. Wo die verschiedenen Berufsklassen kastenartig sich abschliessen und eine Klasse durch Vorurtheile, Verkehrtheit, Ueberhebung u. s. w. das Leben der anderen Klassen beeinträchtigt, dort steht es mit der socialen Gesundheit sehr schlecht.

Dem Zahne der Zeit widerstehen auch Bürokraten und Doctrinäre im

Mantel des Philosophen*) nicht, und darum werden auch diese Unthiere in einer nicht allzu fernen Periode aufhören, das Volk, aus dessen Mitte sie entsprossen sind, unglücklich zu machen. Je mehr ihre Herrschaft abnimmt, desto freier erhebt sich die Arbeit, desto besser entwickeln sich alle gesellschaftlichen Einrichtungen, welche zum Schutze und zur Sicherstellung der Arbeit dienen, und desto mehr gewinnt die sociale Gesundheit Grundlage; denn es fällt die kastenartige Abschliessung der Berufsklassen und damit wird die Vereinigung Aller zur Förderung des gemeinen Besten erst recht möglich.

§ 59.

Das Leben des gesitteten Menschen gründet sich auf den Besitz und dieser auf die Arbeit. Ist die Thätigkeit ungenügend, oder nicht der Art, um die zum Weiterbestehen nöthige Menge von Besitz zu erzeugen, so folgt daraus ein mehr oder minder schlimmer Kampf um das Dasein, der mit Entbehrung wichtiger Lebens-Bedürfnisse parallel läuft, ganz einerlei, ob diese Bedürfnisse physischer oder moralischer Art sind; es folgt daraus das Elend.

Ein Proteus ist das Elend; wir finden es zu allen Zeiten und an allen Orten; überall erwürgt oder vergiftet es seine Opfer; überall wächst es rasch empor, wo Herzens-Härtigkeit der Besitzenden und Herrschenden mit Schutz- und Rechtlosigkeit der Armen und Unterdrückten einher geht. Einmal begegnet es uns als Sklaverei, ein andermal als Proletariat, als hungerndes Gelehrten- und Künstlerthum; wir sehen es unter den Kronen und dem Glanze der Wappen, in den Palästen der Fürsten, in den Häusern der Staats-Bedienten und in den Hütten der Armen, in Fabriken, Hospitälern, Gefängnissen, auf der Strasse und auf den Lehrstühlen der hohen Schulen. »Zu wenig zum Leben, zu viel zum Sterben«, dies ist der Inhalt des Elend's und die Losung aller Elenden.

Obschon die Erde so viel Nahrung hervor bringt, dass alle Bewohner derselben reichlich zu leben hätten, sind doch diejenigen Momente, welche sociale Verhältnisse man nennt, der gleichmässigen Vertheilung der Güter entgegen: sie führen den Einen zu übergrossem Reichthum, den Andern zu der tiefsten und bittersten Armuth. Und aus dieser Armuth führt kein Weg mehr zu besserem Leben, zu Wohlstand und Gesundheit, wenn der Mensch auf ein bestimmtes kleineres Maass physischer und auch moralischer Kraft herab gesetzt ist: er verkommt, er ringt mit dem Elend, wenn er der Möglichkeit beraubt ist, sich selbst zu helfen, und wenn Hülfe von Aussen entweder ganz fehlt, oder doch ungeeignet oder ungenügend ihm geboten wird.

»Die Vereinigung der Kapitalien in den Händen der grossen Industrie«, sagt A. E. Cherbuliez[271]), »und die Unterdrückung der kleinen Industrieen, welche die Folge davon ist, dies muss den Pauperismus eben so gewiss erzeugen, als die stehenden Sümpfe das Fieber; denn indem die Anzahl der Lohn Empfangenden sich vermehrte und der Preis der Arbeit, so wie die grosse Industrie selbst, häufigen Schwankungen, denen die menschliche Klugheit ausser Stand ist zuvor zu kommen, ausgesetzt ist, müssen Perioden eintreten, wo die

271) Cherbuliez, A. E., Étude sur les causes de la misère tant morale que physique et sur les moyens d'y porter remède. Paris. 1853. in 18⁰. pag. 63.; 72.

*) und mit dem Kopfe der Wiederkäuer.

arbeitende Bevölkerung die äusserste Grenze in Betreff der Mittel des Lebens-Unterhaltes erreicht und ihren Lohn auf das Unerlässlichste eingeschränkt sieht. Die Proletarier, einmal in diesen Zustand des ununterbrochenen Kampfes mit der äussersten Armuth verfallen, erheben sich daraus nur mit Mühe und niemals für lange Zeit, weil, da ihre Bedürfnisse und Gewohnheiten nach den Verhältnissen sich änderten, jede neue Steigerung im Preise der Arbeit nur einen neuen Anstoss zur Vermehrung dieser Volksklasse gibt and das künftige Wiedererscheinen einer ähnlichen Krisis wie die, welcher sie eben entgingen, vorbereitet«. Und weiter bemerkt Cherbuliez: »Das Uebermaass des Elend's und der Unsicherheit ist in demselben Grade wie das Uebermaass der Glücksgüter und der Sicherheit geeignet, Unvorsichtigkeit und schlechte Führung zu erzeugen. Diese extremen Lebenslagen schaden dem Menschen geichmässig und sind eben so gefährlich für seine Vernunft wie für sein Herz«.

Massen-Armuth, Elend entsteht in der That um so mehr, je mehr die Capitalien in den Händen einiger wenigen Menschen sich concentriren. Aber hiergegen exsistirt das Mittel der Vereinigung, der Association der Arbeiter. Doch, wo diese unzureichend ist, oder wo die physischen wie socialen Verhältnisse des Landes alle Association lähmen, verkommt bei jeder grösseren Schwankung eine Unzahl von Arbeitenden, wenn nicht die Barmherzigkeit der Wohlhabenden helfend dazwischen tritt. Wo Association, wo Barmherzigkeit mangelt und das Elend der gewöhnliche Zustand der unteren Volksschichten ist, werden stets die schlimmsten Seiten des menschlichen Wesens zur Ausbildung gelangen, und Laster wie Verbrechen werden an Ausbreitung und Schwere zunehmen. Unter solchen Umständen kann von der Entwickelung bürgerlicher und menschlicher Tugenden die Rede nicht sein, und für die Vernunft eine sichere Basis nicht entstehen; die sociale Gesundheit bleibt ein Embryo.

Wie entgeht aber der Arbeiter dem Elend? Lassen wir zunächst Cherbuliez darauf antworten: »Der Proletarier entgeht dem Elend nur durch ununterbrochene Uebung zweier Tugenden: der Thätigkeit und der Vorsicht; und das, was bei ihm diese Tugenden entwickelt, und das, was ihn anspornt, sie auszuüben, ist die Verantwortlichkeit, welche in Folge seiner Emancipation ihn belastet«. Wir stimmen Cherbuliez vollständig bei; allein, wir können nicht umhin, zu bemerken, dass Thätigkeit und Vorsicht nur so lange möglich sind, als die Kräfte des Organismus unversehrt bleiben, dass aber Thätigkeit und Vorsicht in dem Maasse schwinden, als der Organismus ergriffen und ruinirt wird. Die Verantwortlichkeit drückt den herab gekommenen Menschen noch mehr zu Boden, wogegen sie die Schnellkraft des Ungebeugten nur vermehrt. Der Thätigste und Vorsichtigste kann zu gewissen Zeiten und unter gewissen Verhältnissen, aller Thätigkeit und Vorsicht ungeachtet, das Elend nicht abwenden. Somit muss eine Macht ausserhalb des Proletariers die Uebung jener zwei Tugenden dort verbürgen, wo sie durch seine Kräfte nicht mehr verbürgt wird; und diese Macht ist die Barmherzigkeit.

§ 60.

Um das Elend auszutilgen, ist gewaltsame gleichmässige Vertheilung der Reichthümer nicht der richtige Weg; wohl aber sind die Arbeit und die

Nächsten-Liebe die Mittel, das Elend zu bannen, dessen Entstehung zu verhüten: die Arbeit in ihrer natürlichen Verbindung mit der Selbsthülfe und in ihrer Beschützung durch die Gesellschaft; die Nächsten-Liebe in ihrer vollsten Ausübung, unbeeinflusst durch den gewöhnlichen Egoismus. Aber die Arbeit ist noch weit davon entfernt, überall gesichert zu sein, und die Nächsten-Liebe ist in tausend Fällen einmal nur Wahrheit; darum tritt das Elend überall uns entgegen, wo wir auch hinblicken mögen, hier auf Einzelne beschränkt, dort über grosse Mengen verbreitet.

Sicherstellung der Arbeit, der materiellen so gut wie der geistigen, ist die oberste Voraussetzung alles normalen Bestehens, alles dessen, was Glück man nennt. Wenn der Arbeitende, der seine Schuldigkeit in vollstem Maasse gethan, für die Leistung nicht, oder nicht in dem Grade entschädigt wird, dass er entsprechend seines Lebens Bedürfnisse zu befriedigen im Stande ist, so verfällt er, wegen dieses Mangels an Sicherheit des Erfolges seiner Arbeit, dem Elend. Die Gesellschaft muss jeder Arbeit den Lohn gewährleisten; damit verhindert sie das Zugrundegehen Einzelner, also die Entstehung alles Unheil's.

Eine Zahl von Individualitäten wird, trotz aller Sicherstellung der Arbeit, unter allen Verhältnissen zu Grunde gehen. Dies sind theils die Verwahrlosten, theils Die, welche in keine der von der Gesellschaft gezeichneten Rubriken passen. Aus der Tiefe unseres Herzens predigen wir die Lehre: Keiner soll verloren gehen, ob er auch nicht oder nicht getreu die Satzungen des Codex der Pflichten erfülle, und ob er auch im Verhältniss mehr von Rechten Gebrauch mache; und wir wünschen demgemäss, dass überall die Oekonomie von der Moral, insbesondere von der werkthätigen Liebe ergänzt werde. Aber die Nächsten-Liebe ist nur selten in Wirksamkeit, ob sie gleich immer mit dem Munde bekannt werde.

Wir hatten bisher immer mit dem wirklichen Elende es zu thun. Aber, es gibt auch eine falsche Dürftigkeit. Soll dieser gegenüber auch die Liebe und die Hülfe sich geltend machen, oder soll man die falschen Elenden*) zu Grunde gehen lassen? Hören wir, bevor wir diese Frage beantworten, einige Worte von DEGÉRANDO[272]. »Es gibt«, sagt dieser, »drei Arten von vermeintlichen Elenden. Bei der ersten Art ist das Elend ein Gewerbe; bei der zweiten ist es die Apathie der Gleichgültigkeit; bei der dritten ist es die Verirrung der Lüderlichkeit«. — Woraus entspringen nun diese drei Gattungen des falschen Elend's? Etwa aus bösem Willen, oder aus einer Verderbtheit, für welche das Individuum die Verantwortung trägt? Aus keinem von beiden. Trägheit, welche die Veranlassung jener ersten Art ist, gründet sich auf Fehler der Constitution und schlechte Erziehung, auf Krankheit und Siechthum. Demnach wird das gewerbsmässige und aus Trägheit entsprungene Elend in der physischen und moralischen Heilung des Individuums seinen Abschluss finden. Die Gleichgültigkeit und die Lüderlichkeit leiten ihren Ursprung aus der nämlichen Quelle her. Wir können also die falschen Elenden von der Wohlthat der Liebe und Hülfe unter keiner Bedingung ausschliessen, sondern müssen, damit Keiner verloren gehe, ihnen zunächst die Gesundheit des Leibes und eine gute Erziehung geben, andererseits ihrer Arbeit Erfolg sichern.

---

272) DE GÉRANDO, De la bienfaisance publique. Nouvelle édition. Bruxelles. 1839. in 8⁰. Bd. I. pag. 2.

*) um dieses Ausdruck's uns zu bedienen.

§ 61.

Zu den mächtigsten Quellen des Elend's rechnen wir Mangel an Besitz, Mangel an Vernunft und Liebe. Es gibt drei Mittel, diese Quellen versiegen zu machen: Arbeit, Aufklärung und Veredelung.

Normales Bestehen gründet sich auf Einzelbesitz. Güter-Gemeinschaft führt zu allgemeinem Ruine, weil sie die naturgemässe Ausbildung der Individualität hindert und den Einzelnen zur Null im grossen Ganzen macht. Jede häusliche und bürgerliche Tugend muss auf dem Grunde individueller Selbständigkeit erwachsen; ohne diese ist alles Menschenleben automatisch. Der Einzelbesitz sichert individuelle Selbständigkeit und das Gedeihen; er thut dies um so mehr, je mehr er durch eigene Kraft erworben ist. Es muss aber ein Jeder in den Stand gesetzt sein, seine eigene Kraft zu entfalten, einerlei nach welcher Richtung hin er dieselbe zur Geltung bringt. Und hierzu gehört Anerkennung und Unterstützung des Genius, staatliche und gesellschaftliche Freiheit, die Freiheit von Vorurtheilen, wie sie nur aus Bildung und Aufklärung entspringt, und Barmherzigkeit.

Man kann sagen, dass mit der Verminderung der Besitzlosigkeit das Wohlsein der bürgerlichen Gemeinschaft zunehme. Der Besitzende arbeitet stets mit einem, dem Armen unbekannten, Gefühle von Sicherheit. Diese Sicherheit ist unmittelbar wirthschaftlich, mittelbar moralisch von dem grössten Nutzen, vorausgesetzt dass sie nicht in behäbiges, charakterloses und filziges Philisterthum ausartet. Ein solches Philisterthum wird nicht zum Hinderniss, sondern zum Beförderungs-Mittel des Elend's, weil es für sich Alles beansprucht, Andern nichts gönnt, die Menschen nach dem Gelde misst, und den Armen verachtet.

Der Philister (bourgeois) ist, nach GOETHE's sehr richtiger Auffassung, »ein Darm, mit Furcht und Hoffnung angefüllt, dass Gott erbarm'«. Ein solcher Charakter wird gewiss nicht zur Verminderung der Besitzlosigkeit das Seinige beitragen. P. J. PROUDHON[273]) bemerkt in Betreff des Philisters unter Anderem: »Er hat einen hohen Grad von Furcht vor Allem, was ihm eine Verpflichtung auferlegen könnte; er läugnet die wirthschaftliche Solidarität, und bekämpft die Gegenseitigkeit«. Und wir setzen dazu: der Philister tritt Alles nieder, was nach Armuth riecht, und verschliesst sich zunächst der Barmherzigkeit; er verachtet alle Bestrebungen, die auf Förderung des gemeinen Besten hinaus laufen, als Träumereien, und hält Jeden, der nichts besitzt und in edler Selbstverläugnung für das Glück und das Wohl der Mitbürger kämpft, für einen Lumpen. Wir wünschen dem Philisterthume durchaus nicht den Besitz der Staatsgewalt; denn die Herrschaft des Bourgeois ist das Sklavenjoch des Armen, die Todesglocke der Poësie, und die Vernichtung aller moralischen Güter.

Die Welt des Philisters fängt mit Geld an, hat das Geld zum Inhalt, und hört mit Geld auf; und weil diese seine Welt nur den Egoismus anerkennt und in der Anbetung des Mammons sich gipfelt: darum ist sie unsittlich, schlecht, verdammungswürdig, und darum ist sie einer Pest ähnlich, die Alles um sich her vergiftet. Setzt einen fanatischen Muhammedaner, einen tartari-

---

273) PROUDHON, P. J., De la capacité politique des classes ouvrières. Nouvelle édition. Paris. 1868. in 18⁰. pag. 173.

schen Eroberer, einen Teufel auf den Thron, aber nur ja keinen Philister! Er wird immer den Mangel an Besitz, diese Hauptquelle menschlichen Jammers, bei einer grossen Zahl von Mitmenschen verewigen, er wird Millionen zum Hungertode verdammen, um einige Hunderte zu bereichern.

§ 62.

Fahren wir fort in der Betrachtung der Ursachen des Elend's. N. B. DONKERSLOOT [274]) hebt unter den Ursachen der zunehmenden Armuth folgende hervor: Uebervölkerung in Hinsicht der unteren Gesellschafts-Klassen, Mangel an Arbeit und an entsprechendem Lohn, Mangel an Sparsamkeit, allzu grossen Aufwand in der Haushaltung, Mangel an Tugend und Andacht*). DONKERSLOOT sieht in der so beträchtlichen Vermehrung der unteren Volksschichten die Wirkung der vielen übereilt und ohne die entsprechende finanzielle Voraussetzung geschlossenen Heirathen. Wir urtheilen in diesem Stücke ganz anders. Werden Heirathen nur spärlich vollzogen und immer nur auf der sicheren Basis einer mit Geld gefüllten Kasse, so setzen Die, welche nicht die Mittel zur Verehelichung haben, eine mehr oder minder bedeutende Zahl unehelicher Kinder in die Welt, und dann gestaltet sich der Fall noch viel schlimmer, weil Unsittlichkeit in Verbindung mit beziehungsweiser Uebervölkerung das Elend entschieden höher steigert, als eine allzu grosse Kopfzahl für sich allein. Wir haben diese Uebervölkerung eine relative genannt; absolut genommen ist sie nur die normale Zahl der Menschen; aber weil durch anderweitige Missverhältnisse die genügende Ernährung in Frage gestellt ist, darum erzeugt diese Uebervölkerung neues Elend.

Soll man nun das Heirathen der gänzlich Armen durch Gesetze oder gar durch Verschneidung unmöglich machen? Durchaus nicht. Man möge aber gänzliche Verarmung durch Association, gute Einrichtungen und Barmherzigkeit verhüten, und Jedermann ganz nach Belieben heirathen lassen. Wie liesse auch der naturgemässe Gebrauch der Zeugungstheile und die naturgemässe sociale Vereinigung der beiden Geschlechter, wie liesse die Liebe sich verbieten!

Dass Mangel an Arbeit, an genügendem Lohn und an Sparsamkeit Elend erzeugt und befördert, ist ausgemacht; doch, wie soll die Gelegenheit zur Arbeit häufiger, der Lohn genügend sein, wenn die öffentlichen Gelder für stehende Heere oder Pfaffen-Komödien verausgabt und die Bevölkerungen durch Steuern erdrückt werden? Wie soll der Sinn für Sparsamkeit erwachen, wenn die Menschen genöthigt sind, von der Hand in den Mund zu leben, und wenn sie bei der geringsten Stockung des Handels und Verkehr's in die Gefahr gerathen, Hungers zu sterben?

Lebe ein Mensch noch so eingeschränkt, und leiste er auf Alles, was über die dringendsten Bedürfnisse hinaus geht, Verzicht, so braucht er doch eine Summe Geldes; und kann er diese nicht erwerben, auch bei Aufwand aller Kräfte nicht, dann ist der Aufwand in seiner Haushaltung allzu gross, und dieser Umstand führt Elend herbei, oder vermehrt es, wenn es schon vor-

---

274) DONKERSLOOT, N. B., Gedachten over Armoede, hare oorzaken en voorbehoedingsmiddelen. Tiel. 1849. in 8⁰. pag. 9. u. fg.; 16. u. fg.; 20. u. fg.; 22. u. fg.

*) nicht kirchliche Andacht, sondern Selbstbetrachtung.

handen ist. Association hülft hier nicht, wenn an Arbeit es mangelt, oder wenn die Arbeit nicht genügend einträglich ist. Hier rettet nur Barmherzigkeit.

Mangel an Tugend und Verständigkeit kann in Verbindung mit anderen Umständen Elend erzeugen; aber für sich allein kann weder Tugend noch Einkehr in sich selbst das physische Elend tilgen, weil sie ohne den Glückseligkeit erzeugenden Factor die Grundlage des Wohlseins nicht auszumachen im Stande sind: Hunger und Tugend verschmelzen nicht. — DONKERSLOOT bemerkt unter Anderem: »Tugend und Verstand sind zwei Eigenschaften, von denen jede an sich schon im Stande ist, das Glück des Menschen zu befördern, ob er im Wohlstande lebe, oder im Elend. Gehen Tugend und Erkenntniss gepaart, ist der Tugendhafte zugleich verständig, und der Verständige zugleich tugendhaft, dann sind die Besitzer dieser glücklichen Vereinigung von Eigenschaften gegen allen Mangel und alle Armuth geborgen; . . . Und was von dem Allen finden wir in den untersten Klassen der Gesellschaft? Wenig oder gar nichts. Der Cultus wird verwahrlost, Sittlichkeit, und Eingezogenheit werden mit Füssen getreten, Lüge und Betrug als über jeden Einwand erhabene Sachen behandelt« . . . Tugend und Verstand wird man bei den Elend leidenden Klassen meistens vergeblich suchen, weil das Elend alles Gute auslöscht; die Menschen können erst dann tugendhaft und verständig sein, wenn sie normal leben und normal erzogen werden.

§ 63.

So schwer es oft wird, alle Ursachen der Massen-Armuth in genauer Weise aufzudecken, so leicht wird es, in der Aenderung des ganzen gesellschaftlichen System's die vornehmste Quelle des gegenwärtig herrschenden Pauperismus zu erkennen. Man kann sagen, dass die Aufhebung der Klöster und die Einführung der Fabriken die Punkte waren, von denen die heutige Massen-Armuth ihren Ausgang nahm. Dies wird immer mehr klar, je mehr man mit der Geschichte der menschlichen Thätigkeit sich beschäftigt und je mehr man die Natur der genannten Anstalten prüft. Klöster haben den Zweck, auch der Barmherzigkeit, Fabriken ausschliesslich den Zweck, der Selbstsucht zu dienen. Klöster trugen dazu bei, den Druck der Armuth zu erleichtern, den Pauperismus zu verhüten; Fabriken haben an sich dem Elend in mächtigster Weise Vorschub geleistet.

Aber weder Klöster dürfte man wieder herstellen, noch Fabriken vom Erdboden vertilgen; es wäre Eines so vernunft- und so zweckwidrig, als das Andere. Aber wir müssen den Schaden verhüten, den Fabriken an sich stiften, und diese selbst zu Orten der physischen wie moralischen Gesundheit machen, und andererseits durch Ausübung der Barmherzigkeit die Klöster der alten Zeit übertreffen.

DAVID URQUHART [275]) bemerkt in Bezug des Verhältnisses der Klöster zur Massen-Armuth unter Anderem: »Der zweite grosse Schritt zum Pauperismus ist die Auslöschung der religiösen Institutionen, und die Sequestration des Eigenthum's der Kirche«. — Es kann nicht geläugnet werden, dass die

---

275) URQUHART, D., Wealth and want: or taxation, as influencing private riches and public liberty. Being the substance of lectures on Pauperism. — Reflections, moral, religious, and political. London. 1845. in 8⁰. pag. 313.

Klöster unter allen religiösen Einsetzungen diejenigen waren, welche am meisten die Armuth milderten und den Pauperismus nicht aufkommen liessen; weil sie Hungrige speiseten, Durstige tränkten, Nackte bekleideten, weil sie halfen, wo Hülfe nöthig war, sei es durch materielle Mittel, sei es durch den Balsam des Trostes, durch den sie den Gebeugten erhoben, dem Verzweifelnden den Hafen der Ruhe wiesen, dem Elenden die Hand zu einem neuen, glücklicheren Dasein boten. Als die Klöster entarteten, strömte freilich mehr Pesthauch aus ihnen, als Lebensluft: allein auch in den Zeiten ihrer schlimmsten sittlichen Verfassung übten sie Werke der Barmherzigkeit und linderten die Armuth.

Wo Louis Lurine und A. Brot [276]) von dem Stifter des Ordens der Benedictiner sprechen, sagen sie unter Anderem: »Der heilige Benedict hat viel eigennützige, gegen die Interessen der Menschheit gleichgültige Mönche kennen gelernt: er befiehlt seinen Schülern, der Stimme aller Derer, die da leiden, ein aufmerksames Ohr zu leihen; er befiehlt ihnen, die Kranken zu besuchen, sie zu unterstützen, zu kleiden, zu nähren«. — Auch der grösste Feind und Verächter des Pfaffenthum's muss, wenn ihm die Geschichte des alten Europa nur bruchstücksweise bekannt ist, zugestehen, dass die Vorschriften des Stifters des Benedictiner-Ordens mindestens insoweit befolgt worden sind, und dass die Klöster überhaupt mindestens insoweit Barmherzigkeit übten, um Tausende und Tausende alljährlich vom Hungertode, von Elend und Leiden zu retten. L. M. Moreau-Christophe [277]) bestätigt unsere Aussprüche: »Wir haben gesehen«, bemerkt er, »welche unermesslichen Reichthümer die Klöster des Mittelalters besassen. Lange Zeit hindurch dienten diese Reichthümer mit zur Ernährung der armen Klassen. Der Abt des Klosters von Saint-Ricquier vertheilte alle Tage an Bettler fünf Gold-Münzen, nährte dreihundert Arme, hundertundfunfzig Wittwen, und sechszig angehende Geistliche. Der Orden von Cluny, welcher zu Anfang des zehnten Jahrhundert's gegründet wurde, übte tagtäglich Werke der Barmherzigkeit zu Gunsten der Armen. Ausser den gewöhnlichen Almosen, welche in das Bereich des Almosen-Meisters gehörten, spendete der Verwalter des Klosters zur Zeit des Eintritt's der Fasten noch welche, die mit einer Vertheilung von Speck und Fleisch zusammen erfolgten. Der heilige Bernard, Abt von Clairvaux, machte sein Kloster zur Kornkammer von ganz Burgund. Während einer Hungersnoth nahm er bis zu dreitausend Arme an . . ., welche er während der Dauer der Hungersnoth ernährte«. »Diese Züge von Wohlthätigkeit waren häufig in allen Klöstern«. »Aber in den Zeiten, wo das Gesetz erstickt ward unter der Wucht von Ausschreitungen aller Art, welche die Laster des Mittelalters innerhalb der Kirche anhäuften, hörte die Barmherzigkeit der Mönche auf, die Mutter der Armen zu sein, und wurde deren Stiefmutter; und die Bettler, welche die Kirche fortfuhr, an ihren Pfordten aufzunehmen, waren nur für sie ein Mittel, durch heuchlerische Almosen ihre hoffärtigen Begierden zu verdecken«. — Einerlei, welche Beweggründe die Klöster veranlassten, den Armen zu helfen: es ist Thatsache, dass sie ihnen halfen, und es wird sofort

---

276) Lurine, L., & Brot, A., Die Klöster, deren Ursprung, Geschichte, Regeln, Zucht, Sitten, Gepräge und Geheimnisse. Nach dem Französischen . . . Tübingen. 1852. in 8⁰. pag. 44.

277) Moreau-Christophe, L. M., Du problème de la misère et de sa solution chez les peuples anciens et modernes. Paris. 1851. in 8⁰. Bd. II. pag. 449. u. fg.

klar, wie das Verschwinden der Klöster nur dazu beitragen konnte, den Pauperismus zu vermehren.

Ueber die Einrichtungen, deren Zweck es ist, das menschliche Elend zu mildern, bemerkt Heinrich Haeser [278]) unter Anderem: »Vom Anbeginn ist die Gemeinde selbst die Trägerin aller dieser Veranstaltungen; aber sehr früh schon bilden sie einen der wichtigsten Zweige der Fürsorge, welche die Kirche dem leiblichen und geistigen Wohle ihrer Glieder zuwendet. Auf diese Weise gehen alle Einrichtungen zur Unterstützung der Bedrängten entweder aus der Kirche selbst hervor, oder sie treten mit derselben sofort in die innigste Verbindung«. — Und heutzutage ist die Barmherzigkeit ohne Mittelpunkt. Die Kirche ist erstorben und begraben, wie im Laufe der Zeit nicht anders es erfolgen konnte; die immer mehr zur Herrschaft gelangende National-Oekonomie mit ihren herzlosen Theorieen und mit den noch infameren Folgerungen, die der plebejische und pandemisch gewordene Eigennutz begierig daraus zieht; der praktische Materialismus, der cynisch alle Moral zertritt und in der Welt ein Bankhaus sieht; — diese und andere Verhältnisse gehören zu den mächtigsten Verhinderungs-Mitteln der Ausbreitung jener edlen Grundsätze, deren Verkörperung die Pulsadern des Elend's unterbindet. Wir haben schon es ausgesprochen, dass wir eine Einsetzung schmerzlich vermissen, welche allen auf das Wohl der Gemeinschaft abzielenden Bestrebungen zum Mittelpunkte dient, eine Institution, von der ebenso alle Moral, wie alle Hygieine den Ausgang nimmt; — mit andern Worten: wir vermissen eine Vereinigung, welche an Stelle der ältesten christlichen Kirche den Hungernden speist, den Durstigen tränkt, den Nackten bekleidet, den Kranken heilt, den Gefangenen erlöst, den Wissbegierigen an sich zieht und bildet, den Unternehmenden unterstützt, den Lasterhaften vor dem Falle, den Gesunkenen vor dem Zugrundegehen bewahrt, den Gefallenen erhebt, den Traurigen tröstet, den Verzweifelnden mit neuem Muthe erfüllt; eine Vereinigung, welche Allen den rechten Lebensweg anweist, Alle zur Gesundheit leitet, Alle erhebt und mit brüderlicher Liebe erfüllt, ohne sie zu zwingen, ohne über sie zu herrschen, ohne sie zu bestrafen oder zu verdammen; eine Vereinigung, die nicht nach den engherzigen Grundsätzen des Krämer-Handwerk's, nicht nach den Maximen des Tantum-quantum Glückseligkeit verbreitet, sondern mit einem Herzen voll Erbarmen, voll Nachsicht für menschliche Schwächen, voll Verständniss des menschlichen Lebens und Treibens, Allen das Beste thut; wir vermissen eine Kirche der Humanität! Eine solche lasset uns erbauen, damit sie die Kirche und die Klöster aus alten Zeiten nicht nur ersetze, sondern weit überstrahle, und der wahre Tempel der Liebe und Vernunft für alle Zeiten sei! Ich spreche die Sprache meines Herzens, und ich gebe ihr Ausdruck vor aller Welt, auch darauf hin, von den Sachwaltern des Egoismus als Schwärmer, von den Philistern als Dummkopf, von den Tagelöhnern und Gesellen zünftiger Wissenschaft als Narr verlacht, verschrieen, denuncirt zu werden. —

Prüfen wir noch weiter die Beziehung der religiösen Genossenschaften zur Linderung des Elend's. Ed. Ducpetiaux [279]) bemerkt unter Anderem:

---

278) Haeser, H., Geschichte christlicher Kranken-Pflege und Pflegerschaften. Berlin. 1857. in 8⁰. pag. 8.

279) Ducpetiaux, E., La question de la charité et des associations religieuses en Belgique. Bruxelles, Gand et Leipzig. 1858. in 8⁰. pag. 203. u. fg.

»Das Wohlsein, dessen die flämischen Gemeinden sich erfreuten, war sprüchwörtlich, und dem ungeachtet thaten die dort befindlichen Klöster in keiner Weise Eintrag. Das Elend, wie schlimm zuweilen auch es sein mochte, war kein dem gesellschaftlichen Zustande jener Zeit anklebendes Verhältniss. Dieses beziehungsweise Glück des Volkes muss ohne allen Zweifel der Solidarität zugeschrieben werden, welche ehedem den Institutionen zur Unterlage diente, und welche allein im Stande war, die Gesellschaft vor der Anarchie zu bewahren, so die Adels-Herrschaft unter anderen Umständen herauf zu beschwören suchte. Da, wo der Ackerbau oder das Handwerk blühte, wie in England, in Flandern, und in Italien, war das Elend so zu sagen nur etwas Zufälliges, dem die religiösen Vereine mächtig abhalfen«. »Und was sehen wir im Gegentheile heutzutage? Die Massen-Armuth, der Pauperismus, (ein neues Wort, welches einem neuen Uebel entspricht, einem andauernden, verhärteten, dem Status der zersplitterten, individualisirten Gesellschaft anhaftenden,) zeigen sich in unseren Tagen in Schrecken erregenden Verhältnissen, in Mitten der industriell am meisten vorwärts geschrittenen Gegenden. Sollte diese aufregende Erscheinung nicht zu grossem Theile dem alle gesellschaftlichen Beziehungen beherrschenden Individualismus *) zugeschrieben werden? Und das wirksamste Heilmittel dieses neuen Uebels, sollte es nicht vor Allem in der Solidarität durch die in allen praktischen und fruchtbringenden Formen ausgeführte Vergesellschaftung, und insbesondere unter der religiösen Form der Barmherzigkeit, zu suchen sein«?

»Man führt das Beispiel Spanien's an«, bemerkt Ducpetiaux weiter, »um zu zeigen, dass die religiösen Orden nicht im Stande seien, das Elend zu heilen, sondern, dass im Gegentheile sie nur es erschwerten. Dieser angebliche Beweis ist weiter nichts als eine von den Thatsachen Lügen gestrafte Behauptung«. »Nach Martin-Doisy kommt im Mittel in Europa auf zwanzig Bewohner ein ganz Armer. Dies ist das Verhältniss in Frankreich. England zählt einen ganz Armen auf sechs, Belgien einen mindestens auf fünf, dagegen Italien nur einen auf fünfundzwanzig, Spanien einen auf dreissig Bewohner. In der Türkey beträgt die Proportion eins zu vierzig, in Russland eins zu hundert. Unterdessen hat dieses letztere Land auch seine Klöster. Welche auch die in diesen Häusern herrschenden Missbräuche sein mögen, sie liessen die Vortheile bestehen, die der sociale Zustand Russland's in Hinsicht der Solidarität gewährt. Die Leibeigenen sind oft arm, unglücklich, und wir spenden vom ganzen Herzen den Anstrengungen Lob, welche die russische Regierung wenn auch nicht zur unmittelbaren Unterdrückung des Institutes der Leibeigenschaft, so doch wenigstens zur Milderung und allmäligen Umgestaltung desselben macht. Aber vor Allem, die Leibeigenen sind keine Elenden, und der Pauperismus ist in Russland keineswegs bekannter, als in Spanien und in Italien«.

Endlich sagt Ducpetiaux: »Wollen wir Russland, Spanien und Italien für andere Länder wohl als Muster aufstellen? Dies ist keineswegs unsere Absicht: aber man wird mindestens uns zugeben, dass die Exsistenz der Klöster nicht die schlimmen Folgen hatte, welche deren Widersacher ihr zur Last legen«.

---

*) richtiger: Egoismus; denn dieser, eine Entartung des Individualismus, zerstört Glück und Wohlfahrt.

Die privaten Wohlthätigkeits-Vereine haben theils bedeutend weniger Mittel, als selbst die ärmsten Klöster, theils werden sie in ihren Unternehmungen von den gegenwärtig herrschenden national-wirthschaftlichen Theorieen beherrscht. Dies findet in den Klöstern nicht Statt; denn, ob auch der einzelne Mönch die Grundsätze staatskluger Hartherzigkeit und Selbstsucht eingesogen, die Gesammtheit der Mönche, das Kloster, gibt einer Zahl von Armen denndoch alltäglich Brod und Suppe, indem es aus lauteren oder unlauteren Beweggründen ganz im Geiste der Zeit handelt, in welcher es gestiftet wurde.

Wir sind nicht für die Klöster eingenommen; aber, es ist unsere Ueberzeugung, dass wenn ähnliche Institute mit den Geldmitteln der abendländischen und morgenländischen allgemeinen Kirche, und mit Absehung von dem Grundsatze der Verpflichtung zum Mönchthum für die Lebensdauer, in jenen von dem Uebel der Massen-Armuth so stark heimgesuchten Ländern errichtet würden, dem Pauperismus ein sehr bedeutender Abbruch geschähe; und zwar unmittelbar durch Uebung der Barmherzigkeit, und mittelbar durch die Ausbreitung der Sympathie für den leidenden Mitbruder. In Spanien wurde durch das Pfaffenthum der wirthschaftliche Aufschwung grossen Theils verhindert; aber Pauperismus entstand nicht pandemisch, und dort, wo er sporadisch auftrat, linderte ihn sofort die Mildthätigkeit der Klöster; auch war durch die beständige Aneiferung zu guten Werken der Alles verschlingenden Selbstsucht ein Gegengewicht gesichert, und der Mensch, weil beständig an Tod und Ewigkeit gemahnt, war in Verfassungen des Gemüthes, die ihm nicht erlaubten, der Selbstsucht die Zügel schiessen zu lassen. Wäre das Pabstthum stets mit der Zeit vorwärts geschritten, hätte es keinem Elemente die Anerkennung versagt, hätte es die Reinheit der Sitten bewahrt, und immer im Geiste der Vernunft und Liebe sich vervollkommnet: wir brauchten heutzutage nicht die Massen-Armuth zu fürchten, ihre Verheerungen zu schauen, nicht eine Art von Kirche der Menschheit erst zu wünschen; wir besässen diesen Centralpunkt, und Armuth als Pandemie wäre unbekannt.

Vereinigung guter Menschen zu den humanen Zwecken, welchen einst die Klöster der barmherzigen und lehrenden Orden dienten, macht überall dringend sich erforderlich. Mögen solche Gesellschaften religiöses oder weltliches Gepräge tragen: wenn sie Vernunft und Liebe populär machen, wenn sie die Armuth, das Verarmen verhüten, den Gefallenen erheben, dem Sinkenden Hülfe bringen, — dann erfüllen sie den höchsten Beruf des Lebens und machen aus wilden Thieren Menschen.

§ 64.

Wir haben die F a b r i k e n als eine der mächtigsten Quellen des menschlichen Elend's kennen gelernt. S. Sr. Coronel [280]), so scheint es mir, verstand es vortrefflich, die Genesis des Elend's durch die Fabriken zu entwickeln. Wir wollen einige seiner Worte hierher setzen: »In der Fabrik lief Alles darauf hinaus, um mehr zu verdienen. Fabrikanten und Arbeiter kannten nur Eines: Gewinn. Den Gewinn suchte man in erhöhter Production;

---

280) Coronel, S. Sr., De gezondheidsleer toegepast op de fabrieknijverheid. Haarlem. 1861. in 8⁰. pag. 6. u. fg.

und um dies zu erzwecken, erschien jedes Mittel erlaubt. Jedes Lebensalter und Geschlecht wurde dem Vorhaben dienstbar gemacht. So häufte von Tag zu Tag eine grössere Volksmenge sich an, die, nicht gewöhnt an die systematische Arbeit in den überfüllten und schlecht gehaltenen Werkstätten, schnell die Spuren körperlichen Verfalles zu zeigen anfing. Schädliche trat in Verbindung mit langwieriger Arbeit. Durch die Theilung der Arbeit erzielte man wohl schnelle und gewandte Werkleute, aber diese waren auch mehr dem Geist und Leib tödtenden Einfluss der ununterbrochenen und eintönigen Arbeit ausgesetzt«. Die Maschine, deren Gang sorgfältig bewacht werden muss, bestraft jede Unachtsamkeit mit Verwundung oder Tod. Auf der anderen Seite übt das Zusammensein der beiden Geschlechter von verschiedenen Lebensaltern seinen verderblichen Einfluss auf die sittlichen Kräfte der Schwachen und Unmündigen, und es wird auf mehr als eine Art dazu beigetragen, die guten, von der mächtigen Reformirung gepflegten, Erwartungen in nicht geringem Grade zu schwächen«.

»Ausserhalb der Fabrik«, bemerkt Coronel ferner, »waren alle Bande der Häuslichkeit und Sittlichkeit allmälig gebrochen. Die Frau des Hauses, von der Arbeit in die Fabrik gerufen, kann ihre Kräfte und Sorgen nicht mehr den Haus-Genossen und der Kinder-Erziehung widmen. Der Vater, in der Fabrik zurück gehalten, wird immer schwächer in seiner Liebe und Anhänglichkeit für den häuslichen Herd und in seiner Neigung für Frau und Kinder. Ermüdet von der Arbeit, sucht er neue Kräfte durch Trunk zu gewinnen; wenn er häusliche Ordnung und Zufriedenheit vermisst, bringt er seine Stunden der Ruhe im Wirthshause in Gesellschaft lärmender und lockerer Kameraden zu. Hier bekommt sein Geld, seine Gesundheit, seine Tugend und sein Glück den Rest«. »Mit einer grossen Vermehrung paarte sich eine eben so bedeutende Kinder-Sterblichkeit. Die Kinder, des Einflusses der Muttermilch und mütterlicher Fürsorge entbehrend, sterben schnell nach einem kurzen Leben voll von Leiden. Sie, die mit dem Elend ringen, wachsen auf, ohne von Ehre und Tugend Begriffe bekommen zu haben, und werden frühzeitig in die Reihen der jungen Fabrik-Arbeiter gestellt, um in der Nähe der Maschine wieder neuen Gefahren Preis gegeben zu sein. So sah man denn zum Schlusse die einfachen friedlichen Arbeitsleute zu einer Masse von Proletariern anwachsen, welche jetzt die Mittelpunkte der heutigen Industrie bevölkern«.

Und endlich sagt Coronel: »Weil an Erziehung und Beaufsichtigung es fehlte, waren die im Verhältniss zu dem jugendlichen Alter des Knaben oder des Mädchens ziemlich hohen Löhne gewiss Verlockungen zu Ausschreitung und Unsittlichkeit; ältere Kameraden wurden in diesem Stücke den Jüngeren, ja selbst Eltern ihren Kindern zu schlechtem Vorbilde. Das des Einflusses der Eltern baare Kind hält bei genügendem Verdienst auch sich für geeignet, sich selbst zu regieren. Es verlässt das Elternhaus und zieht anderswo hin, um da auf neue Wege der Verführung zu gerathen. Trunksucht und Unzucht waren das Loos solcher Unmündigen, und so pflanzte die Menge sich fort, ohne Kenntniss von Religion und Sittenlehre, und ohne das Vermögen, sich selbst zu leiten. Eine andere Pein (keineswegs eine neue, aber eine tausendfältige, nunmehr in neue Formen gekleidete) brach über sie herein, und machte viele Menschen noch tiefer sinken in den Pfuhl des Elend's und des Jammers; eine Pein, die, immer mehr an Heftigkeit zunehmend, auch immer mehr Boden gewann, und jetzt als eine Pandemie sich verbreitet hat«. »Fürwahr! eine

Pandemie, die bei ihrer Heftigkeit zu einer erblichen Volksqual sich steigerte. Sie ist der erschreckliche Verfall unserer Tage, . . . sie ist der Pauperismus«. — Diese Worte des edlen Menschen-Freundes und Hygieinikers geben reichlich Stoff zum Nachdenken.

Es wird klar, dass die Fabriken aus physischen und moralischen Gründen Elend erzeugen mussten, viel Elend, Jammer, Noth und Verzweiflung. Die Fabrikanten, in fünfundneunzig von hundert Fällen gewinnsüchtig, unmenschlich, gewissenlos, nutzten die Kräfte der Arbeiter aus, und warfen die unbrauchbar gewordenen Werkzeuge ohne alle Barmherzigkeit bei Seite. Immer grösser wurde der Andrang zu den Fabriken; die nächste Handelskrisis musste Tausende und wieder Tausende unmittelbar an den Rand des Abgrundes bringen, aller Mittel sie berauben, Hunger und Seuchen über sie herauf beschwören. Der menschlich fühlende Theil der Fabrikanten und eine Zahl edler Menschen sonst, nahmen das Schicksal der Proletarier sich zu Herzen und gründeten Institute, mittelst deren der Arbeiter Eigenthum erwerben, sich bilden, veredeln und mehr oder weniger nach den Normen der Gesundheits-Pflege leben konnte. Zahlreiche Vereine dieser Art entstanden, und es wurde das Schiff aus dem Bereiche der gefährlichsten Klippen gebracht. An vielen Orten tauchten Arbeiter-Städte, Arbeiter-Kolonieen auf, welche, auf das Princip der Bildung und Selbsthülfe gegründet, den Proletarier zu der höheren Stufe des normal lebenden Staatsbürgers und des gesitteten Menschen empor hoben. Wollten wir dies Alles umständlich erläutern, müssten wir tausend bekannte Thatsachen hierher setzen; wir müssten an verschiedenen Beispielen aus West-Europa und Nord-Amerika zeigen, wie man dem Arbeiter seinen häuslichen Herd sicher stellte, wie man allmälig ihn dazu führte, Familie, Bildung, Sparsamkeit, Ordnung und alle Tugenden hoch zu achten, und die Ketten leiblicher und sittlicher Sklaverei von sich zu werfen.

Doch, so trefflich manche Vereine ihre Aufgabe vollführten, so bedeutend die moralische und gesundheitliche Wirkung ihrer edlen Thätigkeit bei den Proletariern sich zeigte: so wenig fällt das Alles gegenüber der unermesslichen Menge von Elend, welches in der Welt sich findet, in das Gewicht; so wenig nützt das Alles dem social Ertrinkenden, dem plötzlich in Noth Versetzten. Diesen gegenüber verhalten Praeventiv-Mittel sich völlig indifferent; ihnen gegenüber nützen nur wirkliche Heilmittel, und zwar ganz speziell die Recepte der Barmherzigkeit. Wenn der Arzt dem plötzlich schwer Erkrankten gegenüber steht, wird er nicht Verhütung predigen, sondern Heilung prakticiren. Und so muss der Arzt der Gesellschaft dem Unglücklichen ein Tau der Rettung zuwerfen, an Statt ihm eine Vorlesung über die Verhütung des Schiffbruches zu halten. Wir können nicht Alles verhindern, was wir verhindern wollen, selbst wenn wir Hexenmeister wären; wir müssen daher dort heilen, wo Verhinderung nicht mehr möglich war.

Die Gesellschaft in ihrem gegenwärtigen Bestande bräche zusammen, wenn die Fabriken plötzlich »zur Hölle führen«. Weil wir nun nicht im Stande sind, die Fabriken auszulöschen, darum sollen wir den Proletarier auf der einen Seite unter den Schutz der Barmherzigkeit stellen, auf der anderen Seite zu wahrer Selbsthülfe ihn anleiten und die Gesundheit ihm sichern. Und wie den Fabrik-Arbeiter, so Jeden, der thätig ist am Webestuhle der Zeit, und jeden Menschen überhaupt; denn Keiner soll verloren gehen, Keiner herab sinken in Unglück, Elend, Schande, Keiner dem Wahnsinn, der Verzweifelung,

dem Laster, dem Verbrechen, dem Selbstmord in die Arme getrieben werden. Handelt immer nach den edlen Regungen eueres Herzens; fraget nicht den Verstand, wenn ihr Unglück sehet; forschet nicht nach dem Wie und Wann und Wo, sondern helfet, soweit euere Kräfte dies erlauben; fordert nicht Dank, und scheltet nicht über Undank, sondern lasset das Bewusstsein, edle Werke vollbracht zu haben, den besten Dank euerer Thaten sein. Thuet auf dem, der anklopft, sättigt den Hungernden, kleidet den Nackten, erlöset den Gefangenen, und rettet den Unglücklichen! So bauet ihr den Felsengrund des Tempels socialer Gesundheit.

§ 65.

Lasset uns betrachten die Wirkungen des Elend's. Unter der Herrschaft der Noth entsprechen Nahrung, Kleidung, Wohnung, Hautpflege und Gemüths-Einflüsse nicht den individuellen Anforderungen; der Mensch entbehrt in jeder Beziehung, und sein Gemüth befindet sich in Aufregung oder in Abspannung, zuletzt in völliger Erschlaffung. Welche sind die Folgen dieses traurigen Verhältnisses? Ungenügende Ernährung, unpassende Pflege überhaupt, verschlechtert die Mischung des Blutes, setzt das Maass der Kräfte herab, und disponirt zu einer Anzahl von Krankheiten. Der unglückliche Zustand des Gemüthes erhöht diese Anlage meistens in sehr bedeutendem Grade. Kein Wunder also, dass unter den elenden Schichten der Bevölkerung Krankheit und Tod hausen.

Die Mischung des Blutes bei Elenden und Verwahrlosten ist in der Regel eine krankhafte; denn ungenügende Ernährung bringt eine solche Veränderung im Mengen-Verhältniss der Bestandtheile des Blutes hervor, dass dieses immer weniger im Stande ist, den Organismus entsprechend zu regeneriren. »Anhaltende Nahrungs-Entziehung«, sagt C. G. Lehmann[281]), »macht das Blut etwas blasser von Farbe, verlangsamt dessen Gerinnung, bewirkt Steigen der Eigenschwere des Blutes wie des Serums; die Zahl der Blut-Körperchen ist dabei jedoch sehr schwankend, der Faserstoff steigt nur wenig, dagegen die Zahl der Salze sehr erheblich«. Jacob Moleschott[282]), welcher in genauster Weise die den Einfluss des Fastens auf die Mischung des Blutes betreffenden Untersuchungen zusammen stellt und durch die Kritik beleuchtet, bemerkt zuletzt unter Anderem: »Weil das Blut vermindert und die Herzkraft geschwächt ist, werden die oberflächlich gelegenen Haargefäss-Bezirke bei Hungernden nur mangelhaft mit dem rothen, Wärme bringenden Lebenssaft versorgt. Die kalte, trockene Haut ist blass und welk« . . . Nach den Untersuchungen von Strelzoff[283]) vermindert sich die Zahl der Haargefässe in gewissen Theilen, namentlich in den Eingeweiden des Unterleib's, wenn die Nahrung entzogen wurde. — Doch genug dieser Anführungen; sie weisen auf die tief greifenden Veränderungen hin, welche das Blut und durch das Blut der ganze Organismus

281) Lehmann, C. G., Lehrbuch der physiologischen Chemie. 2. Auflage. Leipzig. 1853. in 8⁰. Bd. III. pag. 363.

282) Moleschott, J., Physiologie der Nahrungsmittel. Ein Handbuch der Diätetik. 2. Auflage. Giessen. 1859. in 8⁰. pag. 162. u. fg.; 175.

283) Strelzoff, L'influence de l'inanition sur la tension du sang. — Canstatt's Jahresbericht über die Fortschritte der gesammten Medicin in allen Ländern im Jahre 1864. Würzburg. 1865. in 4⁰. Bd. II. pag. 91.

erfährt, und machen die Wahrheit der Worte von F. V. Raspail [284]), dass im Hunger der Mensch seine Gesetze und Sitten, seine Rechte und Pflichten vergesse«, gleich von vorne herein begreiflich. Wenn wir daher bei den unter dem Joche des Elend's seufzenden Mitbrüdern Neigung zu Gewalt-Thätigkeit, Verbrechen u. s. w. finden, so dürfen wir diese Erscheinung ausschliesslich auf das Conto der organischen Veränderungen setzen, welche durch die mangelhafte Ernährung erzeugt wurden. Dass nun aus solchen Mischungs- und Form-Aenderungen Hungertyphus, Verzweifelung, Raserei u. s. w. hervor gehen, wird leicht sich erklären lassen.

Unzählige Leiden werden mittelbar und unmittelbar durch das Elend veranlasst; wir nennen die Skrophulose, den Kretinismus, die Lungen-Schwindsucht und eine Zahl pandemischer Krankheiten. Alle Berichte, welche wir in Betreff dieser Uebel besitzen, weisen mit grösster Bestimmtheit auf das Elend als auf die mächtigste Quelle hin.

Ein flüchtiger Blick auf die Tafeln der Sterblichkeit überzeugt uns, dass die grössten Zahlen den unter dem Joche des Elend's lebenden Bevölkerungen entsprechen *), und dass mit der Zunahme des Wohlstandes die Ziffer des Todes sich verkleinert. Im Wohlstande lebend, trägt der Mensch den Bedürfnissen des Lebens Rechnung, und sucht seine Tage angenehm sich zu machen. Dies ist ein Palladium, welches vor Krankheit und frühzeitigem Absterben schützt, in der Voraussetzung, dass den rothen Faden alles Lebens und Thätigseins die Natur abgibt. Im Elend tritt an Stelle der Befriedigung der Lebens-Bedürfnisse das Entbehren des Nöthigsten und die Niederdrückung des Gemüth's; daher vermag der Noth Leidende dem Anprall äusserer Einflüsse nicht lange zu widerstehen.

Die Constitution der Elenden ist herabgesetzt; darum geben sie Nachkömmlingen das Leben, welche den Keim des Verderbens in sich tragen, und an Hinfälligkeit oft genug ihre Erzeuger übertreffen. »Fast überall«, bemerkt Fr. Oesterlen [285]) in Hinsicht der Fabrik-Arbeiter, »finden wir ihren Organismus vor der Zeit zerrüttet, ohne gesunde Säfte und Kräfte, und deshalb doppelt disponirt zu Krankheit, zu Seuchen und Tod«. »Schon die Kinder theilen grossentheils diesen Fluch: erzeugt, geboren, aufgewachsen wie sie sind in Schmutz und Elend und sittlicher Verderbniss, dazu oft schon in zartem Alter mit übermässiger, ungesunder Arbeit in Fabriken und dergl. belastet, und ausgebeutet von der Gewinnsucht des Fabrikherrn oder ihrer eigenen Eltern. Die Arbeiter z. B. in Fabriken zeigen auch gewöhnlich in ihrer Leibes-Beschaffenheit ein eigenthümliches Gepräge. Ihr Wuchs ist meist unter der mittleren Grösse, der Körper schwächlich, schlecht genährt, von kränkelnder Blässe; ihre Constitution meist eine sogenannte lymphatische, blutarme, wo nicht kachektische; das geistig sittliche Wesen nicht minder schlaff, häufig mehr oder weniger gesunken, oft von Grund aus corrumpirt«. »In noch höherem Grade als das männliche Geschlecht pflegt das weibliche unter dem

---

284) Raspail, F. V., Histoire naturelle de la santé et de la maladie chez les végétaux, et chez les animaux en général, et en particulier chez l'homme, suivie du formulaire d'une nouvelle méthode de traitement hygiènique et curatif. Paris. 1843. in 8⁰. Bd. II. pag. 339.

285) Oesterlen, F., Handbuch der Hygieine, der privaten und öffentlichen. 2. Auflage. Tübingen. 1857. in 8⁰. pag. 747.

*) § 22. der socialen Hygieine.

Drück jener Verhältnisse zu leiden, und noch leichter geht dasselbe nach Körper wie Geist und Sitten zu Grunde. Denn nicht allein, dass die Natur des Weibes solchen Strapazen, solchem Elend selten eben so lange zu widerstehen vermag, als die des Mannes: seine Lage wird dadurch auch eine schlimmere, dass der Arbeitslohn, der Erwerb des Weibes durch seiner Hände Arbeit überall noch ungleich niedriger ausfällt, als bei'm männlichen Arbeiter. Dadurch unterliegt es aber auch noch leichter der Versuchung zu anderweitigem Erwerb mit seinem Körper, zu Prostitution und Ausschweifungen jeder Art«. So weit OESTERLEN.

Zu wiederholten Malen ist die physische Constitution der Elenden wissenschaftlich geprüft worden, und namentlich hat man die arbeitenden Klassen zum Gegenstande der Untersuchung ausgewählt. So verglich S. SR. CORONEL[286]) die körperlichen Verhältnisse der Kinder von Fabrik-Arbeitern mit jenen von Kindern anderer Leute, und fand, dass »der Unterschied in der Körperlänge bei einem gleichen Maasse des Wohlbefindens meistens zum Nachtheile der Kinder der Fabrik-Arbeiter sich zeigt«, und dass die allzu frühzeitige Arbeit noch mehr als das Maass des Wohlbefindens die Ursache der geringeren Körperlänge sei. A. QUETELET[287]) weiset durch eigene und durch die Untersuchungen von VILLERMÉ nach, dass Entbehrungen während der Kindheit und Jugend den Umfang des Körpers beschränken, Wohlleben dagegen ihn vermehrt. — Was veranlasst also das Heer der Leiden bei den arbeitenden Klassen, deren Zurückbleiben in körperlicher Beziehung, deren moralische Missstände? Das Elend.

§ 66.

Der Mensch verändert sich durch das Elend; er weicht immer mehr vom Typus der Gattung ab, und entartet. Das Alter tritt früher ein, die Weiblichkeit der Frauen kommt weniger zur Ausprägung, das Temperament verändert sich: es entstehen Gewohnheiten, welche ehedem dem Menschen fremd waren, und es machen Neigungen sich geltend, welche das Individuum noch vollends in seinen Grundfesten erschüttern.

Verschieden ist die Wirkung des Elend's, je nachdem dieses den jugendlichen oder den alternden Menschen trifft. Je jünger und je älter der Mensch, desto weniger vermag er, dem Elend Trotz zu bieten; in den mittleren Jahren des Lebens kann der Mensch, unter sonst günstigen Verhältnissen der Constitution, das Elend beziehungsweise am leichtesten ertragen.

Von der Lage der Frauen hängt das Schicksal der Nachkommen, deren Lebens-Fähigkeit und Wohlsein am meisten ab. Ist diese Lage eine traurige, werden die Frauen von Noth gedrückt, nagen sie am Hungertuche, und kämpfen sie den schweren Kampf um das sittliche Bestehen der Familie: so sinkt ihre physische Kraft auf ein Minimum, der Widerstand gegen die Mächte der Aussenwelt reducirt sich in der beträchtlichsten Weise, und die kommen-

---

286) CORONEL, S. SR., In t' Gooi. Amsterdam. 1863. in 8. pag. 10.

CORONEL, S. SR., De hilversumsche industrie, (eene hygiènisch-sociale studie) [Abgedruckt aus der »Nederlandsch Tijdschrift voor Geneeskunde«. 1862.] in 8⁰. pag. 31. u. fg.

287) QUETELET, A., physique sociale ou essai sur le développement des facultés de l'homme. Bruxelles & Paris. 1869. in 8⁰. Bd. II. pag. 20. u. fg.

den Geschlechter sinken herab in den Jammer körperlicher Schwäche, nervöser Reizbarkeit oder auch Unempfindlichkeit, und sittlicher Entkräftung.

Robuste Constitutionen hemmt das Elend in der Weiterentwickelung, und lebhaften Temperamenten nimmt es gar oft das Feuer, die Schnellkraft. Kinder von gesunden, kräftigen und lebhaften Eltern, zu den besten Hoffnungen für gutes Gedeihen berechtigend, werden durch die Noth kränklich, schwach, träge und abgestumpft, neigen immer mehr zu Müssiggang und Fehlern hin, und nehmen Gewohnheiten an, die mit der Moral und häufig genug auch mit dem bürgerlichen Gesetze in Widerspruch stehen.

Im Elend ist die Lebens-Anschauung eine andere, als im Zustande des Wohllebens. Und weil bei der Bildung individueller Moral die Lebens-Anschauung das Maassgebende ist, zeigt auch die Moral der Elenden nicht selten sich verschieden von jener der Wohlhabenden. Beurtheilen wir die Handlungen der Noth Leidenden und der gut Gestellten, so müssen wir um der Gerechtigkeit willen es vermeiden, den gleichen Maassstab anzulegen: bei den Elenden schränkt die Zurechnung auf ein Minimum sich ein, weil sie nicht volle Menschen sind; bei den gut Gestellten wird die Zurechnung grösser, weil der Organismus in viel natürlicherer Weise die Abschnitte des Lebens durchläuft, weil die Bedürfnisse entsprechend befriedigt werden, und damit mehr die Möglichkeit der Entstehung einer klareren Erkenntniss von Rechten und Pflichten entsteht.

Wir haben ausgesprochen, dass durch das Elend die Weiblichkeit der Frauen beeinträchtigt werde. Es bemerkt D. W. H. Busch[288]), diesen Punkt betreffend, unter Anderem: »Die Armuth wirkt sowohl geistig als körperlich auf das Weib ein: geistig, indem das Weib oft genöthigt ist, zur Erwerbung seines Unterhaltes oder aus anderen Rücksichten den edleren, weiblichen Gefühlen zu entsagen und in Verhältnisse einzutreten, denen das Weib aus der reicheren Klasse ganz entfernt ist. Nahrungs-Sorgen, Beschäftigungen, welche dasselbe von ihrem Manne und ihren Kindern entfernen, die schlechte Behandlung, welche sie oft von dem ersteren zu ertragen hat, und das Beispiel der Eltern, welches so mächtig auf die Kinder einwirkt, unterdrücken leicht die weiblichen Tugenden, das Mitleid, die Duldsamkeit, die Liebe zu dem Manne und zu den Kindern. Ausserdem sind Frauen dieses Standes mehr auf sich selbst beschränkt, müssen immer für die Erhaltung der Familie mit sorgen und in ernstere Verhältnisse eintreten; es verliert sich so ihre Schüchternheit, ihre Sanftmuth und das natürliche Gefühl der Abhängigkeit bei dem weiblichen Geschlechte. Das Gemüth nimmt daher nicht selten etwas Männliches, Rohes, oft sogar Freches an, oder wird durch Sorgen, Mangel und Entbehrungen aller Art, durch rohe Behandlung herab gestimmt, finster und traurig. Die nachtheiligen Folgen der Armuth auf den Körper werden durch die Arbeiten und Beschäftigungen, denen solche Frauen sich unterziehen müssen, durch die Nahrungsmittel, durch die Wohnungen, und durch die Nothwendigkeit, sich der Nässe und Kälte ohne hinreichende Bekleidung auszusetzen, bedingt«. — Wenn die Frauen mehr oder weniger von ihrer Weiblichkeit einbüssen, führt dies mehr oder weniger zu Verrohung der unter ihrem

---

288) Busch, D. W. H., Das Geschlechtsleben des Weibes in physiologischer, pathologischer und therapeutischer Hinsicht dargestellt. Leipzig. 1839—44. in 8⁰. Bd. II. pag. 21. u. fg.

unmittelbaren Einfluss stehenden Wesen. »Wie die Alten sungen, so zwitschern die Jungen«*); wenn die Mütter roh sind, pflegen die Kinder auch dies zu werden. Rohheit ist der erste Schritt zu Zerstörung von Gesundheit und Moral.

H. A. Frégier[289), da er von den Arbeiterinnen zu Paris handelt, kommt auch zur Betrachtung der Quellen, aus denen die Fehler und Laster der arbeitenden Frauenzimmer entspringen, und bemerkt unter Anderem: »Der Lohn einer grossen Zahl von Arbeiterinnen erhebt sich nicht über fünfundzwanzig oder dreissig Sous**) für den Tag. Die, welche bei ihren Familien wohnen, und welche für das gleiche Entgeld Alles empfangen, was zu ihren Bedürfnissen gehört, haben weder Beweggründe noch Vorwand dazu, an den Pflichten ihres Geschlechtes es ermangeln zu lassen, und sie bilden im Allgemeinen den untadelhaften Theil der Klasse der Arbeiterinnen; diejenigen hingegen, welche keine Eltern haben, und welchen nur ihre armselige Industrie als Mittel zum Unterhalte des Lebens dient, wie können sie Alles zum Leben Nöthige mit fünfundzwanzig Sous täglich sich verschaffen, wie können sie wohnen, sich nähren, sich bekleiden, mit einem Worte: die dringendsten Bedürfnisse befriedigen, da sie nur einen so bescheidenen Lohn als Hülfsmittel besitzen? Dies ist bei so vielen Mädchen die Klippe, an der die Tugend zerschellt« . . . »Alle Arbeiterinnen dieser Klasse, beschränkt auf diesen geringen Lohn, und der Stütze der Familie beraubt, gelangen nicht dazu, nützliche wie dauerhafte Verbindungen zu schliessen. Es ereignet sich vielfach, dass sie betrügerischen Einflüsterungen Gehör schenken, in Täuschungen gerathen, um zuletzt in den Abgrund der Prostitution zu stürzen. Man begegnet bei diesen Arbeiterinnen allen Arten der wilden Ehe; und traurig ist es, denken zu müssen, dass dieser zweideutige und unsittliche Zustand das nothwendige Ergebniss des Elend's ist. Manche dieser Unglücklichen, welche Mütter geworden und von ihren Anbetern im Stiche gelassen wurden, sind manchmal durch den Hunger und durch die Zärtlicheit gegen ihre Kinder genöthigt, noch tiefer als bis zur wilden Ehe herab zu steigen: sie überliefern sich seufzend den gemeinen Kupplern, welche sie zu Hause oder in geheimen Quartieren, oder selbst in Hurenhäusern prostituiren« . . . — Die Worte von Frégier geben zu einigen Bemerkungen Veranlassung.

Das Elend, bedingt durch das Allzuwenig des Lohnes, treibt an sich brave Frauens-Personen in die Arme des Lasters. Was ist die Folge davon? Nicht allein, dass die Weiber physisch und moralisch verkommen: ihre Kinder sind noch mehr als sie selber allen schlimmen Einflüssen und der Gefahr des Hinsiechens ausgesetzt. So ändert das Elend den Charakter des Menschen, bestimmt dessen Gedanken, Gefühle und Handlungen, und drückt den kommenden Geschlechtern Brandmale auf.

§ 67.

Wenn das Elend nicht ausschliesslich ein moralisches ist, bleibt seinen Wirkungen gegenüber die Religion fruchtlos. Man hat die Elenden, um sie zu

289) Frégier, H. A., Des classes dangereuses de la population dans les grandes villes, et des moyens de les rendre meilleures. Paris. 1840. in 8⁰. Bd. I. pag. 95. u. fg.

*) ein Sprüchwort der Deutschen.

**) Fr. 1. 25 Ct. bis Fr. 1. 50 Ct. = 10 Sgr. bis 12 Sgr.

trösten und um ihre Lage ihnen erträglich zu machen, an die Religion und insbesondere an den Glauben an ein zukünftiges seliges Leben gewiesen. Mancher Arme ist hierdurch getröstet worden und hat sein schweres Joch leichter ertragen: allein weder das Elend wurde durch den Glauben getilgt, noch auch konnte die grosse Menge der Noth Leidenden durch ihn wahrhaft erhoben werden; denn es fehlte die Basis, auf der allein der Arme für die Moral empfänglich gemacht werden kann.

Soll die Religion dem Elend gegenüber wirksam sein, muss sie an die Wohlhabenden zunächst sich richten und in ihnen Barmherzigkeit und Liebe erwecken; sie muss beständig die Gleichberechtigung aller Menschen predigen, und die Noth in allen ihren Ursachen, Erscheinungen und Wirkungen schildern; sie muss beweisen, wie aus dem Elend einzelner Klassen das moralische und physische Verderben Aller entspringt, und wie auf der anderen Seite epidemische Krankheiten gerade inmitten des Elend's am meisten verheerend wirken.

Dem Noth Leidenden gegenüber spende die Religion nicht allein Trost und lehre ihn nicht allein Liebe zu dem Wohlhabenden, sondern gebe ihm auch Anweisung zur Verbesserug seiner Lage; helfen muss sie dem der Hülfe Bedürftigen materiell und moralisch, und verhindern muss sie mit allen zu Gebote ihr stehenden Mitteln das Zugrundegehen Einzelner, von Familien und ganzen Bevölkerungs-Klassen.

Unter diesen Bedingungen vermag die Religion wirklich Nutzen zu bringen; sie schadet aber geradezu, wenn sie auf den Kirchen-Glauben sich beschränkt und den Gemarterten durch Vorspiegelung von Freuden eines zukünftigen Lebens vexirt. Für manchen Geistes-Armen mag die Vertröstung auf Glückseligkeit nach dem Tode in etwas die Leiden, welche aus Unvernunft und Herzens-Härtigkeit entsprangen, erträglicher machen: indessen wird dadurch der Zustand der Elenden überhaupt nur verschlimmert, weil alle Gaukeleien die Thatkraft lähmen und die individuelle Selbständigkeit auslöschen. Die Appellation an die eigene Thatkraft und die Erweckung der Selbsthülfe und Selbständigkeit: dies ist der erste Schritt aus dem verhängnissvollen Kreise des Elend's. Die Religion geht demnach sicher, wenn sie die Thatkraft stärkt und den Menschen erhebt; alsdann schwächt sie in der beträchtlichsten Weise die Wirkungen des Elend's ab, wenn auch nicht immer und unmittelbar des physischen, so doch gewiss des moralischen.

Leider pflegen die Diener der Religion auf Verminderung der Thatkraft durch Protection der Unwissenheit, und (ohne dass sie selbst es wollen) auf Vermehrung der Unsittlichkeit durch Intoleranz, verkehrtes Benehmen und starre Satzungen hinzuarbeiten, und dadurch den menschlichen Jammer nur zu vermehren. Unwissenheit und Unsittlichkeit gehören zu den mächtigsten Ursachen alles sittlichen und leiblichen Elend's. Von dem unwissenden und unsittlichen Arbeiter sagt Alban de Villeneuve-Bargemont [290]): »Ohne Voraussicht für den folgenden Tag, vergeudet er im Wirthshause oder an den Orten der Ausschweifung den mässigen Lohn des Tages oder der Woche. Wenn er sich verheirathet, gehorcht er blind einem thierischen und ungeord-

290) Villeneuve-Bargemont, A. de, Économie politique chrétienne, ou recherches sur la nature et les causes du paupérisme en France et en Europe, et sur les moyens de le soulager et de le prévenir. Bruxelles. 1837. in 8⁰. pag. 184. u. fg.

neten Triebe. Hat er Familie, so vernachlässigt er dieselbe, oder wirft sie wie eine schwere Last von sich. Genöthigt, sitzend sich zu beschäftigen, und dies zuweilen über das Maass, lähmt er eines schönen Tages seine Kräfte, welche die Unmässigkeit getreulich erschöpfen hülft. Ein frühzeitiges Alter macht ihn unfähig zur Arbeit und beraubt ihn in Folge dessen des Unterhaltes. Nimmt alsdann ein Hospital ihn nicht auf, schützt ihn nicht die Barmherzigkeit, so wird der Bettel, das Verbrechen oder der Tod sein Geschick«. — Unwissenheit und Unmässigkeit zerstören das leibliche Wohlsein, indem jene die Verhütung von Leiden unmöglich macht, diese unmittelbar die schwersten Krankheiten erzeugt; sie zerstören das sittliche Wohlsein durch den Einfluss des körperlichen Siechthum's und des immer grösser werdenden wirthschaftlichen Elend's. Wenn die Religion demnach nicht die Unwissenheit austilgt und die Unmässigkeit nicht durch das Mittel der Aufklärung und Veredelung bekämpft, schadet sie, an Statt zu nützen.

Der Arme, der Arbeiter soll aufgeklärt und sittlich sein; er muss aber der Gesundheit geniessen, um aufgeklärt und sittlich, und dies sein, um gesund zu bleiben. Es gehört also Gesundheit zu den obersten Mitteln der Erhaltung von Intelligenz und Moral, und der Abwendung des Elend's. »Aber Aufklärung und Gewandtheit«, entwickelt Villeneuve-Bargemont, »genügen dem Arbeiter noch nicht. Er muss einer guten Gesundheit geniessen und derjenigen Menge körperlicher Kraft sich erfreuen, welcher er zur Ausübung seiner Profession bedarf. Aber er erlangt, vermehrt und erhält die Körperkraft durch Uebung, durch Sorgfalt und besonders durch eine regelmässige, nüchterne Lebensweise. Die Mässigkeit ist offenbar die Tugend, welche die Vernunft mit Nachdruck dem Arbeiter vorschreibt«. — Mässigkeit wird von den Dienern der Religion unablässig gepredigt: aber dies hat aus dem Grunde so wenig Erfolg, weil es die Wurzeln der Säuferei nicht zerstört, weder die ökonomischen noch die moralischen.

In Nord-Amerika, wo der menschliche Geist nicht eingelullt, sondern stets angeregt wird, wo Association, Selbsthülfe u. s. w. lebendig sind, wo jeder Arbeiter seines Lohnes werth sich erachtet sieht, dort konnten die Mässigkeits-Gesellschaften auch wunderbarer Erfolge sich rühmen und dem Elend tausende und wieder tausende von Opfern entziehen. Und diese Gesellschaften brachten nicht den Zwang, das bei den Pfaffen und Staats-Perrücken Europa's so sehr beliebte Mittel, in Anwendung; sie wirkten auf andere, auf würdige Art, wie R. Baird[291]) dies treffend auseinander setzt, indem er ausspricht: »Hier müssen wir vor Allem bemerken, dass nur solche Mittel in Anwendung gebracht wurden, die auf den Geist und das Gemüth der Menschen einzuwirken geeignet waren; keine legislative Massregel ist dabei zu Hülfe gerufen worden, um etwa die Mässigkeit zu erzwingen. »Belehrung und Liebe« ist das Motto dieser Reform. . . . Ueberzeugung und nicht Zwang war es, wodurch die grosse Reform herbei geführt wurde«.

§ 68.

Zu den Verhältnissen, welche den Jammer und das Elend vermehren, unterhalten, ja verewigen, gehört das Vorurtheil der besser Gestellten wider

291) Baird, R., Geschichte der Mässigkeits-Gesellschaft in den Vereinigten Staaten Nord-Amerika's. Berlin. 1837. in 8⁰. pag. 317.

die Noth Leidenden, die Bedeutungslosigkeit des Armseligen im öffentlichen Leben, in der Gesellschaft. Herrschte allgemein die Nächsten-Liebe und gälten nur Gesetze, welche den Geist der Liebe athmen, so wäre von jenem Vorurtheile nicht die Rede, und der Arme niemals in die Lage versetzt, von dem Reichen sich verachten, sich treten zu lassen.

Die bürgerlichen Institutionen überhaupt, die Gesetze insbesondere lassen selten Spuren von Liebe, Milde, Nachsicht, Barmherzigkeit entdecken; meistens vom Geiste der Rache und Vergeltung durchdrungen, kehren sie den Stachel vorzüglich wider den Armen, reissen das letzte Hemd ihm vom Leibe, treiben als Bettler ihn zum Lande hinaus, und züchtigen ihn, wenn er den Mitmenschen, welchen das blinde Geschick besser stellte, um eine Gabe anfleht; sie sind für den Armen gar nicht berechnet: denn wer von dem Vortheil des Gesetzes Gebrauch machen will, muss mindestens wohlhabend sein. Zu alle dem kommt die menschliche Feigheit, welche immer an dem Schwachen, Armen, Hunger und Kälte Leidenden ihren Muth kühlt, auf ihn tritt und ihn zertritt, vor dem Mächtigen kriecht, und dem Elenden oft den letzten Hoffnungs-Schimmer raubt.

Gegen das Vorurtheil, welches dem Elenden geringeren Werth beilegt, als einer Sache, nach welchem der Noth Leidende bestialisch ist und ohne Rücksicht zertreten werden darf, lässt unmittelbar und mittelbar mit Erfolg sich kämpfen. Unmittelbar mit den Waffen der Moral und Vernunft; mittelbar durch Anregung der sittlichen und physischen Kräfte des Noth Leidenden zu dem Behufe, ihn vermittelst der Selbsthülfe zu einer imposanten Grösse zu machen. Der Arme wird durch Bildung und Veredelung, durch Selbsthülfe und Association dem Reichen gegenüber eine Macht; und er zerstört hiermit alle Vorurtheile, welche aus der Beschränktheit, Kleinlichkeit und Gemeinheit den Ursprung nehmen. Wenn der Arme auch gesund, gebildet und sittlich ist, auch »Ressourcen« hat*), so wagt es der Wohlhabende nicht, ihn auszupressen oder zu zertreten.

Aber das Vorurtheil, von dem wir sprechen, kann nicht früher ganz ausgerottet werden, als bis durch die staatlichen und gesellschaftlichen Institutionen der Herrschaft des Capitals die Lebensader unterbunden ist. Die Geld-Herrschaft, wie sie von Christen und Juden gleich unverschämt und erbarmungslos ausgeübt wird, findet ihre Hauptstütze in der modernen Erziehung und in den Gesetzen, welche dem Armen das letzte Hemd ausziehen, ihn zum Lande hinaus treiben, ihm den Bissen aus dem Munde reissen, und ihn bestrafen, wenn er es wagt, ein Mensch sein zu wollen. WILHELM GÖTTE [292]) sagt von den Matadoren der Geld-Herrschaft: »Einen Geldsack haben diese Leute zum Götzen der Zeit erhoben, wie Harpyen nehmen sie dem Volke die Speise vor dem Munde weg, und lassen dieses Volk wie Sklaven für sich arbeiten. Die jetzige Ordnung der Dinge ist ein fetter Fruchtboden für die Capital-Inhaber, und das constitutionelle Wesen in seiner realen Gestaltung noch nichts weiter, als die Herrschaft des baaren Geldes . . . . Noch ist die Herrschaft des Geldes

---

292) GÖTTE, W., Vorschule der Politik. Leipzig. 1840. in 8^{0}. pag. 131. u. fg.

*) der landläufige undeutsche Ausdruck der Deutschen für Geld-Mittel. Die Inhaber von »Ressourcen«, und seien sie die schlechtesten Spitzbuben und Schufte, gelten allein für voll; der Mensch von heute ist noch nicht philosophisch genug, um den thierischen Standpunkt der Anbetung des Materiellen, insbesondere des Geldes, zu überwinden; er kennt nur Geld, und achtet jeden Armen als einen Hund.

eine versteckte, sie wird mehr empfunden, als gesehen; aber wenn dem Volke nicht redlich sein voller Antheil am Staatswesen eingeräumt wird, dann . . . dürfte sich auch dem Kurzsichtigsten bald die Wahrheit aufdrängen, dass der Gang der Dinge, statt zur Freiheit, zur Erstarrung alles edleren Lebens und zur allgemeinen Knechtschaft führen muss«. — Nichts hat im Laufe der letzten Jahrzehnte mehr sich bewahrheitet, als diese Worte, und die Statistik weiset überall nach, dass politische Constitutionen viel mehr die Massen-Armuth und die Herrschaft des Geldes begünstigen, als Republiken und absolute Monarchieen. Constitutionelle Staaten sind so die eigentlichen Brutstätten des dicken Philisters, mithin auch dem Aufschwunge des Herzens, der Genialität und allen höheren Interessen feindlich entgegen, und von diesem Gesichtspunkte aus Schädlichkeiten.

Der praktische Materialist, das heisst: der Anbeter des Geldsackes, sieht in dem Arbeitenden nur ein Werkzeug zur Vermehrung seines Geld-Besitzes; er erhält dieses Werkzeug, indem er ihm gerade nur so viel bietet, als zum Vegetiren nöthig. Auf das Elend des freien Sklaven also gründet sich der Wohlstand des praktischen Materialisten. Niederträchtig, unvernünftig, unsittlich.

Menschen, die des Lebens Bedürfnisse normal zu befriedigen im Stande sind, arbeiten mit Kraft und Lust, bleiben gesund und leben länger. Der humane, der grossmüthige Unternehmer erndtet immer bessere Früchte, als der praktische Materialist, welcher auf das Elend und die Knechtschaft der Arbeiter speculirt. Ein gesunder, kräftiger Arbeiter leistet mehr, als fünf kranke und verkommene Menschen. Eine Bevölkerung von gesunden, kräftigen Arbeitern bietet Seuchen und anderen Natur-Ereignissen wohl viel besser Trotz, als eine elende, verkommene Bevölkerung. Dies aber können praktische Materialisten nicht begreifen; denn ihr Gesichts-Kreis ist beschränkt, und darum beurtheilen sie Alles nach den Interessen ihrer krankhaft gesteigerten Selbstsucht; darum treten sie allem Guten, Grossen, Edlen, Allem was Nächsten-Liebe und Barmherzigkeit athmet, feindselig entgegen. Zur Tilgung des Elend's ist vor Allem es nöthig, die verderbliche Richtung der Geld-Anbeter unablässig zu bekämpfen.

§ 69.

Es besteht ein gewisses Verhältniss zwischen Klima und Elend. Zwar wird Massen-Armuth nicht unmittelbar durch den Einfluss klimatischer Momente erzeugt; aber Luft, Boden, Gewässer, Vegetation, Nahrung, Lage der bewohnten Orte u. s. w., bestimmen die Arbeitskraft, die Ausdauer, das Wohlsein des Menschen, die Beziehungen der Einzelnen zu einander, und damit die wirthschaftlichen und sittlichen Verhältnisse. In Gegenden, wo Boden, Gewässer, Vegetation u. s. w. der Oekonomie und Moral zur Stütze dienen, wird das Elend weniger Wurzel fassen, als anderswo. Wenn dem Elend klimatische Einflüsse indirect zum Grunde liegen, so ist deren Wirkung in zweierlei Art möglich: sie greifen entweder die Gesundheit an, wie bei Sumpf-Gegenden dies der Fall ist, oder sie beeinträchtigen die erwerbende Thätigkeit des Menschen. Melchior Gioja [293]) weiset an dem Beispiel Savoyen's

293) Gioja, M., Filosofia della statistica. Mendrisio. 1839. in 4⁰. pag. 162.

nach, wie die Ungunst klimatischer Verhältnisse die Bewohner eines Landes zwingt, zu grossem Theile ausserhalb der Heimath ihr Brod zu suchen, da sie zu Hause verkommen müssten. Hier sind es, abgesehen von jenen verhängnissvollen, den Kretinismus erzeugenden Gebirgs-Thälern, hauptsächlich die Unmöglichkeit des Gewerbs-Fleisses und die Erschwerung der Landwirthschaft, welche dem Elend in die Hände arbeiten, während in Sumpf-Gegenden und in den genannten Gebirgs-Thälern zunächst durch den schlimmen Einfluss des Klima auf die Gesundheit das Elend vorbereitet wird.

Von Savoyen sprechend, bemerkt F. E. Fodéré[294]) unter Anderem: »Die Ober-Maurienne ist sehr arm an Erdreich, aber reich durch die Industrie ihrer Einwohner. Die Unter-Maurienne hingegen reich an Grundstücken, aber arm durch die Trägheit der Einwohner. In der Ober-Maurienne hat Jeder ein Eigenthum, in der Unter-Maurienne hingegen findet man nur Arme, die ihre Grundstücke reichen Käufern überlassen haben. Warum ahmen die Einwohner der Unter-Maurienne ihre Nachbaren in der Ober-Maurienne nicht nach? Warum nehmen jene nicht, wie diese, ihre Zuflucht zu Hülfsmitteln, um sich empor zu arbeiten, zumal da ihnen ihr Land zur Handlung weit vortheilhafter liegt, als jenen, welche die Ober-Maurienne bewohnen? Sieht man hier nicht den Einfluss einer feuchten Atmosphäre, die Alles erschlafft, während höher hinauf eine trockene und erfrischende Luft die geringste Faser belebt«? — Hieraus lässt klar und deutlich die Beziehung des Klima zum Elend sich entnehmen: auch lässt sich begreifen, dass Verbesserung der klimatischen Einflüsse nothwendig zur Reduction des Elend's führe.

§ 70.

Man gestatte uns, die verschiedenen Arten des Elend's aus der Vogelschau zu betrachten. Wir beginnen mit dem eigentlichen Proletariat, mit dem Proletariat des Geistes, und mit der Sklaverei. Diese drei Sorten des Jammers sind untrennbar wegen ihrer nahen Verwandtschaft.

Was ist ein Proletarier? Ein Unglücklicher, der von der Hand in den Mund lebt, und auf der Erde nichts mehr zu suchen hat, wenn er auf einen Baum gestiegen ist. Der normale Mensch der Civilisation kann ohne Eigenthum nicht gedacht werden, eben so wenig, wie die Schnecke ohne Haus. Nimmt man der Schnecke das Haus, so führt sie ein Scheinleben und verkommt; der Mensch ohne Besitz vegetirt, und steht immer auf dem Punkte, zu verkommen.

Die Wurzeln des Proletariat's, des der Arbeit so gut wie jenes des Geistes, liegen sehr tief in den Verhältnissen abnormer Entwickelung von Staat und Gesellschaft, wie wir schon auf früheren Zeilen mehrfach andeuteten. Eine grosse Zahl von Menschen wird daran gehindert, Capital anzusammeln, demnach von dem Augenblick abhängig gemacht, und genöthigt, ihre Kräfte einem Jeden, der da geritten oder gefahren kommt, zu verkaufen. Dieser unglückselige Zustand der Sklaverei der Freien, dieses Schwanken zwischen Leben und Tod, diese Abhängigkeit von der Gunst oder Ungunst der Minute, foltert den Proletarier zeitlebens, verbittert seine Tage, verschlechtert seine

---

294) Fodéré, F. E., Ueber den Kropf und den Cretinismus. Aus dem Französischen von H. W. Lindemann. Berlin. 1796. in 8°. pag. 185.

Constitution und ruinirt seine Nachkommen. Die Harmonie von Arbeit und Genuss, die Voraussetzung jedes normalen Lebens, findet hier nicht Statt; Arbeit über die Kräfte, Genuss weit unter dem bescheidensten Maasse, ist hier die Losung und die schiefe Ebene, auf welcher das Opfer unaufhaltsam hinab rollt.

Proletarier der Arbeit und Proletarier des Geistes sind ohne Schutz den Unbilden der Speculation, der Gemeinheit, Feigheit, Hinterlist und Betrügerei Preis gegeben. Ist ihnen schon durch den Mangel des Capital's die Sicherheit genommen, die Stütze, der Trost für zukünftige Tage, so wird durch das Fehlen des Schutzes vor den Angriffen der Bestialität der Glaube an den Bestand von Rechten für den Unterdrückten ausgelöscht und diesem die letzte Grundlage genommen. Er fühlt seine völlige Bedeutungs- und Rechtlosigkeit, und nimmt das Bekenntniss des Pessimismus an; ein Vorgang, der zu geeigneter Zeit nur Unheil und Verderben verursacht.

Eine Nation, welche den Höhepunkt der Gesittung erreicht hat, muss nach dem allgemeinen Gesetze des ewigen Kreislauf's nach kürzerer oder längerer Zeit den Schauplatz ihres Glanzes wieder verlassen, und schneller oder langsamer in Nichts zurück sinken. Die Häufung des Reichthum's auf der einen Seite hat im gewöhnlichen Laufe der Verhältnisse Massen-Armuth auf der anderen Seite zur Folge. Aus allzu grossen Reichthümern erwächst, weil die Fähigkeit ihrer weisen Anwendung nur selten vorhanden zu sein pflegt, leiblicher und sittlicher Verfall. Dort, wo die Sitten ausarten und der Verstand sich ruinirt, verschwinden die Reichthümer und die Nation verarmt. Rechtzeitige Verhinderung des Elend's der arbeitenden Klassen und weise Benutzung des Erworbenen, dies kann dem Werden eines Proletariat's mit Sicherheit vorbeugen.

Wider das Proletariat ist die Wohlthätigkeit empfohlen worden. So lange diese, sei es öffentlich, sei es geheim, so ausgeübt wird, dass sie den Menschen von der Gnade des Mitlebenden abhängig macht und zur Selbständigkeit nicht ihn gelangen lässt, wird sie das Proletariat nicht nur nicht verhüten, sondern dasselbe eher noch befördern. Dieses System zu verlassen, ist geboten. Wir wünschen vom ganzen Herzen, dass die Noth des Augenblick's sofort die ihr gebührende Beachtung und gründliche Abhülfe finde; aber wir wollen, dass mit Unterstützung Bevormundung der Noth Leidenden durch Staat, Gesellschaft oder Einzelne nicht verbunden werde, und dass alle Gesetze, welche solcher Bevormundung als Stütze dienen, zur Hölle fahren. —

Das Proletariat des Geistes ist die nothwendige Folge der Unterdrückung des Genius durch das Rubriken- und Schablonenthum, und durch die Allein-Herrschaft des bürokratischen und des Kaufmanns-Geistes. Wo für die Wissenschaft die Kassen leer sind; wo man nur eine zünftige Wissenschaft kennt; wo man die Grösse des Geistes nach den Censuren eines bei Dummköpfen und Gecken bestandenen Examens beurtheilt; wo man Alles, was nicht in eine der herkömmlichen Rubriken passt, anfeindet, tritt, verläugnet: dort müssen alle Strebsamen und Freien, die ohne Mittel materieller Art sind, und der Dummheit der Privilegirten sich widersetzen, zu Proletariern werden, ein Joch auf sich nehmen, welches noch viel schlimmer ist, als jenes der gemarterten Zug- und Lastthiere.

Das Proletariat des Geistes trägt zur Verschlechterung der Sitten, somit zur Zerstörung der socialen Gesundheit bei; denn die am Hungertuche nagenden

Schriftsteller bieten dem Volke in der Regel keine gesunde Speise, sondern vergiften es vielfach durch die Producte ihrer gequälten Muse. Man braucht nur die grosse Zahl der Romane, Unterhaltungs-Blätter u. s. w. zu sehen, um sofort in Jammer auszubrechen über die erschreckliche Degeneration der Schriftsteller und über die Verderbung des öffentlichen Geschmack's.

Wir haben in unserem Werke über die Entartung des Menschen umständlich vom Proletariate des Geistes und von der Art, dessen Entstehung zu verhindern, gehandelt. —

Allgemein bekannt ist es, dass die eigentliche Sklaverei das Elend in weit geringerem Maasse repräsentirt, als das Proletariat der Arbeit und des Geistes; der Sklave ist aller Nahrungs-Sorgen enthoben, wogegen der Proletarier um das tägliche Brod oft genug einen fürchterlichen, einen herzzerreissenden Kampf kämpft. Der Sklave hat keine Freiheit; aber wo ist die Freiheit des Proletariers? Der Sklave befindet sich leidlich wohl; aber wie steht es um die Gesundheit des Proletariers? Wir verdammen die Sklaverei; denn sie ist eine Schmach für die Menschheit: allein sie ist noch lange kein solches Unglück, als das Proletariat. Wir wünschen die völlige Austilgung der Sklaverei; allein im Interesse socialer Gesundheit liegt mindestens in demselben Grade die Nothwendigkeit der Austilgung der Massen-Armuth.

Im Orient ist das Loos des Sklaven kein schlimmes: in Nord-Amerika ist es so, dass man dort die Sklaverei als eine Form des menschlichen Elend's betrachten kann. J. Henry Dunant[295]) bemerkt, da er von der Sklaverei handelt, wie sie bis vor Kurzem in den Süd-Staaten des freien Nord-Amerika bestand, unter Anderem: »In dieser »anti-despotischen« Gegend ist der Zweck der Sklaverei einzig und allein der Vortheil des Besitzers, und es herrscht daselbst der möglichst absolute und der härteste Despotismus, welcher nur gedacht werden kann. Auch das Zeugniss eines Schwarzen wird niemals bei Gericht angenommen; sein Herr ist durch das Gesetz berechtigt, über Leben und Tod des Sklaven zu entscheiden. Er kann nach Gutdünken und ohne irgend wie zur Rechenschaft verbunden zu sein, zu den härtesten Arbeiten ihn verurtheilen, zu härteren Arbeiten, als die eines Galeeren-Sträflings«. . . . »In verschiedenen Staaten, zum Beispiel in Süd-Carolina, kann der Herr den Sklaven mit oder ohne Vorsatz tödten, und der weisse Mörder braucht nur, um gesetzlich aller Verbindlichkeit enthoben zu sein, seine Unschuld durch einen Eidschwur zu betheuern, selbst wenn alle Umstände sein Verbrechen beweisen und die farbigen Zeugen seine Strafbarkeit unumstösslich darlegten«. »In den Sklaven-Staaten Nord-Amerika's reisst man ohne Bedenken die Familien auseinander, so wie man eine Tracht junger Hunde oder Katzen vertheilt«. — Ein Jammer, ein Elend! Aber, ist das Elend, der Jammer bei den Proletariern ausserhalb Lowell's in Nord-Amerika, Mühlhausen's in Frankreich u. s. w., vielleicht um Vieles kleiner, als das kaum zum vierten Theile empfundene Elend der Schwarzen in den ehemaligen Sklaven-Staaten der Union. Zwar werden die Proletarier nicht durch die Willkür des Herrn von ihren Familien gerissen, verkauft, erschossen: aber sie werden von dem Executor unbarmherzig ausgepfändet, vom Hauswirth auf die Strasse gesetzt, dem Jammer und der Schande Preis gegeben, in die Arme des Verbrechens, des Lasters getrie-

---

295) Dunant, J. H., L'esclavage chez les musulmans et aux États-unis d'Amérique. Genève. 1863. in 8⁰. pag. 25. u. fg.

ben, von gewinnsüchtigen Unternehmern gewissenlos ausgenutzt, und zuletzt, jedoch immer nur mittelbar und unter der Maske von Nächsten-Liebe und Humanität, leiblich und sittlich vergiftet.

Den Sklaven des Orient's kann nicht nur der Sklave Nord-Amerika's, es könnte ihn auch der europäische Proletarier beneiden. A. B. CLOT-BEY[296]), welcher das Wort Sklaverei auf den Orient gar nicht angewandt wissen will, sagt unter Anderem: . . . »in der That, es besteht ein ungeheuerer Unterschied zwischen der amerikanischen Sklaverei*) und der Dienstbarkeit**) der Orientalen. Bei diesen letzteren ist die Sklaverei weder eine grausame, noch eine schändliche Einrichtung; sie betrachtet den Sklaven nicht als eine Sache, nicht als einen materiellen Gegenstand, in der Weise, wie das römische Gesetz es machte; sie macht aus ihm keinen Artikel der Einfuhr oder Ausfuhr, macht seine Lieferung nicht zum Objecte der Speculation«. . . . »Der abendländische Ansiedler schätzt bei dem Neger nur dessen materiellen Werth, und vergisst in ihm den moralischen Menschen, entkleidet ihn seiner Natur. Der Muselmann dagegen sieht in seinem Sklaven immer einen Menschen, und behandelt ihn in einer Weise, dass man von der Sklaverei des Orient's behaupten darf, sie sei häufig eine wahre Annahme an Kindes Statt, und immer eine Zulassung in den weiteren Kreis der Familie«. — Wird, bei fortschreitender Zunahme der Herrschaft des Capitals, der europäische Proletarier trotz Association jemals zu der glücklichen Sorglosigkeit des orientalischen Sklaven es bringen? Niemals. Erst die Herrschaft des Geldes muss aufgehört haben, bevor der Proletarier den Sklaven der Muselmänner zu überholen im Stande ist. Unter dem Halbmonde ist das Gesetz und die Sitte dem Sklaven günstig, unter dem Kreuze zermalmen Gesetz und Sitte den Proletarier.

Der freigelassene Farbige in den Sklaven-Staaten Nord-Amerika's war oft genug ein Scheusal, weil Gesetz und Sitte ihn brandmarkten, weil die Herrschaft der Baumwollen-Barone ebenso ihn belastete, wie die Herrschaft der Geld-Protzen in Europa den Proletarier. V. COURTET de l'Isle[297]) entwickelt: »Wenn man in den Vereinigten Staaten das Befinden der Sklaven mit jenem der freigelassenen Farbigen vergleicht, welcher ungeheuere Unterschied im Wohlsein und der Sittlichkeit! Diese, obgleich frei, befinden sich stets auf den untersten Rangstufen der Gesellschaft, in Hinsicht ihrer Faulheit und ihrer Laster; jene, einer gesicherten Exsistenz sich erfreuend, gerathen nicht in die schreckliche Gefahr, Landstreicher, Diebe und Mörder zu werden«. — Seitdem nun in Nord-Amerika die Herrschaft der Baumwollen-Barone ein Ende nahm, und die Sklaven in Folge dessen zu Menschen sich gestalten konnten, hat die Freiheit deren Loos im Grossen und Ganzen verbessert. Und so muss in Europa erst die Herrschaft des Geldsackes zu Ende sein, bevor die sociale Gesundheit der Proletarier eine dauerhafte wird, mit andern Worten: bevor das Proletariat verschwindet.

---

296) CLOT-BEY, A. B., Aperçu général sur l'Égypte. Bruxelles. 1840. in 12°. Bd. I. pag. 282. u. fg.

297) COURTET de l'Isle, V., La science politique fondée sur la science de l'homme, ou étude des races humaines sous le rapport philosophique, historique et social. Paris. 1838. in 8°. pag. 217.

*) esclavage.

**) servitude.

§ 71.

Eine andere Form des Elend's ist der Bettel. So wie zur Austilgung der Massen-Armuth die Herstellung der Harmonie von Arbeit und Genuss nöthig ist, so macht die Austilgung des Bettels erforderlich, die Arbeit auf das richtige Maass zu erhöhen, in ihrem Erfolge zu sichern, und dort sie einzuführen, wo sie vom Müssiggange, von dem bürokratischen Schablonenthum, von dem Mangel an Mitteln, oder von der Hartherzigkeit der privaten Arbeitgeber ausgeschlossen war. In den Fällen, wo körperliche Leiden, Alter u. s. w. die Arbeit nicht zulassen, kann der Bettel nur durch den unmittelbaren Eingriff zu dem Behufe der Versorgung des Hülfelosen aufgehoben werden.

Gesellschaftliche und staatliche Verhältnisse nähren den Bettel, und erzeugen ihn, so wie sie die Verbrechen erzeugen. Diese Thatsache ist den tonangebenden Kreisen in Staat und Gesellschaft meistens unbekannt; darum herrschen sie den Bettler an: Fauler, geh' hin und arbeite! Und der Bettler ist so häufig deshalb ein Bettler geworden, weil er trotz aller Bemühung Arbeit nicht finden konnte. Hans im Glücke wird nicht nur übermüthig, sondern auch dumm und herzlos.

Es steht ausser allem Zweifel, dass eine nicht geringe Zahl von Menschen wegen wirklicher Arbeitsscheu die Bettel-Profession ergreift. Aber, woraus entspringt Arbeitsscheu? Aus schlechter Erziehung, aus Erfolglosigkeit aller Unternehmungen, aus krankhaften Verhältnissen der Constitution des Leibes, aus schimpflicher Behandlung, aus Vexirung durch die Obrigkeit, aus Beraubung der zur Arbeit nöthigen Werkzeuge und der zum Leben nöthigen Hausgeräthe durch den Executor, aus Unglücks-Schlägen u. s. w. Also, nicht die ewige kopflose Anschuldigung der Arbeitsscheu und herzlose Verurtheilung des Arbeitsscheuen, sondern gründliche Entfernung der Ursachen des Uebels! So lange man diese Ursachen nicht tilgt, darf man auch den Bettel nicht verbieten. Ueberhaupt ist es wider alles natürliche Recht, einen Menschen zu bestrafen oder sonst wie zu massregeln, wenn er die Hülfe seines Nächsten erfleht; nur die scheussliche Herzens-Härtigkeit übermüthiger und unwissender Köpfe konnte Massnahmen und Strafen wider Bettler*) erfinden.

Die Anwendung der von der Gesundheits-Pflege gebotenen Mittel zur Besserung der Constitution wird bei Bettlern nur dann möglich, wenn diese in Asylen sich befinden und daselbst die Sorgfalt des Arztes, des Menschen-Freundes für sich in Anspruch nehmen. Wir begeistern uns gerne für solche Asyle, wenn sie den Anforderungen entsprechen, welche man berechtigt ist, vom Standpunkte der Gesundheits-Lehre und einer naturgemässen Moral an sie zu stellen; wir erklären diese Institute aber für schädlich, wenn an Statt wahrer Humanität Unduldsamkeit, Bekehrungs-Eifer, Heuchelei und Frömmelei, an Statt echter Gesundheits-Pflege Nachlässigkeit, Unordnung, Lieblosigkeit und Unvernunft dort herrschen.

Wird in einem wohl bestellten Asyl die Unfähigkeit und Unlust zur Arbeit durch die Mittel der Pflege des Körpers, der Bildung des Geistes und Veredelung des Gemüthes gehoben, so erwächst der bürgerlichen Gemeinschaft hierdurch der grösste Vortheil, indem eine Zahl tüchtiger Arbeitskräfte wieder sich erhebt und dem Fortschritte des Elend's eine bedeutende Schranke

*) nicht Gauner; denn zwischen Bettlern und Gaunern ist ein grosser Unterschied.

setzt. In jedem Asyle, wie wir es wünschen, muss es ausschliesslich erstrebt werden, die physischen und moralischen Kräfte des Verkommenen gleichzeitig und gleichmässig zu erhöhen. Und dies geschieht zunächst immer durch Besserung der Constitution vermittelst der Gesundheits-Pflege. In dem Maasse, als hier Resultate erzielt werden, darf man von dem Einfluss der moralischen Mittel Nutzen erwarten. Ohne die Gesundheits-Pflege des Leibes bleiben alle Einwirkungen materieller Art erfolglos.

Nach den Berichten von J. B. Monfalcon und A. P. J. de Polinière [298]) wird das in Lyon befindliche Asyl *) jedem öffentlich aufgegriffenen Bettler, wohl oft genug gegen dessen Wunsch, gütigst offerirt. In den daselbst befindlichen Werkstätten entspricht die von den Gefangenen zu leistende Arbeit ganz dem Stande seiner körperlichen Kräfte. »Die Bettler finden in der Anstalt ein gutes Bett, geeignete Kleidung, gesundheits-gemässe Nahrung, und begegnen jeder nur möglichen Sorge für ihr Wohlbefinden«. »Viel besser gehalten, als die Verbrecher, bekommen die Bewohner des Asyl's täglich Fleisch und Wein; ihr Brod ist vortrefflich, das Wasser in Fülle vorhanden und von der besten Beschaffenheit«. — Eine solche Anstalt kann, wenn sie gut geleitet wird, unzählige Menschen der Arbeit, dem Fleisse, der Ordnung, der Häuslichkeit zurück geben, und hervor ragend das Ihrige zur Verminderung und Verhütung der Bettelei beitragen.

Den Einwendungen, welche wider die Asyle für Bettler gemacht wurden, begegnet De Gérando [299]), ob er sie gleich in ihrer vollen Schwere erfasst und würdigt. Er betrachtet diese Anstalten als Orte der Verhütung und Heilung schlimmer Uebel, und stellt sie zwischen die Gefängnisse und die Hospitäler. Er betrachtet den der Freiheit beraubten Bettler als einen Kranken, welcher aus seiner Apathie und Trägheit zu neuem Leben erweckt, geheilt werden soll.

Viele Uebel physischer und moralischer Art werden durch den Bettel verursacht. F. E. Fodéré [300]) sagt in Betreff der körperlichen Leiden: »Die Gewohnheit des Nacktsein's **), der Unreinlichkeit, des Lebens in freier Luft, ausgesetzt allen Unbilden der Witterung, des Schlafens in Ställen, an feuchten, dunklen, unreinen Orten; das Fehlen der Wäsche, der Bäder und der verschiedenen Mittel, durch welche selbst der gewöhnlichste Mensch sich befreit von dem Schmutze, dem Schweisse u. s. w.; — dies Alles verursacht bei den Bettlern sehr häufig skorbutische Affectionen und Haut-Krankheiten«. Die Unterdrückung der Transspiration macht, dass die Bettler »der Wassersucht, den Durchfällen und der Ruhr ausgesetzt sind. Die Mehrzahl derselben verfällt in Verrücktheit oder in einen Zustand völliger Unempfindlichkeit, und erliegt dem Schlagflusse, oder geht zu Grunde während eines Anfalles wirklicher Epilepsie«. »Die akuten Krankheiten der Bettler, wie ich dieselben

---

298) Monfalcon, J. B., & De Polinière, A. P. J., Traité de la salubrité dans les grandes villes, suivi de l'hygiène de Lyon. Paris. 1846 in 8⁰. pag. 437. u. fg.

299) De Gérando, De la bienfaisance publique. Nouvelle édition. Bruxelles. 1839. in 8⁰. Bd. II. 267. u. fg.

300) Fodéré, F. E., Essai historique et moral sur la pauvreté des nations, la population, la mendicité, les hopitaux et les enfans trouvés. Paris. 1825. in 8⁰. pag. 372. u. fg.

*) dépôt de mendicité.

**) der ungenügenden Bekleidung.

häufig in den Hospitälern wahrgenommen habe, sind die folgenden: gastrische Fieber, rothlauf-artige Leiden, putride und bösartige Fieber«. — Nicht minder kommen die moralischen Leiden der Bettler in Betrachtung, und auch jene Leiden in der Gesellschaft, welche durch den Bettel und die Bettler verursacht werden, sowohl durch die Bettler aus Noth, als durch die Bettler aus Profession.

Abgesehen von den Professions-Bettlern, die ihrer Wesenheit nach nur Gauner sind, gehört es zu den grössten Verirrungen der Gesetzgebung, in den durch die Noth zu Bettlern gewordenen Menschen Verbrecher zu sehen und als solche sie zu bestrafen. Die alte christliche Kirche wusste nichts von der verderbten Anschauung der Philister und deren geist- und herzlosen Gesetzen, sondern predigte Erbarmen und demonstrirte die den Bettlern gewährte Hülfe als eine Stufe zur ewigen Seligkeit. Wir wollen dieses Verfahren wissenschaftlich nicht zergliedern; so viel aber ist gewiss, dass die alte Kirche das Elend linderte, den Pauperismus nicht aufkommen liess, wogegen die heutigen Philister mit ihren dummen, eng- und hartherzigen Gesetzen die Massen-Armuth nur befördern. Sie bestrafen den Bettler, sie verbieten den Bettel: und doch vermehren sie den Pauperismus!

Mit Recht bemerkt Alban de Villeneuve-Bargemont [301]: »Die Gesetzgebung stimmt gleichwohl mit dem Christenthume*) überein, dass es nöthig sei, die Bettelei auszutilgen; aber jene will mittelst Bestrafung, dieses mittelst Barmherzigkeit und Moral den Zweck erreichen«. »Die Gesetzgebung setzt in ihrem strengen Absolutismus voraus, dass die Bettelei vielleicht nur die Wirkung der Faulheit und Nichtsthuerei sei«. »Die reichen Egoisten, belästigt durch den Anblick des äussersten Elend's, sehen in dem Bettler nur ein entartetes Wesen, welches seine Entblössung und den Verfall seiner Ansprüche in der Ordnung der menschlichen Gesellschaft sich selbst zuzuschreiben hat. Weil das Bild des sein Brod erbittenden Armen ihre Vergnügungen stört, belieben sie, sich zu überreden, dass das Laster allein diesen verächtlichen Zustand zu bedingen im Stande sei. Sie haben nicht Lust, die Mühe der Erforschung der Ursachen dieses Excesses der gesellschaftlichen Ungleichheit sich zu geben. Wenn sie einem Bittenden einen Heller bewilligen, glauben sie Alles und vielleicht selbst zu viel gethan zu haben, denn sie werfen sich vor, Aufmunterer der Faulheit und der Ausschweifung damit geworden zu sein«. »Die Religion dagegen«, sagt Villeneuve-Bargemont weiter, »weiss sehr wohl, dass die unvorhergesehenen und unverdienten Unglücks-Schläge den braven und fleissigen Arbeiter in das Elend zu stürzen vermögen; dass dem sittlichsten Menschen an Arbeit es gebrechen könne; dass der Lohn oft nicht ausreiche, um eine zahlreiche Familie zu erhalten; dass die unfreiwillige Armuth an Kenntnissen, die Krankheiten, die Gebrechen, das Alter und viele von der sittlichen Führung unabhängige Unfälle: eine grosse Zahl von Unglücklichen kraftlos oder arbeits-unfähig machen könne. Sie weiss, dass die Anstalten der Wohlthätigkeit nicht gross genug sind, um alle diese Unglücklichen aufzunehmen. Darum schreibt sie Almosen vor, und will, dass die

---

301) Villeneuve-Bargemont, A. de, Économie politique chrétienne, ou recherches sur la nature et les causes du paupérisme en France et en Europe et sur les moyens de le soulager et de le prévenir. Bruxelles. 1837. in 8⁰. pag. 228.

*) hier wird nicht das, seiner Natur nach hartherzige, Pfaffenthum gemeint.

Wohlthätigkeit und die Gerechtigkeit gegenseitig die Folgen der Ungleichheit menschlicher Verhältnisse bessern und die gleichsam über die Armen verhängten Prüfungen versüssen«.

Die heutigen Gesetze stammen theils aus einer Zeit, wo man Alles mit dem Korporals-Stocke ordnen zu können und ordnen zu müssen glaubte, theils rühren sie aus der Gegenwart her, in welcher das Geld angebetet wird und nur allein gekannt, geachtet ist. Darum zerdrücken diese grossentheils verhängnissvollen Gesetze den Armen, indem sie zunächst wegen seiner Armuth ihn brandmarken, ihn bestrafen und ihn zu Verbrechen oder Selbstmord zwingen. Rührung, Mitleid, Kenntniss des Menschen, Mangel an Vorurtheil, Verständniss einer wahren und von verderblichen Theorieen freien politischen Oekonomie, Selbstverläugnung, Opfer-Willigkeit, — diese und ähnliche Eigenschaften eines die Menschheit beglückenden Gesetzgebers dürfen in den Häusern der Abgeordneten nicht gesucht werden. Wie lässt also sich annehmen, dass bei dem gegenwärtig immer mehr wuchernden Egoismus, und der immer grösser werdenden Gleichgültigkeit gegen menschliche Leiden, von Seite der Gesetzgebung Schritte geschehen können, die Gehässigkeit und Bosheit wider die Bettler zu vernichten?

Wenn die Moral dereinst den Sieg davon getragen haben wird über das Scheusal des Mammon-Cultus, des Advokaten- und Kaufmannsthum's, dann wird sie zunächst jene grosse und erhabene Lehre verherrlichen, welche der alten Kirche die Kraft gab, Millionen armer Dulder dem Elend zu entreissen. Dann wird es keinen Bettel geben, ob da gleich kein Polizei-Mann den Bettler fangen und in den Käfig schliessen wird: ja man wird den Bettel und die Gesetze wider den Bettler und die Strafen für die Bettler nur im Buche der Geschichte verzeichnet finden.

Achilles Guillard 302) hat bewiesen, dass in unserer Zeit mit der enormen Zunahme der Vergnügungs-Sucht die Armuth und der Bettel ganz entsprechend wuchsen, und mit diesen beiden das Vagabundenthum. — Warum steigert sich die Vergnügungs-Sucht in so bedeutendem Grade? Weil die Moral fehlt und weil die Oekonomie alles Andere weit überwiegt. Und warum fehlt die Moral? Weil die Kirche, die es verschmähte, mit der Zeit vorwärts zu schreiten und die Ergebnisse der Forschung zu assimiliren und anzuwenden, entartete. Und warum geschah dies Alles? Weil die Kirche den Buchstaben aufrecht hielt, den Geist tödtete, und mit dem Buchstaben die Niederträchtigkeiten ihrer selbstsüchtigen Priester zudeckte. Die Liebe wurde verlacht, verspottet, zertreten; das Geld wurde angebetet.

Menschen, die krankhaft auf den Erwerb und auf das Vergnügen bedacht sind, werden hart und gefühllos; das Elend des Mitbruders rührt sie nicht; ja sie pfänden diesem die letzte Habe ab, um das Geld »in Papieren vortheilhaft anzulegen« und um in luxuriösen Kleidern gross zu thun. Von diesem elenden Geschlechte darf Grösse des Herzens nicht erwartet werden.

Der Wohlhabende war sehr erfinderisch in Ersinnung von Strafen gegen den Bettler, an Statt die Gesetze der Moral und der öffentlichen Wirthschaft zu studiren und den Bettel zu verhindern. Wo die Moral fehlt, macht das Leben ohne Sorge, in Ueberfluss, den Menschen hart, ja grausam; er kennt

---

302) Guillard, A., Eléments de statistique humaine ou démographie comparée. Paris. 1855. in 8^{0}. pag. 246.

Noth und Elend nicht, weiss nichts von deren Quellen, und sucht den Anblick der Elenden zu vermeiden, indem er durch Gesetze und Massregeln dem Bettler tödtliche Streiche versetzt. Hätte Einer von Denen, welche Strafen wider den Bettel dictirten, vorher selbst betteln müssen: fürwahr, es wäre ihm, wenn nur etwas Gefühl sein Herz erfüllt hätte, die Feder aus der Hand gefallen und das wider den Armen gesprochene Wort im Munde erstorben. Ueppigkeit ist stets die schlimmste Feindin der Gerechtigkeit, der Barmherzigkeit. Aber noch viel ärger, als die Ueppigkeit, verhält sich der praktische Materialismus; in seinen Augen ist der Bettler nicht nur kein Mensch, sondern auch kein lebendes Wesen. So entartet der Mensch, dem die Moral fehlt, unter dem Einfluss der Geldgier und der Ueppigkeit; er wird ein Tiger, dessen Rachsucht und Blutdurst der schwarze Frack nur sehr lose bedeckt.

§ 72.

Noch gewichtiger, als durch den Bettel, kommt das menschliche Elend durch das Vagabundenthum zum Ausdruck. H. A. Frégier[303]) handelt von diesen in Wahrheit höchst unglücklichen Menschen, welche man Landstreicher oder Vagabunden nennt, und welche das Gesetz in seiner Härte und die Gesellschaft in ihrer Beschränktheit, in ihrem Vorurtheil, in ihrer Grausamkeit ohne Prüfung verdammt. »In der engsten Bedeutung des Wortes«, sagt Frégier, »begreift der Name Landstreicher jene Menschen, welche, mit den Lumpen des Elend's bedeckt, in einer ununterbrochenen Trägheit dahin leben, aller Vorsicht und Energie baar, und in eine Art von Erstarrung versunken sind, welche ihren männlichen Charakter bis zum Schatten herabsetzt«. — Man mag die Landstreicher in zwei Klassen unterscheiden, in ehrliche und spitzbübische. Von den letzteren, die ihrer Wesenheit nach Verbrecher sind, wollen wir hier nicht sprechen. Aus der Definition, welche Frégier von den Vagabunden gibt, und die wir auch durchaus als eine vollständig zutreffende betrachten, fliesst die Thatsache, dass Landstreicher kranke, ja noch mehr, dass sie entartete Geschöpfe sind, somit ihr Schicksal nicht dem Strafgesetze, sondern der Barmherzigkeit anheim gegeben werden müsse. Ein Mensch, der in ununterbrochener Trägheit dahin lebt, der aller Vorsicht, aller Triebkraft baar, in Erstarrung versunken ist, ein solcher hat längst aufgehört, gesund und für seine Handlungen verantwortlich zu sein!

Der Landstreicher muss durch gute Pflege körperlich gekräftigt, durch sorgfältige Erziehung sittlich und geistig gehoben werden; dann hört seine Trägheit auf, Herrschaft auszuüben, und die sittlichen Gefühle erwachen. Also Nächsten-Liebe bethätigt, und es gibt bald keine Vagabunden mehr! Nächsten-Liebe öffnet der Gesundheits-Pflege, und diese der Moral die Pforten; das Strafgesetz zerdrückt Den, welchen die Gesellschaft zum Landstreicher machte. Wer wird ein Vagabund? Etwa der mitten in Reichthum oder Wohlstand Lebende? Niemals; immer nur wird es der Arme, der Verlassene, der Verachtete, nachdem er durch ein Meer von Elend gegangen und abgestumpft worden ist.

---

303) Frégier, H. A., Des classes dangereuses de la population dans les grandes villes, et des moyens de les rendre meilleures. Paris. 1840. in 8⁰. Bd. I. pag. 192. u. fg.

Robert Mohl[304]) hat folgende Massregeln der öffentlichen Gewalt zum Behufe der Unterdrückung des Vagabundenthum's ersonnen: »Alles Herumziehen von Heimathlosen ist unbedingt zu verbieten, und die verschiedenen Polizei-Agenten, namentlich Gensdarmen, sind anzuweisen, allen dem Anschein nach dieser Klasse angehörigen Reisenden die Ausweise über Heimath und Reise-Erlaubniss abzuverlangen«. »Das Gesetz hat auszusprechen, welche Gemeinde den Heimathlosen und seine Familie unweigerlich aufzunehmen hat«. »In diese ihm angewiesene Gemeinde ist denn der Vagant und dessen Familie zu confiniren, das heisst: er darf dieselbe ohne besondere polizeiliche Erlaubniss nicht verlassen«. »Um den beständigen Aufenthalt möglich zu machen, ist für den Unterhalt der Zugewiesenen zu sorgen, in so ferne sie nicht selbst im Stande sind, denselben durch Arbeit zu erwerben«. »Eine Hauptsache ist eine gute Erziehung der Kinder solcher Familien, damit sich nicht auf sie der Hang zum Müssiggange und unerlaubtem Erwerbe fortsetze«. — Nicht ein Jeder ist im Stande, in seiner Heimath zu leben und dort sich zu ernähren; er muss das Weite suchen, um ferner bestehen zu können. Polizei-Männer und Gensdarmen mögen sonst vom Kopf bis zum Fuss Ehren-Männer sein; aber für die Rolle einer Vorsehung haben sie doch zu wenig Anlage. Das Gesetz kann mit seiner ultima ratio, der Gewalt, wohl Gemeinden zwingen, Landstreicher aufzunehmen; aber es kann wahre Humanität gegen diese Unglücklichen von den Gemeinden nicht erzwingen. Man kann leicht einen Menschen da oder dort interniren; der Unglückliche kann jedoch unter solchen Verhältnissen physisch und moralisch zu Grunde gehen. Wenn die Behörde des Staates oder der Gemeinde für den Lebens-Unterhalt eines Menschen sorgt, kann dieser sicherlich weder leben noch sterben, sondern nur versäuern, verkommen, entarten. Gute Erziehung der Kinder von Vagabunden ist gewiss eine Hauptsache; aber Bürgermeister und Präfecten pflegen sie nicht zu ertheilen.

Durch welches praktische und directe Mittel kann also das Vagabundenthum verhütet werden? Durch das Wirken milder und freier Vereine, durch die freie Barmherzigkeit, die weder eines Gensdarmen noch eines Büttels bedarf, noch auch zum Strafgesetze um Hülfe betteln geht.

§ 73.

Eine Form und zugleich eine Folge des menschlichen Elend's ist die Prostitution des weiblichen Geschlecht's. Die grösste Mehrzahl der Weiber, welche für Geld ihre Zeugungs-Theile Preis geben, wird durch die bittere Noth hierzu veranlasst; und die Prostitution selbst mag ein Jeder als den grössten Jammer für die Hure und für ihre Kinder betrachten.

Nicht alle Frauen sind fähig, der Prostitution sich zu ergeben. Prosper Despine[305]) sagt, dass diejenigen Frauen, bei denen der Fall möglich ist, ganz bestimmt gewisse sittliche Anomalieen bekunden, und rechnet zu den prädisponirenden Ursachen der Prostitution Abwesenheit oder doch ausser-

---

304) Mohl, R., System der Präventiv-Justiz oder Rechts-Polizei. Tübingen. 1834. in 8⁰. pag. 244. u. fg.

305) Despine, P., Psychologie naturelle. Étude sur les facultés intellectuelles et morales dans leur état normal et dans leurs manifestations anomales chez les aliénés et chez les criminels. Paris. 1868. in 8⁰. Bd. III. pag. 207. u. fg.

ordentliche Schwäche des Schamgefühles, Fehlen der Selbstliebe, und Unvorsichtigkeit. — Was erzeugt diese Ursachen? In den bei weitem meisten Fällen schlechte Erziehung. Und woraus quillt schlechte Erziehung? In sehr vielen Fällen aus dem Elend. Frauen schwachen Charakters wären durch gute Erziehung gestärkt und in den Stand gesetzt worden, Lockungen zu widerstehen; sie wären in den Stand gesetzt worden, auch wider das Elend, die mächtigste erregende Ursache der Prostitution, mit Erfolg zu kämpfen.

William Acton [306]) zeigt hauptsächlich aus den Anführungen von Mayhew, wie die herzzerreissende Noth der Arbeiterinnen, verbunden mit Vernachlässigung in der Erziehung, zur Prostitution treibt: sie verdienen auch bei aller Aufopferung zu wenig, und ziehen die Schande dem Hungertode vor. A. J. B. Parent-Duchatelet [307]) rechnet das Elend zu den mächtigsten Veranlassungen der Prostitution. »Das Elend«, sagt er, »häufig zu der fürchterlichsten Höhe gesteigert, ist noch eine der stärksten Ursachen der Prostitution. Mädchen, von ihren Familien verlassen, ohne Eltern, ohne Freunde, können nirgends Zuflucht finden, und sind genöthigt, der Prostitution sich zu ergeben, wenn sie nicht Hungers sterben wollen. Eine dieser Unglücklichen, welche noch Ehrgefühl hatte, kämpfte über alle Maassen, bevor sie das von ihr als das Aeusserste Betrachtete ergriff; und da sie als Freuden-Mädchen sich einschreiben liess, ermittelte man, dass sie fast drei Tage lang nicht gegessen hatte«. Und weiter bemerkt Parent-Duchatelet: »Von allen Ursachen der Prostitution, insbesondere in Paris und wahrscheinlich in anderen grossen Städten auch, sind keine wirksamer, als der Ausfall der Arbeit, und das Elend, die unausbleibliche Folge der ungenügenden Löhne«. Parent-Duchatelet beweist durch die Statistik, dass von 5183 prostituirten Frauen 1441 in Folge grenzenlosen Elend's, 1255 in Folge gänzlichen Verlassensein's, 1425 aus Noth in die Arme des Lasters fielen.

Fr. S. Hügel [308]) beleuchtet das innige Verhältniss der durch Arbeitslosigkeit und ungenügenden Lohn für weibliche Arbeiten bedingten materiellen Noth zur Prostitution, und sagt da unter Anderem: »Wer kann es läugnen, dass es zeitweilig selbst den fleissigsten Proletariern an Arbeit fehlt, wie bei grossen Handels- und Industrie-Krisen? Womit sollen bei dem Eintritt solcher Eventualitäten die arbeitslosen Arbeiterinnen ihre bedrohte Exsistenz fristen? Sollen sie vor Hunger sterben? Die grösste Noth ist aber die Hungers-Noth; um ihr sich zu entreissen, bleibt diesen Unglücklichen häufig kein anderer Ausweg, als entweder der Prostitution zu huldigen *), oder ein Verbrechen zu begehen. Es ist wahrlich keine Kunst, von üppiger Tafel aus recht auferbaulich zu moralisiren und die Opfer der Preisgebung, nach denen so mancher heuchlerische Tugend-Held oft gerade das sehnsüchtigste Verlangen trägt, mit Anathemen zu begeifern. Wie viele der so genannten Tugend-Heldinnen

306) Acton, W., Prostitution, considered in its moral, social, et sanitary aspects, in London and other large cities. With proposals for the mitigation and prevention of its attendant evils. London. 1857. in 8⁰. pag. 20. u. fg.

307) Parent-Duchatelet, A. J. B., De la prostitution dans la ville de Paris, considérée sous le rapport de l'hygiène publique, de la morale et de l'administration; . . . Bruxelles. 1838. in 4⁰. pag. 29. u. fg.

308) Hügel, F. S., Zur Geschichte, Statistik und Regelung der Prostitution. Social-medicinische Studien in ihrer praktischen Behandlung und Anwendung auf Wien und andere Grossstädte. Wien. 1865. in 8⁰. pag. 208. u. fg.

*) das heisst: der Prostitution sich zu ergeben.

würden wohl den hundertsten Theil der herzzerreissenden Leiden jener Mädchen, die aus Hunger der Prostitution sich ergeben müssen, erdulden und überdauern, und nicht auch den Pfad der Tugend verlassen. Viele Mädchen werfen sich, erwiesener Maassen, ob sie gleich vor ihrer Schande zurückschaudern, um den Hunger ihrer Eltern und Geschwister zu stillen, für das Blutgeld der Prostitution weg«. Und die Arbeiterinnen, welche, trotz der grössten Aufopferung und Anspannung aller Kräfte, nicht das zum Leben Nöthigste zu erwerben vermögen, berührend, sagt HÜGEL: »Wollten diese Armen tugendhaft bleiben, so müssten sie einen so hohen Grad von moralischer Kraft besitzen, der es ermöglichte, der langsamen Aufzehrung ihrer Lebenskräfte ganz apathisch zusehen zu können. Da aber die Liebe zum Leben selbst des Bettlers Brust so mächtig beseelt, dass er früher die Moral, als seine Exsistenz hinopfert, so kann es nicht überraschen, wenn auch diese so hart bedrängten Mädchen ihre, so zu sagen unfreiwillige, Preisgebung einer sicheren materiellen Vernichtung vorziehen. Anfangs machen diese, obgleich schwer bedrückten, aber noch immer arbeitslustigen Mädchen nur so viel in Prostitution, als sie zur Deckung ihrer nothwendigen Lebens-Bedürfnisse benöthigen«. Nun zeigt HÜGEL, wie diese Mädchen moralisch immer mehr abstumpfen und zuletzt die Prostitution zu ihrem Hauptgewerbe machen. Er schliesst also: »Was ist, fragen wir, mehr zu beklagen: jene socialen Einrichtungen, durch die es so weit gekommen, dass die Löhne der Arbeiterinnen deren Bedürfnisse nicht mehr decken, oder die Charakter-Schwäche der Mädchen, die es nicht zulässt, dass sie in ihren Marter-Kammern langsam dahin siechen, um als Tugend-Heldinnen zu verenden«?

Diese Belege werden hinreichen, das Verhältniss des Elend's zur Prostitution klar zu machen, und andererseits zu dem Schlusse zu führen, dass nur Austilgung des Elend's das Mittel ist, der Prostitution Nahrung und Lebensluft zu entziehen. Man muss das Elend verhüten; aber man muss zugleich das vorhandene Elend durch den unmittelbaren Einfluss der Barmherzigkeit heilen. Diese Barmherzigkeit darf nicht darauf sich beschränken, die Hungrigen zu speisen, die Obdachlosen zu beherbergen, die Nackten zu bekleiden: sie muss auch darin sich ausdrücken, dass der Geachtete dem Verachteten das Tau der Rettung zuwirft, ihm die Hand reicht, und als Bruder moralisch ihm zur Seite steht; dass der Vornehme, an Statt in feiger Weise auf den Geringen einen Stein zu werfen, in der Gesellschaft dessen Vertheidiger wird und zu des Armen Gunsten das Herz der Mitbürger erweicht. Und den unglücklichen Prostituirten sollen wir vor Allem helfen aus ihrer Noth, aus ihrer Schande, aus ihrem Elend; wir sollen nicht uns schämen, von ihnen zu sprechen, noch viel weniger mit Schmutz sie bedecken; sondern theilhaftig sollen wir sie machen der Güter der Welt und alsdann der Moral, deren wir selbst bedürftig sind, die aber nur unter normalen Verhältnissen in uns wohnt. So wenig wir es verschmähen, zu dem Kranken zu gehen, um Trost und Hülfe ihm zu bringen in seinen Leiden; eben so wenig mögen wir uns scheuen, das Elend im Hause der Lust aufzusuchen, um es zu tilgen, um Denen, die sein Joch tragen, die Pforte eines neuen Lebens aufzuschliessen.

§ 74.

Schon auf früheren Blättern haben wir den Zusammenhang des Elend's mit den Verbrechen in das Auge gefasst. Hier, wo es davon sich handelt,

die Verbrechen als eine Form des Elend's zu betrachten, und von dem Mitteln, Verbrechen zu verhüten und zu tilgen, zu sprechen, müssen wir noch Einiges zu dem Obigen fügen.

Cesare Bonesana Beccaria[309]) hat das bedeutungsvolle Wort ausgesprochen: »Es ist besser, Verbrechen zu verhüten, als zu bestrafen«. »Dies«, sagt Beccaria, »ist das vornehmste Ziel einer jeden guten Gesetzgebung, welche die Kunst ist, die Menschen zu dem höchsten Grade der Glückseligkeit zu leiten, oder wenigstens nur das geringste Maass der Unglückseligkeit zuzulassen«. — Zur Verhütung der Verbrechen gehören unserer Ueberzeugung nach: gute Erziehung, Wohlstand, Gesundheit. Wenn die Gesetzgebung im Stande wäre, dies allen Menschen zu sichern, dann könnte man von ihr auch Verhütung der Verbrechen gewärtigen. Vor Allem müsste die Gesetzgebung so sein, dass sie unmittelbar und mittelbar das Elend verhinderte und die Moral beförderte. Leider aber pflegen die Gesetze das Elend zu befördern und die Moral zu verhindern, wo nicht ganz zu vernichten; darum sind sie eher noch eine Quelle, als die Todesglocke der Verbrechen. Die Gesetze, von Wohlhabenden und Reichen gemacht, stellen den Armen immer in das Vordertreffen, wo er den feindlichen Kugeln am meisten ausgesetzt ist; sie setzen bei ihm das grösste Maass von Zurechnung voraus, ein Maass, wie es dem höchst Gebildeten und Wohlhabendsten kaum zukommt, und verfahren unbarmherzig mit ihm, wenn er die geringste seiner ungebührlich verengten Schranken zu überschreiten scheint. Solche Gesetze wirken nicht Glückseligkeit, sondern Unglück, Elend und Verbrechen.

Es ist begreiflich, dass Dasjenige, welches Ungleichheit und Elend auf der einen, Uebermuth auf der anderen Seite begünstigt, die Verbrechen vermehren muss. »Wenn die Verbrechen bei den wohlhabenden Klassen selten sind«, entwickelt Isidor Alauzet[310]), »so ist dies der Fall, weil eben die Wohlhabenden über die Mittel verfügen, ihren Bedürfnissen und ihren Leidenschaften eine Befriedigung zu gewähren, welche die Armen nur um den Preis des Verbrechens erkaufen können; andererseits ist es der Fall, weil Sittlichkeit durch die Erziehung ihnen zu Theil wurde. In der That haben die Ideen und Gefühle, die Gewohnheiten und Sitten einen grossen Einfluss auf die Ausübung der Verbrechen, und die Erziehung im weitesten Sinne des Wortes gestaltet diesen Einfluss glücklich oder verhängnissvoll, wirkt auf Verminderung oder Vermehrung der Verbrechen. Eine schlechte Erziehung verdirbt selbst die besseren Anlagen; eine gute Erziehung . . . ist noch sehr mächtig den gemischten Organisationen, den unentschiedenen Charakteren gegenüber. Die Erziehung kann selbst eine unglückliche Organisation beeinflussen und dieselbe umgestalten«. — Die gesellschaftliche Ungleichheit wird immer bestehen; aber sie wird ohne alle schlimme Wirkung auf das Wohl der Gemeinschaft bleiben, Verbrechen nicht erzeugen, wenn ihre Schärfe durch gute Erziehung aller Volksklassen und durch Tilgung des Elend's zur Neutralisirung kommt. Es gibt Staaten, wo bei aller Gleichheit der Stände die Zahl der Verbrechen eine unverhältnissmässig grosse, und andere Länder, wo bei aller Ungleichheit der

---

309) (Beccaria, C. B.,) Dei delitti e delle pene. 2. Auflage. In Monaco. 1764. in 8⁰. pag. 102.

310) Alauzet, J., Essai sur les peines et le système pénitentiaire. Paris. 1842. in 8⁰. pag. 247.

Stände die Zahl der Verbrechen eine sehr geringe ist; dort ist das Volk gebildet, hier ungebildet; dort herrscht das Elend, hier, zumal bei den unteren Schichten, ein den Verbrechen wenig günstiger Natur-Zustand. Wo die Ungleichheit Verbrechen befördern soll, muss sie das Elend befördern, und mit diesem den Uebermuth und die Ungerechtigkeit der Begüterten und Herrschenden.

Man verdankt JOSEPH FLETCHER[311]) umfassende Forschungen über die Verbrechen in England und Wales. Er schliesst aus seinen Arbeiten, dass nicht die formelle, sondern nur die moralische Bildung, oder, wie er sie nennt, die Erziehung durch die christliche Schule, den Verbrechen entgegen wirke. Ausser dieser Erziehung scheine die Organisation der Industrie den mächtigsten Einfluss auf die sittlichen Verhältnisse der Gesellschaft zu üben. Concentration der Bevölkerung scheine die Wirkung der Vermehrung der Zahl der Verhaftungen, und insbesondere jener zu haben, welche in Folge gewaltsamer Angriffe auf das Eigenthum vollzogen werden.

LÉON FAUCHER[312]) lässt die Region der Eisenwerke durch eine ganz ausnahmsweise Criminalität gekennzeichnet sein. Während der drei Jahre 1842, 1843 und 1844 überstieg die Zahl der Verbrecher in der Grafschaft Stafford den Durchschnitt von England um 21.6 Procent, in der Grafschaft Warwick um 38.2, in der Grafschaft Worcester sogar um 52.7. »Aber«, bemerkt FAUCHER, »unabhängig von diesem beträchtlichen Verhältniss der Zahl der Angeklagten, zeichnet die Eisen-Region durch den ihr eigenen Charakter der Verkommenheit ihrer Bewohner sich aus. Es gibt vielleicht keinen Zweig des Gewerbs-Fleisses, wo die Arbeitgeber weniger um das Wohlsein und um das gute Verhalten ihrer Arbeiter sich bekümmern. In diesen Stätten der Industrie ist die Bevölkerung sehr dicht; sie hat sich gebildet durch Einwanderung aus den nächsten Nachbar-Districten, von wo die robusten, aber erschöpften Männer durch die Lockspeise grosser Löhne angezogen wurden. Nun leben die Arbeiter da in elenden Hütten, ohne jede Rücksicht auf die Vortheile des Eigenthum's, noch auf die Gesetze des Anstandes. Unwissenheit und Ausschweifung stehen hier in Ehren; das kleinste Dörfchen ist durch Wirthshäuser verpestet; man führt eine Stadt von fünftausend Einwohnern, Bilston, an, welche jährlich eine Million und dreimal hunderttausend Francs für geistige Getränke ausgibt«. »Ungeachtet der Erhöhung der Löhne, welche für einen kräftigen Arbeiter im Durchschnitt auf fünfundsiebenzig Francs die Woche sich belaufen, sind Unvorsichtigkeit und Verschwendung so bedeutend, dass in Folge dessen die Eisen-Arbeiter gemeiniglich in der tiefsten Noth leben« . . . »Die Gegend«, sagt ein Beobachter, »ist physisch und moralisch verstümmelt«. Vor dem Schwur-Gerichte zu Stafford wurden im März des Jahres 1849 vier junge Leute wegen Raubes angeklagt. Das Verbrechen ward begangen auf offenem Felde, bei lichtem Tage und unter den Augen von Hunderten von Zusehern jedes Alters und Geschlechtes, welche diesem Akte der aufwallenden Brutalität nicht nur kein Hinderniss in den Weg legten, sondern geradezu sich versammelten, um dieser gemeinen Scene anzuwohnen. Lange

---

311) FLETCHER, J., Summary of the moral statistics of England and Wales. [London. 1850.] in 8⁰. pag. 128. u. fg.

312) FAUCHER, L., Études sur l'Angleterre. [2. Auflage.] Paris. 1856. in 8⁰. Bd. II. pag. 251. u. fg.

kann man in den Jahrbüchern der civilisirten Völker blättern, bevor man einen ähnlichen Zug von Verrottung findet«. — Hier steht es mit den Löhnen ganz gut, und die Arbeiter wären sehr wohl im Stande Ersparnisse zu machen, sittlich zu leben und gesund zu bleiben, wenn die Wärme einer guten Erziehung sie durchdrungen hätte. Der Mangel an Erziehung überhaupt verschuldet bei diesen Eisen-Arbeitern das grosse Maass von Verbrechen und ihr mehr kannibalisches als civilisirtes Leben. Vermittelst der Schule allein können hier die Verbrechen nur wenig Verminderung erfahren; es handelt sich vorwiegend von moralischer Bildung, die durch das gute Beispiel und durch Vereine, weniger durch Geistliche von der Kanzel herunter, eingeflösst werden kann. Bei den genannten Eisen-Arbeitern entspringt aus dem moralischen physisches Elend, und hieraus das Verbrechen.

§ 75.

Wären die Menschen in dem Maasse der Vervollkommenung ihrer materiellen Cultur, ihrer Wissenschaften und Künste sittlicher geworden, so hätten auch die Verbrechen an Ausdehnung und Innigkeit bedeutend abgenommen. G. R. PORTER[313]) zeigt für England, dass mit der materiellen Cultur, mit der Vervollkommenung des Fabriks-Wesens, die Verbrechen zunahmen, und schreibt diesen Umstand der bodenlosen Unwissenheit, der Verwilderung der untersten Klassen zu; also, mit anderen Worten: die Verbrechen in England mehrten sich, weil mit dem materiellen Fortschritt die sittliche Vervollkommenung nicht Hand in Hand ging. JOSEPH FLETCHER[314]) erkennt in den industriellsten Districten diejenigen Oertlichkeiten, worin die grösste Unwissenheit herrscht, und am meisten Verbrechen begangen werden. JOSEPH KAY[315]), der PORTER's zahlreiche statistische Angaben im Auge hat, kommt zu dem Schlusse: »dass der grösste Theil der Unsittlichkeit der armen Klassen in England die unmittelbare Wirkung der äussersten Vernachlässigung ihrer Erziehung ist«.

Ueber eine Volks-Erziehung, wie sie geeignet ist, nicht nur das allgemeine Wohlsein zu befördern, sondern auch Verbrechen zu verhüten, hat JOHN WADE[316]) mehrere sehr gute Bemerkungen gemacht. »Der Gegensatz zwischen einem nackten Wilden und einem bewaffneten Manne«, sagt WADE, »ist nicht grösser, als der zwischen einem nicht-gebildeten und einem erzogenen Menschen. Beginnt Jemand seine Laufbahn ohne vorhergegangene entsprechende Bildung, so ist seine Lebensfrist abgekürzt, und sein Dasein einer jeden Schädlichkeit Preis gegeben«. . . . »Durch diese Unterlassung leiden die Einzelnen und die Gesellschaft. Erziehung ist die beste Art socialer Polizei, in so ferne sie den Hauptsamen des Verbrechens, des Elend's und der Un-

---

313) PORTER, G. R., The progress of the nation, in its various social and economical relations, from the beginning of the nineteenth century to the present time. London. 1836—43. in 12⁰. Bd. III. pag. 172. u. fg.

314) FLETCHER, J., Summary of the moral statistics of England and Wales. [London. 1850. in 8⁰.] pag. 16. u. fg.

315) KAY, J., The social condition and education of the people in England and Europe; . . . London. 1850. in 8⁰. Bd. I. pag. 379.

316) WADE, J., History and political philosophy of the middle and working classes. 4. Auflage. Edinburgh. 1842. in 8⁰. pag. 151. u. fg.

wissenheit zerstört«. WADE verlangt von der Erziehung, dass sie auf den künftigen Beruf des Menschen Rücksicht nehme, und wünscht die Belehrung des Volkes im Lesen, Schreiben und Rechnen, in der häuslichen und öffentlichen Wirthschaft, in der Gesundheits-Pflege, in den Gesetzen und der Moral, u. s. w. – Dass eine solche gut durchgeführte Erziehung in der That das sociale Wohlsein befördern, Elend und Verbrechen verhüten müsse, bedarf weiter keines Beweises. Aber leider ist man in vielen Ländern noch sehr entfernt von solcher Volks-Erziehung, und darum nicht im Stande, einen kräftigen Damm wider Elend und Verbrechen zu bauen.

Eine Volks-Erziehung, wie wir sie zur Verhütung des Verbrechens, des Elend's und der Krankheit der Gesellschaft für nöthig halten, wird gegenwärtig noch durch mancherlei Umstände und Vorurtheile beeinträchtigt, wo nicht ganz unmöglich gemacht. Von der Unwissenheit und den schlimmen Vorurtheilen sagt PAUL DIETRICH DE HOLBACH [317]), sie hätten in dem Maasse das Aufkeimen des moralischen Sinnes verhindert, und so die Begriffe des Guten und des Bösen verwirrt, dass die Grösse der Verbrechen dazu beiträgt, die Menschen bewundert und hoch geachtet werden zu lassen. »Stehlen und einen Menschen meuchlings ermorden, gelten für niederträchtige und strafbare Handlungen; gleichwohl liest man mit Bewunderung von den Verbrechen so vieler Eroberer, welche den Ruhm hatten, Reiche zu zerstören und ihre Bewohner schändlich zu ermorden. Nach den in der Welt herrschenden falschen Meinungen, wird ein Buch von wahrhafter Moral zu einer schauderhaften Satyre auf die Menschen, namentlich auf die herrschenden Gesetze, Vorurtheile und Gebräuche«. — Was nützt alle Erziehung, wenn die moralischen Begriffe verkehrt, verworren sind! Freilich ist die Staatsmoral nicht im Privatleben maassgebend, und die Thaten grosser Eroberer und Menschen-Schlächter werden nicht aus dem Gesichtspunkte der Sittenlehre, sondern aus jenem des wirklichen oder vermeintlichen öffentlichen Nutzens aufgefasst und beurtheilt; aber diese Auffassung und Beurtheilung ist eben so unsittlich, wie die Kluft zwischen privater und öffentlicher Moral als gefährlich sich erweist, und immer wieder, wenn auch nur mittelbar, das Verbrechen, das Elend, die Krankheit nährt.

Weil der Hang zum Verbrechen nicht selten rein leiblichen Ursprung's ist, das heisst: aus krankhaften Störungen des Körpers sich ergibt, darum vermag rein medicinische Behandlung des Menschen diesen Hang zuweilen zu tilgen. FORBES WINSLOW [318]) hat das Ausgesprochene durch mehrere höchst wichtige Thatsachen belegt. — Eine Neigung der eben angedeuteten Art kommt mehr in den höheren, als in den niederen Ständen vor, und lässt im Verhältniss leicht sich tilgen, wenn rechtzeitig die Hülfe der Heilkunst, vor Allem aber der Gesundheits-Pflege in Anspruch genommen wird. Die Verbrechen der wohlhabenden Klassen fliessen unmittelbar aus Uebersättigung und Uebermuth, aus Habsucht und aus Wollust. Dass dem Uebermuthe und der Wollust ein angemessenes diätetisches Verhalten die Spitze abbricht, steht über allem Zweifel; aber der Habsucht freilich ist mit der diätetischen Hygieine

---

317) (HOLBACH, P. D. DE,) Système social, ou principes naturels de la morale et de la politique. De l'influence du gouvernement sur les moeurs. Paris. 1795. in 8⁰. Bd. I. pag. 146. u. fg.

318) WINSLOW, F., On the obscure diseases of the brain, and disorders of the mind. 4. Auflage. London. 1868. in 8⁰. pag. 106. u. fg.

nicht leicht beizukommen. Verbrechen aus Habsucht finden in der Besserungs-Strafe ihr Heilmittel, und weiter auch das Mittel zur Verhinderung.

§ 76.

Die Strafe von ehedem, mit ihrer aus dem Alten Testamente geschöpften Rachsucht, musste nothwendig in den meisten Fällen verbittern, und durch die mit ihrem Vollzuge zur Geltung kommenden Neben-Verhältnisse, wie Gemeinschaft der Verbrecher, u. s. w., nur zur Verschlechterung der moralischen Constitution des Menschen mächtig beitragen. Wir sind nicht der Meinung, dass es vortheilhaft sei, der Strafe absolut den Charakter als Strafe zu nehmen; aber wir sind auch fest überzeugt, dass eine Strafe nur dann heilbringend sich verhalten könne, wenn sie vorwiegend Besserung des Gefangenen zur Aufgabe sich macht. Eine solche Besserungs-Strafe erfüllt ihren Zweck als Strafe schon, indem sie den Verbrecher der Freiheit beraubt; sie erfüllt aber ihren Zweck als Besserungs-Mittel erst dann vollständig, wenn sie dem Gefangenen eine gute Erziehung im vollsten Umfange sichert, also ihn zugleich belehrt und veredelt.

Zur Verhütung weiterer Verbrechen genügt aber auch die Besserungs-Strafe noch nicht. Fehlt es an Vereinen, welche den seiner Haft Entlassenen stets zu Gutem anleiten und ihn so beschützen, dass das Elend nicht sein Loos wird: dann steckt der Arme wieder mit einem Fuss in der Schlinge des Verbrechens. Aber auch solche menschenfreundliche Vereine sind ungenügend, wenn sie nicht zur Aufgabe es sich machten, dem Schützling Anleitung zu gesundem Leben zu geben.

Man gestatte uns einige Worte über die Besserung der Verbrecher. »Die Besserungs-Theorie«, entwickelt Christfried Albert Thilo[319], »kommt auf den Widerspruch, dass Jemand eingewilligt habe, wider seinen Willen gebessert zu werden. Accessorisch aber zur Wiedervergeltungs-Theorie hat sie ihre gute und sittlich nothwendige Bedeutung. Denn namentlich die Idee des Wohlwollens verlangt, dass die Strafe möglichst so eingerichtet werde, dass sie, wenn auch nicht direct Besserung bewirke, so doch sie nicht erschwere«. — Die Theorie der Besserung kann auf den Willen des Uebelthäters, welcher als solcher der Besserung bedürftig, nur theilweise zurechnungsfähig und darum der Vormundschaft der Gemeinde benöthigt ist, Rücksicht nicht nehmen; und da Besserung, mit anderen Worten: Erziehung, des mangelhaft oder schlecht erzogenen, oder Wiederherstellung des durch Hunger und Elend körperlich herab gekommenen Verbrechers, vor Allem mit grösster Nothwendigkeit sich geltend macht, so kann die Besserungs-Theorie keine accessorische Bedeutung zur Wiedervergeltungs-Theorie haben, sondern es muss zwischen beiden gerade das umgekehrte Verhältniss Statt finden. Der Inhalt der Besserungs-Strafe wird also so sich gestalten, dass Besserung die Hauptsache, die Strafe aber nur das Accessorische ist. Ein solches Verhältniss ist in Theorie und Praxis den Anforderungen socialer Gesundheits-Pflege gemäss.

---

319) Thilo, Ch. A., Die theologisirende Rechts- und Staatslehre. Eine historisch-kritische und thetische Untersuchung über die Principien der Rechtsphilosophie und die damit zusammenhängenden philosophischen Disciplinen, mit besonderer Rücksicht auf die Rechtsansichten Stahl's. Leipzig. 1861. in 8⁰. pag. 375.

L. A. GOSSE [320]) sagt unter Anderem: »Nach unserer Ansicht ist die Strafe nicht der Ausdruck einer gehässigen und unnützen Rache gegen das strafbare Individuum, sondern ein Mittel, dem Bösen vorzubeugen und die Vollziehung von Maassnahmen zu sichern, welche die Wirkungen des Bösen hintanhalten. Ihr Zweck wäre verfehlt, wenn sie die Wiedergeburt des Sträflings nicht begünstigte und die Integrität seines Gesundheits-Zustandes nicht erhielte«. — Der Verbrecher muss moralisch wieder geboren werden; zu diesem Behufe muss er gesund sein. Die Strafe beraubt ihn der Freiheit, nicht um ihn deren zu berauben und ihn zu »zwiebeln«, sondern um ihn gesund, gebildet und sittlich zu machen. Macht sie ihn krank und verhindert sie seine moralische Entwickelung, dann trägt sie nur zur Vermehrung der Verbrechen in ausnehmender Weise bei.

Die Gesellschaft ist die Urquelle der meisten Verbrechen; sie hat demnach kein Recht, den Verbrecher eigentlich zu bestrafen, sondern die Pflicht, auf den guten Weg ihn zurück zu bringen, ihn zu erziehen. Hören wir zunächst einige Worte von KARL D. A. RÖDER [321]): »Ausnahmsweise hat jedoch auch bei den Erwachsenen der Staat die Pflicht und das Recht, in das denselben regelmässig zukommende Freiheits-Gebiet mehr oder minder tief durch ein eigentliches Zucht- und Besserungs-Verfahren einzugreifen. Wenn sie nämlich durch rechtswidriges Verhalten in Worten oder Werken eine solche unrechtliche Gesinnung an den Tag gelegt haben, dass sie der vernünftigen Selbstbestimmung in Bezug auf das Recht und die Rechts-Ordnung, also des guten Gebrauch's der ihnen bisher zugestandenen äusseren Freiheit, dermalen unfähig, das heisst: sittlich und rechtlich unmündig erscheinen, so bedürfen sie, in so weit und in so lange dies der Fall ist, einer Beschränkung dieser missbrauchten Freiheit, einer strengen Zucht und Leitung ihres Lebens, das heisst: einer Bevormundung von Seiten des Rechts-Staates. Diese wie jede andere Bevormundung muss zunächst um ihrer selbst willen, zum eigenen Besten, den Bevormundeten zu Theil werden, und zwar zum Behufe ihrer Zurückführung in That und Gesinnung zum Recht, dadurch aber ihrer Wieder-Befähigung zur vollen äusseren Freiheit. In dieser Straf-Bevormundung und Straf-Zucht, in dieser gewisser Maassen nachgeholten Erziehung, die in so fern Besserungs-Strafe genannt werden kann, erfüllt die Rechts-Gesellschaft an den Rechts-Verächtern ihre ganze, nicht blos negative, sondern auch positive Aufgabe; sie verneint das Unrecht, indem sie das Recht an seine Stelle setzt«. — Die Gesellschaft schlägt dem Armen und Verlassenen Wunden, sie muss also mindestens dieselben gratis zuheilen; sie fängt ihn in Fallen und Schlingen, sie muss ihn doch wieder heraus ziehen und den gröbsten Schaden gut machen; sie verhindert seine gute Erziehung durch Verewigung des Elend's, sie muss also den Uebertreter ihrer Gesetze erziehen, nachdem sie ihn erhascht und isolirt hat. Sie brauchte aber das Alles nicht, sie brauchte keine Justiz-Paläste, Gerichts-Höfe, Gefängnisse zu bauen, wenn sie für gute allgemeine Erziehung und für Verhinderung des Elend's sorgte. Die Justiz-Paläste mögen zur architektonischen Zierde der Städte gehören; in ihrem Wesen aber sind

---

320) GOSSE, L. A., Examen médical et philosophique du systéme pénitentiaire. Genève. 1837. in 8⁰. pag. 19.

321) RÖDER, K. D. A., Besserungstrafe und Besserungstrafanstalten als Rechtsforderung. Eine Berufung an den gesunden Sinn des deutschen Volkes. Leipzig und Heidelberg. 1864. in 8⁰. pag. 14. u. fg.

sie nur kostspielige Satyren auf die Gesellschaft, auf ihre Brutalität, auf ihren Materialismus, auf ihre Schlechtigkeit. Traurig, dass der Mensch nicht gleich von vorne herein des Lichtes und der Wärme guter Erziehung theilhaftig zu werden im Stande ist, dass er vor Elend ganz verkommen und zum Verbrechen getrieben werden muss, um alsdann erst unter dem Titel der Bestrafung etwas von Erziehung *) zu bekommen!

J. Ch. Herpin [322]), welcher an die Spitze seines Werkes den Satz stellt, »Die Straf-Anstalten sollen betrachtet werden als Hospitäler, in denen man Kranke, die von mehr oder minder schweren moralischen Leiden heim gesucht sind, besorgt«, sagt: »Die menschliche Gemeinschaft hat nicht allein das Recht, sondern noch viel mehr die Pflicht, sich zu erhalten, das heisst: sich zu beschützen und gegen Die zu vertheidigen, welche sie gewaltsam angreifen und wider sie in den Zustand der Rebellion treten«. Und in Betreff jenes Rechtes der menschlichen Gemeinschaft, die Verbrechen zu unterdrücken und die Uebelthäter zu bestrafen, bemerkt Herpin: »Dieses Recht hat seine Grenzen; es sind diejenigen, welche die Vernunft, die Gerechtigkeit und die Menschlichkeit vorzeichnen«. »Die Gesellschaft hat das Recht und die Pflicht, zu bestrafen; aber sie soll zu gleicher Zeit die Natur und die Schwere der Strafe mit den Prinzipien der Menschlichkeit, der Gerechtigkeit und der Gesittung in Einklang bringen«. »Das Recht, welches die Gesellschaft besitzt, besteht darin, gegen das Uebel sich zu vertheidigen, welches der Verbrecher wider die Gesetze anrichtet; sie hat auch das Recht, für den von ihm gestifteten Schaden Ersatz von ihm zu fordern«. »Aber, wenn, was oft **) sich ereignet, die Gesellschaft selbst die oberste Veranlassung des Fehlers ist, in welchen der Strafbare verfiel, ist es nicht billig, dass dieses Recht gemässigt, begrenzt sei? In diesem Falle möge die Gesellschaft vielmehr die Pflicht, die Wiedergeburt des Verbrechers zu bewirken, als das Recht, ihn zu bestrafen, sich zuerkennen«. »Der Zweck der Strafe ist ein doppelter: die Vergeltung, welche der Grösse des Verbrechens oder Vergehens angemessen sein soll; und die sittliche Besserung, die Regeneration der Bösewichte, welche, nach Verbüssung ihrer Strafe, in den Hafen der Gesellschaft zurück kehren sollen«. — Wenn die menschliche Gemeinschaft die Pflicht hat, sich zu erhalten und zu beschützen, die Verbrechen zu unterdrücken und die Uebelthäter zu bestrafen, so ist es wohl gewiss zunächst ihre Sache, mit Aufgebot aller Mittel zu verhindern, dass eine solche menschliche Bestie der andern nicht das Hemd vom Leibe reisse, das Bett wegnehme und das Brod vorenthalte; sie lege dem Uebermuth das Handwerk, bestrafe den üppigen Verführer und Schänder, den erlauchten Betrüger und den hoch zu gebietenden Dieb.

Wenn das bezeichnete Recht der Gesellschaft in den Grenzen sich halten soll, welche Vernunft, Gerechtigkeit und Menschlichkeit vorzeichnen, so müssen diese drei erst lebendig geworden und in das allgemeine Bewusstsein gelangt sein, und zwar auf dem Wege einer guten National- und Privat-Erziehung. Aber leider sind es immer und überall die Vorurtheile des vornehmen und gemeinen Pöbels, welche eine solche Erziehung zur Thatsache nicht werden

---

322) Herpin, J. Ch., Études sur la réforme et les systèmes pénitentiaires considérés au point de vue moral, social et médical. Paris. 1868. in 12⁰. pag. 6. u. fg.

*) oft genug kaum in dreissigster Verdünnung!

**) in der Mehrzahl der Fälle.

lassen; und ausser den Vorurtheilen wirken die niedrigen Interessen und falschen Theorieen dem Guten entgegen. Unter solchen Umständen schränkt das natürliche Recht der Gemeinschaft über den Verbrecher immer mehr sich ein, und ihr gewaltthätiges Vorgehen wider den Unglücklichen wird in vielen Fällen selbst zum Verbrechen. Sie nöthigt dem Kinde das Feuer auf, und nun verfährt sie peinlich gegen das unfertige Geschöpf, wenn dieses das Haus anzündete!

Die Erziehung mag im Elternhause, in der Schule und in öffentlicher Versammlung so wirken, und als solche wie in ihren Resultaten durch das Elend so wenig gehindert sein, dass sie den Bau des Gefängnisses verhütet, und den Menschen in den Stand setzt, in demselben Maasse den Verlockungen des Uebermuthes zu widerstehen, wie in den Zeiten des Trübsals standhaft auszuharren.

§ 77.

Eine weitere Folge und Form des Elend's ist das L a s t e r. Die Quellen des Lasters sind Ueppigkeit und die in deren Folge auftretende sittliche Verkommenheit, also moralisches Elend, und andererseits Mangel des zum Leben Unentbehrlichen, Noth, Hunger, Kälte, also physisches Elend. Einerlei, welche dieser Quellen in dem betreffenden Falle fliesse, es wird deren schlimmer Einfluss stets gelähmt, sobald der Mensch durch ein gewisses grösseres Maass moralischer Erziehung und hygieinischer Ausbildung des Körpers die genügende Widerstands-Kraft erlangt hat.

Wir haben hier nicht den Beruf, eine Monographie des Lasters zu schreiben; sondern wollen nur einige flüchtige Bemerkungen über das Verhältniss machen, in welchem Elend und Laster stehen.

Wenn der Reiche und Wohlhabende weder die Interessen der Wissenschaft oder der Kunst, noch die des gemeinen Nutzens oder der Barmherzigkeit kennt, wenn er Ueberfluss an Zeit hat, und durch eine vielseitige Cultur aller sittlichen Kräfte für das Wahre, Gute und Grosse nicht empfänglich gemacht, sein Herz nicht für die Leiden der Armen und Unglücklichen, der Bedrängten und Verfolgten nicht gerührt wurde: ergibt er sich sehr oft dem Laster.

Wenn der Arme und Elende gutes Beispiel nicht sah, von Kindes-Beinen an wie ein Hund getreten, wie ein Aussätziger geflohen wurde; wenn er über die Maassen arbeiten, und über die Maassen sich ausnutzen und verkürzen lassen musste; wenn er von Staat und Gesellschaft gleich von vorne herein als Spitzbube, Schuft und zu allem Schlechten fähig sich betrachten lassen musste: sucht er sehr oft Ersatz im Laster.

Welche sind die Mittel wider das Laster? In letzter Reihe Vernunft und Liebe. — Liebe deinen Nächsten, an Statt ihn zu quälen, und sei vernünftig; dann wird dein Nächster und wirst du vom Laster weit entfernt bleiben.

Das Laster der unnatürlichen Befriedigung des Geschlechts-Triebes, abseitens der Gedanken-Unzucht und Selbst-Befleckung, wird nur von Menschen verübt, die durch zehntausendmalige Uebersättigung oder aus sonst einer Ursache ihren Verstand gänzlich eingebüsst haben. Wer im Kopfe richtig ist, kann nur des Lasters der Ausschweifung bei den Frauen, beim Glase und am Spieltische sich schuldig machen. Und diese Arten des Lasters sollen hier gemeint sein; denn jene Art geht die Irren-Heilkunde und nicht die sociale Hygieine an.

Ausschweifung bei den Frauen wird durch Ueberfluss an Zeit bei sorgenfreiem Leben, und durch das Bedürfniss des Genusses, der Aufheiterung bei von Sorgen erfülltem Leben erzeugt. Hier ist das Vorbauungs- und Heilmittel Erleichterung der Lage, dort Beschränkung des Müssiggangs; in beiden Fällen aber werden Geist und Gemüth auf die Dinge des gemeinen Besten gelenkt werden müssen. Veredelung des weiblichen Geschlechtes trägt hierzu wesentlich bei; denn ein Mann, in welchem noch etwas von Ehrgefühl lebendig ist, wird dem Weibe entschieden nicht nachstehen wollen. Ausserdem gehört zu Verhütung und Beschränkung des Lasters der Ausschweifung die strenge Befolgung eines sorgfältigen diätetischen Regiment's. Dies kann durch die Erziehung sehr wohl zu allgemeinem Bewusstsein gebracht und dessen Uebung angeregt werden.

Bei dem Laster des Spieles ist der Fall bedeutend schwieriger, weil Vernunft, Liebe und Gesundheits-Pflege hier leider so häufig als nicht genug mächtig sich erweisen. Das Laster des Spieles hat wenig Zusammenhang mit der Noth; es ist der Ausdruck moralischen Elend's: es bedarf der scrupulösesten Erziehung, um verhütet, der strengsten Kur, um geheilt zu werden.

Weniger hartnäckig ist das allgemeinste aller Laster, die Trunksucht; aber es verpestet in grösserem Maasse und hat die übelsten Wirkungen auf die Nachkommen. Dieses Laster entspringt nicht selten aus einer auf das Vorurtheil, dass schwere Arbeit und Strapazen durchaus den Gebrauch starker Alkohol-Getränke nöthig mache, sich gründenden Gewohnheit. John Warre in Boston sprach, wie R. Baird [323]) mittheilt, vor einer Versammlung der Mitglieder des Mässigkeits-Verein's unter Anderem also sich aus: »Es herrscht unter der arbeitenden Klasse fast allgemein die Ansicht, dass die spirituösen Getränke, wenn auch nicht unbedingt nothwendig, doch wenigstens sehr nützlich sind, indem sie die Kräfte des Menschen während einer mühsamen und schweren Arbeit stärken, und daher, mit Mässigkeit genossen, ein wohlthätiges, oder doch ein unschuldiges Reizmittel sind. Aber, keine Ansicht kann ungereimter, keine Meinung unrichtiger sein, als die, den spirituösen Getränken die Macht zuzuschreiben, dass sie die physischen Kräfte des Menschen erhöhen und den Körper bei schweren Arbeiten und Anstrengungen unterstützen können. Die Erfahrung hat überall gerade das Gegentheil gezeigt. Niemand arbeitet mit mehr Ausdauer, mit mehr Heiterkeit und mit weniger Beschwerden, Niemand erträgt die Stürme eines rauhen Klima's, die ungestüme Witterung und den Wechsel der Jahreszeiten leichter, als gerade Diejenigen, die gänzlich der spirituösen Getränke sich enthalten«. — Auch William B. Carpenter [324]) hat auf das Unzweideutigste bewiesen, dass völlige Enthaltung von geistigen Getränken die Ausdauer in körperlichen Arbeiten, Geistes-Anstrengungen und den Extremen der Hitze und Kälte erst recht ermögliche. Ich weiss aus eigener Erfahrung die völlige Enthaltsamkeit von geistigen Getränken zu schätzen. Während meines Aufenthalt's in Jena im Jahre 1857 widmete ich mich siebenzehn Stunden täglich der Geistes-Arbeit; ich ass nur

---

323) Baird, R., Geschichte der Mässigkeits-Gesellschaft in den vereinigten Staaten Nord-Amerika's. Berlin. 1837. in 8°. pag. 27.

324) Carpenter, W. B., The physiology of temperance & total abstinence. Being an examination of the effects of the excessive, moderate, and occasional use of alcoholic liquors on the healthy human system. London. 1853. in 8°. pag. 116. u. fg.; 126. u. fg.; 135. u. fg.

einmal in vierundzwanzig Stunden, und hielt, bis auf eine Stunde Spaziergang's, beständig in ungeheizter Stube mich auf; ich empfand niemals das Bedürfniss eines geistigen Getränkes. Im Jahre 1860 reiste ich von der Nord-See durch Deutschland und Frankreich nach der Schweiz; während der ersten vier Tage und drei Nächte meiner Reise schloss ich kein Auge, und befand mich entweder in den Städten, oder auf Dampfbooten, in Eisenbahn- oder Postwagen; ich fühlte niemals das Bedürfniss eines geistigen Getränkes. Im Jahre 1864 marschirte ich eines Tages sieben Meilen weit durch den Thüringer Wald; keinen Augenblick trug ich nach geistigen Getränken Verlangen.

Genügende Ernährung des Menschen und sorgfältige Erziehung: dies sind die Mittel wider die Säuferei; beide sind möglich bei Abwesenheit des Elend's, des schlechten Beispiel's, bes bezahlten Müssiggang's.

§ 78.

Die verhängnissvollste aller Formen des sittlichen Elend's ist jene Geistes-Richtung, welche, indem sie nur nach Vermehrung des Besitzes strebt, alles Menschlichen sich entäussert, die Liebe des Nächsten als Schwärmerei verhöhnt, die Wissenschaft verachtet, in dem Arbeiter eine Maschine sieht, und eine wahre Incarnation der Selbstsucht ist. An dieser Art moralischen Elend's leidet die Gegenwart mehr, als alle anderen Epochen; und wenn auch heutzutage das Bestreben nach Gleichmachung überall zum Vorschein kommt, so ist doch die Macht des entgegen gesetzten und aus dem Egoismus fliessenden Trachtens, den Besitz zum Maassstab aller Verhältnisse zu machen, so bedeutend, dass an Statt bürgerlicher Gleichheit thatsächlich eine die Gesellschaft in fürchterlichster Weise verderbende, schreiende Ungleichheit als Resultat sich ergibt.

Henri de Viel-Castel[325]) erkennt in der socialen Ungleichheit, wie sie namentlich aus der Ungleichheit der Besitzes-Verhältnisse entspringt, die Veranlassung menschlicher Verderbniss; aber, er kann nicht umhin, zuzugestehen, dass die allgemeine Gleichheit stets ein Traum der Philosophen war, und dass stets in der Welt der Reiche den Armen, der Starke den Schwachen unterdrückte; er zeigt, wie zwei Momente es sind, deren Anwesenheit und Wirksamkeit die Ungleichheit permanent erhält: die Familie und die Industrie. — Es muss allgemeine Gleichheit als etwas der menschlichen Natur völlig zuwider Laufendes betrachtet und in das Reich der Einbildung verwiesen werden; denn da die Menschen nicht gleich sind, so wird ihre natürliche Ungleichheit, wie V. Courtet de l'Isle[326]) beweist, auch unablässig auf ihre Stellung in der Gesellschaft sich fortsetzen. Auch eine gleichmässige Vertheilung der Güter ist, wie Johann Craig[327]) so schön darlegte, Wahnwitz. Der

325) Viel-Castel, H. de, De la société et du gouvernement. Paris. 1834. in 8⁰. Bd. I. pag. 70. u. fg.; 82. u. fg.

326) Courtet de l'Isle, V., La science politique fondée sur la science de l'homme, ou étude des races humaines sous le rapport philosophique, historique et social. Paris. 1838. in 8⁰. pag. 131.

327) Craig, J., Grundzüge der Politik. Untersuchungen über die wichtigsten bürgerlichen Angelegenheiten, nach der Erfahrung. Aus dem Englischen. Leipzig. 1816. in 8⁰. Bd. II. pag. 167. u. fg.

Untergang der Familie und der Industrie müsste unverzüglich den Untergang der Gesellschaft zur Folge haben. Also, da die natürliche und in deren Folge die sociale Ungleichheit nicht wegdecretirt, gleichmässige Vertheilung der Güter niemals ermöglicht werden kann, bleibt es uns nur gegeben, durch das Mittel der Moral und der Hygieine, mit einem Worte: durch eine umfassende Erziehung die schädlichen Folgen der Ungleichheit im Keime zu ersticken und den praktischen Materialismus zu verhindern. So manchen trefflichen Gedanken in dieser Richtung hat Silvio Pellico [328]) ausgesprochen.

§ 79.

Verhütung und Austilgung des Elend's, dies ist eine der wichtigsten Voraussetzungen und auch eine der Aufgaben der socialen Hygieine. Von Menschen-Freunden aller Zeiten ist deren Lösung versucht, von keinem ganz erreicht worden. Buddha Gotama, der Feindes-Liebe, und Jesus Christus, der Nächsten-Liebe lehrte, zeigten damit den richtigen Weg zur Verhütung und Austilgung des Elend's. Um aber diesen Weg betreten zu können, macht es sich nöthig, die Menschen durch Lehre und Beispiel vorzubereiten und den Gemeinsinn auf Kosten der Selbstsucht auszubilden. Der Mensch muss das wilde Thier abgelegt haben, bevor er fähig ist, sich selbst zu verläugnen, uneigennützig dem gemeinen Besten sich zu widmen, und Buddha wie Christus zu begreifen.

Betrachten wir im Allgemeinen die abseitens unmittelbarer Nächsten-Liebe gelegenen Momente zur Austilgung und Verhütung des Elend's. Ludwig Napoleon Buonaparte [329]) bemerkt, indem er die Natur des Elend's erforscht, unter Anderem: »Allerdings ist ein grosser Unterschied zwischen dem Elende, welches aus der gewaltsamen Stockung der Arbeit entsteht, und der Armuth, die oft die Folge des Lasters ist. Jedoch kann man behaupten, dass die eine die unmittelbare Folge der andern ist; denn, sobald man in den arbeitenden Klassen, welche auch die zahlreichsten sind, den Wohlstand, die Belehrung, die Sittlichkeit verbreitet, rottet man die Armuth, wenn nicht vollständig, doch zum grossen Theile aus«. Und nun geht der jetzige Kaiser der Franzosen zur praktischen Seite seines Gegenstandes über, und entwickelt: »Der Gewerbfleiss ruft jeden Tag die Menschen in die Städte und entkräftet sie. Man muss die Ueberzähligen in den Städten auf das Land rufen, und ihren Geist und Körper von Neuem in der freien Luft stärken«. »Die arbeitende Klasse besitzt nichts; man muss ihr ein Eigenthum verschaffen. Sie hat keinen andern Reichthum, wie ihre Arme; diesen Armen muss man eine für Alle nützliche Verwendung geben. Sie ist einem Volke von Heloten gleich in einer sybaritischen Gesellschaft. Man muss ihr in der Gesellschaft einen Platz anweisen und ihre Interessen an die des Bodens fesseln. Endlich ist sie ohne Einrichtung und ohne Bande, ohne Rechte und ohne Zukunft; man muss ihr Rechte und eine Zukunft geben, und sie in ihren eigenen Augen durch die Vereinigung, durch die Erziehung und durch die Disciplin heben«.

---

328) Pellico, S., Dei doveri degli nomini, discorso ad un giovane. Torino. 1834. in 8⁰. pag. 99. u. fg.

329) Buonaparte, L. N., Tilgung des Pauperismus.
Werke Napoleon's III. Aus dem Französischen übersetzt von August Victor Richard. Leipzig. 1857—58. in 8⁰. Bd. II. pag. 77.; 83. u. fg.

Die Steigerung des Gewerbs-Fleisses vom Handwerk zur Fabrikation hat das Elend der Gegenwart begründet, vielleicht nicht ausschliesslich, doch zum grössten Theile. Allgemein machte diese Ueberzeugung sich geltend, und überall, wo Sinn und Interesse für das Menschenwohl bestand, suchte man nach Mitteln der Abhülfe. Die von NAPOLEON gemachten Vorschläge wurden, ganz oder zum Theil, an mehreren Orten verwirklicht, und man konnte immer nur die besten Erfolge wahrnehmen: die Arbeiter wurden leiblich und sittlich gesund, kamen zu Eigenthum, und fingen an, in der Gesellschaft etwas zu gelten. Wir erwähnten schon der Stadt Lowell in Nord-Amerika, wo der Arbeiter aller geistigen Vortheile der Grossstadt und aller leiblichen Vortheile des Land-Aufenthaltes geniesst, wo er Eigenthum und Bildung erwirbt, gesund erhalten und erzogen wird. Auch in Europa sind zahlreiche Erfolge erzielt worden, wenn sie auch mit den in Lowell gewonnenen den Vergleich nicht aushalten. Die Arbeiter in Lowell treiben, wie wir aus LÉON FAUCHER's [330]) interessantem Berichte wissen, Fabrikation und Ackerbau zugleich. »Diese Bevölkerung«, sagt FAUCHER, »ist somit niemals elend; denn sie hat zwei Sehnen an ihrem Bogen, und handhabt in demselben Maasse die Axt, wie das Weberschiff. Sie wird weder dem Fabrikanten zur Last, noch befindet sie sich in Abhängigkeit von ihm; denn für den Fall des Bedürfnisses bietet ihr der Landbau stets eine Zufluchtsstätte. Sie ist eine Armee, die man ohne Kosten für das Land auf halben Sold setzen kann. Hier ist kein Elend, keine Zusammenrottung, kein Aufstand: die Manufaktur-Industrie der Vereinigten Staaten erscheint in diesen den Boden überschwemmenden Flüssen zu gewissen Zeiten des Jahres, und treten die Gewässer zurück, so hinterlassen sie befruchtenden Schlamm«. »In einer Bürger-Armee, wie die französische«, schliesst FAUCHER sein vortreffliches Werk, »haben die Stämme allein den Charakter des Bleibenden. Die Zeit des Dienstes ist für die Soldaten begrenzt, und so, dass ein grosser Theil der Bevölkerung durch die Pforte des Kriegerthum's geht. Ein grosser Fortschritt hätte sich vollzogen, wenn wir den Ackerbau zur stehenden und die Fabrik-Arbeit zur zeitweiligen Beschäftigung der Proletarier gestalteten. Die Bevölkerungen entarteten nicht mehr, und die zunehmende Schwäche des Körpers fiele nicht mehr zusammen mit dem Fortschritt der Aufklärung und auch nicht mit dem Aeussersten der Armuth bei den Einen und dem überschwänglichen Reichthum bei den Andern«. — Dies wäre allerdings das beste Mittel, den physischen und moralischen Schaden des Fabrik-Lebens zu verhüten, zu tilgen. Aber die Durchführung dieses Vorschlag's gelingt darum nicht überall, weil die falschen Interessen des Staates und die Selbstsucht der Unternehmer, denen das Elend der Massen die Quelle unermesslicher Reichthümer zu sein scheint, hindernd in den Weg sich legen.

Es gibt auch Proletarier des Landbaues. Wir wollen nicht untersuchen, ob ihr Loos ein besseres oder schlimmeres ist, als jenes des Fabrik-Proletariats; aber so viel glauben wir mit Gewissheit annehmen zu dürfen, dass die Proletarier des Landes ein noch schwereres Joch der Knechtschaft tragen, als jene der Städte. Bei Durchführung der FAUCHER'schen Vorschläge wäre ein solches Dorf-Proletariat unmöglich; denn der Land-Arbeiter eröffnete sich, indem die Bildung der Stadt auch sein Eigenthum, und andererseits die Stadt

---

330) FAUCHER, L., Études sur l'Angleterre. [2. Auflage.] Paris. 1856. in 12⁰. Bd. II. pag. 490. u. fg.

sein Zufluchtsort würde, neue und sichere Quellen des Bestehens. Eugen Bonnemère[331]) sagt von den Proletariern des Landes: ». . . dies sind die Frohn-Arbeiter von ehemals, und selbst ihr Bestehen ist etwas Zweifelhaftes«. Und da Bonnemère von den Hindernissen spricht, welche der Verbesserung der traurigen Zustände auf dem Dorfe sich entgegen setzen, bemerkt er unter Anderem: »Der Rechts-Anwalt, der Bank-Mensch und der Notar, diese mächtige Dreieinigkeit, dieser drei-personige Gott der gegenwärtigen Gesellschaft, sie können vernünftiger Weise Reform der sie bereichernden Missbräuche nicht fordern. Zu allen Zeiten liessen die Wolfsjäger genügend Wölfe leben, damit ihr Handwerk nicht mit dem Falle der letzten Haut dieser Vierfüsser begraben werde. Aber, der Rechts-Anwalt, der Geld-Mensch, der Notar sind Abgeordnete, oder der Frucht-Boden der Abgeordneten, welche die Gesetze machen«. — Darum sind auch die meisten Gesetze zum Schaden der Armen, zum Nutzen des Juristen und Finanz-Mannes, und darum will das Elend kein Ende nehmen; Alles leidet, zergeht in Jammer und Elend, in Ungesundheit und Entbehrung des Nothdürftigsten, und nur eine privilegirte kleine Minderheit schwelgt im Uebermaass. Von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet, stehen absolute Monarchieen und rein demokratische Republiken hoch über den constitutionellen Ländern, und wir haben schon früher durch die Statistik erwiesen, dass politische Constitution*) und Elend organisch zusammenhängen.

§ 80.

Barmherzigkeit und Association sind die directen Mittel zur Verhütung und Austilgung des Elend's. Der Begriff von Barmherzigkeit, von Association, ist ein viel umfassender, alle Theile des bürgerlichen Lebens betreffender. Die Pflichten der Barmherzigkeit sind, die Bedürftigen zu unterstützen, die Unwissenden zu belehren, die Irrenden auf den rechten Weg zu bringen, physische und moralische Leiden zu verhüten, zu heilen, Verbrecher zu bessern, Sieche zu pflegen, Ausgesetzten und Findlingen Eltern, Unmündigen und Verlassenen Beschützer zu geben. Sache der Association ist, die Vereinigung zum Zwecke der das Bestehen sichernden Arbeit und unmittelbar zum Behufe der Exsistenz selbst, zum Zwecke der Belehrung, Veredelung, Gesunderhaltung u. s. w. Voraussetzung der Association ist ein auf Tilgung schädlicher Selbstsucht sich gründender Gemeinsinn, die wahre Bruder-, die Nächsten-Liebe.

§ 81.

Der grosse Prophet von Nazareth, Jesus Christus[32]) hat gepredigt: »Habt Acht auf eure Almosen, dass ihr nicht gebet vor den Leuten, dass ihr von ihnen gesehen werdet«. »Wenn du nun Almosen gibst, sollst du nicht lassen vor dir posaunen, wie die Heuchler thun in den Schulen und auf den Gassen, auf dass sie von den Leuten gepriesen werden«. »Wenn du aber Almosen gibst, so lass' deine linke Hand nicht wissen, was die rechte thut«, »auf

331) Bonnemère, E., Histoire des paysans depuis la fin du moyen age jusqu'a nos jours, 1200—1850. Précédée d'une introduction, an 50 avant J.-C. — 1200 après J.-C. Paris. 1856. in 8⁰. Bd. II. pag. 372.; 398.

332) Evangelium Matthaei. Kapitel VI. Vers 1. 2. 3. 4.

*) in der landläufigen Bedeutung des Wortes.

dass dein Almosen verborgen sei«. — Unterstützung der Armen in der Art, wie der grosse Märtyrer von Nazareth sie vorschreibt, ist allein das Mittel, menschlich und sicher die Noth der gequälten Brüder zu lindern, das Elend zu verhüten, und damit Krankheit zu bannen, die Wohlfahrt zu erhalten, und des Lebens Ende möglichst weit hinaus zu schieben. Wozu bedarf es der Armen-Gesetze, einer von knauserigen angeblichen Menschen-Freunden und wirklichen Heuchlern ersonnenen Armen-Pflege, wenn Jeder, der geben kann, vom Herzen gerne und im Verborgenen und so viel gibt, als seine Verhältnisse es erlauben? Die bürgerliche Gemeinschaft muss dort ergänzend eintreten, wo die Kräfte des Einzelnen nicht mehr ausreichen; sie wird natürlich nur dort direct unterstützen, wo es von schneller Rettung des Lebens, der Ehre und der Güter des Einzelnen sich handelt; sie wird dort mittelbar, das heisst: durch Darlehen, unterstützen, wo Gefahr im Anzuge ist und durch ein Darlehen beseitigt werden kann; sie wird die Pflichten der Barmherzigkeit vollständig erfüllen durch Begünstigung der Association und Beseitigung aller die Entwickelung und Kraft der Association beeinträchtigenden oder lähmenden Veranlassungen.

Sehr trefflich sprach Ferdinand Walter[333]) über die Frage der Unterstützung der Armen sich aus, und einige seiner Worte sollen zu Betrachtungen uns bestimmen. »Neben den Vortheilen«, sagt Walter, »welche die bürgerliche Gesellschaft gewährt, steht aber auch ein grosser Nachtheil, die Armuth. Diese ist ein gesellschaftliches Uebel, welchem die Gesellschaft sowohl aus Gründen der Menschlichkeit, als wegen ihrer selbst möglichst entgegen arbeiten muss. Dies ist jedoch schwierig, weil die Verwaltung dazu der Mitwirkung sowohl der Wohlhabenden, als der Armen selbst bedarf. In Beziehung auf Erstere ist vor Allem die Frage zu beantworten, ob dabei auf die Privat-Wohlthätigkeit zu rechnen, oder ob das Armen-Wesen als ein organisirtes öffentliches Institut lediglich aus den dazu umgelegten Armen-Steuern zu bestreiten sei. Für Letzteres spricht scheinbar, dass dadurch die Armen-Pflege mehr gesichert und äusseren Zufälligkeiten enthoben, und die Last wie billig auf Alle gleichmässig vertheilt wird. Dennoch sprechen dawider wichtige Gründe. Erstens erfordert eine wirksame Armen-Pflege eine persönliche vom Gefühle der Nächsten-Liebe geleitete Aufopferung und Hingebung, welche sich dem Geleise einer bürokratischen Administration nicht nach Belieben einhauchen lässt. Zweitens werden dadurch die Armen als auf ein gesetzlich ihnen zustehendes Anrecht trotzig gemacht. Drittens verlangt dieses System gegen die arbeits-fähigen Armen einen mit unerbittlicher Strenge durchgeführten Arbeits-Zwang, weil man den Wohlhabenden nicht die gesetzliche Pflicht auferlegen kann, für arbeits-fähige Müssiggänger zu steuern. Viertens fordern die mit der Armen-Steuer Belasteten billiger Weise den strengsten Schutz gegen das lästige Almosen-Fordern. Daher die schärfsten Massregeln gegen die Bettler, und consequenter Weise selbst Strafen gegen das Almosen-Geben, als wodurch die Bettelei zur Belästigung der Andern fortwährend ermuntert wird. So wird durch dieses System auf der einen Seite der Sinn für Wohlthätigkeit, auf der andern das Gefühl der Dankbarkeit erstickt. Das Richtige ist daher, dass der Staat oder die Gemeinde, wenn sie auch der Armen-Steuer

333) Walter, F., Nuturrecht und Politik im Lichte der Gegenwart. Bonn. 1863. in 8°. pag. 123. u. fg.

nicht leicht ganz entbehren können, diese doch auf das Minimum beschränken, und die Privat-Wohlthätigkeit möglichst beleben müssen, wozu die Religion *) und der Geist der Association die wirksamsten Hebel sein werden. Darin liegt eine Fülle moralischer und materieller Hülfsmittel, welche keine Verwaltungs-Kunst auch nur annähernd zu ersetzen vermag«. — Die Wohlthätigkeit der Einzelnen und solcher Vereine, deren Charakter wirklich Edelmuth ist, wird der Armuth am besten entgegen wirken, und um so sicherer, je mehr aus inniger Nächsten-Liebe und dem aufrichtigen Verlangen, Gutes zu thun, sie entsprungen ist. Und dieses Verlangen hängt, so gut wie die Nächsten-Liebe, ursächlich mit dem Stande moralischer Gesundheit zusammen, und diese ist in gleicher Weise von den herrschenden öffentlichen Zuständen und dem Maasse des körperlichen Wohlsein's abhängig. Je normaler die Menschen leiblich wie politisch leben, desto mehr sind sie zur Gesundheit der Sitten disponirt; und je mehr naturgemäss die Moral ist, je edler deren Verkündiger sind, desto gewisser wird auch die Wohlthätigkeit von Individuen und Vereinen für gewöhnlich hinreichen, das Elend zu verhüten, zu tilgen. Unter hundert bürokratischen Maschinen hat nur eine Gemüth und Herz, ist nur eine von Verschrobenheit, Vorurtheil, Doctrinen und Schablonenthum nicht erfüllt. Weil nun neunundneunzig von hundert ausserhalb des Bereiches humaner Wärme und correcter Begriffe von der wahren Beschaffenheit des Menschen-Lebens stehen, darum ist im obersten Interesse socialer Hygieine es gelegen, die private Wohlthätigkeit ganz besonders zu pflegen.

Wiewohl die private Mildthätigkeit immer viel besser ist, als die öffentliche, so kann, wie schon oben angedeutet wurde, diese letztere nicht entbehrt werden; nur macht es hierbei sich nöthig, die öffentliche Barmherzigkeit lieber von anerkannt guten Menschen jedes Standes, als von Knüppeln, Knöpfen und Heuchlern verwalten zu lassen. De Gérando [334]), welcher die Wohlthätigkeit in eine private, in eine öffentliche, und in eine collective unterscheidet, und diese letztere so zu sagen als Mischung aus der öffentlich und privatim geübten Barmherzigkeit betrachtet, erkennt Folgendes als gemeinsamen Zweck aller dieser drei Arten von Wohlthätigkeit an: »So weit als möglich der Armuth in deren Quellen zuvor zu kommen; desgleichen die freiwillige und die angebliche Armuth zu unterdrücken; zu bewirken, dass der Arme selbst so viel wie möglich von den ihm verbleibenden Hülfs-Quellen Nutzen zieht; ihm im Falle augenblicklicher Noth, wie dieselbe durch Krankheit, Zufälle, Mangel an Arbeit, Ueberzahl von Kindern veranlasst wird, die ihm unentbehrliche Beihülfe in dem gerechten Maasse seiner Bedürfnisse zu verschaffen, aber in der Weise, dass diese Hülfe nicht über die Zeit der Noth hinaus dauere . . .; Demjenigen, dessen Unglück ohne Ende und ohne Heilmittel ist, für die Dauer Beihülfe zu gewähren; diese Beihülfe mit möglichst wenig Kosten zu verschaffen; und Alles so einzurichten, dass die Art und der Betrag der Unterstützung in beständigem Verhältniss mit der leiblichen und sittlichen Lage des Armen, mit der Natur seiner Bedürfnisse sich befinde«. — Die hier aufgestellten Grundsätze sind sehr richtig; allein sie gewähren denjenigen Hülfs-Bedürftigen, deren Armuth nicht klar zu Tage liegt, die mehr enträthselt

---

334) De Gérando, Le visiteur du pauvre. 3. Auflage. Paris. 1826. in 8°. pag. 528. u. fg.

*) die Moral.

werden muss, als in ihrer Blösse entdeckt werden kann, keinen Platz. Und doch haben solche Unglückliche mindestens eben so viel Anspruch auf Beihülfe, als alle anderen Armen. Darum möge man nicht nur jedem der Hülfe Bedürftigen Hülfe bringen, ohne an engherzige Statuten und Paragraphen sich zu binden, sondern auch mittelst eigens zu diesem Behufe gegründeter Gesellschaften Unglückliche aufsuchen und dieselben in humaner, in schonender Weise dem normalen Leben wieder geben.

§ 82.

So wie Licht und Schatten ursächlich zusammen hängen, so stehen Civilisation und Elend in Rapport; das Elend ist eine Frucht der Civilisation, und muss mit den Mächten, welche die Gesittung bietet, bekämpft werden. Je weniger eine Gesellschaft für Ausrottung des Elend's thut, desto mehr geräth sie in Gefahr, durch epidemische Krankheiten, durch Rebellionen und sittliche Fäulniss ruinirt zu werden. Darum ist Barmherzigkeit nicht nur an sich eine moralische Pflicht, sondern deren Uebung auch unerlässlich zur Erhaltung der socialen Gesundheit. Und da die Barmherzigkeit zunächst in Unterstützung der Armen besteht, so wird diese, wenn wir so es ausdrücken sollen, eine sociale Nothwendigkeit.

Hätte die Gesellschaft stets in vollstem Maasse die Pflicht der Wohlthätigkeit geübt, es wären Epidemieen, sittliche Entartung, socialistische Theorieen u. s. w. niemals beträchtlich, gefährlich geworden, ja nicht einmal zu Tage gekommen; es hätte Jeder das Seine gehabt, und keines Menschen Dasein wäre durch das Elend verbittert, vernichtet worden. Und frei musste die Wohlthätigkeit sein und bleiben, sollte sie in Wahrheit den Zweck erfüllen; denn nichts bringt mehr schlimme Folgen, als die Beschränkung oder gar Aufhebung dieser Freiheit durch die sogenannten Armen-Gesetze und durch die oft genug empörenden polizeilichen Maassnahmen wider den Bettel und wider Bettler.

Éd. Ducpetiaux[335]), welcher aus der Tiefe der Ueberzeugung und des Herzens für die Freiheit der Wohlthätigkeit eintritt, schildert neben den Vortheilen, die im Laufe der Zeit aus der immer mehr sich vervollkommnenden Gesittung sich ergaben, die Masse des gleichzeitig entstandenen Jammers und Elend's, und die völlige Unmöglichkeit, auch nur einen Theil dieses Elend's durch die öffentliche oder gesetzliche Wohlthätigkeit zu heilen, zu verhüten; er tritt für die vollste Freiheit der Unterstützung ein, verlangt diese Freiheit aus demselben Grunde und mit derselben Berechtigung, wie die Freiheit des Cultus, und sieht in der Religion und in den durch diese beeinflussten Instituten der Wohlthätigkeit die sicherste Bürgschaft für die Verhütung von sehr viel des menschlichen Elend's. Seine Argumente sind solid, sind voll von Kraft des Beweises. Ducpetiaux macht unter Anderem folgende Bemerkung: »Der wahre Liberalismus, so wie wir denselben begreifen, ist unzertrennlich von der Brüderlichkeit und der Vereinigung der Staats-Bürger ohne Unterschied der Klasse und des religiösen Bekenntnisses, unzertrennlich von der Befestigung an die Grundsätze der ewigen Wahrheit, von der Aufwallung gross-

335) Ducpetiaux, É., La question de la charité et des associations religieuses en Belgique. Bruxelles, Gand et Leipzig. 1858. in 8⁰. pag. 249. u. fg.; 295. u. fg.; 301.

müthiger Gefühle; er begreift auch in sich den Verfolg des Fortschrittes und die Verbesserung des Looses der leidenden Klassen auf allen praktischen Wegen, unter allen gesetzmässigen Formen. An Stelle dieses grossherzigen, erhabenen Liberalismus, welcher die Gemüther veredelt, welcher die schönen Thaten inspirirt und die grossen Reformen vollzieht, hat man einen engherzigen, missgünstigen, selbstsüchtigen und unduldsamen Liberalismus in das Leben gerufen, welcher in einige gemeine Redensarten (Schlagwörter) sich zusammen fasst, und nur die Kraft besitzt, Hass und Störungen zu erzeugen«. »Die Selbstsucht bemächtigt sich der Welt; die Sorge der zeitlichen Interessen, das Haschen nach Glück, der Cultus der Reichthümer, sie absorbiren die Geisteskräfte und trocknen die Herzen aus. Während ihr geniesset, stillt die Barmherzigkeit, die aufmerksame Schildwache an der Schwelle euerer Paläste, den Hunger, heilt die Wunden, mässigt die Ungeduld und den Zorn des Haufens der Unglücklichen, welche euere Ueppigkeit beneiden und über den Prunk euerer Feste murren«.

Wir fühlen tief die Wahrheit dieser schönen Worte, und wissen sehr wohl, dass der falsche Liberalismus, wie er die gegenwärtige Gesellschaft der meisten Länder Europa's beherrscht, das Elend vermehrt, befestigt, verewigt. Er trägt den Namen des Liberalismus, ist aber die Selbstsucht der Einen, die Knechtschaft der Andern; er überliefert den Einen die Vortheile der Gesittung, als da sind: Wohlbehagen, Gesundheit, langes Leben, geistige Genüsse, Reisen, Luxus u. s. w., wogegen er die Andern mit Krankheit, Jammer, Verfolgung heimsucht, ihr Leben verkürzt, und ihre Geschlechter vergiftet. Für diesen Liberalismus begeistern sie sich Alle, die Halben und Lahmen, die Kurzsichtigen und Gedankenlosen, um zuletzt an seinem rothen Faden zu dem Ziele sittlicher Entartung und eigentlicher Anarchie zu kommen. Dieser falsche Liberalismus, diese Herrschaft der Geld-Pascha und der Advokaten, muss von der socialen Hygieine bekämpft werden, weil er überall deren heilbringende Wirkung unmöglich macht, allen ihren Massnahmen feindlich in den Weg tritt, und dem Tode in die Hände arbeitet, indem er den Boden ganzer Schichten der Bevölkerung unterminirt. Erziehung und Beispiel müssen den Erbfeind überwinden, und die Moral muss ihn mit der Lanze durchbohren.

Freiheit der Wohlthätigkeit ist darum das erste und wichtigste Erforderniss zur Tilgung des Elend's. Soll aber die Wohlthätigkeit frei sein, dann genügt es nicht, dass das Elend in seinen Winkeln und Höhlen aufgesucht werde: es muss auch dem Elenden die Freiheit gegeben sein, den Mitbruder um eine Gabe anzuflehen. Dieses heiligste Recht der Armuth, der Bettel, darf keinem Menschen verkümmert werden. Warum soll ich, wenn ich leide, wenn ich unglücklich bin, dem Bruder nicht sagen: helfe mir, o Mitmensch; warum soll ich bestraft, verfolgt, beschimpft, gebrandmarkt werden, wenn ich, hungernd, Speise verlange, wenn ich, durstend, Trank begehre, wenn ich, nackend, Bekleidung erflehe von meinem Mitbruder? O, es ist eine herzzerreissende Barbarei, eine kanibalische Gemeinheit, dem Armen Strafe aufzuerlegen, wenn er den Nächsten um eine Wohlthat bittet; es ist ein Frevel, dem Bedrängten dasselbe Recht streitig zu machen, welches die Gemeinschaft der Bürger, der Staat, täglich für sich in Anspruch nimmt, dasselbe Recht, mittelst dessen die Gesellschaft ihre grössten Werke ausführt!

§ 83.

Der Unterstützung begegnen häufig genug Arbeits-Scheue, Leute, denen es nicht an Gelegenheit, auch nicht an Geschicklichkeit fehlt, zu erwerben, die auch keiner besonderen Krankheit ihre Trägheit zuzuschreiben haben. Menschen dieser Art sind nicht immer unverbesserlich, ja sie sind es nur selten. Deren Heilung kann in der Mehrzahl der Fälle durch die Art der Unterstützung bewirkt werden. Hören wir, was Franz Vorländer[336]), diesen Punkt betreffend, ausspricht: »Für die Individuen der zweiten Klasse*) dagegen ist, wenn sie auf Unterstützung Anspruch machen, eine mit Zwang begleitete Leitung und Erziehung in Arbeits-Häusern nöthig, weil ihr Missbrauch der Unterstützungs-Mittel nicht auf andere Weise verhütet werden kann«. — Gut eingerichtete Arbeits-Häuser, in denen die Constitution der Menschen zugleich mit ihrer Moral gebessert wird, in denen die Arbeits-Scheuen zu Gesundheits-Pflege, Ordnungs-Liebe, Thätigkeit und Vernunft angeleitet werden, werden für die oben bezeichnete Kategorie entschieden eine Wohlthat sein; aber, wer bürgt uns dafür, dass immer die Richtigen in das Arbeits-Haus kommen?

Der Unterstützung wären bedürftig die armen Gelehrten, Künstler und Erfinder ohne Anstellung. Das Loos dieser Unglücklichen ist: um das Dasein kämpfen bis zur Stunde des Todes, den Kelch der Leiden bis zur Neige leeren, während des Lebens beschimpft, verachtet, geschunden, gemartert, verkannt, verläumdet, nach dem Tode oft gepriesen, ja unsterblich genannt zu werden; ein Loos, wie es noch um tausend Mal schlimmer ist, als das des schwarzen Sklaven war im freien Nord-Amerika. Und im heiligsten Interesse der Wissenschaft, der Kunst und des Lebens wäre mittelbar und unmittelbar geübte, reiche Unterstützung hülfsbedürftiger Gelehrten, Künstler und Erfinder durch den Staat und durch reiche Private absolut unerlässlich. Aber, was erfahren diese Armen vom Staate? Abweisung; und was von den reichen Privaten? Infamie.

In der alten Welt, wo dem Bedürftigsten an Unterstützung es fehlt, und wo der Unterstützte in entehrender, erniedrigender Weise so viel bekommt, um nicht zu sterben, und so wenig, um nicht leben zu können, wo die Armen-Steuern zur Deckung der Verwaltungs-Kosten bald aufgehen, und der wahrhaft Arme zu Tode sich arbeitet und elenden Nachkommen das Leben gibt; in der alten Welt, sage ich, ist durch diese Verhältnisse ein Sumpf geschaffen, aus welchem stets Dämpfe der giftigsten Art aufsteigen und alles gesunde Leben rings umher zerstören. Entschieden vortheilhafter ist Amerika gestellt. Lassen wir, was Nord-Amerika betrifft, die von Nikolaus Heinrich Julius[337]) citirte Dichterin Fanny Butler sprechen: »Es hat keine Armen. Ich sage, es hat keine, und hätte sagen sollen, es brauchte keine zu haben. Keiner brauchte hier die verzweifelnde Stimme hoffnungslosen und hülflosen Mangels zum Himmel zu erheben . . . Kein Vater braucht hier, niedergebeugt

---

336) Vorländer, F., Ueber das ethische Princip der volkswirthschaftlichen Consumtion. — Zeitschrift für die gesammte Staatswissenschaft. Bd. XIV. [Tübingen. 1858. in 8⁰.] pag. 87.

337) Julius, N. H., Nordamerikas sittliche Zustände. Nach eigenen Anschauungen in den Jahren 1834, 1835 und 1836. Leipzig. 1839. in 8⁰. Bd. I. pag. 277. u. fg.

*) der Unzuverlässigen, Trägen, Lüderlichen, u. s. w.

durch den grausamen, von seinen Mitmenschen auf ihn gelegten Fluch die Gesundheit seines Leibes und die Kraft seines Geistes von einem Tage und von einem Jahre zum andern hinweg zu arbeiten. Keine Mutter braucht in der Bitterkeit ihres Herzens zu wünschen, dass ihre Kinder gestorben wären, ehe die einzige Quelle der Nahrung versiegte, welche ihr Elend ihr übrig gelassen, und auf die sie zählen konnte. Keiner braucht zum Laster geboren zu scheinen, weil Keiner zu bodenloser Armuth verdammt ist. Wem würde nicht das Herz schwer, wenn er an alle die furchtbare Angst denkt, die Tausende und aber Tausende jener Unglücklichen erduldet haben, deren Mangel ein Heer sittlicher Gebrechen erzeugt, vor deren Betrachtung man zurück schaudert. Unglückliche, deren Dasein in Armuth beginnt, durch Sorgen, Mühsal und herzzermalmendes Laster hindurch kämpft, und mit Entblössung, Krankheit, ja nur allzu oft mit Verbrechen und Ehrlosigkeit endet? Dreifach beglückt ist dieses Land*), an dessen Busen keine solche Uebel nagen, keine solche sittliche Schmach, keine solche Fäulniss des Staat's. Dem Auge wird nicht nur der Anblick jener herzzerreissenden Bilder menschlicher Leiden erspart, die in dem übervölkerten Gedränge der Städte Europa's durch ihre Menge das Herz bluten und die Einbildungskraft krank machen, sondern auch der Geist weilt entzückt bei der Gewissheit, dass hier kein menschliches Wesen verdammt ist, sein ganzes Leben hindurch zu leiden und zu weinen, nicht eine Seele bedroht wird durch die in einander greifenden Versuchungen eigenen Elend's und fremder gemüthloser Selbstsucht, die vorüber zieht, ohne auch nur einen Finger zur Rettung auszustrecken«. So weit die verehrungswürdige Fanny Butler.

Wo steht Europa mit seinem Uebermaass von Herzens-Härtigkeit, Unverschämtheit und Verachtung wider die Nothleidenden? Je tiefer Europa in den Schlamm des praktischen Materialismus versinkt, desto weiter wird es von der natürlichen Sympathie mit dem Unglück abgelenkt, und desto weniger wird die Ausbreitung socialer Hygieine, deren Conditio-sine-qua-non die Ausrottung des Elend's ist, möglich gemacht.

Schon vorhin haben wir auf die Rechte der Armen gedeutet. Die sociale Gesundheit hängt mit diesen Rechten inniger zusammen, als man glauben sollte; je weniger der Arme Rechte besitzt, desto geringer ist seine Sittlichkeit, desto schlimmer steht es um seine leibliche Wohlfahrt, und desto weniger hat er Aussicht, wirthschaftlich vorwärts zu kommen.

De Gérando[338]) hat das Recht der Armuth genauer untersucht; er bezeichnet es als wesentlich moralischer Natur. »Dieses Recht«, sagt er, »ist im Wesen ein sittliches Recht; es hat hierdurch einiges Unbestimmte; es verleiht nicht allein ein Anrecht auf materielle Beihülfe; es dringt höher hinauf: es richtet sich an das Gemüth; es gibt ein Anrecht auf Erlangung des Wohlwollens; es hat nichts den Rechten des Eigenthum's, den Rechten des Gläubigers, den aus positiven Verpflichtungen entspringenden Rechten Analoges. Das Recht, beschützt zu sein, ist nicht von derselben Natur, wie das Recht, in seinem Leben, seiner Freiheit, seinen Gütern und seiner Ehre geachtet zu sein: ohne weniger geheiligt zu sein, ist es weniger positiv, weniger strenge, weniger

338) De Gérando, De la bienfaisance publique. Nouvelle édition. Bruxelles. 1839. in 8⁰. Bd. I. pag. 213. u. fg.

*) Nord-Amerika.

absolut. Es ist nicht das Recht, anzusuchen, eine Leistung zu fordern, eine Action zu üben, diesen oder jenen Vortheil sich zuzuschreiben: es ist eine legitime Hoffnung, eine mächtige Empfehlung, eine der grössten Beachtung würdige Bitte. Es ist nicht die Forderung einer Schuld, sondern die gerechte Erwartung eines Dienstes«.

Die Menschen sind Producte der Erdoberfläche; da sie alle auf die nämliche Art gezeugt und geboren werden, aufwachsen und absterben, so haben sie auch alle das nämliche Recht auf die Erdoberfläche, das nämliche Recht, sich zu nähren, zu pflegen überhaupt, zu zeugen und zu sterben. Wenn nun im Laufe gesellschaftlicher Entwickelung der Stärkere und Gewandtere mehr äusseren Stoff, das ist: Reichthum oder Besitz, an sich reisst, als der Mitbruder, und diesen Stoff durch eigene Gewalt oder durch die Gewalt eines Gesetzes behauptet, so hat damit der Schwächere, der weniger Gewandte sein natürliches Recht auf den Boden noch nicht verloren; ja er kann es niemals verlieren, weil er, so wie der Starke, auch von Fleisch und Blut ist, auch essen und trinken, auch wohnen und sich bekleiden muss. Sein Recht ist ebenso positiv oder eben so wenig positiv, als das des Reichen; es ist nicht das Recht der Armuth, es ist das Recht des Bestehens. Wenn der Staat den Gewandten und Starken nicht daran hindert, Stoff an sich zu reissen, und zwar noch mehr, als dessen individuelle Bedürfnisse erfordern; dann muss er folgerichtig auch dem Ungeschickten und Schwachen, dessen von ihm nicht verschuldete natürliche Verfassung Ungeschicklichkeit und Schwäche mit sich bringt, das Recht einräumen, die Befriedigung seiner Bedürfnisse zu fordern. Das Recht der Armuth ist meiner Meinung nach gleichbedeutend mit dem Rechte des Bestehens; es ist eben so gewichtig, als das Recht des Eigenthum's; es ist eben so viel werth, als die Forderung einer Schuld. Und wird dieses Recht nicht geachtet, wird es mit Füssen getreten, dann hält unter der Flagge des Geld-Pascha's der Tod seine fetteste Erndte und das Gespenst der Entartung erscheint auf dem Theater der Gesellschaft.

Es geschieht dem Rechte der Armuth Genüge, wenn die Wohlthätigkeit schrankenlos sich geltend macht, und der Staat nicht allein selbst überall Barmherzigkeit übt, sondern auch überall die Privat-Wohlthätigkeit anregt und befördert. Leopold von Morgenstern[339]), welcher mit Recht gegen die Hemmung der privatim geübten Barmherzigkeit durch den Staat sich erklärt, sagt von diesem: »Er sollte sich daher darauf beschränken, fördernd mitzuwirken, indem er auf Umstände, welche ganz besonders zur Privat-Wohlthätigkeit auffordern, aufmerksam macht, wohlthätigen Vereinen und Stiftungen seine Theilnahme durch belobende Anerkennung, hülfreichen Schutz und Erleichterung an Abgaben, im Vermögens-Erwerbe und wie es sonst geschehen kann, bethätigt« . . . — Namentlich ist es von Seiten des Staates erforderlich, Wohlthätigkeits-Vereine in aller und jeder Beziehung zu unterstützen. Ob der Staat auch Almosen ertheilen, oder dies ausschliesslich den Privaten überlassen solle, ist eine Frage, deren Beantwortung in diesem oder jenem Sinne ganz von den Verhältnissen des Ortes, der Zeit und der Gelegenheit abhängt.

Der internationale Wohlthätigkeits-Congress[340]) beschloss, als er im

---

339) Morgenstern, L. v., Mensch, Volksleben und Staat im natürlichen Zusammenhange. Leipzig. 1855. in 8⁰. Bd. II. pag. 328.

340) Congrès international de bienfaisance de Francfort-sur-le-Mein. Session de 1857. Francfort-s/M. & Bruxelles. 1858. in 8⁰. Bd. I. 358.

Jahre 1857 zu Frankfurt am Main tagte, wie folgt: »Im Allgemeinen soll die Verabreichung von Almosen und anderweiten vorübergehenden Hülfe-Leistungen (abgesehen von ausserordentlichen Fällen und dann nur vorübergehend) der öffentlichen Wohlthätigkeit fremd bleiben, vielmehr soll hierfür nur die freiwillige, die Privat-Wohlthätigkeit sorgen«. »Die öffentliche Wohlthätigkeit soll sich im Allgemeinen nur mit der Hebung oder Milderung derjenigen Noth befassen, welche durch eine unbedingte Erwerbs-Unfähigkeit, durch Alter, geistige und körperliche Gebrechen hervor gerufen ist. Dazu werden aus öffentlichen Mitteln, so weit nöthig und so weit nicht schon durch freiwillige Wohlthätigkeit dafür gesorgt worden ist, Kranken- und Versorgungs-Häuser, . . . u. s. w. zu errichten und zu unterhalten, oder es wird in sonst genügender Weise für diese Bedürftigen zu sorgen sein«. — Der Congress erkennt damit die Unerlässlichkeit der Almosen an und weiset deren Spendung im Allgemeinen der privaten Wohlthätigkeit zu, und die Gesetze so vieler Staaten treten dem Almosen-Geben hindernd in den Weg, verbieten den Bettel, und erschweren einem Jeden, welcher der Hülfe bedürftig ist und irgend wie Unterstützung annimmt, das Fortkommen!

Mag die Wohlthätigkeit auch noch so gut organisirt sein und geübt werden: als Unterstützung allein ist sie zur Austilgung des Elend's unzureichend; denn es genügt nicht, dass die eine Hand gibt, die andere empfängt: es muss der Empfänger durch den sittlichen Einfluss des Gebers erstarken, und so weit sich bringen, dass er selbst Geber werden kann. »Die Wohlthätigkeit«, so entwickelt ÉTIENNE CHASTEL [341]), »reicht für sich allein zur Zerstörung des Elend's nicht hin. Ihr Einfluss trägt zu gleichmässigerer Vertheilung, zu besserer Anwendung der Reichthümer bei; sie ermuntert, sie fördert die Tugenden, welche dazu dienen, jenes zu erzeugen« . . . CHASTEL zeigt, dass dort, wo die Civilisation mit ihren Vortheilen und wo die Arbeit mit ihren Ersparnissen fehlt, nothwendig Entblössung und Qual herrschen, und sei die Wohlthätigkeit noch so regsam. — Aber auch die Civilisation und die Arbeit werden sammt der Barmherzigkeit über das Elend nicht Herr werden, wenn nicht Private und Vereine den Empfänger der Almosen veredeln.

§ 84.

Armen-Gesetze sind, je nach ihrer Art und Thätigkeit, dem Wohle der Noth leidenden Klassen entweder förderlich oder entgegen. Wenn überhaupt von Armen-Gesetzen die Rede sein soll, können dieselben natürlich nur auf die vom Staate selbst geübte, nicht auf die private Wohlthätigkeit sich beziehen. Sollen sie ihren Zweck erreichen, so müssen sie immer Schonung des Zart- und Ehrgefühl's, Wahrung der Gesundheit und Beschützung des Armen zunächst zu ihrer Aufgabe machen. Weil nun so viele Armen-Gesetze gleich von vorne herein und in sehr intensiver Weise das Ehr- und Zartgefühl des Armen verletzen, in schlecht eingerichteten Armen-Häusern seine Gesundheit schädigen, endlich den Noth Leidenden der Willkür von Beamten und Bütteln Preis geben: darum wirken sie Unheil, Verderben, Erbitterung. Das beste

---

341) CHASTEL, É., Études historiques sur l'influence de la charité durant les premiers siècles chrétiens, et considérations sur son rôle dans les sociétés modernes. Paris. 1853. in 8⁰. pag. 384. u. fg.

Armen-Gesetz ist und bleibt die Nächsten-Liebe, die, unbekümmert um Formalitäten und polizeiliche Gesichtspunkte, dem der Hülfe Bedürftigen Hülfe bringt. Freilich ist von dieser Liebe in den geschriebenen und gemeiniglich gehandhabten Armen-Gesetzen nur wenig zu finden; denn sie pflegen von lieblosen Menschen, die in dem Armen eine Landplage, einen Schmarotzer sehen, gemacht und von solchen verwaltet zu werden. WILLIAM PALEY[342]) begreift unter Wohlthätigkeit »die Förderung der Glückseligkeit bei den unteren Klassen«. Unserer Ansicht nach muss dies das Endziel eines jeden Armen-Gesetzes sein; denn wenn es die Glückseligkeit fördert, begründet es die Tugend und zerstört das Elend. Ist es, wie so viele der bisherigen Armen-Gesetze, der Glückseligkeit entgegen, so verhindert es die Tugend, und verbreitet Jammer, Entartung und Knechtschaft.

T. R. MALTHUS[343]) bemerkt über die Armen-Gesetze, sie hätten die Intensität des den Einzelnen betreffenden Missgeschick's etwas vermindert, aber das Trübsal über eine grössere Fläche ausgebreitet. — Hierin liegt sehr viel Wahrheit und eine begründete Anklage wider schlimme, kein Beweis aber gegen die Nützlichkeit humaner Armen-Gesetze. Für die sociale Hygieine ergibt sich aus Betrachtungen über die Armen-Gesetze und deren Effecte der Fingerzeig, die Schaffung solcher Gesetze nicht politischen Körperschaften, sondern den Vereinen für Wohlthätigkeit, den wahren Menschen-Freunden zu überlassen, Männern, welche richtige Begriffe von Armuth und Elend, zugleich aber auch von der Natur und den Rechten des Menschen sich bildeten. Der in dem gesetzgebenden Körper sitzende Advokat und Geldmensch, welcher so viele Arme auspfänden liess und dadurch zeitlebens in herzzerreissenden Jammer sie stürzte, sieht in dem Armen nur einen Schuft und Gauner, und macht für ihn stets nur Gesetze, welche Härte und Grausamkeit athmen, sein Zart- und Ehrgefühl, seine Gesundheit ruiniren, und der Willkür der Organe der vollziehenden Gewalt ihn überliefern. Anders verfährt der Menschen-Freund, den Gefühl und Ueberzeugung bestimmen, mit Gleichgesinnten zum Heile der Armen sich zu verbinden.

Aber auch solche Armen-Gesetze, welche von den bewährtesten Menschen-Freunden gemacht wurden, dürfen die private Wohlthätigkeit nicht beschränken; denn das Elend ist in Fülle vorhanden, und nur durch die gesammten Kräfte aller Gutgesinnten lässt es sich mässigen. JOHN WADE[344]), welcher die Bedeutung und Wirkung der Armen-Gesetze umständlich erörtert, verlangt von allen Menschen, das Ihrige zur Tilgung des Elend's beizutragen. Und dies ist meiner Meinung nach das beste Armen-Gesetz.

Die Armen-Häuser und die Arbeits-Häuser gehören zu den wichtigsten Erfordernissen im gesellschaftlichen Leben, da sie entweder gebrechliche Arme aufnehmen und so dem Elend entreissen, oder Arbeitslosen Beschäftigung gewähren und so deren ehrliches Bestehen sichern, oder endlich Arbeits-Scheue

---

342) PALEY, W., The principles of moral and political philosophy. 12. Auflage. London. 1799. in 8⁰. Bd. I. pag. 231.

343) MALTHUS, T. R., An essay on the principle of population; or, a view of its past and present effects on human happiness; . . . 3. Auflage. London. 1806. in 8⁰. Bd. II. pag. 149.

344) WADE, J., History and political philosophy of the middle and working classes. 4. Auflage. Edinburgh. 1842. in 8⁰. pag. 111. u.fg.

an regelmässige Thätigkeit gewöhnen und so dem Laster zahlreiche Opfer entziehen.

Von den Arbeits-Häusern handelnd, bemerkt De Gérando[345]) unter Anderem: »Den gesunden Armen, welche ohne Arbeit dastehen, Arbeit an zu bieten, ist gewiss unter allen Arten der Hülfe die nützlichste. Sie gereicht der ganzen Gesellschaft zum Gewinne; sie ökonomisirt die Mittel, welche zur Linderung des Unglück's bestimmt sind; aber, was noch viel wichtiger ist, sie setzt den Armen in den Stand, sich selbst zu helfen durch seine eigenen Anstrengungen, und erhält seine sittliche und leibliche Thätigkeit; sie beschützt in ihm die Würde des Charakters; sie verhindert die schlimmsten Uebel, wie Hunger und Krankheit, Fehler und Störungen, welche die Frucht des Nichtsthuens sind«. — Institute dieser Art wären, wenn in genügender Zahl vorhanden, im Stande, überall die Armuth und das Elend zu verhüten, wo diese aus Arbeitslosigkeit entspringen. Dass sie für sich allein den Pauperismus nicht tilgen können, sondern nur mit Hülfe aller anderen humanen Mittel den Endzweck erreichen, ist selbstverständlich.

§ 85.

Ein Ausdruck der Barmherzigkeit ist der Unterricht und die öffentliche Erziehung der Noth leidenden Klassen. Des ununterbrochenen Unterrichtes bedürfen Kinder bis zum vierzehnten Lebensjahre. Nun aber kann die Belehrung Früchte nicht tragen, wenn das Kind zu körperlicher Arbeit genöthigt ist, wenn es zehn und zwölf Stunden täglich in der Fabrik beschäftigt und dann noch einige Stunden in der Schule thätig sein soll. Auch nützt der Unterricht gar nichts, wenn das Kind unter dem Einflusse des Hungers, der Noth und Verzweifelung seiner Eltern dahin lebt. Um also dem Unterricht Erfolg und damit der socialen Gesundheit Boden zu sichern, wird es unerlässlich sein, die Kinder der unbemittelten Klassen nicht nur unentgeldlich zu belehren, sondern auch vor allen den Unterricht störenden Einflüssen sicher zu stellen. Vereine, der Staat und Einzelne müssen zu diesem Zwecke zusammen wirken. Das Verbot der Kinder-Arbeit genügt noch nicht; ja, es ist eine Schädigung der armen Familie, die des von dem Kinde erworbenen Lohnes zu dessen Erhaltung unumgänglich bedarf. Wenn das Kind durch Fürsorge der Nächsten aufgehört hat, wirthschaftlich eine Last zu sein, wenn Arbeit von seiner Seite nicht mehr erforderlich ist zur Erhaltung der Familie: dann mag auch, dann muss auch das Verbot der Kinder-Arbeit gelten.

Die Wege, das materielle Wohl der Kinder und deren gedeihliche Unterrichtung sicher zu stellen, sind mannigfaltig: Association, unmittelbare Beihülfe, kostenfreier Unterricht, Walten der Gesundheits-Pflege, Arbeiter-Städte, Ackerbau-Kolonieen, Vorschuss-Kassen, dies Alles und vieles Andere hilft das Ziel erreichen.

Ueber die Nothwendigkeit des Unterricht's und der öffentlichen Erziehung der arbeitenden Klassen haben wir schon mehrfach uns ausgesprochen, und dieselbe nach allen Richtungen hin bewiesen; daher an diesen Orten von weiteren Auseinandersetzungen solcher Art Abstand genommen werden kann.

---

345) De Gérando, Le visiteur du pauvre. 3. Auflage. Paris. 1826. in 8°. pag. 317. u. fg.

§ 86.

Seit den ältesten Zeiten war die Sorge um die Erkrankten, um die verlassenen Kinder, um die Unglücklichen aller Art, eine der schönsten Blüthen, welche die Barmherzigkeit trieb; und doch waren, es muss zur Schande der Menschheit gesagt werden, die obersten Förderer der Wohlthätigkeit, die Gründer der Hospitäler, die Edlen, welche in bewunderungswürdiger Ergebenheit für eine heilige Sache, in Uneigennützigkeit und Selbst-Aufopferung ihr Leben den höchsten menschlichen Interessen opferten, der Welt weniger werth, als ein übermüthiger Despot, dem man für seine Laster und Schandthaten Denksäulen errichtete, und den man in Dichtungen besang. W. E. H. Lecky[346]) ruft aus: »Wir hören viel von Märtyrern, die ihr Zeugniss mit Blut besiegelten, von muthigen Missionären, die die Fahne des Kreuzes unter wilden Völkern und in pesthaften Himmels-Strichen aufpflanzten; aber wir vernehmen wenig von dem Heroismus der Barmherzigkeit, der ohne leitendes Vorbild und im Widerspruch mit den alten Sitten den abscheulichsten Leidens-Formen die Stirne bot, und zum ersten Mal in der Geschichte der Humanität den Schmerz und die schreckliche Krankheit zu Gegenständen einer ehrfurchtsvollen Stimmung machte. Unter dem intellektuellen Zustande der verflossenen Jahrhunderte konnte man diese Dinge nicht so würdigen, wie sie es verdienten. Wohl wurde die Barmherzigkeit geübt, edel und beständig; aber sie wirkte nicht auf die Einbildung, sie bewirkte nicht die Achtung der Menschheit. Die Massen betrachteten sie für ein ganz untergeordnetes Gebiet der Tugend, und die edelsten Anstrengungen der Philanthropie erregten weit weniger Bewunderung, als die Kasteiungen eines Einsiedlers, oder der Bekehrungs-Eifer eines Sectirers«. »Die Männer, welches jenes grosse Netzwerk von Hospitälern organisirten, das sich nach den Kreuzzügen über Europa verbreitete, sind ganz und gar der Erinnerung entrückt«. »Allein, obgleich es wahr ist, dass während vieler Jahrhunderte der Philanthrop auf eine weit niedrigere Linie als gegenwärtig gestellt wurde, ist es nichts desto weniger wahr, dass die Barmherzigkeit eine der frühesten, wie eine der edelsten Schöpfungen des Christenthum's war, und dass, unabhängig von der unberechenbaren Masse von Leiden, die sie gemildert hat, der Einfluss, den sie auf die Besänftigung und Läuterung des Charakters, auf die Erweiterung des menschlichen Mitgefühl's ausübte, sie zu einem der wichtigsten Bestandtheile unserer Civilisation machte«. — Und im Angesicht dieser mächtigen Wirkungen der Barmherzigkeit, in ihren Formen der Gast-Freundschaft, der Kranken-Pflege, der Unterstützung von Armen und Unglücklichen, auf die Civilisation; heutzutage so wenig wahres Interesse für die Werke der Liebe, und so übermässig viel der schnödesten Selbstsucht! Der Menschen-Freund kommt in dieser den Mammon anbetenden Gesellschaft noch viel schlimmer weg, als ehedem, wo andere Richtungen herrschten; er gilt als Narr, als Schwärmer. Nur wenn sein Reichthum unermesslich ist und er, vielleicht mehr getrieben durch Eitelkeit und Ruhmsucht als durch wahre Nächsten-Liebe und die Pflicht der Barmherzigkeit, einen unendlich kleinen Bruchtheil seines Mammons zur Erbauung eines

---

346) Lecky, W. E. H., Geschichte des Ursprungs und Einflusses der Aufklärung in Europa. Mit Bewilligung des Verfassers übersetzt von H. Jolowicz. Leipzig & Heidelberg. 1868. in 8⁰. Bd. II. pag. 193. u. fg.

glänzenden Hauses der Wohlthätigkeit anwendet, dann erschallt Lob aus allen Posaunen und ein Standbild wird errichtet. Der wahre Menschen-Freund, der im Stillen sich aufopfert, der sein Gut dazu verwendet, Nackte zu bekleiden, Kranke zu heilen, die Verlassenen zu unterstützen und die Hungrigen zu speisen, muss in sich selbst und seinem Bewusstsein sich erheben; von der Mit- und Nachwelt pflegt er nicht erhoben zu werden.

Hospitäler, sei es für Kranke, sei es für Sieche oder sonst für Unglückliche, dienen zur Linderung, ja zur Tilgung des Elend's, wenn sie dem Armen so gut wie dem Reichen, dem Ungläubigen so gut wie dem Gläubigen, dem Sklaven so gut wie dem Freien Zuflucht in Leiden und Trübsal, und freiwillige Kranken-Pflege bieten, wenn sie nicht zwingen, nicht ausschliessen, den Armen nicht als Versuchs-Object behandeln, sondern Hülfe, Gesundheit, Trost und Unterstützung reichlich ihm gewähren.

Hospitäler in dem jetzigen Sinne wuchsen erst unter dem Einfluss der werkthätigen Liebe des Ur-Christenthum's empor; sie waren unmöglich vor der Herrschaft der Nächsten-Liebe. »Ohne die dem Menschen natürlichen und in die Herzen Aller gelegten Gefühle verkennen zu wollen«, sagt René Briau [347]), »kann man indessen behaupten, dass die wirkliche freiwillige Heilpflege, das ist: diejenige, welche die Barmherzigkeit oder wenigstens ein lebhaftes Gefühl der Nächsten-Liebe zur Grundlage und zur Triebfeder hat, mit den Principien, welche in den alten Gesellschaften herrschten, und mit den Sitten, inmitten deren diese Principien ihre Entwickelung vollzogen, nicht bestehen konnte«. Und nach ferneren Erläuterungen bemerkt Briau, dass das Document, welches den Namen des Eides von Hippokrates führt, kein Wort zu Gunsten der freiwilligen Heilpflege der Armen enthalte. — Wenn die grosse Gast-Freundschaft der alten Völker, da sie auch auf die Kranken sich erstreckte, Hospitäler minder dringend erforderlich machte, so war sie doch nicht ausreichend, und die unter dem Einfluss der christlichen Lehre immer häufiger auftauchenden Kranken-Häuser zeigten sich als das wichtigste Erforderniss. Darum fanden sie so grosse Verbreitung, so viele Nachahmung; denn sie waren veranstaltet worden, um das Elend zu lindern, jenes namenlose Elend, welches die sittliche Fäulniss Roms in so hervorragendem Maasse erzeugte. Dass gerade zu jener Zeit Hospitäler unumgänglich sich nöthig machten, hat Étienne Chastel [348]) bewiesen.

Wenn Hospitäler überall sein müssen, so ist deren Bestehen in Gegenden, wo Arbeiter-Bevölkerungen sich häufen, dringend erforderlich. Alban de Villeneuve-Bargemont [349]) fordert von den für die armen und arbeitenden Klassen bestimmten Hospitälern, der Erweiterung bei etwa herrschenden Seuchen fähig zu sein, zugleich die Mittel zur Verhinderung der Krankheiten gleich von ihrem Entstehen an, oder doch ihres Schlimmwerdens und langer Dauer, zu bieten. In Paris waren Institute solcher Art, die in ihrer Wohnung

347) Briau, R., L'assistance médicale chez les romains. Paris. 1869. in 8⁰. pag. 100. u. fg.

348) Chastel, É, Études historiques sur l'influence de la charité durant les premiers siècles chrétiens, et considérations sur son rôle dans les sociétés modernes. Paris. 1853. in 8⁰. pag. 282. u. fg.

349) Villeneuve-Bargemont, A., Économie politique chrétienne, ou recherches sur la nature et les causes du paupérisme en France et en Europe. Bruxelles. 1837. in 8⁰. pag. 423.

schwer zu heilende Kranke aufnahmen und die Verhinderung der Leiden zur Aufgabe sich machten, von sehr günstigem Einfluss auf Gesundheit und Leben der Arbeiter; in ihnen starb ein Individuum von dreissig, während in den Hospitälern eines von acht starb. Diese Dispensarien, welche leichter Erkrankte in deren eigenen Wohnungen behandeln und die nöthigen Arzneien verabfolgen, sind nicht überall vorhanden. Villeneuve verlangt nun, dass jedes Hospital durch Beschaffung einer grösseren Zahl transportabler Betten, u. s. w., die Function eines Dispensarium's übernehme, und dass über die Behandlung des erkrankten Armen, ob zu Hause oder im Hospital, der Arzt und der Armen-Visitator zu entscheiden hätten. Die Wahl der Aerzte und Wundärzte des Institutes sei von hoher Bedeutung. — Der Armen-Arzt und die gewöhnliche häusliche Pflege der Armen sind zu dessen völliger Genesung meistens unzureichend. Es handelt sich davon, dem Armen die Vortheile des Verbleibens inmitten seiner Familie und die einer sorgfältigen Behandlung und liebevollen Pflege zu sichern. Dazu muss die durch das Hospital oder Dispensarium zum Ausdruck kommende Barmherzigkeit den humanen Arzt, die freiwillige Kranken-Pflege, die erforderlichen Heil- und diätetischen Mittel bieten, also den Genuss der Vortheile des Hospital's gleichzeitig mit denen der Familie gewähren. Von vorne herein wird klar, dass solche Institute ungemein viel des Elend's verhindern, und mittelbar wie unmittelbar der socialen Gesundheit förderlich sein müssen.

Besonders nöthig macht es sich auch, nur solche Aerzte in den für Arme bestimmten Heil-Anstalten anzustellen, welche neben aller gründlichen allgemeinen und Fach-Bildung von wahrer Sorge um das Menschen-Wohl durchdrungen sind; denn nur solche werden das Ihrige thun, um den Leidenden die Gesundheit zurück zu geben, die Sitten zu verbessern, und damit das Elend zu tilgen. Aerzte jedoch, die da glauben, mit kranken Armen experimentiren und deren Leiber für den Professor der pathologischen Anatomie bestimmen zu dürfen, sind nicht nur gewissenlose Subjecte, sondern Beförderer und Vermehrer des physischen und moralischen Elend's.

Aber auch solche Aerzte taugen nichts, welche gemeine Charakter-Eigenschaften und Herzens-Härtigkeit unter dem Mantel der Frömmelei verbergen. Wölfe im Schafskleide, fügen sie den kranken Armen nur Leid und Böses zu, und bringen sich, den ärztlichen Stand, und die Barmherzigkeit, deren Organe sie doch sein sollen, in Misscredit.

David Johnston [350]) spricht lobend über die in den Hospitälern Frankreichs die Kranken-Pflege besorgenden so genannten Schwestern der Barmherzigkeit sich aus. — Wir wollen durchaus nicht behaupten, dass durch den Einfluss der religiösen Orden nicht sehr viel Gutes gestiftet, nicht sehr viel Elend getilgt, verhindert wurde. Doch in der Gegenwart hat die grösste Mehrzahl der Religions-Genossenschaften ihre alte Bedeutung für die Kranken-Pflege verloren, ja viele dieser Genossenschaften erwiesen geradezu sich als schädlich; denn für das Erste zog auch bei ihnen der verruchte, alles Gemüths-Leben zerstörende Geld- und Kaufmanns-Geist ein, und für das Zweite sind sie meistens Geschäfts-Träger des römischen Papstes und der Jesuiten. Wir halten es für dringend geboten, dass nur solche Menschen der Kranken-

---

350) Johnston, D., A general, medical, and statistical history of the present condition of public charity in France. Edinburgh. 1829. in 8⁰. pag. 74. u. fg.

Pflege in den Hospitälern sich widmen, welche durch wahre Menschen-Liebe hierzu getrieben werden, und eben so wohl frei sind von jenem niederträchtigen Egoismus, wie er den Durchschnitts-Menschen von heute charakterisirt, sondern auch in gar keiner Beziehung zu irgend welchem Institute stehen.

Hospitäler haben den Zweck, Kranken die Gesundheit wieder zu geben. Aber sie müssen auch, um in Wahrheit Institute der Barmherzigkeit zu sein und das Elend tilgen zu helfen, dem Gebesserten, dem Geheilten Lebens-Regeln mit auf den Weg geben, um fernere Erkrankung, sei es physische, sei es moralische, zu verhüten. Dieses Ziel wird vorzugsweise durch den moralischen Einfluss der Aerzte und der Pfleger erreicht, und darum machen wir an beide ein grösseres Maass von Anforderungen, und darum werden die Kranken-Pfleger am besten aus jener Klasse von Menschen sich rekrutiren, welche der Liebe, der Aufopferung, der Barmherzigkeit fähig ist und den Kaufmanns-Geist verachtet.

Zumal für Unwissende und Arme muss das Hospital ein Haus der Fürsorge, eine Quelle der Belehrung und Veredelung sein. Und wer könnte besser zu einem Orte des Heiles es gestalten, als der humane, hygieinisch gebildete Arzt, und der Pfleger, welcher aus eigenem Verlangen, Gutes zu thun, seinen schweren Beruf erwählte?

§ 87.

Schon auf früheren Zeilen*) haben wir der Findel-Häuser gedacht. Es erübrigen uns demnach hier nur einige Bemerkungen. Findel-Institute sind unter den gegenwärtigen Verhältnissen nothwendige Anstalten zur Verminderung des Elend's. Wenn sie aber diesem Zwecke entsprechen sollen, so müssen sie im Geiste wahrer Hygieine constituirt und von wahren Menschen-Freunden geleitet sein.

Fr. S. Hügel[351]), von den Ursachen sprechend, welche zu Errichtung der Findel-Häuser Anlass gaben, nennt: die Kinder-Aussetzungen und Kindes-Morde; die durch Aufhebung des mittelalterlichen patriarchalischen Verbandes bewirkte grössere Unsittlichkeit; die Verbreitung des religiösen Indifferentismus und die aus demselben fliessende Unsittlichkeit bei gleichzeitigem Erlahmen der Barmherzigkeit; die zunehmende Erschlaffung der Familien-Bande; die zunehmende Verachtung der Ehe; die Vergrösserung der Städte und das Fabriks-Wesen; die Zunahme der Massen-Armuth; die gesetzlichen und kirchlichen Ehe-Hindernisse; die ungenügende Ueberwachung eines Theiles der Presse und des Verkauf's gewisser Bildwerke; die ungenügende Beaufsichtigung aller öffentlichen und Belustigungs-Orte; der Mangel an Vereinen zur Weckung der Mutter-Liebe, und an Instituten für die sittliche Wiedergeburt gefallener Mädchen; die fehlerhaft organisirte Armen-Pflege; die häufigen Frucht-Abtreibungen, und dergleichen mehr. — Wir geben gerne zu, dass alle diese Momente die Errichtung von Findel-Häusern nöthig machten; aber wir sind überzeugt, dass die Massen-Armuth, welche die Mutter des grössten Theiles der Unsittlichkeit, der Verbrechen, der Laster ist,

---

351) Hügel, Fr. S., Die Findelhäuser und das Findelwesen Europa's, ihre Geschichte, Gesetzgebung, Verwaltung, Statistik und Reform. Wien 1863. in 8⁰. pag. 395. u. fg.

*) § 39.

in Verbindung mit den so zahlreichen bürgerlichen und kirchlichen Ehe-Hindernissen die Nährquelle der Findel-Häuser sei.

Ueberall, wo viele Menschen zusammen kommen, werden Kinder ausserhalb der Ehe erzeugt. Diese unglücklichen Wesen müssen gerettet und zu nützlichen Gliedern der Gesellschaft erzogen werden: wohl eingerichtete Findel-Häuser bieten hierzu die erste Handhabe. Wollte man diese Institute beseitigen, entbehrlich machen, so müsste man jeden Zusammenfluss von Menschen verhindern, die Noth der Armen, den Uebermuth der Reichen austilgen, einem Jeden die Ehe-Schliessung sehr leicht ermöglichen, und vor Allem ein grosses Maass werkthätiger Liebe in Aller Herzen giessen. Wenn Noth und Verzweifelung, Vorurtheil und Schande nicht mehr ihre Krallen ausstrecken, um unzählige Opfer in das Verderben zu reissen, dann wird selten ein Weib sich veranlasst sehen, ihres Kindes sich zu entledigen; und dort, wo Leichtsinn, Bosheit oder Unglück ein Kind seiner Eltern berauben, würde ja die allgemeine Barmherzigkeit mit tausend Händen helfen und schirmen.

Die Verbesserung der Sitten trägt unmittelbar und mittelbar sehr viel zur Verminderung der Anzahl der Findlinge und der Kindes-Aussetzungen bei. De Gérando [352]) bemerkt in dieser Beziehung: »Die Verbesserung der Sitten, dies ist die grosse und mächtige Ursache, welche wir anrufen müssen, um in Wirklichkeit die Zahl der verlassenen Kinder zu verkleinern. Sie wird nicht allein die Menge der unehelichen Geburten geringer machen, sondern auch im Gemüthe der Eltern mehr Energie in Ansehung der natürlichen Gefühle erwecken; sie wird den Vater zu einem besseren Verständniss der Pflicht, welche er dem von ihm verführten Weibe und dem aus dem Fehltritte entsprungenen Wesen schuldet, führen; sie wird bei der Mutter den Pflichten der Mutterschaft den bestimmenden Einfluss sichern; sie wird beide Theile veranlassen, durch den Abschluss rechtmässiger Ehe das begangene Unrecht gut zu machen«. — Wir haben schon zu wiederholten Malen von der Art und Weise gesprochen, wie die Sitten verbessert werden können; aber immer erkannten wir, dass ohne wahrhafte moralische Bildung auf der einen und ohne Tilgung des Elend's auf der andern Seite dies nicht möglich sei. Und weder lässt moralische Bildung sich erzwingen, noch das Elend sich beseitigen, wenn nicht mit Hülfe umfassender Gesundheits-Pflege alle Hemmnisse des normalen Lebens vernichtet werden. In letzter Reihe wird das Maass der Gesundheits-Pflege bei einem Volke auch die Zahl der Findel-Kinder bestimmen.

§ 88.

Leider ist durch die Gefängnisse, das Bestrafungs-System früherer Zeiten, und durch das Vorurtheil, welches den entlassenen Sträfling brandmarkte, ihn überall ausschloss und zurück in die Arme des Verbrechens führte, das Elend immer mehr vergrössert, als verkleinert worden. Erst als mit zunehmender Erkenntniss und besserer Anwendung der Humanität in dem Verbrecher ein armer Kranker, in dem Gefängniss ein Hospital und Erziehungs-Haus gesehen wurde, und als Vereine barmherziger Menschen den entlassenen Sträfling der Gesellschaft zurück gaben und den Rückfall in das Verbrechen

---

352) De Gérando, De la bienfaisance publique. Nouvelle édition. Bruxelles. 1839. in 8°. Bd. I. pag. 385.

bei ihm verhinderten, begannen die Gefängnisse in die Reihe der Anstalten zur Verminderung des Elend's zu treten.

Die Strafe, welche dem Gefangenen zuerkannt wurde, wird nur als Erziehung, relative Isolirung und Besserung unter dem Namen der Strafe bessernd auf den Zustand der socialen Gesundheit einwirken, dem moralischen und damit auch dem physischen Elend Abbruch thun. Aber nur dann ist ihre Wirkung sicher, wenn die dem Sträfling zugewandte Sorgfalt auch nach dessen Freilassung sich geltend macht. »Das beste Gefängniss-System wird seine Kraft nie vollständig entfalten können«, sagt K. J. MITTERMAIER [353]), »wenn nicht ergänzend daran eine Thätigkeit sich schliesst, welche für den Sträfling, der aus der Straf-Anstalt entlassen ist, sorgt. Die Lage der meisten Sträflinge, welche aus der Straf-Anstalt entlassen werden, mag diese auf Gemeinschafts- oder Einzeln-Haft gebaut sein, ist von der Art, dass die Besorgniss nahe liegt, dass sie wieder auf schlimme Wege gerathen. Die Jahre hindurch fort dauernde Gefängniss-Zucht bringt durch den Zwang, dem der Sträfling unterworfen ist, wo er nicht selbst handeln kann, für nichts zu sorgen hat, in der momentanen Einförmigkeit, in der er lebt, eine Willenlosigkeit, eine Unkenntniss aller in der Zwischenzeit vorgegangenen politischen und socialen Verhältnisse hervor, dass, wenn er aus der Anstalt tritt, ohne Energie, ohne Kraft für sich zu sorgen und das Rechte zu wählen, umgeben oft von völlig neuen Verhältnissen, zu ungeschickten Versuchen, sich zu helfen, gebracht wird. Die Gesetz-Gebung hat dabei noch redlich durch ihre Begünstigung von Ansichten der Bürger über Schimpflichkeit der Straf-Anstalt, durch die Fortdauer der entehrenden Folgen und ihrer Polizei-Aufsicht dazu beigetragen, dem Entlassenen ein ehrliches Fortkommen zu erschweren. . . . Unter solchen Verhältnissen ergibt sich die Wichtigkeit von Anstalten, die darauf berechnet sind, für den Entlassenen zu sorgen, ihn insbesondere in der ersten schwierigen Zeit zu unterstützen, ihm zu rathen, ihn vor Abwegen zu bewahren, und ihm Gelegenheit zu verschaffen, auf ehrlichem Wege ein Fortkommen zu finden, und die in der Straf-Anstalt begonnenen Einwirkungen auf sittliche Besserung fortzuführen. Die Wege, um dies zu erreichen, sind entweder Anstalten, welche der Staat trifft, oder freiwillige Vereine von Privat-Personen«. MITTERMAIER spricht gegen die Staats-Hülfe sich aus, und erwartet Alles von der Thätigkeit der Vereine. — Solche freiwillige Vereine, welche auf den Uebelthäter noch während seiner Haft wirken und dessen zukünftige Lebens-Stellung vorbereiten, müssen an allen Orten bestehen, wo es Straf-Anstalten gibt. Reichen ihre Mittel nicht aus, dann ist es immer bei dem Staate, materiell sie zu unterstützen; für alle Fälle aber muss der Staat das moralische Gewicht dieser Vereine durch den vollsten Schutz und die aufrichtigste Anerkennung sichern.

Von der unbedingten Nothwendigkeit, die Sträflinge zu erziehen, ist schon oft gesprochen worden. LOUIS RENÉ VILLERMÉ [354]) verlangt vom Staate, für die Erziehung in den Gefängnissen Sorge zu tragen. Wir wünschen zu diesem

---

353) MITTERMAIER, K. J., Der gegenwärtige Zustand der Gefängnissfrage mit Rücksicht auf die neuesten Leistungen der Gesetzgebung und Erfahrungen über Gefängnisseinrichtung, mit besonderer Beziehung auf Einzelnhaft. Erlangen. 1860. in 8⁰. pag. 154. u. fg.

354) VILLERMÉ, L. R., Des prisons telles qu'elles sont, et telles qu'elles devraient être. Paris. 1820. in 8⁰. pag. 112. u. fg.

Behufe nur den Schutz des Staates für die Thätigkeit von Privat-Vereinen, welche Sorge um das Wohl der Gefangenen zur Aufgabe sich machen.

Ueber die Verhältnisse der Hospitäler, Straf-Anstalten, u. s. w., welche die praktische Hygieine angehen, werden wir später umständlich handeln.

§ 89.

Wir betrachten neben der Barmherzigkeit die Association als das Mittel zur Tilgung des Elend's und zur Erhaltung der socialen Gesundheit. Association leitet zur Selbsthülfe; aber, ohne dass der Elende durch Barmherzigkeit dem unheilvollen Kreise entrissen wird, ist Association nicht möglich. Die Gegenwart hat das Wort Association auf ihre Fahne geschrieben; aber sie verschliesst sich der Barmherzigkeit. Darum ist sie einseitig, und ihre Bemühungen haben nicht den erwünschten Erfolg. Von der Barmherzigkeit zur Association; von der Association zur Selbsthülfe; von der Selbsthülfe zur Gesundheit und Glückseligkeit; von der Gesundheit und Glückseligkeit zur Tugend; — dies ist der Weg, den wir betreten müssen, um die letzten und höchsten Ziele des gesitteten Dasein's zu erreichen.

Die Association setzt etwas von äusserster Wichtigkeit voraus; H. C. Carey[355]) hat richtig dies erkannt, indem er ausspricht; »Die Associations-Kraft wächst in demselben Maasse, als die Gemeinwesen das grosse Gesetz des Christenthum's, das uns die Rechte unserer Nebenmenschen zu achten befiehlt, befolgen; und da mit dem Zuwachs der Association auch die Stärke zunimmt, so folgt daraus natürlich, dass eine Nation, die an Stärke und an Dauerhaftigkeit ihrer Institutionen gewinnen will, in der Verwaltung ihrer Staats-Angelegenheiten dasselbe Moral-System einführen muss, das man als bindend für ihre individuellen Glieder betrachtet«.

§ 90.

Treten wir heraus aus dem Thale des Jammers, aus dem Sumpfe des Elend's, und werfen wir noch von der Vogelschau einen Blick auf dieses unheilvolle Gebiet, damit klar vor das Bewusstsein trete, welche Mittel es sind, die das Elend aus der Welt bannen. In letzter Reihe sind Liebe und Vernunft die eigentlichen Ueberwinder alles Elend's und der alleinige Weg zur Gesundheit der menschlichen Gesellschaft; sie sind das Alpha und Omega der socialen Hygieine.

---

355) Carey, H. C., Die Grundlagen der Socialwissenschaft. Deutsch . . . von Carl Adler. München. 1863—64. in 8⁰. Bd. I. pag. 330.

Ende des ersten Bandes.

Berichtigungen.

Seite	42	Zeile	17	von	oben	lese man:	das öffentliche Armenwesen, statt: das Almosen-Wesen.
,,	46	,,	20	,,	,,	,, ,,	die Leidenschaften, statt: sie.
,,	88	,,	3	,,	unten	,, ,,	kritischen, statt: ikritischen.
,,	90	,,	19	,,	oben	,, ,,	der, statt: per.
,,	92	,,	19	,,	unten	,, ,,	geschwächt, statt: paralysirt.
,,	118	,,	17 & 18	,,	oben	,, ,,	Aufregung, statt: Aufsegung.
,,	147	,,	7	,,	unten	,, ,,	Vernunft. Menschen, statt: Vernunft-Menschen.
,,	195	,,	6	,,	,,	,, ,,	besässen, statt: besassen.
,,	274	,,	6	,,	,,	,, ,,	Haye, statt: Maye.
,,	364	,,	11	,,	oben	,, ,,	diesem, statt: diesen.
,,	450	,,	14	,,	unten	kommt das Wort nicht in Wegfall.	

Inhalt des ersten Bandes.

Sociale Hygieine.


WELLCOME
LIBRARY
INSTITUTE

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

